

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

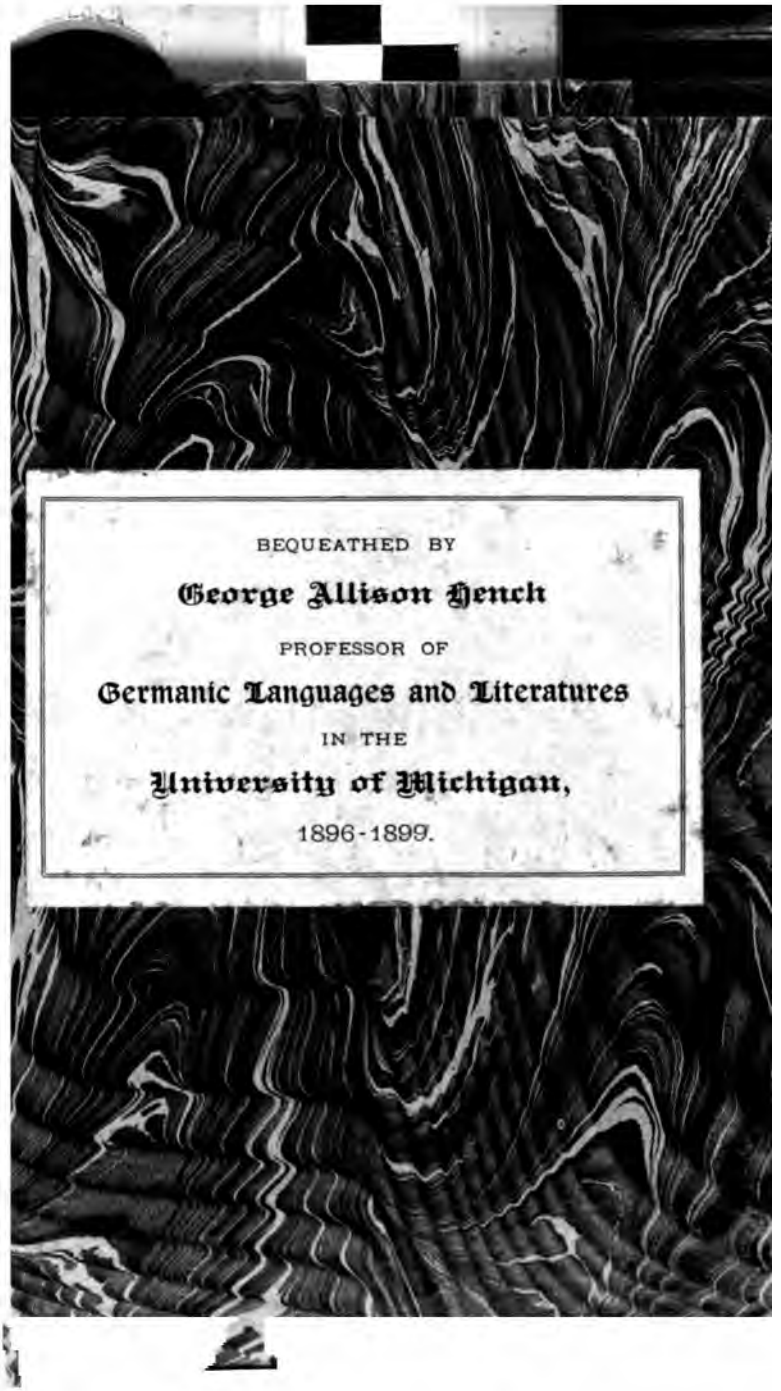
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


BEQUEATHED BY

George Allison Hench

PROFESSOR OF

Germanic Languages and Literatures

IN THE

University of Michigan,

1896-1899.











Zeiten, Völker und Menſchen

von

Karl Hillebrand.

Erſter Band.

Frankreich und die Franzoſen.

Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1898.

[redacted]

nd die Franz

Von

Hillebrand.

---

und vermehrte Auflage.

---

aßburg.
Karl J. Trübner.
1898.

D
7
.H65
1885
v. 1
cop 2



Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

[redacted]

[redacted]m lieben

[redacted]n Bülow

[redacted]dies Büchlein

[redacted]gruß aus der Ferne

der Verfaſſer.

41131

[redacted]

lts-Verzeichniß.

	Seite
uflage	IX
zur 4. Auflage	XX
	1
ur	11
	13
	64
is	106
	152
	185
Verwirklichung	189
ie Republikaner	232
und das Septennat	270
	319
	327
	329
	376
nde (nach Mittheilungen eines ge-	
)	394
achruf von Heinrich Homberger	415



Privatleben zu machen. Nichtsdestoweniger haben manche Recensenten in der Konstatirung des, von dem germanischen so verschiednen, moralischen Standpunktes der Franzosen ein sittliches Verdammungsurtheil sehen wollen. Der Verfasser aber, der sich stets bemüht hat, Spinoza's Rath zu befolgen und, soviel wie möglich, die Dinge zu verstehen, nicht zu tadeln, noch zu loben, hat nie daran gedacht aus seinen Sympathien und Antipathien für diesen oder jenen moralischen Standpunkt Kriterien für den Werth derselben machen zu wollen. Er kann daher nur ein drittes Mal wiederholen, daß er im französischen Privatleben ebensoviel Nachahmenswerthes findet, als er in dem politischen Leben der Nation wenig Symptome einer wiederkehrenden Gesundheit zu sehen vermag. Will ihn doch bedünken, daß eher in den acht Monaten, welche seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe verflossen sind, eine bedenkliche Verschlimmerung der chronischen Krankheit Neufrankreichs eingetreten ist.

Neufrankreichs, muß wiederholt werden: denn, obschon der Titel des Buches ausdrücklich von der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts spricht, haben verschiedene Berichterstatter doch auf die Vergangenheit des Landes übertragen, was nur von dem durch achtzig Revolutionsjahre zerrütteten Lande gemeint war. Niemand bewundert das alte Frankreich aufrichtiger als der Verfasser. Was es in Philosophie, Wissenschaft und Litteratur geleistet, weiß jeder halbwegs Gebildete: und man braucht nur einen Augenblick die Namen Scaliger, Montaigne, Pascal, Des-

Absicht die Rede sein kann, sofort herausgefühlt. Nicht ganz so gut ist es ihm mit der deutschen Presse ergangen, die ihn zwar durchgängig mit dem größten Wohlwollen belobt, jedoch durchaus nicht immer errathen hat, ihn bald zu wörtlich nahm, bald hinter dem Ausgesprochensten Nebenmotive voraussetzte. An Meinungsverschiedenheit hat es natürlich auch nicht gefehlt: doch daran darf sich Niemand stoßen, noch weniger versuchen wollen, sie durch Ueberredung zu beseitigen; und der Verfasser überläßt es ruhig den Ereignissen und dem Urtheil der Spätergeborenen zu entscheiden, ob seine Auffassung von Menschen und Verhältnissen die richtigere ist oder diejenige, welche allgemein in Deutschland gang und gäbe ist. Anders ist es mit Mißverständnissen. So oft ein solches vorwaltet, ist es ausschließlich dem Schriftsteller zur Last zu legen. Seine erste Pflicht ist es, sich so auszudrücken, daß für den Leser keine Zweideutigkeit möglich sei. Hat er aber, wie der Verfasser dieser Aufzeichnungen, lange zu einem fremden Publikum geredet, so muß er vor Allem sich selber fragen, ob er nicht hie und da einen Ton angeschlagen, der dem vaterländischen Leser nicht geläufig ist. Einige Fragen, in denen der Verfasser fürchtet, nicht verständlich genug geredet zu haben, erlaube man ihm hier kurz noch einmal zu berühren.

Zweimal in der kleinen Schrift ist es ausdrücklich hervorgehoben worden, wie nothwendig es sei, von dem nicht eben beneidenswerthen öffentlichen Leben der französischen Nation keine nachtheiligen Rückschlüsse auf das

. Nichtsdeſtoweniger haben manche
konſtatirung des, von dem germa-
moraliſchen Standpunktes der Fran-
dammungsurtheil ſehen wollen. Der
ſtets bemüht hat, Spinoza's Rath
el wie möglich, die Dinge zu ver-
noch zu loben, hat nie daran ge-
pathien und Antipathien für dieſen
Standpunkt Kriterien für den Werth
wollen. Er kann daher nur ein
n, daß er im franzöſiſchen Privat-
hmenswerthes findet, als er in dem
ation wenig Symptome einer wieder-
zu ſehen vermag. Will ihn doch
den acht Monaten, welche ſeit dem
Ausgabe verfloſſen ſind, eine be-
ung der chroniſchen Krankheit Neu-
iſt.

nuß wiederholt werden: denn, ob-
uches ausdrücklich von der zweiten
erts ſpricht, haben verſchiedene Be-
die Vergangenheit des Landes über-
dem durch achtzig Revolutionsjahre
int war. Niemand bewundert das
tiger als der Verfaſſer. Was es
iſchaft und Litteratur geleiſtet, weiß
bete: und man braucht nur einen
Scaliger, Montaigne, Paſcal, Des-

cartes, Bayle, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Laplace, Cuvier aus der Geschichte der europäischen Kultur hinwegzudenken, um sich eine Vorstellung zu machen von dem großartigen, und im Allgemeinen wohlthätigen, Einfluß des französischen Geistes auf Europa und die Menschheit. Und mehr noch als im Wesen ist die Nation in der Form die langjährige Lehrmeisterin Europas gewesen, ohne deren Schule die schöne Litteratur Englands und Deutschlands im vorigen Jahrhundert geradezu unmöglich gewesen wäre. Ebenso bewundernswerth waren die Traditionen des französischen Staates, so lange diese Traditionen eben lebendig waren. Staatsmänner und Administratoren, wie Heinrich IV. und Sully, wie Richelieu und Mazarin, wie Louvois und Colbert, wie die ganze Schule Napoleons hat die Geschichte weniger Völker aufzuweisen. Freilich vermochten sie nur so lange durchzudringen, als die Nation, sich dem Instinkte ihrer eigenen Natur überlassend, keine fremden Ideen, wie die des self-government, des Parlamentarismus u. a., importirte, sondern die aufgeklärte, täglich mehr gemäßigte und gemilderte, Beamtenherrschaft als die ihr natürlich zukommende Regierungsform annahm — eine Regierungsform, die sich ja mit der größten bürgerlichen Freiheit sehr wohl verträgt, keinerlei nationale Thätigkeit und Bewegung zu hemmen braucht, die Kontrole durch die Volksvertretung und die Presse sehr wohl zuläßt, nur die Lenkung des Staates nicht der Menge oder deren Führern ausliefert. Erst wenn die Erkenntniß die Richtigkeit des Instinktes völlig begriffen und bestätigt hat,

iedergeburt Frankreichs zu denken.
eſtern, wie noch heut, die beſten
ı Charaktere der Nation glauben,
richtungen Freiheit und Selbſt
können, ſo lange iſt von keinem
öffentlichen Zuſtände zu reden,
Bruche des heutigen Frankreich
ı unabhängig von dem politiſchen
vorübergehend erſcheinen will.

ches Thiers gewidmet iſt, wurde
s ob der Verfaſſer den damaligen
r unſtürzbar gehalten hätte. Ein
hnitt mag dieſes Mißverſtändniß
ſtimmter ausſpricht, daß nicht der
Dictatur das Unvermeidliche war
als eine Charakteriſtik der beiden
ſeit anderthalb Jahren mit einander
und ſich über ihrem Ringen das-
ıal werden entwinden laſſen.

che Patrioten haben die Urtheile über
nleitung und Anhang enthalten*),
in dem darin vom Vaterlande ge
erecht oder doch als abfällig gerügt.
nie genug zu preiſender Zug des
es ſo gutmüthig die Sprache der

: 3. Auflage aus weiter unten angegebenen
durch einen andern erſetzt worden.

Wahrheit, selbst oder gerade wenn sie derb ist, hören kann, und sie nicht allein von den Großen, wie Lessing, Goethe, Schopenhauer, sondern auch von weniger Berechtigten, wie Heine, Börne, Gervinus, ja selbst von den Unbedeutendsten ruhig hinnimmt, sobald es nur die Vorwürfe als begründet erkennen kann. Nun giebt's aber Dinge, deren Nationen wie Individuen sich nur äußerst schwer bewußt werden können, weil der Mensch eben aus sich heraustreten muß, um sie gewahr zu werden: und solche Dinge in's rechte Licht zu stellen, scheint selbst der unbedeutende Landsmann, der sie so zu sagen von Außen betrachten kann, wohl berufen. Dazu gehören denn auch die vom Verfasser angedeuteten gesellschaftlichen Untugenden des deutschen Volkes. Man hat diese Ausstellungen im Allgemeinen viel zu äußerlich gefaßt. Der Verfasser sieht die gesellige Barbarei der Deutschen nicht etwa darin, daß sie den Unterschied zwischen Messer und Gabel noch nicht erlernt haben oder linkische Bücklinge zu machen pflegen, sondern in der Unvermögenheit oder doch Unbeholfenheit, die Grenze inne zu halten zwischen Rohheit und Unnatur. Der Mangel an Unbefangenheit, und folglich an Anmuth und Würde bei den Frauen, die Reizbarkeit, der Trotz und die Unbändigkeit der Männer, verbunden mit dem ungerechtfertigten Eindringen in's Persönliche der Freunde, worin beide Geschlechter bei uns wetteifern, haben ihre Wurzeln freilich in den schönsten Tugenden der Nation: Wahrhaftigkeit — „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist" —, Ernst der Ueberzeugungen, Gründlichkeit, Wärme

gkeitssinn, Ungeschicklichkeit in der
ein dies sind eben doch zumeist
deren rauhe Außenseite die Kultur
ne den Kern zu berühren; und
ob sittlich die Barbarei so voll-
wie es unsres gethan, ohne in
len, so dürfte es auch wohl im
r Geselligkeit, welche das halbe
erziehen.

: die Befähigung der Deutschen zur
ng vermag der Verfasser nicht zu-
noch immer die Meinung V. Hehn's,
ngen offenkundig noch Kinder sind
iemlich talentlose", die den Fran
ziehung um Nichts überlegen sind,
anderer Natur sind. Sündigen
'angel an Muth der sogenannten
genüber, so sündigen wir durch
ı leicht von der allgemeinen Strö
) wir unverbesserliche Individua
n Unterordnung unfähig; sind die
anzosen meist ziemlich schaal, so
e der Selfgovernmentstheorie, ihre
ur in fremden, erborgten Begriffen
: Zustände keinerlei Anwendung
Verfasser die politischen Tugenden
st der Meinung, daß ein Volk auch
roß, glücklich und frei sein kann.

Noch ein Mißverständniß scheint vorzuliegen, das der Verfasser gerne berichtigen möchte, wenn es sich nur in den engen Grenzen eines Vorwortes machen ließe: wenn es überhaupt möglich wäre es zu thun: aber zwischen grundverschiedenen Weltanschauungen giebt's nun einmal keine Verständigung. Man hat dem Verfasser die naive Absicht zugeschrieben, durch seine Schriften die beiden feindlichen Nationen versöhnen, künftige Kriege beschwören zu wollen und was der gutmüthigen Gesinnungen mehr ist. Wer ihm aber solcherlei Absichten überhaupt zuzutrauen vermag, der kann auch nicht eine Silbe dieser Schrift richtig verstanden haben. Als der Verfasser den Franzosen Deutschland zu erklären versuchte, dachte er so wenig wie jetzt, da er den Deutschen Frankreich zu deuten unternimmt, daran, praktisch irgend einen Einfluß auszuüben. Er hat schon gar lange eingesehen, daß gute Rathschläge und sittliche Betrachtungen wenig vermögen gegen Interessen und Leidenschaften, als welche allein die Politik beherrschen; und wenn die besten Männer der besten Zeit, wenn die edelsten und begabtesten Schriftsteller Englands und Frankreichs im 18. Jahrhundert sich umsonst bemühten, zwei große Nationen einander durch gegenseitiges Verständniß näher zu bringen, so wird sich der Verfasser vorliegender Skizzen doch wahrlich nicht der Täuschung hingeben, daß er heutzutage irgend etwas zur Erweckung friedlicherer Gesinnungen zwischen Deutschland und Frankreich beitragen könnte. Wohl aber dachte er und denkt er, daß es, trotz des bedenklichen Rückschrittes aller höheren

ſeit dreißig bis vierzig Jahren
Nationen Europas noch immer
deter giebt, die rohem National-
über ſich laſſen, und denen die
ge, noch das höchſte Menſchen-
ſie ſich jedoch ſehr wohl für ſie
wäre es auch nur wie ſie's etwa
pologie thun würden. Für die
er „die Menſchen zu beſſern und
Verfaſſer, der allzu wohl weiß,
en, wie Wenig er ändern kann.

ember 1873.

---

uflage unterſcheidet ſich von der
r durch eine nochmalige Ueber-
die ja den Gedanken und ſeine
genug wiedergeben kann; ſondern
ung einzelner Belegſtellen aus
n an den Orten, wo der Ver-
Geſchmack an Paradoxien findet,
lgemein angenommenen Urtheilen
ocqueville öfter als Andere an-
ſelbe eben die höchſte Autorität
der Politik iſt, da er die Ver-
am Eingehendſten erforſcht, die
eter und Miniſter unter zwei

verschiedenen Regierungen praktisch kennen gelernt, d
Ausland zu bereisen und vergleichen mehr als Viele
Gelegenheit gehabt hat, vor Allem aber, weil er in d
Staatslehre der tiefste Denker und größte Schriftstell
seiner Zeit war. Ueberhaupt mache ich mir zur Pflic
nur Autoritäten ersten Ranges wie Guizot und Thie
Sainte Beuve und Rémusat, Renan und Taine a
zuführen; und man wird hier nie eine Citation von Tage
schriftstellern als Belegstelle für die Richtigkeit mein
Beobachtungen und Auffassungen finden.

Diese neue Auflage bringt überdies im ersten Abschnit
viele ganz neue Seiten über früher nicht behandelte Partie
des französischen Lebens und erweitert den zweiten über d
„politische Leben" um ein ganzes Kapitel, das die Entwicklu
der öffentlichen Zustände in den letzten fünf Jahren behan
delt, nicht in geschichtlicher Darstellung — die versucht d
Verfasser an anderer Stelle, in anderer Weise und an eine
etwas fernerliegenden Gegenstande — sondern nur um de
Werdende in der Flucht der Erscheinungen kurz anzudeute
Theilen der zwei Bände, welche bei dem Niederschreibe
und während des Druckes verflossen sind. Die Dinge sind
oft stark verändert haben, aber ich das Skizzen doch n
verändert lassen, da ich leider nicht zu finden vermoch
daß Frankreich mit der Veränderlichkeit seiner in den Vord
angehäuften und nun vor allen Stimmen gewogen h

Endlich ist der Anhang: „Französische Stimme
über Deutschlands Vergangenheit und Zukunft", der hier
hochinteressant vergleichend und durch neue andere erse

ihe Urtheile über politiſche und
ägen Frankreich enthält.*) Auch
urch Weglaſſung dieſer Aufſätze
eſchmack einer, ſelbſt nur defen-
der den Eindruck hinterlaſſen
kreich feindlich gegenüberſtände,

.

eo (si placeo) tuum est

nüber lebhaft genug empfindet
e Dame machte dem Verfaſſer
in ſei zu „franzöſiſch für einen
einen Franzoſen.“ Nie hat ihm
ls dieſer Tadel; und, hätte die
Schrift ſei zu liberal für einen
liſch für einen Liberalen, zu frei
mmen und zu fromm für einen
Grund ganz zufrieden zu ſein.
teller es ſich zur Lebensaufgabe
ner Zeit zu ſtudiren, ſo muß ja
ſein, einen Standpunkt zu er-
eharren, auf dem er ſich außer-
ialen, politiſchen und religiöſen
alten vermag.

3 1879.

K. H.

n in einem anderen Bande dieſer
) Teutonica enthalten wird, eine ge-

Vorwort
der Herausgeberin zur vierten Auflage.

Das hier in vierter Auflage erscheinende Buch ist zum größten Theile im Sommer des Jahres 1872 unter dem noch frischen Eindruck des großen Krieges geschrieben; nur der letzte Theil, welcher von dem politischen Leben Frankreichs handelt, entstand im Dezember 1878 nach dem entscheidenden Siege der französischen Radikalen über die Conservativen. Es erschien im Jahre 1880 eine französische Uebersetzung desselben und im Jahre 1881 eine englische.

Eine vollständige Umarbeitung des Werkes, wie sie der Verfasser im Sinne hatte, wurde durch seine schwere, langwierige Krankheit und den darauf erfolgten Hingang vereitelt. So sehr nun dieser Umstand zu bedauern ist — da sich, während des beträchtlichen Zeitraums zwischen dem ersten Erscheinen des Buches und der Periode, wo der Autor dem Gedanken einer Neubearbeitung näher trat, wohl Manches in seiner Auffassung, wie auch in der seiner Leser, modificirt hatte, wodurch vielleicht der

geworden wäre — ſo iſt dennoch
nen, daß er in den damals auf-
und Anſichten wenig oder nichts

Wenn ich mich nun berechtigt
eranſtaltete vierte Auflage als
mehrte zu bezeichnen, ſo beruht
ie unter dem Nachlaſſe meines
ufätze und Notizen, über deren
ifel ſein konnte, und welche
n, um aufgenommen zu werden,
laſſenen Angaben des Verfaſſers
len beigefügt habe, ohne irgend
r Erweiterungen.

Zuſätze iſt der hier als Anhang II
Gambettas, welcher urſprünglich
Review vom Februar 1883 —
ob — in engliſcher Sprache er-
ag dieſer Schrift verdanke ich der
gkeit und gewandten Feder von
der ich für dieſen neuen Freund
nderen Dank abzuſtatten habe.
ihin, dem vortrefflichen Freunde
Ludwig Bamberger, meinen herz
echen für die große Güte, mit
hat, ihn, den Vielbeſchäftigten,
zweifelhaften Fällen: eine Er
n der That, von unſchätzbarem

So hoffe ich denn, ſo weit es in meiner Macht ſtand, das mir anvertraute Amt der Verwaltung des Nachlaſſes meines Mannes in dieſer neuen Ausgabe gewiſſenhaft erfüllt zu haben. Möge das Buch in ſeiner vierten Auflage nicht weniger Anerkennung finden als in den früheren!

Florenz, den 22. Mai 1898.

Die Herausgeberin

Jeſſie Hillebrand.

leitendes.

ll und ſein raſches Sicherholen,
die Kataſtrophe bloßgelegt, und
der Deutſche unvermuthet wäh-
Invaſion im franzöſiſchen Leben
beides, Gutes und Schlimmes,
den oder in der Charakter- und
s zu erkennen — das Alles hat
den mannichfaltigſten Veröffent-
s Weſen Anlaß gegeben. Wäh-
warnen zu müſſen glaubten vor
arten des beſiegten Nachbarn,
freimüthige und ſympathiſche
was wir noch alles von dem
ätten. Freilich iſt's ein eigen
i Nationen wie bei Individuen:
Thatſachen und ſogar einzelne
von andern holen; aber auch
ch eine Charakteranlage? Und
wohl allein das wirklich Gute,
e — mit andern Worten: das
berthe. Indeſſen, eine Nation
er Geſchichtſchreiber, der Dichter
ne irgend einen Gedanken an



So hoffe ich denn, ſo weit es in meiner Macht ſtand, das mir anvertraute Amt der Verwaltung des Nachlaſſes meines Mannes in dieſer neuen Ausgabe gewiſſenhaft erfüllt zu haben. Möge das Buch in ſeiner vierten Auflage nicht weniger Anerkennung finden als in den früheren!

Florenz, den 22. Mai 1898.

Die Herausgeberin

Jeſſie Hillebrand.

hunderts und unſerer klaſſiſchen
rede von den „deutſchen Tugenden“
nder Männer aufzukommen, wäh-
ſcheidenheit der frühern Tage einem
Selbſtgefühl Platz zu machen an-
nd deutſche Treue, deutſche Red-
ömmigkeit, deutſche Offenheit und
it, deutſcher Wille und deutſcher
iefe und deutſches Gemüth nament-
damals gar vielfach preiſen als
tſcher Nation. Auch begann man
ehen auf Romanen und Slaven mit
n eigenthümlichen Ueberlegenheits-
der Indern gegenüber. Ein Ger-
en „tiefen“ Wolfram von Eſchen-
hrétien de Troyes zu ſtellen, den
s Deutſche übertragen; Vilmar
elais neben ſeinem Elſäßer Ueber-
n gewöhnlichen Poſſenreißer zu
ſelbſt ſcheute ſich nicht, der Nation
alle poetiſche Anlage abzuſprechen.
eſte Kind Nordfrankreichs, galt
deutſche Kunſt“, und daß Frank-
as mehr als „Mode und Eleganz“
rde in gewiſſen Lagern als ganz
Gar deutlich ſah man noch im
Splitter, und lachte weidlich ob
r „an der Spitze der Civiliſation“
rend man ganz unbefangen ſeinen
au trug und von der „Ueber-

gerne zugeben, daß auch unſere
haben, wenn gleich nicht immer
Gefühle zuſagen, noch auch alle
ſelber anzudichten pflegten in den
r wird zugeben müſſen, daß ſie

nneur, ni cette indignité

ɔlich im Grunde iſt es, daß die
des 18. Jahrhunderts die euro-
t, wie England, Spanien, Ita-
nen Jahrhunderten, noch in dem
ie ſei nicht überholt, zumal ſie
überall auf dem Feſtland in die
ts, die wir ſeit fünfzig Jahren

**ionie Europa's geführt, kommt es
behaupten, oder die Zeichen der
nd anzuerkennen, ſobald wir ſie
olke gewahr werden ſollten; in
chtlich herabzuſehen auf die Na-
ilig von uns überholen ließen.
r uns, den ſittlichen Verfall un-
betonen, weil ein geiſtiger Still-
Schwächezuſtand ſich gerade jetzt
ndgeben. Weder ſittlich, noch
l politiſch und geiſtig kann die
ckenheit der franzöſiſchen Nation,
ɔ im Jahre 1648, als uns nicht
rn ſogar die Idee des Vater-
n, und nichts zu ſehen war in
ɔheit und Elend, Beſtechlichkeit,**

legenheit deutscher Bildung“ als von etwas Selbstverständlichem redete. Die geschmackvolle Citation von Paracelsus' Worten in der Antwort deutscher Professoren auf die Adresse der Dubliner Universität: „Engländer, Franzosen, Italiener uns nach, nicht wir euch,“ war nur das Losbrechen, in einem Augenblick mangelhafter Selbstüberwachung, eines Gefühles, das sich in gar manche deutsche Gelehrtenbrust eingenistet hatte. Hätte sich nicht in den sechziger Jahren eine entschiedene Reaktion gegen diese nationale Selbsteingenommenheit geregt, eine Reaktion, welche um so beachtenswerther war, als sie von den Besten ausging — ich erinnere nur an D. F. Strauß, H. Hettner, Julian Schmidt und K. Justi —, hätten im Augenblick des Sieges und kurz darauf die Stimmen unserer bedeutendsten Schriftsteller sich nicht so männlich erhoben, um uns vor Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung zu warnen; hätten die deutschen Heerführer nicht ein so einziges Beispiel von Bescheidenheit und würdevollem Takt gegeben: hätten nicht so manche aufgeweckte und parteilose Beobachter sich bemüht, auch den guten Seiten des Feindes gerecht zu werden, — wahrlich, die Masse des halbgebildeten Bürgerthums, die schon anfing, jene Reden von der Ueberlegenheit des deutschen Volkes über alle andern als gar angenehm und süß im Munde zu führen, hätte sich wohl bald daran gewöhnen und es bequem finden mögen, sich auf dem Hochgefühl seiner „deutschen Tugenden“ zu betten und auszuruhen.

Wer lange unter dem französischen Volke gelebt — und zwar nicht in Kaffeehäusern, auf Bällen und in Theatern, sondern in der Familie, im Amt, in bürgerlicher

m ihres Studiums, ihrer Kenntnicht mit Unrecht. Wenige der hen Bücher und Zeitſchriften, nde beſchäftigen, dringen wirkremden Geiſt ein. Aber machen utzutage? Sind denn deutſche n wie Mérimée und Sue, oder einem Athem ausſprechen, ſoviel on Ranke und Duller, oder von n Zwillingsbrüdern reden?*) nſere Großväter Frankreich und ſe Wieland's, Herder's, Goethe's, auf jeder Seite die fremden Juſti's herrlichem Buche, wie ı las, die er nicht mochte. Wie ı Blick auf die „Dramaturgie“. ire und Rouſſeau, waren der ig, wie heute etwa jeder gebilLeipzig waren ſich um Hunn's in unſerer Eiſenbahnen- und e ſolche Aenderung eintreten erworfen. Eine ſo vollkommene

einem 27jährigen Doctor philoslichtigen Lehrer, der ſogar mehrere hatte, gefragt worden zu ſein, wer Paul oder Alfred de Muſſet. Von ß Einer von ihnen das „Rheinlied“ rankreich einen Gymnaſiaſten finden, riſche Bedeutung Muſſet's für Frank's für Deutſchland, des dichteriſchen

Unwiſſenheit, Knechtsſinn, l
iſt nicht einmal nötig, ſo n
Tugendſtolz etwas abzufühl
borne Racenvorzüge einiger
denn ſo lange her, daß unter
frömmelnde Heuchelei und c
gioſität erſtickten? Wo war
deutſche Zucht und Häuslich
Wieſel's, des Litteratenkreiſe
welcher Patriot erinnerte ſi
jenes Gemäldes von der Beſ
der Liederlichkeit im ſüddeutſ
der Rheinbunds- und Reſta
Lang uns in ſeinen Mem
noch bis in die dreißiger J
ſtädten, wie in den ehemal
das haben wir noch alle „ſch
alles das iſt wahrlich die
zweiten Kaiſerreichs kaum
von einem ſittlichen Verfall
den letzten drei Jahrhunder
der Religionskriege, unter d
des Direktoriums — weit
es jetzt iſt, beweiſt nur, daß
oder ſie vergißt. Eine Nat
noch gar munter und kräft
an die Daten der Barras'ſc
tiſchen Siege.

Man ſpricht von der fr
landes, von der Oberflächlic

behandeln, wenn sie dieselben ihres Studiums, ihrer Kenntnißnahme würdigen. Und nicht mit Unrecht. Wenige der sehr zahlreichen französischen Bücher und Zeitschriften, welche sich mit dem Auslande beschäftigen, dringen wirklich in fremdes Leben und fremden Geist ein. Aber machen wir es denn viel besser heutzutage? Sind denn deutsche Schriftsteller, welche Namen wie Mérimée und Sue, oder Thierry und Capefigue in Einem Athem aussprechen, soviel besser als Franzosen, die von Ranke und Duller, oder von [illegible] und Redwitz als von Zwillingsbrüdern reden?*)

Wie anders kannten unsere Großväter Frankreich und England! Liest man die Briefe Wieland's, Herder's, Goethe's, Merck's, so stoßen Einem auf jeder Seite die fremden Namen auf. Man lese in Justi's herrlichem Buche, wie Winckelmann die Franzosen las, die er nicht mochte. Wie [illegible] sie kannte, zeigt ein Blick auf die „Dramaturgie". Sie lebten eben mit Voltaire und Rousseau, waren der [illegible] Sprache mächtig, wie heute etwa jeder gebildete Rheinländer, und Paris und Leipzig waren sich um Hundert von Meilen näher, als in unserer Eisenbahnen- und Telegraphenzeit. Daß eine solche Aenderung eintreten [illegible] in keinem Zweifel unterworfen. Eine so vollkommene

* Ich erinnere mich, von einem 27jährigen Doctor philosophiae [illegible] Philologen, tüchtigen Lehrer, der sogar mehrere Jahre im Auslande zugebracht hatte, gefragt worden zu sein, wer [illegible] der Bedeutendere sei, Paul oder Alfred de Musset. Von der Musik er nichts, als daß Einer von ihnen das „Rheinlied" [illegible] Komm und man in Frankreich einen Gymnasiasten finden, [illegible] grammatik und die historische Bedeutung Musset's für Frankreich [illegible] so groß als die Heine's für Deutschland, des dichterischen [illegible] gar nicht zu gedenken.

Vertrautheit mit einer fremden Litteratur ist nur in einem Volke möglich, das selbst noch keine Litteratur hat; aber ist man nicht zu weit gegangen? Mögen unsere Knaben immerhin fortfahren, die Schiller'schen Verse auswendig zu lernen, anstatt der Alexandriner Corneille's; mögen unsere Jünglinge in Kant lieber als in Condillac die Grundlage ihrer philosophischen Bildung suchen; möge vor Allem Goethe fortfahren, uns durch das Leben der liebste Begleiter und Freund zu sein — aber muß uns das hindern, ein offenes Auge und offenen Sinn für das Fremde zu haben? Sollten wir nicht gerade immer dem Beispiele des Dichters und Weisen zu folgen suchen, der noch in hohem Alter Byron und Manzoni, Mérimée und Hugo nicht etwa oberflächlich anblätterte, sondern durchdrang, an sein Herz schloß, sich aneignete? Es ist gut, sein Weib, seine Kinder und seine Jugendfreunde täglich um sich zu haben, aber nicht die Gastfreundschaft allein gebietet uns, auch dem Fremden manchmal einen Sitz an unserer Tafel einzuräumen; unser wohlverstandenes Interesse wird uns sagen, daß unsere Unterhaltung gewiß nicht an Leben, Anmuth und Mannichfaltigkeit dadurch verlieren wird, daß wir fremde Elemente hineinziehen.

Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend", bald „zum Tode betrübt", so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skeptizismus, Routine und



ertragen ſich im religiöſen, im ſittlichen, im geiſtigen
ı. Und noch auffallender iſt der Gegenſatz zwiſchen
Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des
ʒoſen. Leichtſinnig, verſchwenderiſch, nur ſeinen Im=
n gehorchend wenn ſich's um den Staat handelt, iſt
rſichtig, ſparſam, ſtets beſonnen in ſeinen perſön=
: Lebensverhältniſſen. Es giebt vielleicht einen Weg,
ı Widerſpruch zu erklären, die beiden Extreme auf
nſame Wurzeln zurückzuführen und darzuthun, wie
mmt, daß unſer Nachbar, dem die Natur die Gaben
ζῶον πολιτικὸν — wenigſtens αὐτοκρατικὸν — ſo
ich verweigert zu haben ſcheint, als geſelliges Weſen
ḧöchſte leiſtet, ſittlich, geiſtig und künſtleriſch aber den
:n Nationen Europa's, wenn auch nicht überlegen,
im Allgemeinen ebenbürtig iſt.

Irren wir nicht, ſo liegt das Geheimniß zum größten
le im unvermittelten Gegenſatze der Charakteranlage und
eiſtesrichtung. Der Rationalismus, die Verſtändigkeit,
r Grundzug des franzöſiſchen Geiſtes. Erſt im 18. Jahr=
ert zu ſeiner vollſten Entwicklung und zu ſeinem

das öffentliche und das Privatleben. Verſuchen wir ſeiner Thätigkeit nachzuſpüren, dieſelbe in den verſchiedenſten Lebensſphären aufzudecken, und zu ſehen, wie er ſich mit dem leidenſchaftlich erregbaren Temperament, der maßlos vordrängenden Eigenliebe des Kelten verträgt, dem das vermittelnde Element abgeht, welches in dem germaniſchen Gemüthe, wie in dem ſinnlichen Idealismus des Romanen liegt. Selbſtverſtändlich kann hier nur von dem Mittelſtande die Rede ſein, und in dieſem nur von der großen Mehrheit und der Regel, nicht von der Minderheit noch der Ausnahme, die gerade in Frankreich, aus Gründen, die ſich ſpäter ergeben werden, äußerſt ſelten iſt. Die Maſſe der Arbeiter und Bauern trägt wohl überall die rohen Grundzüge einer Civiliſation; aber dieſe Züge ſind nicht ausgeprägt und ausgebildet genug, um darin die Phyſiognomie dieſer Civiliſation zu ſtudiren, wie ſie in den höchſten, reichſten Ständen wiederum zu verwiſcht ſind, um ein günſtiges Beobachtungsmaterial abzugeben.

ıft und Litteratur.

das öffentliche und das Privatleben. Verſuchen wir ſeiner Thätigkeit nachzuſpüren, dieſelbe in den verſchiedenſten Lebensſphären aufzudecken, und zu ſehen, wie er ſich mit dem leidenſchaftlich erregbaren Temperament, der maßlos vordrängenden Eigenliebe des Kelten verträgt, dem das vermittelnde Element abgeht, welches in dem germaniſchen Gemüthe, wie in dem ſinnlichen Idealismus des Romanen liegt. Selbſtverſtändlich kann hier nur von dem Mittelſtande die Rede ſein, und in dieſem nur von der großen Mehrheit und der Regel, nicht von der Minderheit noch der Ausnahme, die gerade in Frankreich, aus Gründen, die ſich ſpäter ergeben werden, äußerſt ſelten iſt. Die Maſſe der Arbeiter und Bauern trägt wohl überall die rohen Grundzüge einer Civiliſation; aber dieſe Züge ſind nicht ausgeprägt und ausgebildet genug, um darin die Phyſiognomie dieſer Civiliſation zu ſtudiren, wie ſie in den höchſten, reichſten Ständen wiederum zu verwiſcht ſind, um ein günſtiges Beobachtungsmaterial abzugeben.

ft und Litteratur.

s Kapitel.

e und Sitte.

I.

nbekannt, wie die franzöſiſche
ſtehe gegründet iſt; doch pflegt
Verhältniß oft viel zu roh aufzu-
ranzoſe ſich ausgetobt — das il
asse iſt zur Höhe eines Moral-
r nahe an die Dreißig gekommen
ng, die ihm erlaubt, einen Haus-
n ſeine Eltern, Freunde, manch-
nach einer paſſenden Partie um.
hr irren, wenn man glaubte, er
. Dieſe muß freilich nothwendig
) der Bräutigam im Allgemeinen
dieſer Mitgift die Hälfte ſeines
Regel iſt getrenntes Eigenthum
hon zuweilen, beſonders im Nor-
orkommt; und auch in dieſer Vor-
Frau in jedem Fall ihr Antheil



:s Kapitel.

le und Sitte.

I.

unbekannt, wie die franzöſiſche
ſtehe gegründet iſt: doch pflegt
Verhältniß oft viel zu roh aufzu-
Franzoſe ſich ausgetobt — das il
asse iſt zur Höhe eines Moral-
er nahe an die Dreißig gekommen
ig, die ihm erlaubt, einen Haus-
n ſeine Eltern, Freunde, manch-
nach einer paſſenden Partie um.
hr irren, wenn man glaubte, er
t. Dieſe muß freilich nothwendig
) der Bräutigam im Allgemeinen
dieſer Mitgift die Hälfte ſeines
Regel iſt getrenntes Eigenthum
jon zuweilen, beſonders im Vor-
orkommt: und auch in dieſer Vor-
Frau in jedem Fall ihr Antheil

sichert, offenbart sich der Geist und Charakter der französischen Ehe. Ueberhaupt schützt das Gesetz, wie die Kinder, so deren Mutter auf jede Weise gegen Vernachlässigung, böswilliges Verlassen, Verschwendungs- oder Spekulationsgelüste des Familienhauptes, ein Schutz, der zuweilen von der Braut als beleidigendes Mißtrauen, von der Gattin als lästige Fessel empfunden wird. Ebenso wichtige Erwägungsgegenstände als die Vermögensverhältnisse sind die Gesundheit, das Alter — die Braut muß durchschnittlich zehn Jahre jünger sein als der Bräutigam — der Charakter, über den sorgfältigste Erkundigungen eingezogen werden, die Lebensgewohnheiten, vor allem aber die Gesellschaftssphäre, der die für einander Bestimmten angehören. Nur ungern heirathet der Franzose über seinem Stand, äußerst selten unter ihm. Mißheirathen aus Leidenschaft kommen, so zu sagen, nie vor; ich erinnere mich nicht, von einem reichen und vornehmen Jüngling gehört zu haben, der die Erzieherin seiner Schwester geheirathet, oder von einem Mädchen hohen Standes, das sich hätte von dem Lehrer ihrer Brüder entführen lassen; man weiß, wie alltäglich solche Vorkommnisse in Ländern germanischer Race sind; von größeren Extravaganzen, wie sie in England so häufig zu Tage treten, gar nicht zu reden. Wichtig ist in den Augen der Mutter, daß der künftige Mann ihrer Tochter „das Leben kenne", wie der Euphemismus lautet, damit er das „Leben" nicht später beginne; denn das steht ja einmal fest: il faut que jeunesse se passe.

Nachdem die „Zukünftigen" Bekanntschaft mit einander gemacht, wird der Bräutigam allabendlich in Gegenwart

n Hause seiner Braut zugelassen,
Natürlich ist an das trauliche Du
Probezeit noch nicht zu denken:
t erlaubt. Was die Liebe anlangt,
nachkommt, und gewöhnlich kommt
den französischen Ehen sind glück-
s unsere Neigungsheirathen. Die
en, namentlich nach der Geburt der
gewisse Annäherung der Personen,
Wünsche und Ziele herbei; die Ge-
ge, und die Freundschaft wenig-
Untreue und Ehebruch sind in
rst selten, und das Familienleben
herzliches, beinahe inniges. Nicht
nden, wo vielfach eine vollständige
gatten von einander herrscht, noch
ıde, wo das Konkubinat die Regel
ırch eine späte Ehe anerkannt wird.
es Gatten ist unbekannt; der Klub
n im Allgemeinen nur — wenig-
Leute — den vornehmsten und den

welche Gustave Droz in dem viel
sieur, Madame et Bébé“ giebt,
wahrheitgetreu. Freilich giebt es
dem Zartgefühl der französischen
olches Buch siebenzig Auflagen er-
will es bedünken, daß es weniger
Courtisanen zu führen, als uns so
es ehelichen Alkoven den Vorhang

wegzuziehen.*) Aber so wie es ist, giebt das Buch doch ein lebendiges Bild der französischen Eheverhältnisse und der gewöhnlich darin herrschenden Heiterkeit und Harmonie. Indeß ist es charakteristisch, daß bei aller dieser Herzlichkeit die Mutter doch im Allgemeinen ihre Kinder inniger liebt als ihren Gatten.

Man weiß, daß die Zahl der Kinder beschränkt ist, und daß jene rationalistische Moral, die nicht den Trieb des Herzens, sondern den reflektirenden Verstand als Gebieter anerkennt, auch erheischt, daß nicht mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als man sicher ist, bequem und im Wohlstand aufziehen zu können. Diese Kinder, gewöhnlich zwei bis drei an der Zahl,**) bilden nun das einzige Interesse, die einzige Sorge der Eltern, deren Zärtlichkeit die Grenzen einer besonnenen Liebe weit übersteigt. Denn die ehemals ganz allgemeine Gewohnheit, die Kinder aufs Land zur Amme zu schicken, ist für die höheren und höchsten

*) Uebrigens sündigt auch die Jugend des deutschen Mittelstandes nicht immer durch übertriebene Delikatesse, wie jeder Leser zur Genüge weiß, der das Glück gehabt hat, mit verliebten Pärchen während ihrer Flitterwochenreise auf dem Dampfschiff oder im Eisenbahnwagen zusammen zu reisen; wie denn auch die „Verstandesheirath", nach den Anzeigen unserer Zeitungen zu urtheilen, auf dem besten Wege ist, in unserm lieben Vaterlande sich in ihrer superlativsten Form einzubürgern. Was sonst noch Alles jene letzte Seite eines deutschen Journals lehrt, ist eben auch nicht gerade immer erfreulicher Natur.

**) In französisch Flandern herrschen schon mehr niederländische Sitten und zahlreiche Kinder, frühe Ehebündnisse zwischen Gleichaltrigen ꝛc. Das nicht-keltische Blut, die späte Annexion an Frankreich, die sehr lebendige Religiosität erklären diese Ausnahme hinlänglich.

Mode gekommen und beſteht faſt
Leuten, Ladenbeſitzern, Handels-
Dagegen bleiben die Kinder des
jetzt meiſt in der Familie. Da ſind
ſtand aller Geſpräche, werden ſchon
Tiſch gezogen, wo ſie die Haupt-
e wird befriedigt, jedem Wunſche
jede Bewegung bewundert; kurz das
ntiſch; das unangenehme Geſchäft,
d Ordnung zu gewöhnen, bleibt
n vorbehalten. Denn mit zehn
: in's Collège, etwas älter das
beide als Koſtgänger (internes):
ehung der Mädchen guten Stan-
nten viel ſeltener geworden. Die
n ſich's denken kann, die Eltern
; aber ſie finden eher den Muth,
che Opfer zu bringen, als ſich das
: Feſtigkeit und Strenge den Lau-
er aufzuerlegen.
n ſie, „bilde ſich der Charakter“:
llège und Penſion die Orte, wo
bis dahin peinlichſt reingehaltene
rderbt wird. Es iſt nämlich ein
ls alles Vorhergeſagte die Ver-
hen Moral kennzeichnet, daß die
Mädchen, in einer ans Pedantiſche
r Natürlichkeiten gehalten werden;
unbegleitet aus dem Hauſe thun,
orgfältigſte überwacht, und nicht

allein das geradezu Unsittliche ihnen auf jede Weise verborgen, sondern auch alles, was die Phantasie, einerlei ob im Guten oder Schlimmen, beschäftigen und nähren könnte, ferne gehalten. Bei den jetzt mehr als früher in der Familie erzogenen Mädchen wird durch diese systematische Ertödtung der Phantasie zu Gunsten des Verstandes das Unglaubliche erreicht. Auch wird dadurch nicht allein vermieden, daß ein Mädchen guten Standes sich vergißt, wie's wohl in England vorkommt, sondern auch, daß es sich thörichter Weise „verplempert", wie das in Deutschland so oft geschieht.

Zu der heilsamen Furcht vor einem „sot mariage" gesellt sich noch die Elternliebe und ein edles Gefühl elterlicher Verantwortlichkeit. Nur ungern trennt sich der Franzose von seinen Kindern; nicht leicht wird er seine Tochter, selbst um die reichste Partie, außer Landes heirathen lassen; daß aber gar ein Mädchen allein in die Weite gehe, um sich selber ihr Brod zu verdienen, wird keine achtbare Familie so leicht zugeben, solange noch ein Bissen im Hause zu theilen ist. Ja, selbst nach der Heirath sucht man die Tochter, wenn es irgend möglich, noch festzuhalten, wenn auch nicht im Hause — die Erfahrung beweist dem klugen Franzosen, daß das Zusammenleben auf die Dauer Unheil stiften kann, — so doch jedenfalls in derselben Stadt. Auch die Söhne sollen womöglich in der Vaterstadt bleiben, ihres Vaters Geschäft — als Kaufmann, Arzt oder Anwalt — übernehmen, dürfen keinenfalls auswandern, und wagen selbst nicht gern, ein eigenes Geschäft zu gründen, um sich unabhängig zu machen. Der Vater selbst wird sich nicht leicht eine kühne Spekulation erlauben, die das

gefährden könnte; er hält ſein
n ſchon für das Eigenthum ſeiner
gsweiſe, die auch das Geſetz in der
nsfreiheit feſthält — und iſt ſtru-
pflichtgetreu in dieſer vormund-
und Wahrung der Intereſſen der
mag im Grunde eine andere Form
t wir die Kinder als die fortge-
Eltern betrachten dürfen, und, iſt
ngeſetzten Standpunkte aus eine
ch eine ſolche, die unſerer germa-
perſönlicher Unabhängigkeit nicht
t aber das Princip des heutigen
freich billigen und theilen oder
izot Recht hat, wenn er ſagt: „die
r Familie hätten heute eine große
die Eltern ſo liebevoll und intim
t: nie ſeien ſie ſo ſehr um deren
beſorgt geweſen . . . Wohl ſeien
nd weltliche Frivolität nicht ſelten
Geſellſchaft im Allgemeinen, d. h.
iſtenzen betrachte, welche nicht von
Frankreich wären, ſo herrſchten
igungen und Tugenden vor und
s der Erziehung der Kinder den
ten und unausgeſetzten Fürſorge

nken, welch' ein Ereigniß es iſt,
Collège wandern. Hier aber
malen Erziehungsgang zurückzu-

kommen, macht jene künstliche Trockenlegung der Phantasie während der ersten Jugendjahre bald dem Gegentheile Platz. Doch irrte man sich sehr, wenn man glaubte, daß das Collège-Leben in anderer Beziehung die Früchte der ersten Erziehung, und namentlich die Familienliebe, im geringsten schädige. Die Donnerstagsbesuche der Eltern bleiben ein freudiges Ereigniß für beide Theile; das Nachhausekommen in den Ferien wird ein Fest, die Trennung nach denselben eine tragische Scene. „Es ist ein merkwürdiger Widerspruch," sagt der Historiker Monod von den Soldaten seiner Nation, was man füglich auf alle Franzosen ausdehnen kann, „daß sie die hohe, reine Liebe nicht kennen, die Familie aber ehren und lieben." Leider artet diese Liebe meist in blinde Zärtlichkeit aus; und die Nachwehen jener ersten Erziehung lassen sich im ganzen spätern Leben spüren: die Angst vor Verantwortlichkeit oder nur Unbequemlichkeit, der Mangel an moralischem Muth, an höherm Pflichtgefühl, an wahrer Männlichkeit, die das ganze öffentliche Leben Frankreichs lähmen, haben ihren Ursprung hier. Ist doch im Grund ein wohlverstandener Egoismus die Grundlage der ganzen Erziehung: nicht brutale Selbstsucht, welche alle Interessen des Nächsten roh und rücksichtslos den eigenen unterordnet, sondern ein kluger, feiner Egoismus mit wohlwollenden Formen, der Andere schont, um selbst geschont zu werden. Zwei Dinge werden den französischen Knaben und Mädchen vor allen andern eingeprägt: daß es nicht darauf ankomme, etwas zu sein oder zu haben, wenn man es nur zu sein und zu haben scheint, und, daß man sich immer hüten muß, irgend eine Verbindlichkeit einzugehen,

n, das „Einen Nichts angeht“.
daß ſich der Franzoſe durchaus
ſe Moral der Klugheit und Nütz-
ler altgewordenen Völker; man
n's und Baldaſſare Caſtiglione's
nicht das Ideal aller Sittlich-

erſtand, nicht das Gewiſſen, das
ſo handelt ſich's in den Augen
die Söhne zu tüchtigen Männern
nen die Wege zu ebnen, ihnen
tein aus ihrem Lebenspfade weg-
r Wahl des Collèges iſt eine be-
Kameradſchaft mit Söhnen ein-
zum Fortkommen im ſpätern
en; noch beſtimmter natürlich die
Ausſicht auf das Durchkommen
Kommt der Jüngling aus dem
n eine Schule — école normale,
ole militaire, école forestière
t achtzehn, zwanzig Jahren die
vom zweiundzwanzigſten an ſein
Ingenieur, Officier ꝛc. Glückt
che Schule zu gelangen, ſo tritt
n ein Finanz- oder Verwaltungs-
t iſt er früh verſorgt und rollt
fort bis zu einer anſtändigen
das Verfügungstheil des elter-
otité disponible) der Schweſter
Verheirathung zu erleichtern. Iſt

die Familie vermögend, so studirt der Junge Rechte, hat eine „Stellung", d. h. ist Advocat oder Staatsanwaltsgehülfe (substitut du procureur) im fünfundzwanzigsten Jahre; in jedem Falle soll der Franzose des Mittelstandes im dreißigsten Jahre in der Lage sein, eine standesgemäße Ehe einzugehen. Dies die normale Lebensbahn, welche die Vorsorglichkeit der Eltern den Kindern bereitet, und diese vergelten solche Liebe durch eine Anhänglichkeit und Ehrfurcht, die sich mit einer in unseren Augen wenig beneidenswerthen Familiarität wohl zu vertragen weiß. Lange nachdem die natürliche Familie aufgelöst, Interessen, Ansichten, Lebenswege sich getrennt haben, bleibt die Vereinigung noch bestehen. In der That, während die germanische (englische wie deutsche) Familie auf Grund des veredelten Gattungstriebes geschlossen, auf dem veredelten Bedürfniß der Unmündigen fortgesetzt, mit der Emancipation der Kinder und der Gründung neuer Herde sich naturgemäß auflöst, oder doch nur noch an schwachen Fäden zusammenhängt, dauert die französische Familie, die ein Werk des ordnenden Verstandes, eine gesellschaftliche Einrichtung ist, noch lange nachher in gleicher Geschlossenheit fort. Rührend ist oft die Liebe der erwachsenen Söhne für ihre Mutter anzusehen, und nicht allein Bruder und Schwester, auch Vetter und Vettersvetter halten zusammen, helfen einander in allen Lagen des Lebens, wahren gemeinsam die Ehre des Namens und das Decorum der Familie, bilden eine dauernde Association. Ja, ein pietätvoller, nie ausgesetzter Todtenkultus ehrt die Familienglieder noch über das Leben hinaus.

Das Gesetz ist nur der Ausdruck der allgemein herr-

, wenn es in die Familienverhält-
bnend eingreift. Das franzöſiſche
milienvater im Prinzip die freie
ermögen nicht. Die Gerechtigkeit
dem franzöſiſchen Geſetzgeber, wie
: der perſönlichen Freiheit und es
unmöglich einen unwürdigen Sohn
tigſten, Fähigſten und Geliebteſten
rſalerben einzuſetzen; kein Vater
er deutſche Bauer, die Tyrannei
iden bei Lebzeiten zu umgehen.
zoſe ganz natürlich, zur „Gerech-
erden.

, obgleich immer mit der religiöſen
es wäre unanſtändig, hieße die
der rationaliſtiſchen Nützlichkeits
n ſich mit der Civilehe begnügte —
ge ich, iſt doch ein rein bürger-
ſtitut. Daher iſt ſie unauflöslich
germaniſche Ehe iſt auf Neigung
hören, ſobald die Neigung nicht
n, bei ſehr hochgeſpanntem und
en, als eine Sünde erſcheinen,
erlebt. Ein ſociales Inſtitut da-
reſſen unmündiger Dritter nieder-
Beſtändigkeit eine Bürgſchaft der
ı iſt, darf nicht angetaſtet werden.
ebt's ja die Trennung von Tiſch
das äußere, formelle Fortbeſtehen
nacht. Doch auch dieſe wird aufs

ängſtlichſte vermieden, wie alles was Aufſehen erregt und von dem alltäglichen Gang der Dinge abweicht. Der Ehebruch iſt viel ſeltener im bürgerlichen Leben als man es einer gewiſſen Litteratur nach glauben möchte; dagegen iſt er weit weniger ſtreng beurtheilt als man nach eben dieſer Litteratur vermuthen ſollte, wenn er ſich nur verborgen hält, „ſich nicht affichirt“, wie der Kunſtausdruck lautet. Denn das Schlimme iſt ja nicht die Sache, ſondern der Schein, nicht die Verletzung des Vertrauens und der Pflicht, ſondern die der geſellſchaftlichen Einrichtung. Eine Frau, die einen oder mehrere Liebhaber hat, ohne daß es Aufſehen erregt, kann Verzeihung finden, wird jedenfalls nicht aus der Geſellſchaft ausgeſchloſſen; eine Frau aber, die einen „Eclat“ macht, das eheliche Haus verläßt um nicht länger in einer Gemeinſchaft zu leben, die ihr als eine Entheiligung der Ehe erſcheint, wird, ſelbſt wenn ſie nicht in die Arme eines Geliebten flieht, aufs ſtrengſte verdammt, und findet nur mit Mühe noch Zutritt in den Kreis ihrer Bekannten; denn die Ehe iſt ja ein geſellſchaftliches Inſtitut, und ſteht als ſolches unter dem Schutze der Konvenienz, der weit ſtärker iſt in Frankreich als der Schutz des Geſetzes.

Und wie die Ehe, ſo die Freundſchaft, ſie iſt ein geſellſchaftliches Verhältniß. Auch der Franzoſe iſt noch heute, wie zu Zeiten Montaigne's und Laboëtie's der edelſten, uneigennützigſten, aufopferndſten, ja auch der wärmſten, gefühlteſten Freundſchaft fähig;*) aber dieſe Erſcheinung

*) Der Verfaſſer ſelbſt nennt einen Franzoſen und zwar einen franzöſiſchen Patrioten ſeinen treueſten und innigſten Freund.



r häufiger ſind es Kameradſchaft,
nſchaft, geſelliger, bekanntſchaft-
nen von Intereſſen, gegenſeitige
ſen eng untereinander verbinden;
eicht über die Natur dieſer Ver-
nſive, oſtentatoriſche Weiſe des
en Empfindſamkeit giebt, die ihm
t. Auch dieß kann natürlich nur
jterung des geſellſchaftlichen Ver-
nothwendiger Weiſe dem inneren
, thun: wie denn gar viele An-
ſtchen Geſellſchaft nur auf Koſten
Wege gebracht werden.

II.

eben, ſo iſt auch die Sitte der
ationaliſtiſchen Lebensanſchauung
mäß geordnet. Unumſchränkt iſt
nienz: ſich ihr unterwerfen iſt die
trotzen das unverzeihlichſte aller
n der Franzoſen haben einen im
jen Charakter: ſie tragen bei zur
ellſchaftlichen Ordnung, und ſelbſt
ewußt auf denſelben Zweck hin.
Liebe, Wahrhaftigkeit, Arbeit um
ſind zweckloſe, nur das Gewiſſen

des Einzelnen befriedigende Tugenden, die der Bessere unter den Germanen diesseits und jenseits des Oceans übt. Achtung des Eigenthums und der Familie als Grundsteine der Gesellschaft, Ehrenpunkt und Dekorum, welche der Gesellschaft ihren schönen Schein wahren, Mäßigkeit und Besonnenheit, welche Genüssen und Glücksgütern allein Dauer verschaffen, der Art sind die Tugenden, welche der gebildete Celte am höchsten schätzt. Die Laster, welche beide Racen und Kulturen am strengsten verurtheilen, ergeben sich daraus von selbst: es sind einfach die Gegenparte jener Tugenden.

Nirgend ist die Redlichkeit (probité) mehr zu Hause als in Frankreich; sie ist aller Orten, in der Stadt wie im Dorf, in jedem Stande, vom Millionär bis zum letzten Proletarier, zu finden. Großartigen escrocs und Dieben wird man in Frankreich wohl begegnen, obschon nicht mehr als in England oder Amerika: kleine Veruntreuungen kommen durchaus nicht vor. Dienstboten und Arbeiter sind von der skrupulösesten Ehrlichkeit: Hausdiebstahl, Entwendung kleiner Gegenstände, Uebervortheilung sind Dinge, von denen man nie reden hört. Dem Schreiber dieser Zeilen ist es z. B. in zwanzig Jahren und in den verschiedensten Theilen Frankreichs nie vorgekommen, etwas zu verschließen, und es ist ihm nie etwas entwendet worden. So sieht man auch nie einen Fremden überfordern, aus seiner Unkenntniß der Sprache oder der Münze Vortheil ziehen; kurz, der Franzose ist unbedingt verläßlich in Geldsachen — vorausgesetzt, daß er nicht mit dem Staate zu thun hat. Hier beginnt in der That schon wieder jener Unterschied zwischen dem öffentlichen und privaten Charakter der



werden, den wir oben angedeutet
Regierung übertriebene Rechnun-
steuer entziehen, die Höhe seines
eben — eine Unwahrheit kostet
manen nicht so viel — sind tag-
Niemand streng beurtheilt. Der
ndige Person, der man zu nahe
kommt, oder ihm entzogen bleibt,
der Einzelne wird dadurch nicht
ine Störung in den Gang der
g; die Gesellschaft aber und die
Staat und das Gesetz achtet der

Beziehung ist das Verhältniß der
ast. Veruntreuungen sind, wie
er die Köchin ein gewisses Prozent
t (fait danser l'anse du panier),
keine Uebervortheilung. Nirgends
rte Dienstboten als in Frankreich:
ade, gleichgültige Diener die Regel
s giebt kaum eine Familie, in der
Diener zu finden wäre, der Kind
fwachsen sehen. Gewohnheit und
und Freiheiten haben dabei freilich,
et haben, oft mehr Antheil als
Anhänglichkeit: der französische
— das bevorzugte Hausthier, im
kt — die sich an das Haus, der
r sich an die Person attachirt, und
r, des Hundes als der Katze Sinn

zu ändern. Treue und Unterwürfigkeit aber erſcheinen dem eitlen Franzoſen leicht als Servilismus, und das deutſche Verhältniß der perſönlichen Unterordnung, das engliſche des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, das italieniſche patriarchaliſcher Familiarität, à la Leporello und Don Juan, exiſtirt nicht in Frankreich, wo der Diener als ebenbürtige Macht der Herrſchaft gegenüberſteht, wie der Miniſter dem Monarchen: kein Franzoſe des 19. Jahrhunderts trüge gern und freudig die Deviſe „Ich dien", deren ſich der Prinz von Wales rühmt.

Ordnungsliebe iſt ein hervorſtechender Zug des Franzoſen, ſein Haus wie ſeine Kleidung ſind immer trefflich gehalten. Man weiß wie gern er ſich gut kleidet; aber er thut es meiſt einfach, mit Geſchmack und ſo, daß er ja nicht auffalle: denn die Hauptſorge iſt ja immer hier, wie in allem andern, ſich nicht zu unterſcheiden (ne pas se distinguer). Dagegen muß alles, was er trägt, echt ſein. Kein Franzoſe wird gern falſchen Schmuck oder nur leichtes Gold tragen. Einfache Tiſch- und Bettwäſche, aber immer von gutem ſtarkem Linnen. Kein franzöſiſches Bürgermädchen trüge die dünne Seide, die zweifelhafte Unterwäſche, das ausgetretene Schuhwerk einer deutſchen Baronin. Ebenſo hält's der Franzoſe mit dem Eſſen. Seine Mäßigkeit iſt ſprichwörtlich geworden, und in der That, ſeine Tafel iſt höchſt einfach; aber ſie iſt ausgeſucht. Er verlangt gar wenig, aber das Wenige muß das Beſte ſein; Oel und Butter, Kaffee und Fleiſch ſind in der elenden Loge eines Pariſer Koncierge ſo makellos wie auf der Tafel des Reichen. Kein Schneidermeiſterlein, das nicht täglich ſein Glas Wein und ſein Deſſert auf dem Mittags-

iſt man um die Trefflichkeit der
daß die Küche nächſt der Toilette
und die Hausfrau, ja auch den
heil des Tages beſchäftigt. Selten
ſie an Küche und Toilette ſparen,
ualität, wenn auch zuweilen an
uch die Gediegenheit oder, um
arismus zu gebrauchen, die Reel
inhandels. Fern von der Kühn-
n oder amerikaniſchen Kaufherrn,
int, iſt er nur auf das Sichere
e Kundſchaft, bewährte Quellen,
ungern läßt er ſich auf die be
ein: aber man iſt immer der
en Preiſes ſicher.
Franzoſe iſt, beginnt man jetzt
nd anzuerkennen. Nie giebt der
es ſein Einkommen ganz aus,
obers nicht ſelbſt befolgter Ma
von 100 Pf. St. Einkommen
iſt, während der Millionär, der
00 Pf. St. 10,001 verzehrt, in
iſt jeder Franzoſe reich. Ein
zoſe aus dem Bürgerſtand iſt
1 600 oder 1200 Franken Rente
ft doch immer noch neben ſeinem
Man weiß, daß in Deutſchland
n größte Theil des Mittelſtandes
nd lebt, d. h. von ſeiner Arbeit
wender bei uns Germanen viel

zu ändern. Treue und Unterwürfigkeit aber erſcheinen dem eitlen Franzoſen leicht als Servilismus, und das deutſche Verhältniß der perſönlichen Unterordnung, das engliſche des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, das italieniſche patriarchaliſcher Familiarität, à la Leporello und Don Juan, exiſtirt nicht in Frankreich, wo der Diener als ebenbürtige Macht der Herrſchaft gegenüberſteht, wie der Miniſter dem Monarchen: kein Franzoſe des 19. Jahrhunderts trüge gern und freudig die Deviſe „Ich dien", deren ſich der Prinz von Wales rühmt.

Ordnungsliebe iſt ein hervorſtechender Zug des Franzoſen, ſein Haus wie ſeine Kleidung ſind immer trefflich gehalten. Man weiß wie gern er ſich gut kleidet; aber er thut es meiſt einfach, mit Geſchmack und ſo, daß er ja nicht auffalle: denn die Hauptſorge iſt ja immer hier, wie in allem andern, ſich nicht zu unterſcheiden (ne pas se distinguer). Dagegen muß alles, was er trägt, echt ſein. Kein Franzoſe wird gern falſchen Schmuck oder nur leichtes Gold tragen. Einfache Tiſch- und Bettwäſche, aber immer von gutem ſtarkem Linnen. Kein franzöſiſches Bürgermädchen trüge die dünne Seide, die zweifelhafte Unterwäſche, das ausgetretene Schuhwerk einer deutſchen Baronin. Ebenſo hält's der Franzoſe mit dem Eſſen. Seine Mäßigkeit iſt ſprichwörtlich geworden, und in der That, ſeine Tafel iſt höchſt einfach; aber ſie iſt ausgeſucht. Er verlangt gar wenig, aber das Wenige muß das Beſte ſein; Oel und Butter, Kaffee und Fleiſch ſind in der elenden Loge eines Pariſer Koncierge ſo makellos wie auf der Tafel des Reichen. Kein Schneidermeiſterlein, das nicht täglich ſein Glas Wein und ſein Deſſert auf dem Mittags-

iſt man um die Trefflichkeit der
daß die Küche nächſt der Toilette
und die Hausfrau, ja auch den
heil des Tages beſchäftigt. Selten
ſie an Küche und Toilette ſparen,
ualität, wenn auch zuweilen an
uch die Gediegenheit oder, um
arismus zu gebrauchen, die Reel
inhandels. Fern von der Kühn-
n oder amerikaniſchen Kaufherrn,
int, iſt er nur auf das Sichere
e Kundſchaft, bewährte Quellen,
ungern läßt er ſich auf die be
ein: aber man iſt immer der
en Preiſes ſicher.
franzoſe iſt, beginnt man jetzt
nd anzuerkennen. Nie giebt der
es ſein Einkommen ganz aus,
bers nicht ſelbſt befolgter Ma
von 100 Pf. St. Einkommen
iſt, während der Millionär, der
00 Pf. St. 10,001 verzehrt, in
iſt jeder Franzoſe reich. Ein
zoſe aus dem Bürgerſtand iſt
600 oder 1200 Franken Rente
ſt doch immer noch neben ſeinem
Man weiß, daß in Deutſchland
n größte Theil des Mittelſtandes
nd lebt, d. h. von ſeiner Arbeit
wender bei uns Germanen viel

häufiger zu treffen als bei den Franzosen. Wir arbeiten gern viel, um viel auszugeben; die Verschwendung des reichen Amerikaners namentlich grenzt an das Unglaubliche. Der Franzose giebt nie etwas Unnöthiges aus, es sei denn in den reichsten Ständen für Toilette. Sehr selten trifft man einen Franzosen, der, wie der deutsche Familienvater, eine Flasche Champagner springen läßt, Landpartien organisirt, Reisen unternimmt; dafür braucht er sich den Rest des Jahres nicht krumm zu legen und lebt einfach, aber gut und anständig, vom 1. Januar bis zum 31. December.

Auch aus diesem Maaßhalten im Lebensgenuß, das innig zusammenhängt mit dem Geschmack in der Kunst, der Anmuth im geselligen Leben, tritt uns wie aus den gracileren Gliedmaaßen, die feinere, ältere Race entgegen, welche den Boden Frankreichs bewohnt und deren Kulturentwicklung nie, wie die unsere vor dritthalb Jahrhunderten, gewaltsam unterbrochen worden ist. Diese Sophrosyne ist freilich mehr die des Verstandes, als des Gemüths: denn die rührende innere Grazie, welche sich oft in der ungeschlachten germanischen Hülle birgt und uns so wohlthätig erwärmt, wenn sie einmal durchscheint, ist selten bei altgewordenen Völkern. Dieser maaßvolle Geschmack, der sich im ganzen äußeren Leben der Franzosen kund giebt, in der durchgängigen rücksichtsvollen Urbanität aller Stände, wie in dem Takt mit dem Jeder seine Wohnung, seine Kleidung, seinen Umgang mit seinem Lebensalter, seiner Stellung in Einklang zu bringen sucht, ist heute vielleicht ausgebildeter, verfeinerter denn je zuvor, mehr sogar als in der eigentlichsten Blüthezeit Frankreichs, dem großen, dem liebenswürdigen 18. Jahrhundert, dem in einem Sinne sittlichsten

nzösischen Geschichte: denn dieses
ıb nicht nur sehr verträglich mit
Egoismus und der Genußsucht:
rlauben es, denselben länger und
: sind so zu sagen die Tugenden,
inen Lastern haushält. Indem
des Bedürfnisses nach ruhigem
ntergraben sie leicht männlichere
rrschaft dieser Leidenschaft für's
ragender Politiker, Tuvergier de
g Jahren, „erlischt bei uns aller
Schwung, werden die Begriffe
cht und Unrecht verdunkelt, alle
Gedanken zurückgedrängt.“ Und
ı Größerer, A. de Tocqueville,
nit der Vergangenheit verglich:
hrhunderts kannten kaum diese
hlsein, welche die Mutter der
und doch zähe Leidenschaft, die
ivattugenden verbindet und so
milienliebe, Regelmäßigkeit der
sen Glaubens, ja sogar mit der
lgung des herrschenden Kultus:
ie Redlichkeit zuläßt, aber den
ht und darin groß ist, daß sie
eige Staatsbürger schafft. Die
en besser und schlimmer: Sie
ten dem Vergnügen Altäre: sie
in ihren Sitten und maaßloser
d ihren Ideen als die heutigen:

aber sie kannten den gemäßigten und anständigen Sensualismus nicht, den wir heute sehen."

Und nicht nur die Tugenden des öffentlichen Lebens leiden unter dieser Organisation des vorsichtigen, haushälterischen Lebensgenusses; auch im Privatleben hat der Franzose les défauts de ses qualités: er ist kein Verschwender, aber er ist auch nicht freigebig. Sehr gefällig und dienstfertig, scheut er keine Mühe, kein Opfer der Zeit, um dem Freunde, ja dem oberflächlichen Bekannten nützlich zu sein; die Stränge der Börse aber hält er ängstlich zusammengezogen. Trefflich befolgt er des Polonius Rath: „Sei du kein Borger", aber auch den andern: „noch ein Verleiher sei". Auch hier giebt es glänzende Ausnahmen; im ganzen aber kann man doch vom sparsamen und arbeitsamen französischen Bürger sagen:

„La fourmi n'est pas prêteuse,
C'est là son moindre défaut."

Was französische Subskriptionslisten liefern, weiß ein Jeder: Zeichnungen von 1000 Pf. St., wie man sie in England bei jeder Gelegenheit sieht, sind geradezu unerhört.*) Selbst der Reichste würde es für ein Unrecht gegen seine Erben halten, ein Zehntel oder gar ein Fünftel seines Einkommens einem gemeinnützigen Zweck zu opfern. Der reiche Deutsche, der anfängt, nicht mehr zu den Seltenheiten zu gehören, ist immer bei der Hand, um dem unglücklichen Freunde mit ein paar Tausend Thalern aufzu-

*) Die bei 18 Millionen betragende Sammlung für die Ueberschwemmten des Languedoc im Jahre 1875 ist ein ganz neues und sehr bedeutsames Faktum.

wäre ſchon zu ſtolz, ein ſolches
r anzunehmen; der reiche aber,
Kapital zu opfern, um einem
Ehre zu retten, wird nicht leicht
Opfer zu bringen, wenn ſein
iſt. Doch habe ich auch hiervon
hen die Gelegenheit gehabt, und
rſprünglich, nur dem Impuls
iner Hülfsbereitheit iſt, ſo lange
Geldbeutel in Mitleidenſchaft
jedem unbefangenen Beobachter

en den Franzoſen für jeder an-
:tgeſetzten Arbeit unfähig. Dies
Nirgends wird mehr gearbeitet
in einem gewiſſen Alter. Un-
junge Franzoſe, mit der Leichtig-
geben, in vier bis fünf Jahren
ebendige, Unruhige, Tage und
rn zu ſitzen weiß, wenn's gilt
— aber auch nur ſo lange.
eitet der Franzoſe aus Liebe zu
n ein Examen zu paſſiren; er
: ſehr bezeichnenden deutſchen
hen darf, um das franzöſiſche
um einige Plätze in der Rang-
: zu gewinnen; er ſchwitzt, um
n Orden, einen Namen, einen
mmen; hat er das Gewünſchte
:inmal ſtill: die Pferde werden

ausgedrückt, und zwar nicht als Mittel, sondern arbeitet der Franzose noch etwas stärker, wenn es nicht mehr nöthig hat, es müßte denn sein, um seinen Trieben neue Genugthuungen zu schaffen, wie z. B. durch Anciennetät und etwas Punkt hat jeder darauf und in dem Bändchen zu kommen — wie in der Armee und der Justiz — fällt selbst dieser Stimulus weg. Studien in der That und eine weniger individuelle, theoretische Beschäftigung des Franzosen. Hervorragen von der Masse an bis in die vorgeschrittensten Lebensverhältnisse ist Seltenheit hervor, der nie zu einem gewissen Grade das Wohlgefühl des Strebens, die Lust zur Sache des Tüchtigen ersetzt. Immer aber scheint es schwierig für sein, das der Franzose mit seinen Kräften zu ermessen sucht. Er nennt diese Selbsterkenntniß meiner Kräfte „Modestie", wenn er sie mit dem unbescheidenen Streben vergleicht, das nichts „weniger" als die Sterne vom Himmel zu holen oder das Beste zu leisten, als seinem Wesen entspricht oder nicht. Ein Schulmeister z. B., der all sein Leben und sein Denken der Pädagogik zuwendet, ohne je an ein Heraustreten aus dieser gesellschaftlich so bescheidenen Stellung, noch auch an ein Geldmachen aus derselben zu denken, ist eine rarissima avis bei unsern Nachbarn. Daher, im Vorbeigehen sei es bemerkt, die Unlösbarkeit der Aufgabe, den elementaren Latinunterricht im französischen Volke durchzuführen.

Ein sehr heikler Punkt in der französischen Moral, den wir aber, als genügend bekannt, kaum zu berühren brauchen, ist die Laxität in den geschlechtlichen Beziehungen. Man muß eben nie vergessen, daß die Begriffe von Sitte

d zu Land, wie von Jahrhundert
gewaltig ändern. Hier, wenn
Wort: „Vérité en deçà des Py-
“ So ſieht der Franzoſe, der
iſch für eine Entwürdigung des
utſche Dame, die kein Waſſer in
ie Perſon von ſehr zweifelhafter
is Germanen — Engländern und
n beſingen und idealiſiren, ſchier
tſchen die ganze Griſetten- und
anzoſen als eitel Corruption er-
der Becher in allen und jeden
Lebens eine Rolle, ſo thut's das
ältniſſen der franzöſiſchen Geſell
ich ein deutſches Theater beſuchen,
hen oder ein Trinkliedchen auf die
auch nicht Eine Oper oder Ein
oder Komödie über die franzöſiſche
dlung nicht um ein, nach unſer-
iebesverhältniß drehte. Ob e-t
öſiſcher Unterſuchungsrichter er
r nicht gleich eine weibliche Hand
Kriminalprozeß gewahr wurde.
gewordene Frage drückt nur die
Einfluß der Frauen in der Geſell
de ich weiterhin zurückkommen:
timeren Beziehungen.

höchſten Grade ſinnlich: dabei
durch den Glauben an die Rein
rch früh eingeprägte Grundſätze,

noch durch die Furcht vor dem allgemeinen Tadel zurückgehalten. Wird er ja doch von Jugend auf in der Anschauung groß gezogen, daß Großthaten auf diesem Felde nur zur Ehre gereichen können. Vorausgesetzt, daß er nicht die Dummheit begeht, sein Mädchen zu heirathen, oder unversehens zum Vater zu werden, oder gar seine Geliebte, wenn sie verheirathet ist, zu kompromittiren, macht weder Vater noch Mutter ihm ein Verbrechen daraus, wenn er „sich amüsirt". Selbst das Hintergehen eines Freundes wird nicht als Verrath gebrandmarkt, wenn sich's nur um eine Liebesangelegenheit mit dessen Frau handelt. Unsere Enthaltsamkeit, wie er sie zum Beispiel während des Krieges verwundert angestaunt, erscheint ihm nur, und nicht ganz ohne Unrecht, als Folge kälteren Blutes, als Mangel an Leidenschaft oder gar als unmännliche Schüchternheit. Daß auch die Richtung, welche die ganze deutsche Bildung dem Manne giebt, etwas dabei zu thun hat, will er nicht gerne einsehen. Ein „rechter Kerl", meint er, macht nicht soviel Federlesens. Ja selbst wenn das Laster zum Verbrechen wird, offenbart sich in der Nachsicht der Geschworenen die mehr als duldsame Anschauungsweise der Nation für diese Form der Unsittlichkeit. Dagegen macht der Franzose auch nicht die feineren Unterscheidungen im moralischen Urtheil, welche der „spitzfindige" Deutsche macht: die gesellschaftliche Convenienz kennt ja keinen Unterschied zwischen Sünde aus Liebe und Sünde aus Leichtsinn oder Berechnung: als die nach langem Widerstand unterliegende Heldin eines bekannten fashionablen Romans ihren Sieger fragt: „Du verachtest mich wohl?" antwortet er brutal: „parbleu".

nzoſe, wie jedes andere Volk, in
n charakteriſtiſche Nationaleigen-
leidenſchaftlich in der Liebe, der
ngländer ernſt, der Franzoſe witzig.
erpönte Kunſtausdruck polisson-
ichts, als die Anwendung des
n Verſtandes auf die Geſchlechts-
iſt ganz allgemein. Natürlich
nahmen genug, und man findet
en und gar den „prüden" Fran-
nicht viel anziehender als der
ichtfertig geberdet. Beide fallen
r denn auch das gymnaſiaſten-
ſter Zote, welches das Geſpräch
ig, hoch und niedrig, unwiſſend
Bezeichnender Weiſe iſt ein ge-
te der ganzen Sprache und viel-
utungen fähig als z. B. mettre,
en hundertſinnige, in jeder Kom-
er. Das Laſter ſelber übrigens
n den Schranken, die in ſeinen
ichnen, wo es gefährlich für die
wird. Läßt er's aber ausarten,
a wohl vorgekommen, ſo erweiſt
Krebsſchaden der Nation: die
allaſters, die Völlerei, erniedrigt
zöſiſchen entwürdigt Zwei und
de Generation, ſchlimmere Ver-
riebes gar nicht zu erwähnen,
ankreich als ſonſtwo vorkommen

und oft zu unnatürlichen Laſtern führen. Uebrigens iſt gerade die zweite Hälfte unſeres Jahrhunderts in dieſem Punkte bei Weitem weniger ausſchweifend, als z. B. die Zeiten Ludwig's XIV. Man leſe nur die Briefe der Mutter des Regenten, um ſich davon zu überzeugen. Es dürfte überhaupt ſchwer ſein, im Privatleben der Franzoſen irgend welche Symptome des wachſenden Verfalles zu entdecken. Der Trunk allein hat auf eine bedenkliche Weiſe um ſich gegriffen und tritt in einer Form auf, die ihn noch gefährlicher erſcheinen läßt, der Form der einſamen Betäubung, welche bei uns, wo alles Trinken geſellig zu ſein pflegt, ſo ſelten angetroffen wird. Selbſt die Spielſucht zeigt ſich in Frankreich nicht mehr in dem Grade, in dem ſie zu andern Zeiten dort herrſchte und bei andern Völkern noch herrſcht.

Auch in der Religioſität — die franzöſiſche Sprache kennt bezeichnender Weiſe das Wort nicht — offenbart ſich der Grundzug des franzöſiſchen Weſens. Das Land, das ſchon ſeit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholizismus geworden, iſt im Allgemeinen nicht fromm im deutſchen Sinne. Selbſt da, wo die Religion in der fanatiſchſten Form auftritt, iſt es doch immer mehr die Parteileidenſchaft, als der innige Glaube des Deutſchen oder der ſinnliche des Italieners. Selbſt in Boſſuet ſteckt der Nationaliſt und Parteimann: es iſt eine Kopfliebe (amour de tête), nicht eine Herzensliebe, die er zum Heiland hegt; ſeine Leidenſchaft unterſcheidet ſich in nichts von der eines politiſchen Parteiführers, wie wir deren ſo viele in Frankreich ſehen, beinahe immer ohne niederes Intereſſe, oft ſogar ohne perſönlichen Ehrgeiz, aber vollſtändig mit ihrer

in der Idee der Partei — einer
Wort iſt. Doch iſt dieſer Fana-
der religiöſe, nur die Ausnahme
chon er ſich auf der Oberfläche
fferenz iſt die Regel. Die Mehr-
ßen bekennt ſich im Grunde zur
erſönlicher Gott, eine perſönliche
; dabei begnügen ſie ſich. Nicht
n in der Geſellſchaft lebender
rchlichen Trauung würde begnü-
auch nicht vor, daß die Kinder
ſirmation erzogen, daß die Ster-
nt gelaſſen, daß die Verſtorbenen,
de geweſen, ohne Prieſterbeglei-
ürden; in den meiſten Familien
iſtet, wäre es auch nur „pour
ens.“ Es hieß über das Ziel
n dieſes Verfahren als Heuchelei
Dingen die äußere Handlungs-
zeugung in Einklang zu bringen,
ine Geſchmackloſigkeit, deren ſich
n keinen Preis ſchuldig machen
Nützlichkeit ſind auch hier das
zip. Man laſſe ſich nicht durch
des franzöſiſchen Bürgerſtandes
Vincent de Paule und andern
inen täuſchen; es gilt dabei nur
leligion in den niedern Ständen
ie ſubverſiven Einflüſſe der Re-
rzeugt, daß die Sittlichkeit des

gemeinen Mannes vom Aberglauben unzertrennlich ist. Deshalb vornehmlich, wenn auch nicht deshalb allein, „praktizirt“ (pratique) der Franzose aus dem Mittelstande; denn so nennt er bezeichnend das Kirchgehen und Beichten. Ich weiß nicht mehr, wer die Religion für den besten Gendarmen erklärt hat; er hat nur ausgesprochen, was fast jeder gebildete Franzose in petto denkt.

Freilich giebt es auch solche und zwar in ziemlicher Anzahl, welche die ganze Religion in Bausch und Bogen ohne jede Prüfung annehmen, sowie sie dieselbe von Kindesbeinen auf üben gesehen und selbst geübt, als eine fertige, konsequente Lösung des Welträthsels, das denn damit endgültig abgethan ist. Darüber noch weiter nachzudenken wäre unnütz, unbequem, ja gefährlich. Besser man untersagt ein für alle Male seiner Vernunft diese Kammer zu öffnen und mit neugierigem Zweifel darin herumzuspähen: sie soll hübsch ehrerbietig dran vorübergleiten, sonst möchte es ihr ergehen wie Blaubart's Frau. Hat ja doch der tiefste Denker Frankreichs nach Descartes, hat doch Pascal selbst den Katholizismus nur angenommen, um den Schrecknissen der Skepsis zu entgehen, als eine Wette, bei der möglicherweise alles gewonnen, jedenfalls nichts verloren werden könne. Die Pfäfferei und der Pfaffenhaß, die wie bei allen katholischen Völkern, lateinischer, deutscher oder celtischer Race, auch bei den Franzosen ihr Spiel treiben, ändern an der Sache Nichts. Es ist die liebe Logik, die das Volk zu den Extremen hinreißt, sobald es sich überhaupt mit religiösen Fragen abgiebt, und die etwas so Inkonsequentes als das Lutherthum oder gar die vage, deutsche Religiosität ohne Dogmen, gar nicht zuläßt. Die

der gebildeten Franzoſen beſchäftigt
dergleichen unbequemen Fragen
Gedankens an das Uebernatürliche
ie möglich. Sie läßt eben, wie
nend ſagt, unſern Herrgott einen
ſie nicht hindert, mechaniſch den
.

ranzoſen iſt nun einmal, wie ſeine
desſache: die äußere Obſervanz iſt
, wie ein korrekter Lebenswandel
ein echter Germane iſt, ſtellt den
e: ihm ſind die Werke nur dann
Ausdruck des Glaubens ſind; dem
Uneinnützlichkeit des Handelns über
ps: ſeine Moral beſchränkt ſich im
: „Thue keinem andern, was du
: dir thäte.“ Was ein echter Ger-
: Gnadenwahl, welche Geſtalt er
mag: die Helden ſeiner Phantaſie,
om Jones, ein Egmont und Fauſt
ller Verirrungen, edler denn der
: nie ſeinem Nächſten wehe, aber
m. Denn der Germane zweifelt
n zweifeln: „ein guter Menſch in
iſt ſich des rechten Weges wohl
mit allen böſen Inſtinkten geboren
e beſiegt zu haben behauptete, iſt
zöſiſcher Kultur geweſen; Cicero's
n honestum und utile iſt, begei-
h heute wie zu Zeiten Boſſuet's

und Fénelons; an der Freiheit des Willens zu zweifeln galt und gilt ihnen als unmoraliſch. Daß der größte Woller der neuern Zeit, daß Luther nicht an die Freiheit des Willens geglaubt, iſt ihnen unbegreiflich, und hätte Calvin, hätte Janſenius ſich entſchließen können, das Dogma der Prädeſtination fallen zu laſſen, wer weiß, ob das nüchterne Frankreich, das immer gallikaniſche Unabhängigkeitsgelüſte hatte, heute nicht calviniſtiſch oder janſeniſtiſch wäre?

III.

Was auch verſtockte Germanen von dem moraliſchen Standpunkt und der politiſchen Befähigung der Franzoſen denken mögen — und trügen nicht alle Zeichen, ſo gewinnt nach und nach der franzöſiſche Rationalismus auch in Staat und Sitte Englands und Deutſchlands die Oberhand, wie denn überall die Kultur in letzter Inſtanz auf verflachende Verſtändigkeit hinarbeitet — eines wird auch der konſervativſte Germane zugeben müſſen: Natur und Bildung haben aus dem Franzoſen das vollendetſte Geſellſchaftsweſen geſchaffen, das die Menſchheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunſch zu gefallen und diejenige Doſis von Egoismus gegeben, ohne welche das Geſellſchaftsleben nothwendig roh, läſtig oder mürriſch werden muß. Mit ungemeinem Scharfſinn hat er dann die Verhältniſſe der Geſellſchaft ſo geordnet, daß alle dieſe Eigenſchaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenſeitig auf einander zu

nehmen die Dinge, seien's nun
Gesprächsgegenstände, gleich gar
hte Indifferenz wäre uns vielleicht
wünschen. Die „Bekanntschaft",
gesellige Verhältniß genügt dem
nicht: entweder stehen ihm die
werden seine Busenfreunde. Er
heiten zu Herzen als wären's seine
r individuellen Freiheit in Freund-
t ihm Egoismus oder Mangel an
er Deutsche „Theilnahme" nennt
tion oder simple Neugier ist —
ngenen gesellschaftlichen Verkehr
ßt Unabhängigkeit voraus: er will,
ien Theil seiner Person zum Ge-
einen Theil aber, und zwar den
ich bewahre. Ganz darf sich der
: Wenigen geben, sonst läuft er
später einer Kollision der Inter
auszusetzen, wo es dann aus ist
hr. Der Franzose ist im voraus
große Intimität das Grab der
vermeidet sie, wie er die schwer
r Erörterung vermeidet, weil sie
m er ein Virtuose ist, den Reiz
annichfaltigkeit raubt.
gkeit ist sprüchwörtlich geworden.
t, das Bedürfniß fortwährender
ie Mittheilsamkeit, die tief in des
befähigen ihn in der That ganz

besonders zum leichten gesellschaftlichen Verkehr. Auch empfängt er gern in seinem eigenen Hause, wenn er schon seine Thür keineswegs offen läßt, wie der Deutsche und Engländer. Freilich hängt auch diese beschränkte Gastfreiheit mit jener Einfachheit des Tisches zusammen, von der wir früher sprachen. Der Franzose, auch der wahrhaftigste, will denn doch immer gern noch mehr scheinen als er ist. Sehr unlieb ist es ihm, wenn der Nichtangehörige, selbst der vertrauteste Freund, in sein tägliches Leben hineinblickt. Nicht gerne wird er, so beschränkt auch seine Mittel sein mögen, fremde Knaben oder Mädchen gegen Geld in sein Haus aufnehmen und an seinen Tisch zulassen, wie der deutsche Pfarrer und Gymnasiallehrer es so oft thun. Er würde sich dann nicht mehr zu Hause fühlen, und auf sein eigen Haus hält er viel mehr, als man glaubt. Es duldet ihn z. B. nicht in einer möblirten Wohnung: schon als Student schafft er sich, wenn er's irgend kann, seinen eigenen Hausrath an, wie's ja auch das Ideal des Bäuerleins und Kleinbürgers ist, auf eigner Scholle zu sitzen. Und dies sein Haus verschließt er sorgfältig: selten oder nie wird er, wie der Engländer es so gern thut, wenn er auf Reisen geht, seine Wohnung, die er sich behaglich eingerichtet, an Fremde vermiethen. So auch mit der Gastfreundschaft des Franzosen. Er ist wohl schon gastfrei, gastfreier im Durchschnitt als der Deutsche, nur will er gern Herr bleiben über sich selbst und sein Haus, gern selbst die Art und Stunde seiner Gastfreundschaft bestimmen. Uneingeladen wird kein Hausfreund, sei es der älteste, es wagen, sich an einem Familientische niederzulassen, den Abend um eine Tasse Thee zu bitten, und in der Provinz

es Hausherrn und der Hausfrau
ers als an einem Prunkgelage
pfangen wird.
llschaft ist man weniger ängstlich,
ung macht da eine heitere und her;
glich. Ein bescheidenes „offenes
öhnliches in der Hauptstadt: doch
e vorherige Einladung erfordert.
er oft. Der Mann geht nicht oder
und das Kaffeehaus ist dem ver
höheren Mittelstandes durch die
t aber darum doch nur selten zu
gehen fast allabendlich aus und
nahen Freunden und Verwandten,
so enge bleibt als vor der Heirath.
ungen zu Tisch im Kreise der
ristehenden kommen sie, außer in
t gar nicht mehr vor, seit der
Luxus den Mittelstand, wenn
zwungen hat, seine Gastfreund
ntimsten Freunde zu beschränken:
Gedanken, daß ein nachtheiliger
d dem wohlhabenderen Nächsten
Auch ist die Mahlzeit immer
eines Bedürfnisses und Gewäh
usses, nicht, wie in England und
legenheit, namentlich aber künst
gen Unterhaltung. Das lange
ankreich: mit dem letzten Bissen
issen. Spiel, Musik oder Ge-

ſpräch füllen den Abend, und einer äußern, zumal einer alkoholiſchen Anregung bedarf der lebhafte, redefertige Celte nicht, um Fluß und Leben in die Unterhaltung zu bringen.

Seine angeborene Gefallſucht kommt ihm dabei ſehr zu ſtatten. Er zeigt ſich gern von ſeiner beſten Seite. Mit dem eleganten Oberkleide zieht er auch Abends ſein geiſtiges Galakleid an, und läßt ſeinen moraliſchen Schlafrock mit dem andern zu Hauſe zurück. Von Jugend auf gewöhnt, jenes Kleid zu tragen, bewegt er ſich darin ungezwungen und leicht; uns würde es in jeder Bewegung hemmen und zwängen. Was er nur Intereſſantes und Schönes den Tag über geſehen oder geleſen, gedacht oder gehört hat, das bringt er mit, zum Beſten aller, und wie er in ſeinen Büchern nicht — wie wir Deutſchen wohl bislang zu thun pflegten — die Küche zeigt, ſondern nur das elegant und reinlich ſervirte Gericht, ſo auch in der abendlichen Unterhaltung. Es wäre eine grobe Auffaſſung, dies Komödie nennen zu wollen: der Franzoſe ſtellt keinen andern vor; er bringt nur ſein Selbſt mit, aber es iſt ſein beſſeres oder, wenn man will, ſein liebenswürdigeres Selbſt. Indem er Dieſem Triumphe bereitet, verſchafft er den Andern heitern und feinen Genuß. Rückſicht und Schonung für den Nächſten übt er, ohne daß man die Abſicht merken und verſtimmt werden könnte. Wie man ſich durch eine franzöſiſche Volksmenge durchwinden kann, ohne leibliche Rippenſtöße zu erhalten, ſo cirkulirt man in der Geſellſchaft, ohne die Gefahr zu laufen, daß irgend jemand Einem auf die moraliſchen Hühneraugen träte — was in den Ländern, wo die Pflege der „Offenheit" be-

wird, nicht immer ſo leicht ver-

h der Franzoſe ſelten beim Nicht-

r kann ſich's nicht verſagen, ihn

bies, ſo angenehm es auch im

ebkoſten empfunden werden mag,

uf Unkoſten der Wahrhaftigkeit

zöſiſche Geſelligkeit iſt im Grund

verſicherungsanſtalt. Man ſtrei-

heit zu werden; doch geſchieht's

Geſchmack. Die Kunſt der ge-

bſichtlich ſcheinenden, ſtets maß-

u einer wahren Virtuoſität ge-

bweſenheit der dadurch erzeugten

er Franzoſe ſich überall im Aus-

durchaus als Fiſch außer Waſſer

im geſelligen Umgang, auch in

nung iſt dem Eitelkeitsbedürfniß

s den Franzoſen fälſchlich zuge-

rfniß verträgt ſich ſehr wohl mit

, und es giebt deren ſo viele, daß

enigſtens einer derſelben zu ge-

chen, Preiſe und Würden, Adels-

Seſſel ſind in ſolcher Anzahl

beſcheidenſte Verdienſt etwas ab-

Und merkwürdig iſt, daß ob-

e ſolche Auszeichnungen erworben

immer Gegenſtand des Wunſches

in, ſondern auch der Hochachtung

m Franzoſen unbekannt, daß es

dem „schweigenden Verdienst“ — um mit Hamlet zu reden — durchaus unmöglich ist, die Dekoration der Ehrenlegion oder einen Sitz im Institut zu bekommen; besondere statutarische Bestimmungen wollen, daß man um beides in eigener Person — schriftlich im einen Falle, mit Besuchen im andern Falle — förmlich nachsuche. Nichtsdestoweniger genießen beide Auszeichnungen eines viel höheren Ansehens, als z. B. deutsche Orden, oder Mitgliederschaft deutscher Akademien, welche beide beinahe durchgängig die Leute von Verdienst aufsuchen, anstatt von ihnen aufgesucht zu werden.

Mit der harmlos kindlichen, fast liebenswürdigen Eitelkeit der Franzosen, die so gar nichts Verstecktes und Heuchlerisches hat, hängt auch eine andere seiner sozialen Tugenden — oder Untugenden? — zusammen, der sogenannte respect humain. Unglaublich empfindlich ist der Franzose für das Lächerliche. Alles erträgt er lieber, als daß man über ihn lache: Unglück und Schmerz sind ihm nichts gegen Spott; er empfindet den Scherz über seine Person wie eine Ehrenkränkung, wie eine Demüthigung. Daher das sorgfältige ängstliche Vermeiden alles dessen qui ne se fait pas, aus Furcht, dadurch sich auszuzeichnen oder gar ein Lächeln zu erregen. Und dies erstreckt sich auf alle Lebenssphären. Wie der echte Franzose um keinen Preis einen Hut trägt, den nicht alle andern Franzosen tragen, so wird er nicht gern eine Meinung bekennen, die nicht von allen getheilt wird: ich hätte es keinem gebildeten Franzosen rathen wollen, den „Tannhäuser“ zu bewundern, nachdem er durchgefallen, oder einen Flecken in Victor Hugo's Sonne zu finden,

das Centrum des litterariſchen
daher auch eine gewiſſe Monotonie
bei dem lebhaften Volke ſonderbar
er vollſtändige Mangel an Geiſtes-
ziehung ſchon einprägt, die Lebens-
lt, welcher die ſchönſten geiſtigen
m lähmt: es iſt die dadurch er-
öffentlichen Meinung, welche ein
en geradezu unmöglich macht.
vor der Meinung reden wir weiter
merkt, daß nicht allein auf ſtaat-
in allen Lebensſphären, bald die
hkeit weniger Parteimänner die
zum ſchweigenden Unterwerfen,
t, bald die utopiſtiſchen Seichtig
Gemeinplätze eitler oder unreifer
nde Sichanklammern der Vielen
überlegte Feſthalten der feineren
ine als natürliche Reaktion zur
iſt die Doktrin des laissez faire
deutenden Köpfen als gerade in
dem gefährlichen Phraſenſchwall
unmittelbarſte Erfahrung haben.
euen Syſtemen und Theorien hat
die beſten Geiſter ergriffen. Wie
oritätsglauben und dieſem Skep
zu kritiſiren vereinigt, wie ſich
idualismus, d. h. der Egoismus,
tonie verträgt, bleibt ebenfalls
rbehalten. Hier iſt im Augen

blick nur von der Gesellschaft, nicht vom Staate noch von der Litteratur die Rede, und es genügt uns für jetzt, auf den Fetischismus hingewiesen zu haben, welchen der gebildete Franzose mit seinen eigenen Lebensgewohnheiten und Ansichten treibt. Einer der an Charakter und Geist bedeutendsten Staatsmänner, die ich gekannt, ein Minister, wie Frankreich deren leider wenige gesehen hat, sagte mir einst scherzend: „Im Grunde seid ihr Ausländer doch alle ein wenig übergeschnappt (toqués)." Er wollte damit weiter nichts sagen, als daß wir Amerikaner, Engländer und Deutschen es alle mehr oder minder wagten, uns von der herrschenden Sitte und Ansicht zu emanzipiren. Mein Freund aber hatte in seiner Jugend England und Italien, ja ganz Hindostan bereist! Man denke sich, was der Bürger, der die Rue St. Denis oder gar die Stadt Bourges oder Douai nie verlassen hat, von unsern „Excentricitäten" halten mag!

Nicht minder als dieser Codex gesellschaftlicher Satzungen, und die ehrfurchtsvolle Achtung, deren er genießt, trägt der Ehrencodex zur Aufrechterhaltung und Verfeinerung der französischen Gesellschaft bei. Auch er wird ebenso sehr respektirt, als die Staatsgesetze despektirt werden. Er ist der wahre Polizeidiener der französischen Gesellschaft. Niemandem fällt es ein, wegen Verleumdung oder Beleidigung an die Gerichte zu appelliren: würde dies ja doch nur noch mehr Reden und Lärm verursachen, was gerade das zu Vermeidende ist. So sehr aber ist diese Autorität anerkannt, daß eine Ehrenverletzung beinahe unerhört ist: die Sprache selbst ist derart ausgebildet, daß sie erlaubt, fast alles zu sagen ohne die „Ehre" zu

doch zum Zusammenstoß, nun, so
ie unsichtbare Vehme der Gesell-
oder es kommt zum Duell, das
Staats, diesen gehorsamen Die-
tung, so gut wie unbestraft ge-
zwar, so heißt's, mit Abfassung
er das Duellwesen um; aber bis
eder als vorbedachter Mord oder
tödtung (coups et blessures)
auch ein Duell mit tödtlichem
t bleibt, weil es vor die Ge-
end ein solches, das ohne nach-
st, ziemlich strenge bestraft wird,
izeigericht, d. h. von Fachrichtern,
französisch, ist das Gesetz nicht
, sondern muß sich die Wirklich-
t des Gesetzes fügen, das eben
altriges Ding als das Duell nicht

der wurzelt in der Eitelkeit. Der
satze zum Germanen, zumal zum
renpunkt über die Ehre, wie er
ürde setzt. Die Empfindlichkeit
ng der Eitelkeit (amour-propre)
en. Schon bei den Kindern wird
istlich groß gezogen, gerade wie
Lächerlichkeit mehr als der Ab-
bracht wird. In unsern Augen
' im gesellschaftlichen Sinne: sie
nen und dem in der Gesellschaft

Lebenden zu. Nicht so bei den Franzosen: ein Knabe von zwölf Jahren wäre „entehrt", erhielte er eine Ohrfeige von seinem Lehrer; im aristokratischen College Englands empfängt der Siebzehnjährige noch Prügel, wenn er sich durch die Lüge entehrt hat. Wie in der Schule, so im Leben. Nicht dadurch, daß man unehrenhaft handelt, sondern daß man unehrenhafter Handlung, selbst unverdienter Weise, geziehen wird, geht man in Frankreich der Ehre verlustig. Doch ist es nur gerecht und billig, zu konstatieren, daß unehrenhafte Handlungen in Frankreich vielleicht seltener als irgendwo sonst sind; auch muß wieder und wieder in Erinnerung gebracht werden, daß alle Darstellungen nationaler Zustände eine Verallgemeinerung nothwendig machen, mit der dann die Einzelerfahrungen anderer Beobachter oft nicht recht stimmen wollen, die aber darum doch nicht weniger berechtigt ist.

Daß der Schein überhaupt dem Franzosen gar lieb ist, weiß man zur Genüge. Hübsch ist es, daß er sich dieser Schwäche durchaus nicht schämt. Wer wollte ihm z. B. physischen Muth absprechen? Und doch gesteht er gern selber zu, daß, um recht muthig zu sein, er Zuschauer haben müsse, dann könne er Heldenthaten verrichten. Ein junger Mann schrieb mir: er gehe in den Krieg, um darin „den Tod zu finden oder" — nicht etwa sein Vaterland befreit zu sehen, sondern — „sich das Kreuz zu verdienen!" Selbst die vielgerühmte Ritterlichkeit des Franzosen bedarf der Zeugen, um sich in ihrem schönsten Lichte zu entfalten; gern nimmt er sich des Schwachen an, gern beugt er sich vor dem Alter, gern bringt er kleine Opfer — doch ist's ihm lieb, dabei ge-

ängt nun innig mit der geringen
he der Celte vor der Wahrheit
ine aber damit keineswegs die
e, um Andre zu hintergehen und
fördern, ſondern eher die Gleich-
eit, das unbewußte Uebertreiben
ewohnheit, ſich als reicher, vor-
r, generöſer darzuſtellen als man
iſche Eitelkeit nichts Heimliches,
n ſich hat. Nichts aber iſt dem
ner als die bewußte Heuchelei,
germaniſchen Urſprungs ſo oft

der Franzoſen trägt zum Reiz
s bei. Wie die Kitzlichkeit des
die Empfindlichkeit des Andern
nung ihre Härte nimmt, ſo giebt
gkeit einen pikanten Reiz, eine
wohl durch das Bechern nur
. Die Koketterie der Franzo
huldiger als man vorausſetzt:
er als das Gegentheil. Das
die Gewohnheit, dieſes unſchul
chl zu machen, giebt dem Ge
nen eine ungemeine Anziehung:
ihnen gegenüber, der Wunſch,
kehr ſich betheiligen zu können,
würdiger, indem er ihnen zu
ltung und ein Maß auferlegt,
möchten. Freilich verſchwindet

mit der einreißenden Anglomanie der höheren Stände, mit der modiſchen Tugendhaftigkeit des Bürgerſtandes jene Unbefangenheit und liebenswürdige Heiterkeit immer mehr. Die alte franzöſiſche Gutmüthigkeit (bonhomie), die alte harmloſe Kindlichkeit werden täglich ſeltener. Wie es Mode geworden iſt in der höchſten Geſellſchaft, für die Herren ſich als engliſche grooms, für die Damen ſich wie Loretten zu geberden, ſo beginnt in den Mittelklaſſen ein pedantiſcher Ton von — den Franzoſen gar übelkleidender — Ernſthaftigkeit und Prüderie einzudringen, der die alte heitere Geſelligkeit zu tödten droht. Das membre du Jockey-Club nimmt Herzoginnen und Marquiſinnen gegenüber Attitüden an und erlaubt ſich Ungenirtheiten der Rede, die früher nur an verrufenen Orten geduldet wurden; der Mann aus den „liberalen Karrièren" hat aber einen ſolchen Reſpekt vor der Tugend ſeiner unverheiratheten Töchter, daß er ſich den unſchuldigſten Scherz unterſagt. Die ſchöne und angenehme Mitte zwiſchen beiden Extremen, in welcher der Franzoſe ſich ſo elegant und ungezwungen zu bewegen pflegt, die witzige verſchleierte Anſpielung auf gewiſſe Natürlichkeiten, das graziöſe und unbefangene Hofmachen wie das geſchmackvolle und zierliche Einwickeln des Anſtößigen — alles das droht zu verſchwinden. Ja, die heitere Geſprächigkeit ſelbſt iſt auf dem Punkte, ſich zu verlieren. Früher redeten Zuſammenreiſende, im Theater Nebeneinanderſitzende unbefangen miteinander, nicht um ſich auf deutſche Weiſe nach den perſönlichen Verhältniſſen zu erkundigen, ſondern um mit dem Geſpräch über allgemeine oder gleichgültige Dinge die Zeit zu vertreiben; jetzt glaubt man ſeiner Würde zu vergeben, wenn man nicht

m in ſeiner Ecke ſitzt. Doch iſt
art noch ſo ziemlich frei, obſchon
leiſe Zurückhaltung immer mehr

hende Rolle der Frauen in der
mit dem Nationalcharakter zu-
aus der Thatſache hervor, daß
der franzöſiſchen Geſchichte gleich
ein ſcheint, und daß das Hervor-
ſeit 1789 Nichts daran geändert
t die Franzöſin im Salon, in
ſterien, in der Familie, ja im
Hofe. Bei ihr iſt natürlich die
g nicht ſo tief eingedrungen als
noch ſicheren Inſtinkt, Intuition
wahrt, weil ſie, der weiblichen
nd, dieſelben nicht den abſtrakten
es oder, wie man das prunkhaft
Prinzipien" geopfert hat. Die
: That zu regieren, wie ſie es in
ſie iſt ſittlich und geiſtig dem
Ordnung, die Sparſamkeit, der
: Nation überhaupt angehören,
ausgeprägter als beim Manne.
ch, iſt ſie vielleicht auch weniger
rtheil der Familie mit ſichererem
ißt ihn energiſcher zu verfolgen.
n Haushälterinnen als die Fran-
der Haushalterei auf deutſche
ausſtand mit umſichtiger und

feſter Hand zu leiten wiſſen. Viele ſtehen ſelbſt den Geſchäften des Mannes vor, was denn auch freilich wieder die Zaghaftigkeit des franzöſiſchen Handels erklärt: die Frau ſieht den nächſten Vortheil, ſchwingt ſich aber nicht leicht zur Konzeption eines entfernten und zweifelhaften Gewinnes, d. h. zu einer Spekulation auf. An Keckheit und Dreiſtigkeit im Auftreten wird's einer Franzöſin nie fehlen; natürlichen Verſtand hat ſie und hat ſich ihn nicht durch „Prinzipien" verkümmern laſſen. Kein geſchaffenes Weſen iſt geſchickter im beinahe unmerklichen Hervorkehren und Verwerthen ihrer Vorzüge, auch der geringſten, eines ſchönen Fußes oder eines bißchen Singſtimme, je nach den Erforderniſſen der Lage. Ehrgeizig im höchſten Grade, leidenſchaftlich unter einem äußern Anſchein von Nüchternheit, gewandt in ihrem Betragen, elegant in ihrem Aeußern, von der Natur mit einer Grazie ausgeſtattet, welche eine eigens darauf gerichtete Erziehung ſorgfältig ausgebildet, charakterfeſt vor allem und willensſtark, leitet ſie den Mann, wie den Bruder oder den Sohn, bringt ihn vorwärts, ebnet ihm die Wege, thut für ihn die Schritte, welche nothwendig, aber peinlich zu thun ſind: kurz, ſie erobert ihm ſeinen Platz in der Welt und hilft ihm ihn behaupten. Dieſe hervorragende Rolle der Frau trägt ungemein viel dazu bei, der franzöſiſchen Geſellſchaft, wie dem franzöſiſchen Staate die ihm eigenthümliche Richtung zu geben: das leidenſchaftliche Ergreifen und Verfolgen eines nahen Gewinnes oder Intereſſes iſt ja der franzöſiſchen Politik immer eigenthümlich geweſen, ſo lange und ſo oft ſie nicht Verwirklichung abſtrakter Begriffe anſtrebte. Anmuth, Gewandtheit, Lebhaftigkeit geben, nächſt dem aplomb,

sens der französischen Gesell-
arakter: Beides aber rührt un-
alten des weiblichen Elements
r.

es weiblichen Elements macht
Leben, und nicht nur für die
n und reizvoll. Die Französin
künstlerin; sie besitzt nicht allein
heit, welche ebenso unter den
breitet ist, sondern auch eine
eit des Ausdrucks, die ihr die
andes verbietet. Und je höher
schaft kommt, desto freier und
ösin in ihrer Rede. Von der
e keine Ahnung; sie nennt die
ichsten Dinge bei ihrem Namen,
zu denken. Wo eine Deutsche
mschweife anwendet und zwanzig
unge Französin auch in Gegen-
z einfach von der Zeit ihrer
m höchst natürlichen Dinge,
Mit dieser Abwesenheit, oder
sinnlicher Hintergedanken hängt
äufige Erscheinung der Freund-
Personen zweierlei Geschlechtes
aber, wo dies Verhältniß gar
hingabe hineingleitet, andre wo
explodirt; in Frankreich dauert
m Reiz der Geschlechtsverschie-
lont sagt, „gegenüber der Frau

eines Andern" nie aufhört, ohne daß es doch in allzugroße Zärtlichkeit ausarte. Es liegt allerdings nahe, auch hierfür, wenn man durchaus zur letzten Ursache hinaufsteigen will, eine gewisse Kühle und Verständigkeit als Grundlage anzunehmen: immerhin gehört's zu den nachhaltigsten Vorzügen des französischen Lebens.

Wenn ich aber hier von dem weiblichen Element in der französischen Gesellschaft rede, so meine ich selbstverständlich nur die verheiratheten Frauen. Die Mädchen werden nur zu Bällen zugezogen, auch dies erst seit wenigen Jahrzehnten, wie zu einem Markte, auf dem der Heirathslustige sich seine Zukünftige aussuchen kann, ohne sich zu kompromittiren. Der tägliche, gesellige Verkehr zwischen Mädchen und Jünglingen, wie er in Deutschland, und mehr noch in England, üblich ist, wird in Frankreich nicht gestattet. Gemeinsames Spielen, Lesen, Schlittschuhlaufen, gemeinsame Landparthieen und Liebhaberaufführungen kommen überhaupt vergleichsweise selten vor oder die unverheiratheten Mädchen nehmen doch keinen Theil daran. Die vertrautesten Kameraden kennen oft die Schwestern ihrer Duzfreunde nicht: denn ein junger Mann führt den Andern nicht gerne in seine Familie ein, weil er fürchten muß, Jener möge sich einbilden, man wolle ihn mit einer Tochter des Hauses zusammenbringen; und der Freund bittet seinerseits nicht darum, vorgestellt zu werden, damit er nicht den Schein auf sich lade, als käme er der Schwester wegen und auf Freiersfüßen. So kann denn auch weder Unbefangenheit des Umgangs noch nähere Bekanntschaft zwischen ledigen jungen Leuten verschiednen Geschlechts aufkommen, was natürlich der

ligkeit einen andern Anſtrich —

Grundton — giebt als den bei herrſchenden. Das „Miſeln“ n guten und ſchlimmen Seiten göſiſchen Mädchen ſo unbekannt Verhältniß zu jungen Männern. gen, welche das Geſellſchaftsleben begünſtigen, wäre hier auch die höne Tugend der gegenſeitigen n. Der Franzoſe iſt verbind- der Germane zu ſein pflegt, aus lchem er überhaupt geſelliger iſt: ſelbſt Geſtelltſein, ſich ſelbſt Ge- eben, das help your self dünkt m aber iſt es die Geſchloſſenheit r Leben und Reiz verleiht. Der s ſeines Sinnes für Gleichheit: gerechtfertigt. Von unten herauf in jeder dünkt ſich dem über ihm ben nach unten iſt er nirgends Lande ſind die Klaſſen ſchärfer llſchaftlichen Vorurtheile ausge- berlebt die Eiferſucht und der ände“ die rechtliche Exiſtenz der- und nur die allgemeine gegen- uf den oberflächlichen Beobachter r Gleichheit hervor.

wird gebildet von den Leuten — welche bequem und elegant leben , und deren Eltern ſchon ſo leben

konnten. Darunter wieder, in Paris wie in der Provinz, Unterabtheilungen: alter Adel, neuer Adel, hohe Finanz, bürgerliche Grundeigenthümer ꝛc. Die zweite Schichte ist gebildet in erster Linie von Advokaten und Richtern, als Erben der noblesse de robe, dann von Beamten, Aerzten, Professoren, sowie von Großhändlern. Diese beiden Schichten verkehren gesellig mit einander, scheinen gleich zu sein, und werden in der That nur durch das connubium getrennt, das zwischen ihnen nicht stattfindet. Denn, wie derselbe Tocqueville fein bemerkt: „Wollt Ihr wissen, ob die Kaste und die Ideen, die Gewohnheiten, die Schranken, welche sie in einem Volke geschaffen hatte, endgültig beseitigt wird, so beobachtet die Heirathen. Sie allein werden Euch den ausschlaggebenden Zug liefern.“ Die dritte Schichte, die nicht mehr zur „Gesellschaft“ gehört, also schon nicht mehr duellfähig ist, besteht aus Kaufleuten, die ein Detailgeschäft haben, so groß es auch immer sein mag. Dann kommt der wohlhabendere Handwerkerstand, der Bäcker, der Fleischer; auf ihn folgt der kleine Handwerker, dann der Arbeiter, der zu Haus arbeitet, der besitzende Bauer, der Taglöhner, endlich der Fabrikarbeiter; und eine unüberspringbare Kluft trennt jeden dieser Stände von dem andern, selbst da, wo die politische Gesetzgebung versucht hat, sie auf unnatürliche Weise zu vermengen. Dieses Kastensystem aber, es ist nicht zu leugnen, giebt der französischen Gesellschaft eine Stabilität, eine Ordnung, eine Sicherheit, die wir Deutschen bei unsern ineinanderverschwimmenden Ständen und Professionen nicht besitzen können. Es erzeugt nicht zu billigende Vorurtheile; aber ohne Vorurtheile ist die Gesellschaft eben doch un-

ihre Grundlage iſt ja ſo recht
l.

Franzoſen, von denen ich geredet,
en ich noch zu reden haben werde:
Dienſtfertigkeit, Eleganz, Gerechtig-
eiſe geſellſchaftlicher Natur; alle
on, nicht auf der Spontaneität,
t auf dem Gemüth. Die merk-
es franzöſiſchen Temperaments
r Temperament iſt nicht Charakter
liche Gutmüthigkeit, das ſchnell-
überlegte Raſchheit des kollektiven
Franzoſen weit mehr auf dem,
pulsiveness nennen, denn auf
ither, im Guten wie im Schlimmen,
reness führt ſie oft auf Irrwege.
xaltationsfähigkeit geſellt ſich die
durch und durch geſelliges Volk
ald es eine Menge bildet: Haß
und Zorn, Furcht und Tollkühn-
erſtehlich anſteckend. „Nichts iſt
s, „freundlicher als eine Pariſer
rſtörungsleidenſchaft nicht geweckt
ufall weckt ſie. Sie erinnert mich
e, die Einer meiner Freunde mit
Die drei waren die beſten Freunde
lief der Haſe ſpielend von den
n ihn: der ſchlummernde Inſtinkt
ten ihn.“ Und Tocqueville: „die
ildeſte und ſogar wohlwollendſte

Volk der Erde sind, so lange sie ruhig in ihrem Naturell bleiben, werden das barbarischste von Allen, sobald heftige Leidenschaften sie herausreißen.“ Aehnlich Voltaire, Chamfort, Sainte-Beuve; viel strenger noch und bis zur Ungerechtigkeit, weil selber nicht immer fähig sich zu beherrschen, Proudhon, Phil. Chasles, E. Montégut über diesen Mangel an Selbstbeherrschung bei ihrer Nation, wenn die Leidenschaft sie einmal überkommen hat.

Jene französischen Tugenden setzen eben alle den ruhigen, regelmäßigen Gang der Dinge voraus. Alle streben das Nützliche, nicht das an sich Gute an. Sie machen das tägliche Leben angenehmer und leichter, heiterer und bequemer als in irgend einem Lande der Welt, sie genügen in neunundneunzig Tagen des Lebens, so lange es eben in gewohnten Gleisen fortrollt. Aber sie sind ungenügend am hundertsten Tage, wenn das Unvorhergesehene geschieht, wenn der Sturm einbricht über das künstliche Gebäude oder es aus den Fugen zu reißen droht. Dann wäre männlicher Muth, Selbsterkenntniß, Selbsthülfe oder aber Entsagung und Sichfügen vor der Hand des Höhern an der Stelle — Tugenden, die auf dem Boden des Rationalismus eben nie und nimmer wachsen. Die Rinde fällt ab, und der schwache Stamm beugt sich oder bricht unter der Wucht des Orkans! Rathlosigkeit und Kopflosigkeit, blinde Leidenschaft und bleiche Panik, Leichtgläubigkeit und rohe Selbstsucht, ja Grausamkeit und Wildheit brechen los. Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare, sagt ein französisches Witzwort; mit mehr Recht dürfte man sagen: Grattez le Français et vous trouverez l'Irlandais. Es ist dieselbe Liebenswürdigkeit

lbe Witz und dieſelbe Anmuth,
lkeit und dieſelbe Beweglichkeit;

, feineren Formen, Alles nützlicher
es beſſer und zweckmäßiger gelenkt
nn zerfalle dieſe Form und dieſe
nan die Richtung und Lenkung,
chen werden, der nicht in ſich,
Geſetz wie ſeinen Kompaß hat?
iger umher, allen Winden preis-
, und andere wüthend, ſich ſelbſt
Nie wird ein Romane oder ein
Brüche fähig ſein wie ſie in der
Septembertagen oder zur Zeit der
Schauder erfüllt; nie wird der
me ſich ſelbſt und ſeine Würde
oſe es nach den Niederlagen des
s ſind die periodiſchen Rückfälle
rene Natur: Grattez le Français
ndais!

Zweites Kapitel.

Unterrichtsweſen.

Sechs Grundſteine legte der große Architekt des modernen Frankreichs, um darauf das Gebäude der cäſariſchen Demokratie aufzurichten, und drei Revolutionen, drei Dynaſtien, zwei Republiken, drei Invaſionen ſind ſeitdem über das Haus gekommen ohne jene Grundſteine auch nur im mindeſten zu erſchüttern. Ein neues Schild, einen neuen Anſtrich, ja ein Fenſter hier, einen Balkon dort mochten die wechſelnden Hausmeiſter ſich und den Inſaſſen wohl gönnen: an den Mauern hat noch keiner zu rütteln gewagt. Nicht Alexander noch Cäſar, nicht Karl, nicht Friedrich, die Großen, haben größeres geleiſtet. War's zum Heil, war's zum Verderben der Nation?

Ai posteri
L'ardua sentenza!

rief Manzoni, als der Ungeheure fiel, und wir, die wir dieſe Nachwelt ſind, der es zukommt das Urtheil zu fällen, dürfen ſagen: Ja, unter den gegebenen Umſtänden war's zum Heil. Dieſe Umſtände aber, es war die Revolution, welche ſie herbeigeführt hatte, als ſie die nationale Ueber-

ich zerſtörte, und es unternahm,
ndesconceptionen zu erſetzen. Das

ls das Genie Napoleons, in dem
olution konzentrirte, inmitten der
uch aus dieſen Trümmern, ein
ufrichtete, das allen Stürmen
einer einförmigen Kaſerne ähn-
eren geräumigen Wohnhauſe, das
Geſchlechter unſymmetriſch, nicht
ſo war's nicht die Schuld des
n Obdach war dringend noth-
th des Verſtandes ſich vermeſſen,
eit losgelaſſener Leidenſchaft das
aus abzubrechen. Ihm, dem
der Auftrag: ſchnell, aber dauer-
erzurichten — ja, zum größten
n von ſeinen Auftraggebern auf-
n der Napoleoniſchen Geſetzgebung
et durch die Revolutionäre des
hundert. Nach dieſem Plan ein
welchem Freiheit der Bewegung
des Theiles geherrſcht hätte, war
der Diktator es gewollt hätte.
s Einzige: den dauernden natür-
eſellſchaft und den angeborenen
Franzoſen Spielraum zu geben
en, rationaliſtiſchen Grundlinien.
ſagen: er verſtand es, das Con-
ſtrakten zu opfern, durch daſſelbe
nicht ſo vollſtändig, daß die leidige

Abstraktion — d. i. eben jene demokratische Doctrin, welche ihm von der Revolution aufgezwungen worden — nicht doch unendlich viele Blüthen des geistigen und politischen Lebens der Nation mit ihrem vertrocknenden Hauche gewelkt und getödtet hätte.

Jene sechs unerschütterten Grundsteine des modernen Frankreichs — die Universität, die Justiz, die Verwaltung, das Heer, der Staatshaushalt, das Concordat — müssen in ihrem Wesen demjenigen bekannt sein, der sich über die wahren Gründe Rechenschaft ablegen will, weshalb alle seitdem gemachten Versuche, eine parlamentarische Regierung in Frankreich einzubürgern, so jämmerlich scheitern mußten. Alle sechs sind, wie gesagt, trotz einiger Namensveränderungen, noch genau dieselben, die sie im Jahre 1804 waren, und die Dauerhaftigkeit dieser gesetzgeberischen Schöpfungen Napoleons wird nur übertroffen von der Gebrechlichkeit seiner politischen Schöpfungen.

I.

Das gesammte französische Unterrichtswesen ist begriffen unter dem Namen l'Université de France, und folgerichtig müßte der Minister des öffentlichen Unterrichts noch immer le grand maître de l'Université heißen, wie er es in der That noch immer ist. Die „Universität von Frankreich" zerfällt in drei Kategorien oder Grade: Primär-, Sekundär- und höheren Unterricht, welche unseren Volksschulen, Gymnasien und Universitäten entsprechen.

ſonal von Lehrern und Inſpek-
n Grad zum andern aufſteigen
es aufſteigen. Dem Raume nach

zehn Akademien von je vier bis
ält, und an der Spitze eines jeden
er Regierung ernannter Rektor,
und ſtete Beaufſichtigung der
nd Volksſchulen gleicherweiſe ob-
ität über letztere beinahe nur
rklichkeit bei dem Präfekten iſt,
als politiſchen Agenten ſo wenig
nthen kann. An der Seite des
tsrath, gebildet durch miniſterielle
ter des oberen Unterrichtsrathes,
Seite ſteht. Biſchof und Staats-
dent und Maire, Präfekt und
und Inſpektoren des Bezirkes
ich nur zweimal des Jahres zu
mmenfindet, abſolut unmächtig
chtig zum Schlimmen, durchaus
angelegenheiten und faſt durch-
Kirche.

für welchen Napoleon nur den
ruht noch ganz auf dem Geſetze
es jenen Rahmen nothdürftig
obligatoriſch noch unentgeltlich,
gegen alles Erwarten ein Geſetz

s Geſetz ſiehe in meiner „Geſchichte
" Band II. Kap. V. v.

in diesem Sinne erlassen werden sollte, in der That nie werden. Die Folge davon ist, daß zwei Drittel der Nation vollständig illitterat sind. Zum größten Theil wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schwestern ertheilt, zum geringeren Theil von Laien. Der abstrakte Liberalismus, der noch immer blindlings den Spuren der Revolution folgt, sucht natürlich, so viel er kann, den Unterricht der Geistlichen zu verdrängen, ja er zieht die Abwesenheit alles Unterrichts dem Unterricht durch Geistliche vor: denn, obschon Viele der Partei nur aus Leidenschaft und Unkenntniß sündigen, so wissen die Führer, welche unterdessen ihre Kinder selbst zur Communion schicken, doch sehr wohl, daß Frankreich keine 40000 Laienschulmeister auftreiben kann, selbst wenn es die dafür nöthige ungeheure Ausgabe bestreiten wollte; sie wissen, daß es mit der Moralität eines Laienschulmeisters, der nicht aus religiösen Motiven, noch aus Beruf die harte und entbehrungsvolle Laufbahn ergreift, sondern als Broderwerb und um dem Militärdienst zu entgehen, nicht immer zum besten bestellt ist; sie wissen, daß seine Halbbildung ohne jedes Gegengewicht ihn allenthalben zum blinden politischen Werkzeug der Revolution oder der Reaktion macht: daß das bißchen Wissen, welches er in seinem Examen darlegt, pädagogisch durchaus keine Bürgschaft bietet, die mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche die geistliche Disziplin und die Kirche bieten; sie wissen, daß die zeitweilig auftauchenden Skandale, welche so illoyal gegen die Geistlichen ausgebeutet werden, verschwindende Ausnahmen sind: sie wissen endlich, daß die

t einer Selbſtaufopferung, einem
l erfüllen, die kein diplôme de
n kann. Einerlei; die Gefahr,
ABC auch etwas Religion bei-
iſt ſo groß, daß es beſſer iſt zu
julen des Staates 40,000 Laien
rweiſe ſind nicht alle Maires
ihren Liberalismus zu vergeſſen
t; und ſo iſt einige Hoffnung
er Frankreichs jenes Millenium
, welches die Freunde des Fort-
er Dunkelmänner ſich herbeizu-
er unſer vielangeſtaunter Volks-
iöſen Unterricht in drei Jahr-
sgewachſen iſt, das brauchen ja
rer und Welterleuchter nicht zu
och, daß die Geſchichte und ihr
men ein Buch mit ſieben Siegeln
utorität anerkennen als die des
eſſen Dekrete doch wohl auch
die ſie zu ordnen vermögen.
es in Frankreich um den Unter-
klaſſen. Erſt ſeit kurzem kommen
es auf, welche unſeren Real-
ren Bürgerſchulen zugleich ent-
jat aber keineswegs entſprechen.
llen dieſe Lücke (?) nur ſehr un-
ren ſich ſeit dem zweiten Kaiſer-
für den Volksunterricht gethan,
ng. Leider ſind ſie oft aus

falſch verſtandenem Demokratismus und übel angebrach
Sparſamkeit mit den Gymnaſien verbunden, wo ſie da
nur ſo als Nebenſache mitlaufen.

Der bei weitem beſtbeſtellte Theil des öffentlich
Unterrichts iſt der mittlere, obſchon auch er Vieles
wünſchen übrig läßt. Frankreich mag etwa zweihundertu
fünfzig collèges (Lateinſchulen, Progymnaſien) und acht
lycées (Gymnaſien) zählen. Das Internat iſt die Re
doch nimmt das Externat glücklicherweiſe auch allmäh
zu. An der Spitze des lycée ſteht ein proviseur,
das Unterrichtsweſen und die äußeren Verbindungen
Eltern und Verwandten leitet. Von ihm, der ſelbſt kei
Unterricht ertheilt, hängen ſämmtliche Lehrer ab, die
oft, meiſtens ſogar, höhere akademiſche Grade haben
ihr Vorgeſetzter. Neben dem proviseur ſteht der cens
der mit Aufrechthaltung der Disziplin betraut iſt und
von den Lehrern verhängten Strafen zum Vollzuge bri
Ein économe ſorgt für das Wohl des Leibes, ein
mônier für das Heil der Seele. Die eigentlichen Le
haben Jeder eine Klaſſe, und geben nur in Di
Unterricht. Daß ein Lehrer ſeine Schüler von u
herauf begleiten, ihrer Geiſtes- und Charakterentw
lung folgen könnte, iſt demnach nicht denkbar. In
unteren grammatiſchen Klaſſen findet man ſelbſt in
Lyceen wenige ſogenannte agrégés, d. h. mit
höheren Lehrerdiplom verſehene Sieger im concours.
Unterricht wird meiſt von einfachen licenciés erth
deren Examen, mutatis mutandis, unſerem Lehra
kandidaten-Examen entſpricht, weniger philologiſche, n
elegante Kenntniſſe verlangt; in den collèges haben

—

Maturitas. Allein in den höchſten
man Schüler der école normale
rchſchnittlich nicht mehr als zwei
. Sie werden als die Perlen der
leiben ſie meiſt nur vorübergehend,
Paris zurückzukehren oder in eine
achten. Ihre Probezeit in dem
ihnen ein Fegefeuer; an ein
itiges Intereſſe iſt bei jungen
im Leben iſt, in Paris leben zu
Freilich iſt ihre geſellſchaftliche
z, gegen ihre höhere Bildung ge-
rdnete, daß dieſer Wunſch ihnen
iſt.

e Lehrer zur Arbeit anhält, iſt
und der Appell ans Gewiſſen,
Intereſſe und die Ueberwachung.
Klaſſen verſäumt, wird er durch
ie!). Der Proviſeur, meiſt dem
ergeordnet, beſucht deſſen Klaſſe,
ihn, liefert Berichte an den Rektor,
terrichtsbezirkes (académie) ſteht.
der ſeinen Sitz in der Hauptſtadt
thut daſſelbe. Jährlich einmal
ektoren von Paris und inſpiziren
, den Rektor ſelber und — die
ann Bericht an den Unterrichts-
ie gefürchteten Popanze des ganzen
auch ſie ſtreifen nur die Ober-
geht in eines der vierhundert

collèges municipaux, worin der größte Theil der französischen Jugend erzogen wird. Ihre Berichte entscheiden über Leben und Tod, oder doch wenigstens über Beförderung oder Zurücksetzung, Verweis oder Auszeichnung — ein eigener Orden (eine goldene oder silberne Palme an violettem Bande) ist als Stimulus für den Volks- und Gymnasiallehrer eingeführt — und ihre Berichte begnügen sich nicht damit, die öffentliche Thätigkeit der Lehrer zu prüfen; auch ihr Privatleben, ihre Vermögensverhältnisse, ihre politischen Gesinnungen sind Gegenstand ihrer Erkundigungen. Man kann sich denken, welche Ehrfurcht der Schüler vor dem Lehrer bewahrt, der, zitternd in seinem schwarzen Talar, den Rüffel des gestrengen Herrn Generalinspektors einstecken muß.

Neben jenen Munizipal- und Staatsgymnasien nun bestehen viele geistliche Institute, welche in demselben Geiste, nach denselben Programmen — denn die Programme dessen, was in jeder Klasse zu lehren ist und wie es zu geschehen hat, werden alljährlich vom Minister festgestellt — unterrichten. Auch sie stehen nominell wenigstens unter Staatsaufsicht. Die Konkurrenz, welche sie den Staatsgymnasien machen, ist bedeutend. Ihre Erfolge pflegen größer zu sein: denn wo es sich um mechanisches Abrichten handelt, wird der katholische Geistliche immer jedem Lehrer den Rang ablaufen. Sie sind von besserer Gesellschaft besucht; bieten, wie man meint, mehr Bürgschaft für Sittlichkeit, und es herrscht in ihnen jedenfalls ein besserer und feinerer Ton als in den Lyceen. Endlich giebt es in allen größeren Städten, namentlich aber in Paris, eine Menge kleiner Pensionen, ähnlich unsern

colleges von Oxford und Löwen,
ublikaniſch eingerichtet wie dieſe.
kulationen ſogenannter Suppen-
) eines Baccalaureus (maturitas)
Anſtalt zu öffnen, worin ſie mit
Jungen für die Preisvertheilung
ommt es vor, daß begabte Kinder
ommen werden, um für eine be-
r Geſchichte, der Mathematik, des
je nach ihrer Begabung dreſſirt
aus werden die Koſtgänger all-
liteur nach dem Gymnaſium ge-
beiwohnen, dann zurückgebracht
en Tag vorbereitet. Es iſt dies,
ein kaufmänniſches Geſchäft mit
on Aushängeſchild, réclames ꝛc.,
ſiſchen Unterrichtsweſen, von dem
möglich zu reden, den aber die
" nicht erlaubt zu unterdrücken.
auf den offiziellen Typus des
ickzukommen, hat ſieben Klaſſen,
ekunda: unſerer Unterprima ent-
n der ſiebenten Klaſſe, der philo-
ima), werden ſchon Logik und
an ſieht, es ſind noch ganz die
chen Schulen. Leider muß man
n ſo der Geiſt." Der Unterricht
die Entwicklung des Geiſtes, ſon
ſen, und auch dies nicht einmal
als Mittel, Preiſe zu erlangen

und Prüfungen zu bestehen. Vom proviseur, im Municipalgymnasium principal genannt, bis zum Lehrer, vom Lehrer bis zum letzten Schüler, werden nur diese äußeren Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Je mehr Schüler durchs Baccalaureats-Examen kommen, desto mehr Rekruten wird die Anstalt machen, desto berechtigter werden die Ansprüche des Proviseurs und des Lehrers auf Beförderung oder Dekoration, desto größer wird jedenfalls ihr Einkommen sein; denn von diesem ist ein Theil „eventuell", d. h. ein Prozent des Gesammteinkommens der Anstalt. Der Schüler endlich, gehört er zu den besten, denkt nur an seine Triumphe am Tage der Preisvertheilung, einer ganz außerordentlichen theatralischen Feierlichkeit, der außer Tausenden von Zuschauern alle höchsten politischen und gerichtlichen Autoritäten des Departements beiwohnen; gehört er zu den mittelguten, so ist das verhängnißvolle Examen sein einziger Stimulus. Hieraus würde schon a priori die Folgerung gezogen werden können, welche thatsächlich unangefochten festgestellt ist: daß der Lehrer sich nur um die zehn ersten Schüler seiner Klasse bekümmert, deren Erfolge ja ihm angerechnet werden. Alle übrigen werden ihrem Schicksal und den maîtres d'études oder Aufsehern überlassen, armen jungen Leuten, die oft selbst das Maturitätsexamen noch nicht gemacht haben und deren erbarmungswürdiges Loos es ist, als ein Gegenstand des Hohns für die Jugend, vornehmer Verachtung für die Lehrer, despotischer Willkür für den Proviseur, die Kinder im Schlafzimmer, in der Studirstube, auf dem Spaziergange zu überwachen und ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen.



risch eingetheilt in Lehr-, Arbeits-
n, welche die Trommel laut ver-
tlich unter Aufsicht und in den
österlichen Gebäudes oder seiner
werden. Turnen ist beinahe voll-
e Woche einmal, am Donnerstag.
militärischen Uniform unter Auf-
— der Spottname jener unglück-
tlich maîtres d'études oder répé-
Freie geführt.

II.

ı der Gymnasiasten deutet darauf
er lebendigen Individualität die
ehrer und „Erzieher" ist. Die
cänkt sich in der That darauf, alle
gen halb klösterlichen, halb militä-
terwerfen, welche dazu angethan
r zu bilden", im Grund aber nur
eines andern setzt. Die Familien-
ividuum in allen seinen Launen
; die Collège-Erziehung sucht es
tsten Eigenheiten zu unterdrücken.
atz wird mit den rohesten Mitteln
hung, Strafe, Belohnung, Aus-
sen Instinkte im Zaume halten,
ie dem Auge zu entziehen; denn
achern sie fort wie geiles Unkraut.

Weder Pflichtgefühl, noch Wahrheitsliebe, noch Ehrfurcht werden zu entwickeln gesucht. Nicht das Gemüth rein, die Phantasie keusch zu erhalten, den Sinn auf das Höhere und Ideale zu lenken, bemüht sich der Erzieher, sondern strafbare Handlungen zu verhindern oder dem Tageslicht zu entziehen. Furcht und Feindschaft oder Familiarität und Kameradschaft kennzeichnen das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler und lassen keinen Platz für vertrauensvolles Aufblicken und für lebendige sittliche Autorität.

Desto eifriger werden die todten geistigen Autoritäten gepflegt. In der That ist die jesuitische Ueberlieferung noch lange nicht überwunden, trotz des Brotneides, der zwischen der „Université" und der Gesellschaft Jesu blüht. Der ganze Unterricht trägt noch dasselbe scholastische Gepräge, das er vor drei Jahrhunderten trug. Die litterarische Rechtgläubigkeit wird auf das peinlichste aufrecht erhalten. An Entwicklung eines selbständigen Urtheils denkt niemand; wehe dem Schüler, der sich beifallen ließe, eine eigene Ansicht zu haben, oder gar Bossuet einmal hohl, Cicero zuweilen langweilig zu finden! Die Entwicklung der Phantasie wird, wo möglich, für noch gefährlicher gehalten als die des Urtheils. Die lateinische Versifikation ist noch der einzige schmale Kanal, in den sie sich ergießen darf. Dagegen werden Gedächtniß und Formensinn, wollten wir das Kind bei seinem wahren Namen nennen, Mechanik und schöner Schein aufs sorgfältigste gepflegt. Das Auswendiglernen wird von früh auf bis in die höchste Klasse, und zwar im umfassendsten Maßstab, getrieben. Kritiklose Datenzusammenstellung mit

heil gilt für Geſchichtsunterricht.
und Gebirgsnamen, namentlich
Departementen und Chefslieux,
us, die den Schülern beigebracht
werden ohne Experimente, Natur-
hauung gelehrt; einige ſcholaſtiſche
chologie und Metaphyſik ſchließen

als das Gedächtniß, aber leider
wird der Geſchmack geleitet und
ntar-lateiniſcher und franzöſiſcher
h. Man unterſtreicht die „Schön-
nden Stellen auswendig lernen,
Mache aufzudecken, die Befolgung
nachzuweiſen. Doch lernen die
n auch nachdem ſie die Schule ver-
en ihren Horaz und Virgil leſen zu
en Dichter ſind dem franzöſiſchen
n, der in ſeiner Jugend zu den
meiſt geläufiger als unſern Ge-
ſ auch die wiſſenſchaftliche Kennt-
deutſchen ſtehen mag. Auch die
ilich ganz über Gebühr und auf
ieben werden — ſind, nach der
Bildung des Geſchmacks gerichtet,
überall ſein ſollten. An dieſer
che, hauptſächlich aber der Kom-
könnten unſere Gymnaſiallehrer
t franzöſiſcher rhétoricien (Pri-
prache geſchmackvoller, komponirt

namentlich ſeinen Aufſatz gefälliger und überſichtlicher, als mancher deutſche Schriftſteller. Freilich bringt die Unfreiheit des Geiſtes und der Autoritätsaberglaube auch in die Sprache, wie ſie die Geſellſchaft und Bildung beherrſchen: cela se dit und cela ne se dit pas, iſt ſo tyranniſch wie cela se fait oder cela ne se fait pas. Fertige Redensarten, und leider mit ihnen hohle Gemeinplätze, zwingen ſich auf und bringen die Sprache oft um Urſprünglichkeit und Friſche, wie ſie dem Ideenkreis eine gewiſſe Eintönigkeit aufdrücken, die manchmal wirklich ermüdend wird, und nur durch die angeborne Lebhaftigkeit des Franzoſen einigermaßen gemildert iſt. Auch des ewigen Voranſtellens der Form wird der Fremde bald müde; nie hört der Knabe, der Jüngling, der Mann ein anderes Urtheil über ein Werk des Geiſtes als: c'est bien écrit, ce n'est pas écrit. Niemand fragt: wie iſt's gedacht, wie iſt's empfunden? Daher das unglaubliche Ergebniß, daß die veralteten Ideen und die tönende Eloquenz Boſſuet's einem echten Franzoſen heute noch eben ſo hoch ſtehen als Montaigne's Originalität, Pascal's Tiefe oder Voltaire's Schärfe: c'est une belle langue, und das genügt, um den leidenſchaftlichen und beredten Prieſter den größten Geiſtern der Menſchheit gleichzuſtellen.

Von der Gedankenloſigkeit, Oberflächlichkeit, Mechanik des Unterrichts in den weiblichen Inſtituten — höhere Töchterſchulen kennt man in Frankreich nicht — iſt es ſchwer, ſich einen Begriff zu machen; es läuft in Wirklichkeit auf ein papageienhaftes Auswendiglernen von Tabellen, Daten, Büchertiteln ꝛc. hinaus. Alle Bildung der Franzöſinnen wird erſt nach der Heirath durch den Umgang

) Leſen gewonnen; ſie iſt darum
th als unſere Schulbildung; nur

zu Tag ſeltener im heutigen
arf nicht vergeſſen werden, daß
patunterricht durch Lehrer und
mmer mehr aufkommt. Leider
ch mehr als in Deutſchland die
em Pianoüben den halben Tag
Erlernen der lebenden Sprachen
obei indeß ebenfalls der gemeine
herrſchende iſt. Ob die Kinder
den, Shakeſpeare und Goethe zu

Alles kommt darauf an, daß
ldermädchen haben, damit ſie die
umen. Im Uebrigen entſchuldigt
r genauen Kenntniß lebender
renen Mangel an Sprachtalent:
ntſchuldigung: denn in der That
beſſer zum Erlernen fremder
) franzöſiſche: aber weder Lehrer
die nothwendige Mühe geben.
" Arbeit wird dem Knaben, wie
rſpart und iſt es nicht „unnütz",
s nöthig iſt, um bei einer allen-
nit dem deutſchen Kellner ver-

der junge Franzoſe in ſeinem
Wiſſen, Geſchmack und Stärkung
, ſo iſt es weder dem Syſtem,
ch dem uneigennützigen Eifer der

Lehrer zuzuschreiben, sondern, nächst der natürlichen
gabung, einzig und allein der innewohnenden Macht
mathematischen und klassischen Studien auf den men
lichen Geist. Sie mögen noch so mechanisch, noch so geist
gelehrt werden, sie werden nie ihre magische Wirkung
den jugendlichen Menschen verfehlen, den sie heranbil
und entwickeln, ob er's wolle oder nicht. Auch ist
Unterricht der Mathematik, die der Verständigkeit
Franzosen zusagt, im allgemeinen ein trefflicher. Se
die klassischen Studien, obgleich nur von ihrer formel
Seite aufgefaßt und im Grund auf's Lateinische beschrä
werden mit Erfolg betrieben. Da die Sprache, die Ge
gebung, ja die ganze Bildung der Franzosen auf
römischen Alterthum beruht, so ist's nur natürlich,
man diesem das Griechische opfert; weil nun aber
lateinische Litteratur ihren alexandrinischen Charakter
mal nicht verleugnen kann, so ist die natürliche Folge,
der ganze französische Geschmack in litterarischen Din
etwas künstliches, unfreies, nüchternes oder rhetoris
hat, daß er sich noch nicht wie der unsrige, der sich
mittelbar an der hellenischen Quelle nährt, von den Fes
der akademischen Regel hat ganz befreien können.
selbst das lateinische Alterthum wird nicht in sein
Wesen, sondern in seiner Form erfaßt. Die Lektüre
Alten ist ein Mittel Latein zu lernen, nicht das Lat
lernen ein Mittel das Alterthum kennen zu lernen. D
liest unendlich wenig: einen Gesang von Virgil, ein P
des Livius, eine Rede Cicero's im ganzen Jahr; dage
wird außerordentlich viel geschrieben, Verse wie Pr
und es ist nicht zu leugnen, daß die Besten der Be

ymnaſiaſten ein eleganteres Latein
ſerer bedeutendſten Philologen.
ten aber ſind leicht zu finden; ein
ums ſortirt alljährlich die zehn
weiterer Concurs dieſer mit den
ſien des Unterrichtsbezirks (aca-
beſten des ganzen Bezirkes in die
ſechzehn ſolcher Bezirke in Frank-
dritte und allgemeine Concurs
laſſe im Hauptturnier zuſammen-
ger, ſchon allein des hauptſtädtiſchen
m der des nationalen, aber iſt ge-
grand prix d'honneur wird ihm
ich am Tage des Sieges wird ihm
eine Einladung zum Diner des
ı Militärdienſt zu Teil; bei jeder
eine Staatsſtelle iſt der Preis die
und ſelbſt ein Drouyn de Lhuys
glie, ein Prévoſt-Paradol oder
n prix d'honneur vielleicht mehr
t oder ihren ſchriftſtelleriſchen
che Lehrer erhält natürlich das
und das betreffende Gymnaſium
ıljahr auf einen ſtarken Zuwachs
n Tauſenden aber, die an keinem
ſchweigt die Geſchichte. Wäre
n und die unglaubliche Intelligenz,
Franzoſen ausgerüſtet, ſie alle
n. So kommen ſie doch noch
: von Latinität und einem gründ-

lichen Unterricht in der eigenen Sprache, Litteratur und Geſchichte aus der Schule ins Leben. Auch dieſer Unterricht wendet ſich, wie der lateiniſche, vornehmlich an Gedächtniß- und Formenſinn; aber er bildet beide aufs höchſte aus, und obſchon dabei mehr Nationaleitelkeit und Ausſchließlichkeit unterläuft als es für das eitle Volk gut iſt, ſo iſt er doch ein Glanzpunkt des franzöſiſchen Unterrichtsſyſtems.

Am Schluſſe der Schulzeit ſteht, wie in Deutſchland, nur um ein oder zwei Jahre früher, ein Abiturientenexamen, dort baccalauréat-ès-lettres oder ès-sciences genannt. Allein es unterſcheidet ſich in faſt allem und jedem von der deutſchen maturitas. Der gerühmten „Unterrichtsfreiheit“ zu liebe wird nicht der Lehrer, der den Schüler herangebildet hat und kennt, als Examinator beſtellt — er wird ja ſchon von vornherein als nothwendig parteiiſch angenommen — ſondern das Examen findet ſtatt vor der philoſophiſchen Fakultät des betreffenden Unterrichtsbezirkes. Da die Profeſſoren dieſer Fakultät meiſt keine Männer der Wiſſenſchaft, ſondern beförderte Pädagogen ſind, ſo iſt die Sache weniger außerordentlich als ſie auf den erſten Blick ſcheinen möchte; aber ſie verbürgt auch weniger als man vorgiebt die angeſtrebte Unparteilichkeit: als geweſene Gymniſiallehrer und noch immer Mitglieder der „Univerſité“, neigen ſie gewöhnlich zur Parteilichkeit für die Schüler der Staatsgymnaſien, und nur der ſchrecklichſte der Schrecken, den der Franzoſe kennt, le qu'en dira-t-on, und die Oeffentlichkeit der Prüfungen ſichern dem Schüler geiſtlicher Anſtalten eine parteiloſe Beurtheilung. Natürlich ſpielt der Zufall bei

lanntſchaft des Examinatoren mit
bedeutende Rolle in dieſen Prü-
großen Theil ſchriftlich; aber auch
einem Programm unterworfen,
richt des letzten Jahres umfaßt.
punischen Kriege ignoriren, muß
chlacht bei Rocroi wiſſen; er darf
in Xenophons Anabaſis ex tem-
er muß das im Programm vor-
vorbereitete Kapitel des Thucy-
Jedes Jahr finden drei ſolcher
ehn Sitzen der philoſophiſchen Fa-
derte von Kandidaten ſtrömen von
der Akademie zuſammen; denn das
hüre zu Allem. Hier nun beginnt
itationen und Fürſprechereien, das
em ganzen Leben begleitet. Jeder
en ſein; und die Briefe, die Be-
ickliche Examinator ausgeſetzt iſt,
e, namentlich leiſten die Mütter,
en oder Couſinen darin das Un-
und gewiſſenhaft Minos und Rha-
dgen, ohne es zu wollen, laſſen ſie
en, ſonſt würden's ja die Freunde
ſchon müde geworden ſein.
verden rottenweiſe zu je zwanzig
mmer geſchloſſen, wo ſie drei halbe
ichen Arbeiten liefern müſſen —
ziſche, noch engliſche oder deutſche.
hnittlich zwölf, werden dann am

dritten Tage ins mündliche Verhör genommen, jeder eine Stunde lang, für jede Branche fünf Minuten. Am Bureau sitzen drei Professoren der faculté des lettres und einer der faculté des sciences (bei dem baccalauréat ès-sciences findet natürlich das entgegengesetzte Verhältniß statt).*) Jede Leistung hat ihren in Zahlen bestimmten Werth, und diese Zahlen werden zusammengerechnet und danach die Gesammtnote gegeben. Bei dieser unfehlbaren Arithmetik des Bildungswesens kommen dann gewöhnlich 50 Prozent der Kandidaten durch. Die Durchgefallenen kommen nach drei Monaten wieder und immer wieder, bis die Langmuth — oder das Gegentheil — der Examinatoren ihnen die seligmachenden Thore des Baccalauréats öffnet. Da kein proviseur oder principal den Eltern gegenüber den Muth besitzt, einen Knaben in einer niederen Klasse über sein Jahr zurückzuhalten, so rollen Alle in dem Gymnasium bis zur philosophie (selecta) fort: einmal da angekommen, bringt es kein Richter über sein Herz, den unglücklichen Achtzehnjährigen für immer von dem gelobten Land auszuschließen; das gelobte Land aber des Franzosen liegt jenseit des Baccalauréats.

Da nun eben wegen der Nothwendigkeit dieses

*) Minister Duruy, so hochverdient um das französische Unterrichtswesen hat auch ein baccalauréat-ès-arts eingeführt für die Schüler der Realschulen, aber ohne guten Erfolg. Das baccalauréat-ès-sciences ist für die künftigen Mediziner, Pharmaceuten, die Schüler der Militärschule, der polytechnischen Schule erfordert. Es begreift Physik, Chemie, Naturgeschichte, Geometrie und Arithmetik. Der examinateur des lettres prüft den Kandidaten in etwa 15 Minuten im Latein, einer lebenden Sprache, französischer Litteratur, Philosophie, Geschichte und quibusdam aliis.

iarrièren die Gymnaſien in Frank-
in irgend einem andern Lande, ſo
rbreitetere Form- und Geſchmacks-
nſtwo anzutreffen vermag. Das
n einmal in der Nation nicht auf-
er Inſtinkt ſie vor einem, ſonſt ſo
Sinn entſprechenden, Lehrſyſtem
letzten Reſt ihrer Bildung — der
ildung — bringen würde, welche
ffbruch ihrer einſt ſo ruhmvollen
erettet. Jeder halbwegs bemittelte
Sohn eine vollſtändige klaſſiſche
: der Handwerker, kaum der Laden-
s professionelles; kein angeſehener
Sohn, wie unſere Bremer und
oder Chemnitzer Handels- und
ierzehn, fünfzehn Jahren auf ein
n. Daher die Ueberlegenheit der
franzöſiſchen Mittelſtandes über
erlegenheit, welche die Lieblings-
ie des deux Mondes" und „Garten-
veranſchaulichen. Obgleich jeder
dern zu ſagen pflegt: il ne sait
es doch kein Land, wo die gebil-
ache mehr in Ehren halten, ſie
reden und ſchreiben. Dieſe freilich
ung, verbunden mit der natürlichen
und Anmuth der Franzoſen, giebt
Mannichfaltigkeit und das Inter-
ſrigen voraus hat.

Noch einen anderen Vorzug aber als den Sinn für schöne Form bildet ihre Erziehung aus: der französische Witz erlangt hier schon die Schärfe, Leichtigkeit und Schnelligkeit, die ihn später auszeichnen. Il faut trois jours à un Allemand pour comprendre un bon mot français, sagt der Franzose, und der Landsmann, welcher je die Gelegenheit gehabt hat, eine französische Komödie anzuhören, wird zugeben müssen, daß das Sprichwort nicht Unrecht hat: jeder Blousenmann wird den Witz rascher im Flug auffassen als Unser Einer. Freilich können wir das Wort umkehren: der Franzose braucht drei Tage, um die sous-entendus deutscher Poesie zu verstehen — wenn er sie überhaupt je versteht. Wie dem auch sei, heiterer Witz, der bei uns leicht verletzend schwer niederfallen würde, die Kunst, jedes Diamantstäubchen elegant zu fassen und ins rechte Licht zu setzen — eine Kunst, die bei uns zur Affektation oder Heuchelei werden würde — vereinigen sich mit jener äußerlichen Bildung, natürlichen Feinheit und Beweglichkeit der Franzosen, um ihrem Gespräch die Lebendigkeit, ihrem geselligen Leben die Annehmlichkeit, ihrem Umgange die Leichtigkeit zu geben, welche sie so sehr vor den unsern auszeichnen. Freilich giebt's auch etwas außer dem geselligen Leben, etwas wofür die äußere Bildung und Liebenswürdigkeit nicht hinreichen. Es kommen Tage und Lagen, wo man gern alle die geselligen Tugenden, welche einem jahrelang das Leben erleichtert, verschönt und erheitert haben, hingäbe um eine einzige jener männlichen, oft lästigen Tugenden, die nur auf dem Boden ernsten, innern, individuellen Lebens wachsen und gedeihen. Es mag seine schlimme Seite haben

das geiſtige und ſittliche Leben
in ihr entwickelt wird, wie bei
Jahren. Es entſteht dadurch eine
aus', welchem Staat und Geſell-
Opfer fallen. Schlimmer aber
nichts geſchieht, um die geiſtige
ität zu entwickeln, d. h. ſie zu be-
dualismus ſich nun einmal nicht
ausrotten läßt, ſo wirft er ſich
Der Selbſterhaltungstrieb in ſeiner
rohe Selbſtſucht macht dann ihre
ge Alles gut geht, waltet er nur
andere um ſelbſt geſchont zu
Nächſten nicht unnöthig durch
Sitten oder Handlungen; aber,
und wie auf der Bereſinabrücke
ver Flucht Leidenſchaft auf Leiden-
tereſſe rückſichtslos ſtürzen; doch
ht wiederholen, zumal wenn ſich's
rheiten handelt.

ir den in Frankreich lebenden
ſolcher Kataſtrophen, um ſich
ſehnen aus den weichen Formen
die Atmoſphäre ſchroffer Wahr-
keit und dem verfeinerten Lebens-
Einfachheit und den Ernſt des
ar nicht gelebt hat, wie Gott in
wußte, daß unter der rauhen oder
doch ein gar edler, idealer Kern

ſich verbarg. Iſt es ja doch ſelbſt einem Heine ſo gegangen, als er das ſchöne Lied ſang:

Deutſchland, du meine ferne Liebe,
Gedenk ich deiner, wein' ich faſt;
Der blaue Himmel wird mir trübe;
Das leichte Volk wird mir zur Laſt.

III.

Das Land, welches dem europäiſchen Mittelalter die erſte und bedeutendſte Univerſität und in ihr das Vorbild aller ähnlichen Schöpfungen gab, hat keine Univerſitäten mehr.*) Wie hätten auch die beſchränkten und übermüthigen Utilitarier der Revolution die noch kümmerlich hinſiechenden Gewächſe ſchonen oder gar ſuchen mögen, ſie wieder zu beleben? Die ganze Natur der Univerſitäten, ihr komplexer, zugleich wiſſenſchaftlicher und didaktiſcher Charakter, der Reſt von Selbſtregierung, ohne welchen ſie in Wirklichkeit aufhören Univerſitäten zu ſein, die Freiheit, die ſie dem Lehrenden und Lernenden in gleicher Weiſe gönnen — kurz, ihr ganzes in Geſchichte und Ueberlieferung begründetes Weſen mußte der rationaliſtiſchen, gleichmachenden Tendenz der franzöſiſchen Revolution mehr als zuwider ſein: es war ihr geradezu vom Uebel. Weder ihr Geſchmack an Symmetrie, noch ihr Sinn für gemeine Nützlichkeit, noch ihr Gefallen an Logik und Schablone konnten dieſe unförmlichen Ueberbleibſel des Mittelalters im

*) Erſt durch das Geſetz vom 10. Juli 1896, alſo lange nach dem Tode des Verfaſſers, ſind die Univerſitäten dem Namen nach und z. T. auch der Sache nach wieder hergeſtellt worden. Danach heißen die Corps de facultés wieder Univerſitäten und vereinnahmen vom 1. Januar 1898 an beſtimmte Univerſitätsgebühren für eigene Rechnung. (Anm. der Herausgeberin.)

m, und ſo ſetzte der große Teſta
olution, ihr echter Sohn in dieſer
rganiſiren, wie in der Freude am
Schuttes", an die Stelle der Uni
, jene rieſenhafte Maſchine, welche
n und höchſten Unterricht in ſich
Unterrichtsminiſter geleitet, von
tet, von Hunderten von General-,
Inſpektoren überwacht wird.
dabei der eigentliche Univerſitäts-
aar Rechts- und Mediziniſchulen
nkreich mit Richtern und Aerzten
der ganz unnützen philoſophiſchen
r Athenäen das gebildete Publikum
von praktiſchem Werthe ſein
t dieſer Fakultät, ſollte in Fach
us dieſen rohen Anſchauungen und
n hat ſich denn nach und nach das
entwickelt wie es jetzt beſteht.*)
iſchulen ſind elf geworden, an die
treut, meiſt jedoch an ſolche, wo
ettres beſteht: doch verbindet kein
ſer Senat, die Profeſſoren zweier
ſelbſt wenn ſie ſich an demſelben
Studenten der Rechte exiſtirt die
icht, obſchon das Programm ihm
ung jährlich in dieſer Fakultät

ne de l'Enseignement Supérieur par
Germer Baillière 1864: insbeſondere

vorſchreibt: da kein Examen die dort erworbenen Kenntniſſe konſtatirt, ſo iſt die Folge, daß nicht ein studiosus juris unter Hunderten den Hörſaal der faculté des lettres je mit ſeinem Beſuche beehrt. Der Unterricht in der faculté de droit, gewöhnlich von acht Lehrern ertheilt, beſchränkt ſich auf ein Commentiren des code civil, code de procédure, code de commerce, code pénal etc. Vom römiſchen Recht werden nur die Inſtitutionen und dieſe ſelbſt nur kurz behandelt; an Naturrecht, Völkerrecht, Rechtsgeſchichte u. dgl. überflüſſige Disziplinen iſt natürlich nicht zu denken. Alle dieſe Zweige, ſowie die Pandekten, werden ſämmtlich erſt im vierten Jahre gelehrt und bilden das Programm des Doktorexamens. Man weiß aber, daß nur 2 Prozent der Studenten überhaupt ihr viertes Jahr und ihr Doktorexamen machen. Das nicht codifizirte Verwaltungsrecht allein wird in einigermaßen ſyſtematiſcher, wiſſenſchaftlicher Weiſe gelehrt. In einem Worte: der Student lernt das beſtehende Geſetz und nicht ſein Werden, noch weniger ſeine Theorie, er lernt das praktiſch Nothwendige; die Rechtswiſſenſchaft bleibt ihm vorenthalten: es iſt ein einfaches Abrichten von Advokaten, Richtern und Notaren, nicht eine Bildungsſchule für Rechtsgelehrte. Programme ſchreiben genau vor, was und wie viel — bis zum Buch und Titel des code civil — in jedem Jahre gelehrt und gelernt werden muß. Jährliche Examina ſorgen dafür, daß ja Alles recht vereinzelt bleibe und der Student keinen Geſammtblick über die Jurisprudenz bekomme. Am Ende des dritten Jahres kommt dann das examen de licence, mit der gewohnten Begleitung aller franzöſiſchen Prüfungen, „den Empfehlungen“. Der

wokat und braucht ſich nur an
stagiaire einſchreiben zu laſſen,
uch de facto Rechtsanwalt zu
ı exiſtirt nicht.
laſſe werden dann hernach Richter,
nommen. Nicht die Profeſſoren:
beſteht zwar natürlich nicht, da
giengelder exiſtiren: noch weniger
keine Autonomie giebt, und der
rekrutiren, iſt wie für die Ober
ım, die einfache miniſterielle Er
g der Fakultät, auf den concours
Studioſus, der ſein viertes Jahr
ı Doktorhut erobert hat, bereitet
r: für dieſen werden jährlich ſo
ı als zu beſetzen ſind: die Glück
gen peinlichen Examen, das durch-
der didaktiſchen Fähigkeit der
n nach Nummern geordnet und
mer als professeurs agrégés an
iten oder dritten Ranges geſchickt.
welche Disciplin der junge Lehrer
iten, als Romaniſt, Kriminaliſt ꝛc.,
or wird engagirt pour tout faire.
n zwei bis drei Jahren wird der
itulaire ernannt. Auch der Dekan
Miniſter beſtellt. Die meiſten
gleich als Advokaten und erhöhen
edeutend. Ob ihr Unterricht dabei
r auch nur an Sorgfalt gewinnt,

das mag sich der Leser selbst beantworten. Fast die Hälfte der Studirenden wohnt in der Regel nicht in der Stadt, wo die Fakultät errichtet ist. Sie bereiten sich zu Hause durch Bücherstudien — manuels — vor, oder nehmen gerade noch vor Thorschluß einen répétiteur. Die meisten Studenten, die am Orte wohnen, hören ebenfalls solche Repetitoria, die ein Haupteinkommen der jungen Lehrer — ihrer Examinatoren am Jahresschluß! — bilden, und deren Zahlung allein direkt in ihre Tasche fließt. Im übrigen zahlt der Student seine jährliche Inscription wie seine Examinationsgebühren an den Sekretär der Fakultät, der sie an den Finanzminister weiter befördert. Aus dieser Masse wird dann später, nach starkem Abzug, der Gehalt der Professoren bestritten. Die 11 Rechtsfakultäten bringen dem Staat jährlich einen Nettogewinn von 1,200,000 Fr. ein! Das Land, das sich rühmt, allen höheren Unterricht unentgeltlich zu geben, weil die Thüren der Hörsäle jedem Unberufenen geöffnet sind, legt in Wahrheit einen Finanzzoll auf das Studiren. Und so ist's, im Vorbeigehen sei's gesagt, im Grunde mit beinahe all den schönen Generositäten der Revolution: alle Bibliotheken sind offen, um, wie die Hörsäle, von Frierenden und Romanlesern angefüllt zu werden; der Gelehrte aber, der ernstlich nur zu Hause arbeiten kann, darf kein Buch mit heim nehmen. Der Concurs — schon grundsätzlich ein höchst zweifelhaftes System, das nur der platteſten Auffassung von Gerechtigkeit entspricht — wird in der That auf alle Weise beeinflußt. Die Ausschreibung der Professuren an alle Bewerber ist eine leere Formalität, und so verhält sich's mit allen jenen edlen Abstraktionen, die auf dem Papier stehen.

chtsſchulen ſind die facultés de
rer ſind nur drei,*) Paris, Mont-
lancy). Daneben exiſtiren freilich
ungsſchulen, die aber nur den
das brevet d'officier de santé
faculté des sciences pflegt an
aber ohne alle Beziehung zu der
gation iſt hier abgeſchafft, und
ſeitig durch den Miniſter. Für
drei Fakultäten wie an den Vor-
Profeſſur durchaus Nebenſache:
tiſche Aerzte, denen der ſchlecht
s réclame beim Publikum dient.
ganiſation dieſelbe wie in den

giſchen Fakultäten führen, außer
t Scheinleben; es exiſtiren deren
Seminarien haben ſie in Frank-
getödtet. Die zwei proteſtantiſch-
von Straßburg und Montauban
dem Kriege, die erſtere liberaler,
Richtung angehörend, beide viel

ıkultät iſt in zwei getheilt: eine
faculté des sciences. In jeder
ſtiren beide, wiewohl oft an ver-
der ſind fünf Profeſſoren, die
halten. Das Publikum dieſer,

aris, Montpellier, Nancy, Bordeaux.
. der Herausgeberin.)

unſern populärwiſſenſchaftlichen Vorträgen durchaus ähnlichen Vorleſungen beſteht aus Damen, älteren Herren und armen Teufeln, die ein warmes Zimmer ſuchen. Bei dem ziemlich hohen Niveau der Bildung dieſes Auditoriums wird eine ſolche Vorleſung eine wahre Arbeit für den Profeſſor, namentlich was die Form anlangt. Auch der Gegenſtand darf weder ein allgemein bekannter noch ein ſpeziell gelehrter ſein: jede Vorleſung muß wie unſere gemeinverſtändlichen Vorträge ein abgerundetes Ganze bilden, da ja die Zuhörerſchaft jedes Mal wechſelt und der Profeſſor folglich nie da fortfahren kann, wo er das letzte Mal aufgehört: das Ganze gleicht einem ſorgfältig gearbeiteten Revue-Artikel. Da der Wortlaut des Reglements annimmt, daß die Studioſen jene Vorleſungen beſuchen, ſo iſt dieſen zu Liebe das Triennium eingeführt. Der Profeſſor der Geſchichte muß das eine Jahr einen Gegenſtand des Alterthums, das zweite einen des Mittelalters, das dritte einen der Neuzeit behandeln. Der Profeſſor der auswärtigen Litteratur — und jede Fakultät hat einen — muß abwechſelnd Gegenſtände italieniſcher, deutſcher und engliſcher Litteraturgeſchichte vortragen. Iſt er im Einen warm geworden, ſo muß er ihn verlaſſen, um zum Andern überzuſpringen. Oft wird ein Profeſſor verſetzt vom Lehrſtuhl der franzöſiſchen Litteratur auf den der alten, von dieſem auf den der Philoſophie. Kann ja doch nur ein trockner Stockgelehrter ein Spezialiſt ſein. Neben dieſer wöchentlichen öffentlichen Vorleſung hält jeder Profeſſor wöchentlich eine Klaſſe, worin er ein paar verhungerte maîtres répétiteurs für's Licentiatenexamen vorbereitet, ihnen ihre Aufſätze korrigirt ꝛc. Doktorexamen in

aſt nie vor: ſie ſind Paris vor-

ng des Profeſſors in der Pro-
ne untergeordnete. Da er meiſt
avancirt iſt und die Gymnaſial-
eren Mittelklaſſen rekrutiren: da
wird, daß nur ein Menſch, der
in den Galeerendienſt der Päda
beſteht bei dem früher geſchilderten
ſen eine tiefe Kluft zwiſchen dem
- oder Verwaltungsbeamten, Advo
: äußerlich vollſtändige Gleichheit
s kommt abſolut nicht vor, daß
liger Franzoſe in die Université
abgeſchafft für die facultés des
:s. Nur der Doktorhut wird er
immer in der Pariſer Sorbonne
einzige gelehrte Grad, der einen
i Charakter beſitzt, wenigſtens in
nd des sciences. Eine lateiniſche
ſſertation, reſp. zwei franzöſiſche,
:Disputation (soutenance) öffent
:n der Fakultät vertheidigt. Auch
ur dann beiden Theſen, wie man
: vielmehr Bücher nennt, das
)n eignen und gediegenen Studien
anderen drei Fakultäten. Leider
; und der Geiſt der franzöſiſchen
ch, daß die Doktorkandidaten nicht
öpfen, nicht etwa eine beſondere

Frage oder Thatsache ihrer Studien behandeln, sondern ganz von Außen an den Gegenstand herankommen; sich meist auch vorher bei einem Professor Raths erholen, wo wohl noch ein nichtbehandeltes Sujet sei. Das wird dann gewissenhaft und fleißig bearbeitet, aber ohne jenes tiefere Ergreifen und Verstehen, das nur dann vorhanden ist, wenn man den Winkel eines ganzen wohlbekannten Feldes besonders bebaut.*)

*) Der Verfasser erlaubt sich hier in der Anmerkung eine Stelle aus einer längeren Rezension zu geben, die er vor Jahren im „Journal des Débats" veröffentlicht und worin er bei Gelegenheit eines übrigens trefflichen Buches, das als Doktordissertation gedient, den Franzosen selbst seine Ansicht über das Doktorat gesagt hat.

. . . . . .

III.

On a dit que le volume de M. S. est un livre charmant, bien composé, bien écrit, plein de faits et d'idées, amusant surtout. Comme on pense très sincèrement tout le bien qu'on en a dit, l'auteur pardonnera peut-être au critique de finir son compte-rendu par quelques mots de mauvaise humeur. L'excellent volume de M. S. n'est que le prétexte d'une „querelle d'Allemand" qu'on voudrait faire depuis longtemps à une certaine catégorie d'auteurs. Si ces études avaient paru dans une Revue ou dans un journal, l'observation chagrine qu'on va faire n'aurait pas même d'objet; mais elles ont formé une thèse de doctorat, soutenue en Sorbonne, et il doit être permis aux pédants de ne pas oublier cette première destination du volume.

Le doctorat est en France l'unique examen véritablement scientifique; il importe de ne pas lui enlever ce caractère. On le considère volontiers comme la plus facile de toutes les épreuves universitaires: il devrait en réalité être la plus probante de toutes, et il pourrait l'être, si l'on en observait scrupuleusement les traditions, rétablies par le regretté Victor Le Clerc (den ehemaligen Dekan der Pariser Fakultät). Le baccalauréat doit constater l'instruction encyclopédique et superficielle qu'on est en droit d'exiger de quiconque a la prétention d'appartenir

er die Studenten unſerer philo-
re durch die philosophie (selecta)
ehr reduzirte Anzahl ſteckt in den
olytechnique, normale, centrale.

mande par conséquent l'étendue plus
ideur des connaissances. La licence
s'est approprié la partie acquise et
le branche du savoir humain; elle a
et la solidité de l'instruction spéciale.
garantir la capacité didactique d'un
lui, du moins pour les lettres, une
presque absolues de la forme. Le
celui qui en brigue l'honneur de
s recherches et des études person-
voir, c'est de science qu'il s'agit en
candidat au doctorat saurait par
compendieux, voire des dictionnaires
rait pas autant, aux yeux de l'exa-
vail de cent pages sur un point con-
douteuse.
davantage une épreuve littéraire.
d'une thèse écrive le français avec
ne qu'il ait de l'esprit — quoique ce
ne gâtent jamais rien: — ce que
us le rapport de la forme, c'est de
la méthode. Il faut donc qu'une
irréfutable, que l'auteur, très au
l'une branche de science, et nageant
u, a su enrichir ou faire progresser
: à des expériences nouvelles ou à
r un point particulier et en employant
rocédés éprouvés, c'est-à-dire une

ent pas ainsi que procèdent la plu-
. Ils se réveillent un beau matin,
ant être docteur: cela est nécessaire
tés; c'est une recommandation pour
is; c'est une lettre de passe pour

des forêts, des mines, des ponts et chaussées, des langues orientales, des chartes etc. Der Zweck dieſer Schulen aber iſt ein ganz praktiſcher: die Vorbereitung für gewiſſe Carrièren; nur von Wiſſen iſt hier die Rede, nie von Wiſſenſchaft. Sie ſollen Ingenieure, Lehrer, Architekten,

---

être admis parmi les écrivains *sérieux;* mais, hélas! pour y arriver, il faut faire une thèse. Sur quoi pourrais-je bien faire une thèse? Choisirai-je un sujet historique ou une question de philologie? un thème de littérature étrangère ou française, de philosophie ancienne ou moderne? Sur ce, on ce met à la recherche d'un sujet. Naïvement et ingénument on frappe à la porte d'un savant: Monsieur, pourriez-vous m'indiquer un sujet de thèse? Le voilà trouvé, enfin, ce malheureux sujet; il est même assez neuf, assez séduisant; nous avons de l'esprit, nous savons écrire, vite à l'oeuvre; le savant qui nous a indiqué le sujet sera bien assez bon pour nous indiquer aussi les sources où il faut puiser. Jamais on ne songe que, pour traiter une question spéciale, il serait peut-être bon de connaître tous les alentours de cette question; jamais on n'a l'idée qu'on ne s'improvise pas savant sur un point donné. Si les jeunes licenciés et agrégés se livraient simplement, et sans préoccupation de doctorat, à telle étude qui les attire, ils seraient fort étonnés de voir qu'au bout d'un certain temps un sujet de thèse s'imposerait à eux tout spontanément. Un homme qui depuis trois ou quatre ans s'est occupé exclusivement de l'histoire des guerres de religion, par exemple, sans se contenter de ce qui est dûment breveté par l'impression, ne trouvera pas plus de difficultés à écrire une dissertation sur les États de Blois ou une biographie de L'Hôpital, qu'un savant, dont l'étude principale s'est portée sur la poésie épique du moyen-âge, n'en trouve à composer une thèse sur *Renaud de Montauban* ou sur *Doon de Mayence.* L'un et l'autre sauront certes mieux que n'importe quel savant conseiller où chercher leurs sources.

Point n'est besoin pour cela de remonter au moyen-âge ou à l'antiquité, ni d'affecter les dehors rébarbatifs du pédant,

. . . . . .

eine Philologen oder Mathematiker,
chtsforſcher. Sie, namentlich die
ure, worin die höheren Gymnaſial-
haben mehr als alles andere zur
ſaftlichen Geiſtes in Frankreich bei
rmlich konſtatirte Wiſſen, nur die
die praktiſche Fertigkeit wird hier
dem Reſpekt gleich, den z. B. ein
er Ecole normale vor einem ge-
n Schrecken, den ihm eine philo
gt — er ſcheint kaum zu zweifeln,
Druckbogen der „Oresteia“ in der
orrigirt hat. Renan ſchreibt die
ſtlichen Geiſtes in Geſchichte, Philo
hauptſächlich dieſer Schule zu.
ndärunterricht nur um die formelle
im höheren nur um die profei
er Jüngling die allgemeinen, hier
dort erlernt er die Form, hier das
iſt, daß die Staatsbeamten, wie
ten „liberalen Carrièren“ keinerlei
aben: daß man überall treffliche
ure, Aerzte, Advokaten ꝛc. — an-
lehrten. Alles, was wirklich wiſſen
wird außerhalb der Université
llmächtig geworden wie Napoleon
gelungen, wie es die „Liberalen“
andern vom Staat unabhängigen
n, ſo wäre es vollſtändig geſchehen
enſchaft, und der Nation, die im

16. Jahrhundert den ersten Rang in Philologie und Juris
prudenz, die im 17. in der Metaphysik, im 18. und bi
in das erste Viertel dieses Jahrhunderts in der Mathemati
und Naturwissenschaft das Höchste leistete — der Natio
der Cujacius und Saumaise, der Descartes und Male
branche, der Laplace und Lavoisier, der Cuvier und
Geoffroy Saint-Hilaire wäre selbst der Begriff der Wissen
schaft verloren gegangen.

Wohl sind seit wenigen Jahren den Fakultäten de
Université gefährlich aussehende Nebenbuhlerinnen in de
katholischen facultés erwachsen; allein die Gefahr lieg
nicht darin, daß sie die Staatsanstalten durch höheren
wissenschaftlichen Geist ausstechen, sondern darin, daß si
dieselben in der Abrichtungskunst noch übertreffen; darin
auch, daß die Prüfungen dadurch wie in Belgien noch
mehr gefälscht werden; daß so das Niveau der höhere
Bildung immer mehr sinke. Das Unheil, das die Einführun
der „Unterrichtsfreiheit" — wie man euphemistisch di
Schöpfung eines zweiten Unterrichtsmonopols, des kirch
lichen neben dem staatlichen, nennt — seit 1850 in dem Gym
nasialunterricht angestellt, hat die frommen Gesetzgeber vo
1874 nicht abgehalten, dieselbe auch in den Fakultäts
unterricht einzuführen. Glücklicherweise mit weniger pra
tischem Erfolg als dort: denn die „katholischen Fakultäten
die mit soviel Geräusch eingerichtet wurden, scheinen no
ziemlich leer zu stehen. Sie werden es auch, so lange s
nicht das Recht haben, die akademischen Grade zu verleihe
was vielleicht weniger gefährlich für die Studien sein wir
als die sogenannten „gemischten Prüfungsausschüsse", d
in Belgien soviel Uebel angerichtet haben und, Gott s

's Erſte nur noch auf dem Papier
rtragen ſich nämlich entweder die
en Körperſchaften, Univerſität und
Kandidaten ſicher durchzukommen;
under: dann werden die armen
ſivalität, die gar Nichts mit der
. aufgeopfert. Doch bleibt die
e, daß die mechaniſchen Methoden
n Unterrichts immer noch mecha-
ſen Wettſtreit zwiſchen den beiden
reitet am Beſten für's Examen
r führt uns am Tiefſten in die
in? Nicht gegen das Vaterland,
miſche Verfaſſung, nicht gegen die
n der Revolution und Napoleon's
ungen der Geiſtlichkeit im Gym-
rricht — im Volksunterricht haben
nnen ſie keine haben —; ſondern
heiſtes kämpfen ſie an, gegen die
ig. Dieſes Ziel aber können ſie
„modernen" Frankreich erreichen
ald wird man wohl von der fran-
zend mit Fauſt ſagen müſſen:

lecht; ich finde nicht die Spur
und Alles iſt Dreſſur."

rragenden Denker in Frankreich
) ſelbſt Gläubige, wie Tocqueville,
ehung als die einzige Bürgſchaft

In der That giebt es nur wenige noch, die begreifen, daß es etwas außer Brodstudium giebt; daß die Wissenschaft sich selbst Zweck sein könne; daß ein Gelehrter kein Schullehrer ist, der auf die Worte des Meisters schwört und das Auswendiggelernte auswendig lernen läßt; daß Kritik kein Verbrechen gegen den heiligen Geist ist; daß ein Niebuhr oder ein Wolf keine Tempelschänder sind; daß die Wissenschaft etwas Lebendiges, Fortschreitendes ist, und daß sie in der That seit Bossuet und Buffon wirklich einige Fortschritte gemacht hat. Noch heute existiren glorreiche Ausnahmen in Frankreich; aber es sind kühne Waghälse, die dem Joch der Université entronnen sind oder sich nie darunter gebeugt haben; sie hat nicht einen wirklichen Mann der Wissenschaft in siebenzig Jahren hervorgebracht. Wie gern hätte die Revolution alles menschliche Wissen kodifizirt und in manuels gebracht, wenn sie es nur gekonnt; so haben ihre nach jesuitischem Muster geordneten Programme und Reglements doch noch Maschen, wo der lebendige Geist durchzuschlüpfen im Stande ist; noch existiren einige Asyle, wo sich die freie Wissenschaft hinflüchten und befestigen kann. Nur mit Schrecken kann man daran denken, was aus Frankreich geworden wäre, wenn die Ecoles normale und polytechnique die einzigen Pflegestätten der klassischen und mathematischen Wissenschaften geblieben wären — und das lag im ersten Plane.

Glücklicherweise ließ die brutale Axt der Revolution einige wenige alte Stämme zurück, worin noch genug Leben pulsirte, um Leben zu schaffen. Um die Académie française und die Académie des inscriptions et belles lettres gruppirten sich, unter dem Gesammtnamen Institut,

nien, die von jenen alten ſchönen
ruchtbarkeit erhielten. „Das Jahr
:“, und „was grau vor Alter iſt“,
Schon dadurch, daß ſie in der alt-
jauſt, iſt der faculté des lettres
Anſehen geblieben, und von allen
en ſind die drei einzigen, welche
égime erhalten haben, auch die
Collége de France, Richelieu's
) die Académie des Inscriptions.
ag auch ihre Autonomie zu dieſem
nd ſie doch die einzigen Körper-
ſich durch Cooptation ergänzen,
ſitverwaltung haben. Hier allein
ſſenſchaftliches Leben: die Profeſ
:nn ſie nicht ſelbſt Mitglieder des
Profeſſor der Provinz iſt es -
redneriſche Feuilletoniſten: hier
nichts beweiſt die wiſſenſchaftliche
ſer als der Takt, mit dem ſie im
)enten, in Paris ihre Mitglieder
lgeſchmähte Académie française
:ntlichſten Feinſinnigkeit ihr heikles
s traditionellen franzöſiſchen Ge-
Rede; ſie war nur ihrer Pflicht
elehrten im deutſchen Style wie
grand-seigneur im Style des
:zten Herzog von Broglie, einen
de France, geſtiftet als Pflege-
ts, ſondern der fortſchreitenden

Wissenschaft, ist freilich nicht auf seiner Höhe geblie
die Oeffentlichkeit — die überall unverträglich ist mit ern
Schaffen und Lernen — hat seinen ursprünglichen Char
gefälscht, und es ist für einen Mann, welcher Ehrf
hat vor der Geschichte, ein wahrer Schmerz, einen La
laye, der einst so großes in der Rechtsgeschichte gele
einem Auditorium von jungen schönen Amerikaneri
unterhaltende populäre Vorträge zum Besten geben
sehen, in den Mauern, wo einst Budé gelehrt.

Doch ist seit wenigen Jahren dem Collège de Fra
eine würdige Nachfolgerin erwachsen in der Ecole
hautes études, der bedeutendsten und hoffentlich fol
reichsten Schöpfung in des vielgescholtenen Duruy oft
heilsamer Thätigkeit. Hier ist die Oeffentlichkeit
geschlossen; es bildet sich ein persönliches Verhäl
zwischen Lehrer und Schüler; der Unterricht hat die Ge
unserer philologischen und historischen Seminarien, uns
chemischen und physiologischen Laboratorien. Hier
Jugend, Leben, Muth; und wenn es auch ein schlim
Ding ist, Brodstudium und Wissenschaft so absolut
trennen, hier einem Lehrer zu sagen: du lehrst das ü
lieferte, unbestrittene Wissen; dort einem zu gebieten:
bringst die Wissenschaft weiter; dem ersten: mach nur
liche, fertige Handwerker; dem zweiten: forsche und br
neue Entdeckungen; wenn auch der lebendige Funke
wissenschaftlichen Berufes mehr Aussicht hat, auf Br
stoff zu fallen unter den Hunderten, die nur einem B
nachgehen wollten, als unter den wenigen Einsamen,
fern von aller Anregung in ihrer Dachstube sitzen: obs
es für die Nation im ganzen immer ein unzuberechne

re gebildeten Stände aller wiſſen-
entbehren — ſo iſt es doch eine
zöſiſche Volk dem zweiten Kaiſer-
kann, daß wenigſtens eine Lampe
die ſich die wahren Jünger der
von der ſie ſich können erleuchten
le France iſt ſeinen Traditionen
Institut nimmt nur Gewordene
n ergreift die Maſchine der Uni-
ciales, der katholiſchen Fakultäten
rückt ihnen jeden Tropfen Eigen-
n ihre ſtereotypen Formen, und
andte, geiſtloſe Fabrikarbeiter dem
iſt. Wohl Frankreich, wenn auch
e beſcheidenen Räume an der alten
ien, wo vielleicht der Geiſt eines
er Scaliger wieder zu erwachen im

Drittes Kapitel.

Die Provinz und Paris.

Auf Grund des Familien- und Unterrichtswesens, unter den sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen wie wir sie zu schildern versucht haben, hat sich nun seit dem Beginn dieses Jahrhunderts das geistige und politische Leben der Nation entwickelt, das uns in wenigen Zügen zu charakterisiren bleibt. Freilich würden unsere Beobachtungen, selbst wenn sie weniger skizzenhaft niedergelegt wären, niemals hinreichen, dieses doppelte Leben erschöpfend zu erklären. Dies zu thun, müßte der Oekonomist, der Geograph und der Statistiker die Resultate ihrer Forschungen über Bodenreichthum, Klima, Küstenausdehnung, über Handel, Industrie und Ackerbau beibringen; müßten der Litterarhistoriker und der politische Geschichtsschreiber die geistige und staatliche Entwicklung der Nation Jahrhunderte hinauf verfolgen und zeigen, welche Richtungen sie dem „modernen Staat" und der Litteratur unserer Zeit angewiesen hat; es müßte namentlich der Jurist die Civil- und Kriminalgesetzgebung des Landes eingehend studiren

re Formen vollſtändig darlegen.
Verſuche, das neue Frankreich zu
h auf Vollſtändigkeit machen. In
ein genialer Dichter gethan. Ob
erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts
at er mit dem Auge des Sehers,
o das Zukünftige gegenwärtig iſt,
olle Werden des neuen Frankreich
ie Geſellſchaft des zweiten Kaiſer
Sicherheit gezeichnet. Er, der
m genauer zu reden, der dich-
Weſen der Dinge erſchaut und
Muſe zu der Tiefe der Auffaſſung
ſtleriſchen Blickes auch noch die
Form verliehen, er ſtünde einzig
Landes: denn ihm iſt es gelungen,
een concret vor's Auge zu bringen,
der modernen Einförmigkeit des
in das Individuum ganz vor der
heint, ſich die Individualität doch
weiß. Indeß, neben und unter
ker, hat auch der Beobachter der
ne Berechtigung, der die einzelnen
ihre Vielheit unter allgemeine
lbſt wieder dem Dichter Anregung
n. So möge es uns denn auch
Beiträgen zu jenen Erklärungs
che nur die lebendige Erfahrung
he in den Augen des unbefangen
weniger Werth haben, als die

Data, Ziffern, Fakta und Texte, welche er aus den Büchern schöpfen könnte.

Auf diesem unseren Felde nun begegnet uns ein Phänomen so merkwürdiger Art, daß wir es nicht zu umgehen vermögen — ein Phänomen, ohne dessen Betrachtung jeder Versuch, das geistige und politische Leben Frankreichs zu würdigen, nothwendig fehlschlagen müßte: es begegnet uns der Gegensatz zwischen der Provinz und Paris.

I.

Zu spät bemerkt der Schreiber dieser Zeilen, welch einen Verstoß er gemacht gegen die heiligen Gebote des Decrets vom Messidor, die ein guter Franzose gewiß nicht außer Acht gelassen hätte. Er hat gewagt, die letzten die ersten sein zu lassen; er hat vergessen, daß der verehrte Text des Decrets vom Messidor, dieses Lieblingsstudiums aller französischen Würdenträger, daß die Rangordnung, welche Bonaparte unter den Staatsdienern eingeführt, der Université den letzten Platz angewiesen — nach dem Klerus, nach dem Heer, nach der Justiz, nach der Verwaltung, nach den Finanzen. Was hätte ein gewisser Staatsprokurator dazu gesagt, den ich einst den Saal verlassen sah, wo er — proh pudor! — unter einem Rektor sitzen sollte? Nun das Unglück geschehen ist, erlaube man mir, das Decret des Messidor, dieses sibyllinische Buch der französischen Hauswirthinnen, ganz beiseite zu lassen und nach meiner eigenen paradoxen Rangordnung zu verfahren.



aſte des europäiſchen China, das rovince nennt, iſt zweifelsohne die verſtand es wunderbar, die For- Symmetrie mit denen der concreten und Leidenſchaften zu verbinden. ribunale, ſiebenundzwanzig Appel- ſſationshof; aber er verlegte jene ter Inſtanz, — der Caſſationshof ſtanz — meiſtens an die Orte, an mente getagt: nach Bordeaux z. B. Dijon ꝛc. Zu Richtern aber be- end konnte, die Söhne oder Ver- mentsräthe, wie er ihnen auch den Talar ließ — eine ſehr wichtige ill am Platze wäre, in Frankreich nn das ſpottluſtige Volk nicht ſo- n Menſchen und Nachbar wieder renge Falten er auch im Privat- zen pflege. Obſchon nun ſeitdem novi durch die Staatsanwaltſchaft uch, freilich ſehr ſelten, durch die) in die Gerichte eingedrungen ſind, ıdung mit dem alten Parlaments-) der franzöſiſchen Juſtiz ein be- hrt. Noch immer rekrutiren ſich Richter aus Richterfamilien, und s, dem ſie oft die zwanzig beſten einem Landſtädtchen willig opfern, rtsort ihre Laufbahn zu beſchließen: was in einem Flecken als gar nichts

in Rom sein: denn die Eitelkeit hat selbst an dem so [illegible] ausgesprochenen Lokalpatriotismus der Franzosen ihr [illegible] Theil. So viel aber gilt der Richter in seinem Flecken, [illegible] seine Würde und sein ärmlicher Gehalt hinreichen, ihn [illegible] der Heirathsfrage — dem einzigen stichhaltigen Kriterium aller gesellschaftlichen Rangverhältnisse — mit den reichsten Erbinnen auf gleichen Fuß zu setzen. Freilich hat das zweite Kaiserthum das Mögliche gethan, jene noch überlebenden Traditionen zu brechen und der Justiz ihren provinziellen Charakter zu benehmen. Es bediente sich des Staatsanwaltes wie des Präfekten, zu politischen Zwecken, brauchte also ergebene, unskrupulöse Kreaturen, die es nur unter wurzellosen Ehrgeizigen finden konnte, als welche durch keine Lokalrücksichten gebunden, durch keine Familienüberlieferungen zurückgehalten waren, und so ist eine Magistratur in der Magistratur entstanden, welche diese wie eine Schmarotzerpflanze zu überwuchern droht.

Man kennt die Organisation der französischen Justiz: es ist diejenige unserer linksrheinischen Lande. Meist geht der Weg zu dem Richteramt (magistrature assise), welche unabsetzbar ist, durch die Staatsanwaltschaft (magistrature debout), welche absetzbar ist; nur selten wird ein Richter unmittelbar, wie in England, aus dem Advokatenstand oder den Friedensrichtern genommen. Wie schlimme Folgen diese Gewohnheit hat, kann man sich denken: in politischer Beziehung werden dadurch die Gerichtsbeamten an geschmeidige Unterwürfigkeit gegen die zeitweilige Regierung, in kriminalistischer an persönliche Animosität gegen die Angeklagten gewöhnt: hängt doch ihre Beförderung im parquet von der Zahl der Verurtheilungen ab, die sie von

och wäre es ungerecht, voraus-
ſitoriſche Verfolgungsſucht bewußt
ntifizirt ſich überall gern mit dem
: immer anzunehmen, daß er nur
ıten vor die Geſchworenen kommen
chuld ſicher zu ſein glaubt. Daher
dieſe Voreingenommenheit, ſelbſt
", d. h. wenn er Richter geworden
löſe Parteinahme des Aſſiſenpräſi
lagten hinlänglich erklärt. Die Ab-
ierung, die polizeiliche Thätigkeit,
vor allem aber der Wunſch nach
:ider meiſt aus dem franzöſiſchen
ıdes Werkzeug des Miniſters in
n zweiten angeſehneren Präfekten.
:m ſo viele liberale Politiker das
ſreßangelegenheiten und überhaupt
: verlangen, obgleich es doch im
urch ein anderes erſetzt: die Jury
Gerichte immer verurtheilen. Fiele
ınd würde der Richter unmittelbar
ɔmmen, ſo könnte man auch auf
Rechtſprechung ohne Geſchworene

der franzöſiſche Richterſtand vom
liſtiſchen Standpunkt aus zu wün
r Civiljuſtiz iſt er durchaus vor-
) das franzöſiſche Gerichtsverfahren
eit, Genauigkeit das aller anderen
en redlicheren Richterſtand giebt es

wohl nicht leicht in Europa: handelt es sich doch im Privatrecht meist um Eigenthums- und Civilstands-Fragen, und man kennt die skrupulöse Achtung der Franzosen vor diesen Grundpfeilern der Gesellschaft. Wie der Jury, die so oft Leidenschaftsverbrechen aller Art aus falscher Sentimentalität oder aus Feigheit vor der öffentlichen Meinung absolvirt, nie der Muth fehlt, Verbrechen gegen das Eigenthum unerbittlich zu ahnden, so wird der Richter in Civilangelegenheiten jedem Zuspruch, jeder Gunst, jeder „Empfehlung" — diesem sonst allmächtigen Motor der französischen Staatsmaschine — durchaus unzugänglich sein. Wie die makellose Unbestechlichkeit des Richters, so ist auch sein gesunder Verstand (bon-sens) lobend hervorzuheben. Es fehlt freilich dem französischen Richter meist an wissenschaftlicher Bildung; aber seine richtige Beurtheilung gegebener Verhältnisse, streitender Charaktere, vorliegender Gesetzestexte, kurz was der Franzose treffend la judiciaire nennt, ist meist unangreifbar, und glücklicherweise pfuscht ihm wenigstens kein Geschwornengericht in die Civiljustiz. Gewisse Urtheile der Tribunale und Appellationshöfe (jugements und arrêts), namentlich aber des Cassationshofes (sentences), dessen Entscheidungen eigentlich die Jurisprudenz feststellen, sind Meisterwerke an Klarheit und Feinheit. Der Franzose ist ein geborner Jurist: ein Unglück für das Land ist nur, daß das Ansehen des Richter- und Advokatenstandes ihm auch eine so große Rolle im politischen Leben verschafft, und dadurch juridischen Ideen viel zu viel Raum im Staatswesen gegeben ist; denn nichts ist vielleicht schlimmer für einen Staat, als wenn die privatrechtliche Anschauung die politische beherrscht. Ein

nzöſiſchen Gerichtsweſen iſt auch
richte: außer tauſend beſoldeten
dzwanzig Appellationsgerichtshöfe
ambres) von je elf Mitgliedern!
n mit je fünf Richtern! Ich kenne
inem Jahre nicht zwanzig Prozeſſe
er Hofgerichtsrath ſitzt nur drei-
end weniger Stunden; in ſolchem
rlich die beſte Intelligenz. Welcher
ird um einen elenden Gehalt von
che Advokatur verlaſſen, um „ſich
l der Eiſenbahnen und den völlig
n könnte man bequem die Zahl
rtel reduziren, ihre Gehalte aber
: weniger radikale Reform ſchlug
ron Jouvenel in der National-
emeinem Murren vor und fügte
ignation hinzu: „Je sais que
pays où il est plus difficile de
que de renverser un trône.“
gemeiniglich nicht zur „Kolonie“
er doch wenigſtens nur zum ge-
eſteht aus den höheren Verwal-
ten, Offizieren und Profeſſoren
it dem Adel, den Gutsbeſitzern,
ten, reichen Kaufleuten, und orts-
n der Stadt die „Geſellſchaft“,
und bewegende Element ausmacht.
hr täuſchen, wenn man glaubte,
geiſtige und die Kolonie brächte

Provinzialgeschäft. Recht
Eingeborene, wenn
bewahrt. Der Kolonist gehört,
Priester, einem Allgemeinen an,
lokalen Interessen verbunden,
Kraft. Ehre und Disciplin geben
Orden, der Armee, doch immer noch
der der Einzelne sich vergessen
höherem Grade findet dieß auf
Vaterland des Priesters, seine
städtische Beamte aber, wie er ge-
dem Staate, dem er dient, nichts
Lebensanstalt. Doch erfüllt er seine
Gewissenhaftigkeit und Genauig-
amour-propre und um sich keinem
aus wirklichem Interesse, immer-
Ungeduldiger Ehrgeiz, Wunsch
nen nach Gehaltszulage oder Be-
nennung füllen sein ganzes Leben
stets nur Mittel zum Zweck
seiner Bekannten, der Grad
der Gegenstand seiner Unter-
dienen und dient ihm. Zeit-
weiser in der Stadt, in die ihn
gesandt und die er morgen
neue Garnison ihm irgend
Ausstadt stellt. Nur die Elite
hohe Beamte der Hauptstadt,
höherem Sinne aufzufassen.

Dieser Kolonie, wie der Pro-

aupt, iſt der oberſte Verwaltungs-
räfekt oder der Unterpräfekt. Ueber
ranzöſiſchen Verwaltung iſt alles
kollegiale Obrigkeiten, der Staats-
e Präfekturräthe in der Provinz,
e wirkliche Verwaltung und Ver-
wählten Autoritäten — General-
emeinderath — haben bisher durch-
nd keinerlei Macht gehabt, obſchon
th zu ſitzen, ungemein hoch geſchätzt
ſagen, daß der Generalrath den
tements ausmachte, den Adel im
mmer und überall, mit oder ohne
vird: reiche gebildete Grundbeſitzer
t. Oſtenſibel, und auf politiſchem
h, iſt der Präfekt die Hauptperſon
mentlich aber ſpielt er geſellſchaft-
Oft ein talentvoller, ehrgeiziger
itive Kenntniſſe abgehen und eine
ère zu langſam iſt, öfter ein herab-
er ſeinen Titel für ein hohes Ein-
protegirt von einflußreichen Damen,
iniſters heute das pro und morgen
igen, um ein glänzendes und vor-
ühren zu können, manchmal auch
m Werth, der die Präfektur in der
einem angeſehenen Poſten in Paris
trap vor allem immer ein werth-
ierung, um die öffentliche Stimmung
orſchen und zu gewinnen.



einen idealeren G[illegible] hohen, ſtark be
im Gegentheil, [illegible] örtlichen Intereſſen,
noch ein höhere[illegible] und Handelsverhältniſſen
wie der Soldat. [illegible] nur eine ſehr unklare
iſt durch Nichts[illegible] nach Bordeaux
ſchwebt wurzell[illegible] rückt werden — beſteht
dem Vaterlande [illegible] Gesellſchaften und
eine feſte Grun[illegible] Provinzial ſehr lecker iſt,
kann und muß. [illegible] ſtreiten mag. Er ent-
die Kirche, das[illegible] und gerade eine Tochter
Anwendung. [illegible] ſeinem Leben ein großes
worden iſt, ſie[illegible] mehr. An öffentlichen
als eine groß[illegible] Standes nicht theil. Nächſt
Pflichten noch [illegible] zu einem Syſtem erhoben
keit, mehr viel[illegible] alle ihre wöchentlichen
Verweiſe aus[illegible] haben, ſtatt unſerer Kaffee-
hin mit Fleiß [illegible] Soiréen beinahe die einzige
nach Beförder[illegible] Provinzialbewohners
werben um ein[illegible] doch auch einmal in ihrem
aus. Wie ſe[illegible] wie das deutſche Mädchen,
bleibt, ſo auch[illegible] legitimen Vergnügungstheil
ſeiner Vertrau[illegible] Jahre ihrer Ehe aber durch
haltungen. [illegible] genommen worden. Nun
lebens bleibt [illegible] nicht zu denken, an der
die Laune de[illegible] hat er nun einmal kein
freudig verläßt, [illegible] meiſt zu theuer; denn ſeine
welche äußere [illegible] um hinzugehen. Concerte
der Bureaukrati[illegible] Seine Whiſt- oder l'Hombre-
pflegt ſeine Th[illegible] oder Hausfreunden hat er
Das wahre [illegible] denn doch manchmal nach

jung. Subſkriptions- oder Klub-
. kommen ſie zu Stande, ſo geht
iſt nicht gerne hin: ſelbſt Ver-
:ele von Spaziergängen beſtehen
Frauen, ſelbſt des niederen Mittel-
haus oder eine Reſtauration gehen,
gegend der Stadt wäre; und Fuß-
Muſeen und Leihbibliotheken ſind
), wo ſie beſtehen, von der äußerſten
tungen, Zeitſchriften oder Bücher
r 100,000 Einwohnern auch nur
ehrte Geſellſchaften giebt es zwar
:r die Thätigkeit der erſteren be-
:itige akademiſche Beräucherung:
ıde Spielgeſellſchaften, aus denen
ınnt iſt. Die zahlloſen Vereine
inen deutſchen Stadt blühen, ſind
ıziale durchaus unbekannt. So
bendgeſellſchaften nächſt dem Auf-
ıren auf dem Promenadeplatz der
eiten für ihn, um ſein Bedürfniß
digen.
el Behagen, meiſt auch mit ziem-
ıgen beſprochen werden: Theater
ıreden und Artikel der Revue,*)
Beförderungen, Verſetzungen, vor

die Revue des Deux Mondes, welche
Lan weiß, daß es keine Verleger, kaum
giebt; an provinzielle Zeitſchriften iſt

— 1 —

Eine der Hauptattrib
ſoldeten Beamten — die me
von den Ackerbau-, Induſt
des Departements, das ſie v
Vorſtellung haben und h
morgen von Nancy nach N
im Geben von endloſen H
Bällen, nach denen der ſpa
und die er doch nicht gern
ſchließt ſich wohl, wenn er
zu verheirathen hat, einma
Feſt zu geben; aber nicht
Bällen nehmen Familien gu
dem Viſitenmachen aber —
worden und den Damen,
Empfangstage und -Abend
geſellſchaften dient — ſind
Zerſtreuung des armen gela
und ſeiner Ehehälfte, die ſi
Leben amüſiren will und
vor der Verheirathung ihre
gehabt, während der erſten
die Kinderſorgen in Anſpru
wagt der Franzoſe an Rei
Natur und dem Spaziergan
Gefallen, das Theater iſt ih
Frau muß ja Toilette mach
ſind eine große Seltenheit.
Partie mit Schwägern, Vett
täglich, und da ſehnt er ſi





—

ein willkommener Gaſt all-
in Spanien, Norddeutſchland,
gen geſät, ahnt er nicht oder
ie zwei Nationaluntugenden —
ſcheinen ihm ſo natürlich, daß
ſie ihm ſo hoch anrechnen mag:
n ſeinen Augen, die tödtlichſte
offenen. Man braucht nur die
Zerſtörungswuth, welche ſich in
n Pfälzer Kriege, der Revolution
Kommunezeit ſo grell zeigte, mit
Reſten des ebenfalls durch Revo-
riege heimgeſuchten Altenglands zu
em eigenthümlichen Kitzel ſich eine
. Junge Leute, die ſich gerne be-
ne Rechnung im Wirthshauſe, auf
ſtehender Poſten figurirte. Aber
r Franzoſe daheim liebenswürdiger
u Hauſe wird eben des Franzoſen
Eitelkeit durch die ſeiner Landsleute
im Auslande läßt ſie ſich freien
veſenheit oder den geringen Grad
n Nichtfranzoſen ganz naiv als ein
ändniß der Inferiorität derſelben
rd aber auch die maßloſe National-
b als in der Fremde, wo ſich der
n Spaniern und Italiern, bislang
enüber, als ſo gewaltig überlegen
gens ſatt wird. Denn es iſt eine
em aufdrängen muß, daß, während

allem aber was in der Präfektur vorge
la Préfète noch einen Ball geben
neue Toilette wird sie wohl diesmal h
der General auch hinkommen? Er ſ
Präfekten ſtehen;“ und was der inter
mehr ſind, natürlich mit der gewöh
Begleitung von Eitelkeit und Neid,
Malice, Neugierde und Schadenfreude
nous, mit dem Unterſchiede jedoch, daß
gleichen Menſchlichkeiten ſich mehr auf
liſcher Natur, als Freundſchaft, Vertra
Talent, bei den Franzoſen mehr auf's
rang, Glanz, Titel und Bändchen, werf
médisance des Franzoſen weit harmloſe
mehr auf die Lächerlichkeiten des Nachba
Sittlichkeit gerichtet. Das iſt nun einmal
und wird durch die Erziehung ſorgfältigſt
den Völkern germaniſcher Race die Lüge als
erſcheint, ſo dem Celten das Lächerliche; u
Franzoſe im Stande iſt, eine gute Handl
ſein erſtes Gefühl treibt, zu unterlaſſen, w
iſt, ſo rügt er auch vor Allem, bei Fremden o
das Lächerliche. Indeß iſt dabei, wie bei
immer eine gewiſſe heitere Gutmüthigkeit, die ſo
merklich mildert. Freilich muß man, um
billig zu beurtheilen, ihn zu Hauſe ſehen.
iſt er bekanntlich nicht wohl gelitten und m
wohl gelitten, während jeder Ausländer, der
gewohnt, gerne dahin zurückkehrt. Der Fran
zwar naiv genug ein, er ſei, ſelbſt in Kriegs

der Engländer, der Italiener, der Deutsche, der Russe das Ausland, in dem er lebt, liebgewinnt, der Franzose, selbst nach zwanzigjährigem Aufenhalte unter einem Volke, noch immer nicht über dessen Sitten, Charakter und geistige Stumpfheit zu jammern müde wird. Doch zurück zu unserm Provinzialmandarinenthum.

Nächst dem Präfekten oder Unterpräfekten ist der Receveur général die Hauptperson der Departementshauptstadt — wenn er da ist. Meist ein reicher Finanzier, der die hohe Kaution aus eigenen Mitteln zahlen kann, oder der Schützling eines solchen Finanzier, giebt er oft nur seinen Namen her, veranstaltet einige glänzende Bälle in der Provinz, und lebt im übrigen ruhig fort in Paris mit seiner muntern Gesellschaft. Noch immer sieht er frappant dem alten Generalpächter ähnlich, von dem Voltaire so schöne Räubergeschichten zu erzählen wußte, obschon seine Funktionen, wie man weiß, verschieden sind. Das ganze System wurde eigentlich von Napoleon als Auskunftsmittel in einer schwierigen Finanzlage gegründet, als er, um augenblickliche Vorschüsse zu erlangen, dem Staat große Opfer auferlegen mußte; er dachte nicht daran, es als endgiltig zu betrachten. Aber 1814 kam, und es blieb. Die Namen sind vor wenigen Jahren geändert worden: der staatlich bestellte Spekulant mit dem Steuerkapital heißt jetzt trésorier payeur général; doch ist er noch genau derselbe, der er im Jahre 1803 war. Diese einträglichen Posten, oft von 100—200,000 Franken jährlich, werden nur durch Gunst, Einfluß der hohen Finanzwelt oder Verwendung sehr vornehmer und mächtiger Damen vergeben. Ebenso ist es mit dem receveur parti-



genannt — der in der Bezirks-
: ſpielt, wie der receveur général
lement. Man ſchätzt ihn durch-
0,000 Franken jährlichen Ein-

Ehrenamt eines Maire wird ge-
ung einem angeſehenen, konſervativ
tragen, bleibt aber oft jahrelang
und größern Städten; ſo ſchwierig
nimmt ein unabhängiger Mann
Ende doch jemand dazu beſtimmen,
, um nach einem oder zwei Jahren
Thätigkeit das rothe Bändchen zu
aum jedes Franzoſen, das er dann,
der Straße, auf der Jagd, ja ſo-
d am Badekoſtüm trägt. Länger
e hält es natürlich niemand leicht
der Kritik aller ſeiner Mitbürger
ener des Präfekten zu ſein, alle
ufgezwungenen mißliebigen Maß-
rn zu nehmen und dabei doch den
nüber in untergeordneter Stellung
ann wieder das gewohnte Interim
: Adjunkten die laufenden Geſchäfte
orf iſt der Maire gewöhnlich der
oderne Geſetzgebung den seigneur
nerkennt, der bedeutendſte Grund-
orausgeſetzt, daß er konſervativ iſt,
rmer Anhänger der gerade herr-
ſollte. Die ohnmächtigen Muni-

cipalräthe werden meist unter den wohlhabendern Bürgersleuten gewählt.

Keiner von allen jenen hohen Beamten hat ein Examen irgendeiner Art zu bestehen: für die meisten der selben genügt die licence en droit, für viele sogar die maturitas. Nicht so der ingénieur en chef des Depar tements und der ingénieur ordinaire des Bezirks, welch hohes Ansehen genießen. Da sie zu den ersten Schülern der école polytechnique gehört haben müssen, die école polytechnique aber die bewundertste Anstalt des Lande ist, so kann man sich denken, daß man den glückliche Ingenieur für die Quintessenz des Talents, der Bildun und des Verdienstes hält. Er ist in der That das reinst und vollständigste Produkt der Art von Verstandesbildung welche die Revolution geträumt, wie der agrégé de lettres, der aus der Normalschule kommt, das verwirk lichte Ideal der von ihr angestrebten Geschmacksbildun ist. Da er zudem noch durch seine Sporteln ein bedeu tendes Einkommen hat, so vergißt man ihm, wenn e zufällig nicht von guter Familie sein sollte, gerne sein niedere Herkunft, und er steht ebenbürtig neben dem b schäftigten Arzte, Anwalt oder Notar.

Eine Frankreich ganz eigenthümliche Klasse der Ge sellschaft ist die der kleinen Rentner. Unendlich viel jun Leute aus dem Kleinhandel gehen nach Paris — manchm auch nach einer der andern fünf oder sechs Großstädte d Landes — und erarbeiten sich da langsam ihr bescheidn kleines Vermögen, wie der Engländer sein unbescheidn rasch in den Kolonien erwirbt. Aber selbst Paris i ein Ort der Verbannung für Viele. Die allgemeine Reg

dieſes Standes ſich mit fünfzig
zurückzieht, wie der Beamte und
auf ſeiner dreißig Jahre Dienſtzeit
und ſeine Vaterſtadt wieder auf
nach ſeinem Ausgangspunkte mit
000 Franken beſcheiden, aber kom-
häuschen kauft, womöglich Muni
zurückgezogener Militär, National
n penſionirter Profeſſor, Mitglied
) danach trachtet, ſeine Töchter an
Beamten zu verheirathen. Frank
äufig ſei's geſagt, beruht auf der
bensplanes: d. h. auf Sparſamkeit,
lusdehnung der Bedürfniſſe beruht,
und doppelte Produktion erheiſcht.
Mittelſtande eine andere Methode
Verſchwender oder für einen un-
ıten. Das Landleben iſt bei der
cellence nicht ſehr beliebt: nur die
das Schloßleben ſeit einigen Jahr
ıwung gebracht.
n ſich alle dieſe Verhältniſſe ganz
Seehäfen und Manufakturſtädten.
ſelbſt der höchſte, wenig angeſehen
der Kaufmannsgeſellſchaft, mit der
ktheit ſeiner Mittel nicht konkurriren
ı Präfekt mit 50,000 Franken Be
einen reichen Kaufherrn von Bor
? Das Leben dieſer Städte nun
dem von Liverpool und Mancheſter,

[illegible] und Köln: viel Prunksucht, viel materieller Genuß, namentlich Tafelfreuden, Alles mit etwas mehr Gemächlichkeit und Stil als bei uns: wenig intime Geselligkeit, aber viel Staat. Hier sind es nun die alten Firmen, die naturgemäß das Patriziat, die Aristokratie bilden, wie überall und immer, in Florenz und Venedig, in Lübeck und Augsburg. Im Allgemeinen ist indeß der höhere Kaufmannsstand in Frankreich bei Weitem gebildeter, als in Ländern Deutschland und England, freilich auch weniger wohlhabend. – In den großen Manufakturstädten, wie Lyon, Rouen und Lille, sind dieser alten Familien natürlich nur wenige da, zumal in letzterer Stadt, die Industrie erst in den letzten Jahrzehnten ihren großen Aufschwung genommen. Hier sind die Familien, meist von selbsterworbenem Wohlstand, sehr ausgedehnt und genügen sich selber in gesteigerter Beziehung beinahe ganz: doch ist diese verwandtschaftliche Geselligkeit eine herzliche. Diese etwas [illegible] aber achtbaren, meist sehr frommen Kreise erinnern in mancher Hinsicht, wie's denn nicht gut anders sein kann, an die Bewohner von Städten, wie Crefeld und [illegible]feld oder Birmingham.

II.

[illegible] angegebenen Kategorien, zu denen man noch [illegible] Kaufleute en gros rechnen muß, bewegt sich die „Gesellschaft" in den kleinen und mittleren [illegible] Kreisen. Die niederen Beamten aller Be-

innehmerei, Mairie und öffentliche
die bei uns eine wiſſenſchaftliche
, ſind Tagelöhner, ohne klaſſiſche
und werden als ſolche betrachtet.
„Geſellſchaft“, ſind nicht Honora
ei uns zu nennen pflegt. Ebenſo
, ſelbſt die höchſten »commissaires«.
erlieferung betrachtet eben dieſen
ten aller Stände nicht als einen
der öffentlichen Sicherheit, ſondern
feind des Bürgers und als pro-
Wieviel auch manche Regierungen
mögen, dieſes Vorurtheil groß zu
zen iſt es durchaus unberechtigt:
ſteht an Muth, Pflichttreue und
zei der Welt nach.*) Wie ſchon
pt, iſt auch der Gymnaſiallehrer
ner Provinzialſtadt ausgeſchloſſen,
rofeſſor darin gerne geduldet iſt,
Anſehen eines Stabsoffiziers, eines
chters genießt; wie denn auch der
erſten mit dem Komthurkreuz der
dem Profeſſor nie einen höheren

*) ſeln möchte, der leſe Maxime du Camp's
n Organismus. Es iſt bezeichnend, daß
: wirklichen Polizei, zu dem ihm ſeine
maligen Republikaner und Garibaldiner,
atiſchen Vorurtheile gegen die Polizei ge-
ſmus bekehrt hat. M. du Camp iſt ein
bhängiger Mann, der nie eine Staats-



gutheißen. Muß ja doch jeder
tab in ſeiner Patrontaſche tragen.
Liebe wird alſo der größte Theil
eihen der Unteroffiziere genommen.
Truppen iſt ein ſehr zweifelhaftes:
m Offiziere vom Major aufwärts
heren Geſellſchafts- und Bildungs-
nm um die Disciplin beſtellt. Der
er fürchten, der die Macht hat ihn
t nur dem, der ihm durch ſeine
. Schon in der Militärſchule ſpricht
von ſeinem künftigen Kameraden,
in der Schule fungirt, mit Aus-
rachtung. Ungebildet und unbekannt
n Formen, wünſcht der aus Reih'
ffizier gar nicht in die Geſellſchaft
u kommen: fühlt er ſich doch viel
ſeehauſe bei Abſynth, Pfeife und
welcher ſich zurückzieht, um zu
nt, derjenige, der in die Geſellſchaft
ls dameret von den Kameraden
e „rechten Kerle“ angeſehen. Ja,
ꝛ von oben herab die „theoretiſchen,
r Offiziere, als gefährlich für die
urden. Unnöthige Vorſicht! Der
nur zu froh, wenn er die Studien
ſich laſſen kann: der Beförderung
rch Gunſt, ſei's durch Anciennetät.
erkwürdiger Zug, daß, während in
Deutſchland der Militärdienſt als

der Engländer, der Italiener, der Deutsche, der Russe das Ausland, in dem er lebt, liebgewinnt, der Franzose, selbst nach zwanzigjährigem Aufenhalte unter einem Volke, noch immer nicht über dessen Sitten, Charakter und geistige Stumpfheit zu jammern müde wird. Doch zurück zu unserm Provinzialmandarinenthum.

Nächst dem Präfekten oder Unterpräfekten ist der Receveur général die Hauptperson der Departementshauptstadt — wenn er da ist. Meist ein reicher Finanzier, der die hohe Kaution aus eigenen Mitteln zahlen kann, oder der Schützling eines solchen Finanzier, giebt er oft nur seinen Namen her, veranstaltet einige glänzende Bälle in der Provinz, und lebt im übrigen ruhig fort in Paris mit seiner muntern Gesellschaft. Noch immer sieht er frappant dem alten Generalpächter ähnlich, von dem Voltaire so schöne Räubergeschichten zu erzählen wußte, obschon seine Funktionen, wie man weiß, verschieden sind. Das ganze System wurde eigentlich von Napoleon als Auskunftsmittel in einer schwierigen Finanzlage gegründet, als er, um augenblickliche Vorschüsse zu erlangen, dem Staat große Opfer auferlegen mußte; er dachte nicht daran, es als endgiltig zu betrachten. Aber 1814 kam, und es blieb. Die Namen sind vor wenigen Jahren geändert worden: der staatlich bestellte Spekulant mit dem Steuerkapital heißt jetzt trésorier payeur général; doch ist er noch genau derselbe, der er im Jahre 1803 war. Diese einträglichen Posten, oft von 100—200,000 Franken jährlich, werden nur durch Gunst, Einfluß der hohen Finanzwelt oder Verwendung sehr vornehmer und mächtiger Damen vergeben. Ebenso ist es mit dem receveur parti-

ſt ſalonfähig, welche den „gelehrten
ies savantes“ angehören oder die
haben, was wiederum faſt nur
familien, welche aus den Militär-
en ehemaligen Unteroffizieren nie
iſt. Auch ſetzt ſich, wie geſagt, das
hnell an die Stelle des unnatür-
pflegen alle Offiziere eines Regi-
zum Unterlieutenant, zuſammen
nrich und der Freiwillige nehmen
hören ſie doch zu derſelben Geſell
ildungskreiſe, ob ſie nun adelig
anfreich hat man, um die hierar
anfrecht zu halten, die Maßregel
Grad eine Tafel beſteht: da iſt
a Kapitänstiſch ꝛc. Was iſt die
eſſen, kaum der Kaffee genommen,
it Marquis de Trois-Etoiles von
wirft ſich in Civil, und wenige
et er in Geſellſchaft oder im Klub
ſt, dem General, die wie er zur
ren. Wie würde ſich ein vom
ant avancirter Vierziger im Jocken
man mache ſich keine Illuſionen
n: nie wird ein franzöſiſches Parla
okratiſche Offiziersbeförderung ab
s Stellvertretungsſyſtem, wenn es
mehr exiſtirt, de facto aufhören
Verwendung, Gunſt entſcheiden ja
m demokratiſchen Staat, und es

müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, sollte nicht jeder Advokaten- und Richtersohn irgend einen guten Grund zur Exemption auftreiben, der es dem Gönner oder der Gönnerin möglich machte, höheren Orts mit Erfolg zu interveniren.

Uebrigens ist das seit 1872 eingeführte Programm für die Freiwilligenexamina nicht dazu angethan, auch den allerunwissendsten Bürgersohn die Vergünstigung des einjährigen Dienstes abzuschneiden. Schon soll sich das jährliche Kontingent der Einjährigen auf 20,000 belaufen. Diese spielen natürlich im Heere der demokratischen Republik eine ganz andere Rolle, als in der preußischen Junkerarmee. Sie bilden zwar keine besonderen Bataillone wie in Italien, aber sie erhalten doch eine besondere Unterweisung, nach welcher sie in die Regimenter und Kasernen vertheilt werden. Dort sollen sie mit den Kameraden aus der gemeinsamen Schüssel essen, wie sie sich selbst die Stiefel wichsen sollen: allein man weiß sich „einzurichten“ und für ein gutes Trinkgeld bereitet die Cantinière auch in einem Lande der Gleichheit ein besonderes Essen für „guter Leute Kinder“. Schon jetzt wird mit Neid auf die „1500 Frankenleute“ geschielt: denn im Grunde genügt die Zahlung dieser Summe, damit jeder Handwerker oder Bauernjunge, der ein paar Jahre in den unteren Klassen einer Realschule II. Ordnung herumgerutscht, einjähriger Freiwilliger werde und somit die Anwartschaft auf ein einstiges Offizierpatent in der Territorialarmee bekomme, in die sie für's Erste nur als Feldwebel eintreten. Auch sollen die Unteroffiziere vom Handwerk und die aus dem Unteroffizierstande beförderten Lieutenants, welche die Instruktion

haben, ſie nicht wenig hänſeln und machen, daß die franzöſiſche Armee die keine Standesunterſchiede kennt. ſchlimmſten Falls aus der erſten : verſetzt werden, dann dient man nate und braucht nicht einmal jene ı beſtehen. Das nennt man „all in den Ländern wo

ciel des accommodements,

endiener und Barbaren nicht kennen. el wäre über den Klerus zu ſchrei groß in Frankreich iſt, der durch e ſo bedeutend einwirkt auf Staat) iſt die Geiſtlichkeit ihrer Natur Kosmopolit als irgend ein anderer vom franzöſiſchen Klerus eben nicht , als vom deutſchen: er wird in irt, erhält dieſelbe Erziehung, war iger und dreißiger Jahren, iſt nun lnleitung der Geſellſchaft Jeſu: er muth wechſelnde Demuth, welche ſionen und Nationen kennzeichnet:) vielleicht korrekter, unbeſcholtener ndel, als in irgend einem anderen ner von der Geſellſchaft und ihren Berührung mit den Männern iſt nn er nicht gerade Kanonikus oder valièrement von ihnen behandelt. Einfluß auf die Frauen und durch

sie auf die Kindererziehung. Auf dem Lande ist sein Ansehen noch geringer als in der Stadt. Der Bauer ist im allgemeinen konfessionell und geht mit dem Pfarrer; aber nicht von ihm, sondern von dem Präfekten oder dem Gutsherrn erhält er seine Parole. Bei diesem speist monsieur le curé noch zuweilen am Ende des Tisches, wie in den guten alten Zeiten, und es ist des Gutsherrn religiöse Gesinnung, welche dem Pfarrer Ansehen verschafft, nicht des Pfarrers geistliche Autorität, die das Ansehen des Gutsherrn mit Prestige umgiebt. Daß aber im hohen Klerus, in den Seminarien, in den Klöstern Männer ersten Ranges an Charakter, Geist und Bildung wirken, wird niemand leugnen wollen, der ihrer Wirksamkeit zu folgen die Gelegenheit gehabt. Frankreich ist noch immer das Land der Bossuet und Fénelon, Massillon und Bourdaloue: aus der französischen Geistlichkeit sind Lamennais und Lacordaire hervorgegangen, und Mgr. Dupanloup wie Abbé Gratry werden nicht leicht in einem anderen Land ihres gleichen finden.

Mit wunderbarem Geschick hat sich namentlich die Gesellschaft Jesu, welche in Frankreich ihr Hauptlager hat, die Resultate der exakten Wissenschaften und der Naturforschung anzueignen gewußt, genau wie sie einst die Errungenschaften des Humanismus, anstatt sie zu bekämpfen, sich zu eigen gemacht, den Geist der Prüfung aus diesem, wie jetzt den Geist der Forschung aus jenen verbannend und so das gefährliche Werkzeug unschädlich machend. Beinahe überall machen die geistlichen Schulen den Staatsgymnasien eine wirksame Konkurrenz und, da sie von der Elite der Geistlichkeit geleitet werden, bei den Staats-

olge erzielen, dabei den Ruf haben,
" (éducation) zu geben, ſo gewinnen
. Freilich fangen die alten Ueber
n Maße zu verwiſchen an, als der
rus die Oberhand gewinnt. Der
der während der erſten Jahrzehnte
die Kirche Frankreichs noch eine
franzöſiſche Geiſtlichkeit auszeich
der Exaltation Platz gemacht. Der
) Pfarrer von 1830 betrachtete ſich
wie Napoleon ihn betrachtet haben
tsdiener, dem der Kultus oblag.
r für Rom und die Oberherrſchaft
lles ganz anders geworden, ſeit die
die Miliz des heiligen Stuhles,
Frankreichs Klerus hat den Galli
abhängigkeit von Rom aufgegeben
ſt Rom und die Kirche beherrſcht,
e Uebertreibung ſagen, Frankreich
che ſelber iſt. Doch hat die Kran
verſucht, am Concordat zu rütteln,
der Biſchöfe durch den Staat, die
sregiſter ꝛc. zu wählen. Sie hat
angenommen, weil ſie einſt ihn
zu beherrſchen gedenkt: und vor
ſie Abſicht nicht zu ſehr merken
en Haufen der Franzoſen — ſchon
hl gegen klerikale Uebertreibungen,
Läſterungen — nicht ernſtlich
vorhanden, weshalb ſie nicht ge

ſie auf die Kindererziehung.
ſehen noch geringer als in de
allgemeinen konſervativ und g
nicht von ihm, ſondern von der
herrn erhält er ſeine Parole.
le curé noch allfreitäglich am
den guten alten Zeiten, und es
Geſinnung, welche dem Pfarr
des Pfarrers geiſtliche Autor
Gutsherrn mit Preſtige umg
Klerus, in den Seminarien,
erſten Ranges an Charakter,
wird niemand leugnen wollen
folgen die Gelegenheit gehabt.
das Land der Boſſuet und Fén
daloue: aus der franzöſiſchen
und Lacordaire hervorgegang
wie Abbé Gratry werden nic
Land ihres gleichen finden.

Mit wunderbarem Geſch
Geſellſchaft Jeſu, welche in Fr
die Reſultate der exakten Wiſ
forſchung anzueignen gewußt,
Errungenſchaften des Humanis
ſich zu eigen gemacht, den Gei
wie jetzt den Geiſt der Forſch
und ſo das gefährliche Wer
Beinahe überall machen die gei
gymnaſien eine wirkſame Kon
Elite der Geiſtlichkeit geleitet

begründet, nimmermehr gutheißen. Muß ja doch jeder Soldat den Marschallstab in seiner Patrontasche tragen. Diesem Grundsatze zu Liebe wird also der größte Theil der Offiziere aus den Reihen der Unteroffiziere genommen. Ihr Ansehen bei den Truppen ist ein sehr zweifelhaftes: und wären die höheren Offiziere vom Major aufwärts nicht alle Leute aus höheren Gesellschafts- und Bildungskreisen, so wäre es schlimm um die Disciplin bestellt. Der Soldat mag den Offizier fürchten, der die Macht hat ihn zu strafen: er vertraut nur dem, der ihm durch seine Ueberlegenheit imponirt. Schon in der Militärschule spricht der werdende Offizier von seinem künftigen Kameraden, der jetzt als adjudant in der Schule fungirt, mit Ausdrücken hochmüthiger Verachtung. Ungebildet und unbekannt mit den gesellschaftlichen Formen, wünscht der aus Reih' und Glied beförderte Offizier gar nicht in die Gesellschaft seiner Garnisonsstadt zu kommen: fühlt er sich doch viel wohler in seinem Kaffeehause bei Absynth, Pfeife und Piquet. Der Offizier, welcher sich zurückzieht, um zu studiren, wird als Pedant, derjenige, der in die Gesellschaft zu bringen versucht, als dameret von den Kameraden verlacht, beide als keine „rechten Kerle" angesehen. Ja, es ist vorgekommen, daß von oben herab die „theoretischen, abstrakten Studien" der Offiziere, als gefährlich für die Disciplin, entmuthigt wurden. Unnöthige Sorgfalt! Der französische Offizier ist nur zu froh, wenn er die Studien mit der Schule hinter sich lassen kann: zur Beförderung ist er ja sicher, sei's durch Gunst, sei's durch Anciennetät.

Denn es ist ein merkwürdiger Zug, daß, während in dem friedlich gesinnten Deutschland der Militärdienst als

müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, sollte nicht jeder Advokaten- und Richtersohn irgend einen guten Grund zur Exemption auftreiben, der es dem Gönner oder der Gönnerin möglich machte, höheren Orts mit Erfolg zu interveniren.

Uebrigens ist das seit 1872 eingeführte Programm für die Freiwilligenexamina nicht dazu angethan, auch dem allerunwissendsten Bürgersohn die Vergünstigung des einjährigen Dienstes abzuschneiden. Schon soll sich das jährliche Kontingent der Einjährigen auf 20,000 belaufen. Diese spielen natürlich im Heere der demokratischen Republik eine ganz andere Rolle, als in der preußischen Junkerarmee. Sie bilden zwar keine besonderen Bataillone wie in Italien, aber sie erhalten doch eine besondere Unterweisung, nach welcher sie in die Regimenter und Kasernen vertheilt werden. Dort sollen sie mit den Kameraden aus der gemeinsamen Schüssel essen, wie sie sich selbst die Stiefel wichsen sollen: allein man weiß sich „einzurichten" und für ein gutes Trinkgeld bereitet die Cantinière auch in einem Lande der Gleichheit ein besonderes Essen für „guter Leute Kinder". Schon jetzt wird mit Neid auf die „1500-Frankenleute" geschielt: denn im Grunde genügt die Zahlung dieser Summe, damit jeder Handwerker oder Bauernjunge, der ein paar Jahre in den unteren Klassen einer Realschule II. Ordnung herumgerutscht, einjähriger Freiwilliger werde und somit die Anwartschaft auf ein einstiges Offizierpatent in der Territorialarmee bekomme in die sie für's Erste nur als Feldwebel eintreten. Auch sollen die Unteroffiziere vom Handwerk und die aus dem Unteroffiziersstande beförderten Lieutenants, welche die Instruktion

haben, ſie nicht wenig hänſeln und
machen, daß die franzöſiſche Armee
die keine Standesunterſchiede kennt.
ſchlimmſten Falls aus der erſten
e verſetzt werden, dann dient man
mate und braucht nicht einmal jene
n beſtehen. Das nennt man „all-
in den Ländern wo

ciel des accommodements,

enbiener und Barbaren nicht kennen.
tel wäre über den Klerus zu ſchrei-
groß in Frankreich iſt, der durch
de ſo bedeutend einwirkt auf Staat
h iſt die Geiſtlichkeit ihrer Natur
r Kosmopolit als irgend ein anderer
vom franzöſiſchen Klerus eben nicht
n, als vom deutſchen: er wird in
tirt, erhält dieſelbe Erziehung, war
ziger und dreißiger Jahren, iſt nun
Anleitung der Geſellſchaft Jeſu: er
hmuth wechſelnde Demuth, welche
gionen und Nationen kennzeichnet:
ch vielleicht korrekter, unbeſcholtener
ndel, als in irgend einem anderen
rner von der Geſellſchaft und ihren
: Berührnng mit den Männern iſt
enn er nicht gerade Kanonikus oder
avalièrement von ihnen behandelt.
Einfluß auf die Frauen und durch

sie auf die Kindererziehung. Auf dem Lande ist sein An-
sehen noch geringer als in der Stadt. Der Bauer ist im
allgemeinen konservativ und geht mit dem Pfarrer; aber
nicht von ihm, sondern von dem Präfekten oder dem Guts-
herrn erhält er seine Parole. Bei diesem speist monsieur
le curé noch allfreitäglich am Ende des Tisches, wie in
den guten alten Zeiten, und es ist des Gutsherrn religiöse
Gesinnung, welche dem Pfarrer Ansehen verschafft, nicht
des Pfarrers geistliche Autorität, die das Ansehen des
Gutsherrn mit Prestige umgiebt. Daß aber im hohen
Klerus, in den Seminarien, in den Klöstern Männer
ersten Ranges an Charakter, Geist und Bildung wirken,
wird niemand leugnen wollen, der ihrer Wirksamkeit zu
folgen die Gelegenheit gehabt. Frankreich ist noch immer
das Land der Bossuet und Fénelon, Massillon und Bour-
daloue: aus der französischen Geistlichkeit sind Lamennais
und Lacordaire hervorgegangen, und Mgr. Dupanloup
wie Abbé Gratry werden nicht leicht in einem anderen
Land ihres gleichen finden.

Mit wunderbarem Geschick hat sich namentlich die
Gesellschaft Jesu, welche in Frankreich ihr Hauptlager hat,
die Resultate der exakten Wissenschaften und der Natur-
forschung anzueignen gewußt, genau wie sie einst die
Errungenschaften des Humanismus, anstatt sie zu bekämpfen,
sich zu eigen gemacht, den Geist der Prüfung aus diesem,
wie jetzt den Geist der Forschung aus jenen verbannend
und so das gefährliche Werkzeug unschädlich machend.
Beinahe überall machen die geistlichen Schulen den Staats-
gymnasien eine wirksame Konkurrenz und, da sie von der
Elite der Geistlichkeit geleitet werden, bei den Staats-

lge erzielen, dabei den Ruf haben,
(éducation) zu geben, ſo gewinnen
Freilich fangen die alten Ueber-
Maße zu verwiſchen an, als der
us die Oberhand gewinnt. Der
der während der erſten Jahrzehnte
ie Kirche Frankreichs noch eine
franzöſiſche Geiſtlichkeit auszeich-
der Exaltation Platz gemacht. Der
Pfarrer von 1830 betrachtete ſich
wie Napoleon ihn betrachtet haben
tsdiener, dem der Kultus oblag,
r für Rom und die Oberherrſchaft
lles ganz anders geworden, ſeit die
die Miliz des heiligen Stuhles,
Frankreichs Klerus hat den Galli-
abhängigkeit von Rom aufgegeben
ſt Rom und die Kirche beherrſcht,
e Uebertreibung ſagen, Frankreich
che ſelber iſt. Doch hat die fran-
verſucht, am Concordat zu rütteln,
der Biſchöfe durch den Staat, die
sregiſter ꝛc. zu wühlen. Sie hat
angenommen, weil ſie einſt ihn
lt zu beherrſchen gedenkt: und vor-
dieſe Abſicht nicht zu ſehr merken
ßen Haufen der Franzoſen — ſchon
ohl gegen klerikale Uebertreibungen,
Läſterungen — nicht ernſtlich
nd vorhanden, weshalb ſie nicht ge-

lingen sollte. Und sind denn in der That die Unfehlbarkeit der Revolution und die Autorität der Kirche, sind die Conception und die Hierarchie des „modernen Staates“ so sehr verschieden von der Conception und der Hierarchie der katholischen Kirche?*)

Bei der geringen Anzahl von Protestanten und Israeliten in Frankreich ist es von wenig Interesse, die Diener der beiden andern „vom Staate anerkannten und bezahlten Culte“ näher zu betrachten. Sie haben wenig oder keinen Einfluß auf den Staat und die Gesellschaft des modernen Frankreichs, während in ihrem Wesen und Treiben die Nachwirkung der Revolution ebenfalls nicht zu verkennen ist. Auch hier ist die Religion ein politisches Interesse geworden: alle politisch Konservativen sind in der That streng rechtgläubig, alle Republikaner gehören den freieren Richtungen an; und wie Herr Guizot, so nimmt der Großrabbiner Partei für die weltliche Macht, weil die „Solidarität der konservativen Interessen“ es erheischt. Auch hier, wie in der Moral, wie in der Wissenschaft, wie in der Kunst handelt es sich in Frankreich weniger um die Befriedigung eines inneren Dranges, als um Fragen der Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, Convenienz und Partei.

*) Ein merkwürdiges Phänomen, dessen Räthsel ich nie entziffern konnte, überlasse ich Scharfsinnigeren zur Betrachtung. Das leichtlebige, verständige, nüchterne, redselige Frankreich ist das Land, wo der strengste aller monastischen Orden, die schweigende ascetische Trappe, gegründet worden; sie, die in keinem anderen Lande sich je hat erhalten können, hat in Frankreich noch heute verschiedene Stätten, deren furchtbarer Ernst schneidend absticht gegen das weltliche Treiben ringsumher.



auch in den Dienſt des Intereſſes,
des Egoismus genommen worden,
ren Schöpfungen vergangener Jahr-
der Geiſt längſt gewichen, der ſie
nur noch wie geſpenſtiſche Gerippe
t in die moderne Welt hineinragen,
als Obdach dienend für die tauſend-
erbe eines entgötterten Zeitalters.

III.

n Perſerſchah, welcher Auszüge aus
hek anfertigen, dann die Auszüge
und ſofort, bis er endlich in einem
eit der Weiſen in Händen zu halten
ür die wunderbare Stadt geſchrieben
Mauern alles höhere Leben Frank-
r die meiſten Fremden exiſtirt dieſes
nicht, für ſie iſt das große Caphar-
eheurer „Kunſtkörper“ — wie Goethe
gte — deſſen Schätze ſie bewundernd
mit dem Leben in Verbindung zu
bertfachtes Baden-Baden, eine große
d, je nach ihrem Temperament oder
auſchen ſie ſich auf die roheſte Weiſe
er Fabrik oder fühlen ſie ſich tugend-
t Anblick all der unheimlichen Feuer
rwerke, die ſie in Bewegung ſetzen.

Dem ist nicht so für die seltenen Fremden, die der pol
tischen, künstlerischen oder litterarischen Welt angehör
und denen es gelingt — was noch viel seltener der Fa
ist — in's wahre Paris einzudringen. Sie fühlen, ob
fühlten wenigstens bisher, daß sie da wirklich am „sausa
den Webstuhl der Zeit" standen und zusahen, wie e
gut Theil an „der Gottheit lebendigem Kleid" gewir
wurde. Was ihnen anfangs freilich mehr auffällt, is
bei jedem Schritt und Tritt auf jene weitverzweigte All
umfassende Organisation zu stoßen, von der ich früh
gesprochen, und die keinen anderen Zweck hat, als d
kitzlichste der menschlichen Schwachheiten, die Eitelkeit z
kitzeln. Bald aber entdecken sie auch wie eine Destiller
aller geistigen — spirituellen und spirituosen — Kräf
einer liebenswürdigen, reichbegabten und thätigen Natio
deren gute und schlimme Eigenschaften zehn Jahrhunder
einer bewegten Geschichte entwickelt und auf die Oberflä
getrieben haben. Solche Fremde allein können sich rühme
das „schöne Ungeheuer" zu kennen, welches Ruhm u
Ruin des ganzen Landes ist, Muster eines feinen Gese
schaftslebens und verzehrender Krebsschaden, der die Nati
verhindert, sich als freies Gemeinwesen zu konstituir

Man hat tausendmal wiederholt, daß Paris Fra
reich ist: aber das Wort will nicht buchstäblich genomm
sein, wenn man anders diesen merkwürdigen Mikrokosm
richtig verstehen, wenn man begreifen will, was ihn v
London und Berlin, von Wien und Rom unterscheid
Paris zieht nicht allein unaufhörlich an sich, koncentr
und verbraucht das beste, was das ganze Land hervo
bringt; es unterwirft es noch einmal einem zweiten Raffi

um die reinſte Eſſenz zu erlangen,
rocknet. Paris lebt nur von dem
aus der Provinz zuſtrömt: ſein
Fieber zu arm gemacht, als daß es
Der wahre Pariſer: der Pariſer,
ibert und den Landsmann mit Be
nicht geboren zwiſchen der barrière
re de l'Etoile: es iſt der Provin
ie der Jugend, getrieben von ſeinem
nem Talent und ſeinem Muth, in
i und ſich dort der großen Pariſer
hat. Von jeher war Paris, wie
ikt des geiſtigen und des politiſchen
irte daſſelbe nicht. Ein Montaigne
obſchon ſie den Reiz der Haupt
, konnten doch noch fern von Paris
eiben: die Parlamente hatten noch
nd ſelbſt ein Intendant wie Turgot
r Bewegung, um in ſeiner Provinz
durchzuführen. Alles das wäre
utzutage. Seit die Napoleoniſchen
ankreich zu einer großen Civilkaſerne
ig allen unabhängigen Geiſtern und
unerträglich geworden. Die un-
ickt Alles, deſſen ſie habhaft werden
wirklich Bedeutenden, der ſich von
n beſter Lebensſaft wird ihm aus-
t nicht lange, ſo wandelt auch er,
en.

wiſſen zu entſchlüpfen. Sie wiſſen

selbst nicht welcher Geist sie treibt, nur Eines sind sie sich bewußt: sie wollen nicht ihr Bestes, ihre Individualität aufgeben, dem Moloch opfern, und so entfliehen sie in das gemeinsame Asyl, den Freihof aller derjenigen, die dem Chinesenthum der Provinz entronnen. Es sind die Besten und die Schlimmsten der Nation: der Abenteurer, der Schwindler, der Verbrecher; aber auch das Genie das sich keiner Formel, der Charakter, der sich keiner Vormundschaft unterwerfen will, kommen hier zusammen. Der letzte Rest von geistiger Unabhängigkeit und von Unternehmungsgeist hat sich dahin geflüchtet. Im Guten wie im Bösen läßt Paris die Provinz weit hinter sich „in wesenlosem Scheine." Da die Wanderlust des Germanen nicht in des Franzosen Charakter liegt und die Auswanderungslust noch weniger, so wird ihm Paris nicht allein sein Italien und seine Schweiz, sondern auch sein Amerika. Paris ist die Bildungsschule für die Talente, welche zu gut sind für die vorhergesehene Abrichtung des Staates, es ist das geistige Freudenhaus, wo der Epikureer in intellektueller Bildung, der in der Provinz verschmachtet, sein feinsten Genußbedürfnisse befriedigt; es ist der far West, wo alles, was mit Muth, Energie und Talent allein eine Stellung zu erkämpfen hat, sein Glück versucht.

So erklärt sich auch die relative Vorurtheilslosigkeit des Pariser — die relative, sage ich; denn über seinen Schatten springt Niemand, und selbst der beste Pariser bleibt bis zu einem gewissen Grad Franzose in seinem Autoritätsglauben und seiner Furcht sich auszuzeichnen — doch ist er kühn in seinen Ansichten, excentrisch in seinem Thun, wenn er zusammengehalten wird mit der

hängt damit auch wieder die dem
de Unwiſſenheit der Realitäten zu
der Preſſe, dem Theater, dem Ro
r lebt außerhalb des provinziellen
1 individuellen Anſchauungen oder
t beherrſchenden Idealen — wir
tionen — und ſo entgeht ihm leicht

die Buntſcheckigkeit dieſer Pariſer
:oſtloſe Monotonie der Provinz ab.
inmal im lebendigen Organismus
lubriken ſubſumiren läßt, findet der
1 es keinen Verleger, keine Zeitung —
ßreiche — keinen Kunſtmarkt, kein
) einer Art in der Provinz giebt, ſo
elehrte, Journaliſten und Litteraten,
Genüßler (jouisseurs) buchſtäblich
rgends herrſcht eine größere Gleich
ei- bis dreitauſend Leuten, die ſich
nen pflegen. Gleichheit, — nicht
bne Höflichkeit gegen den Niederen,
ıdern, Anſtaunen, Auszeichnen der
, — ſondern wirklich gleicher, zwang
ihlt nur die Perſönlichkeit, der Rang
den Männern der Pariſer „Geſell
keinen Unterſchied zwiſchen Herzog
zwiſchen Berühmtheit und Obſcuri-
Reich): freilich iſt's nicht leicht für
die Obſcurität und den Armen
aber einmal darin, dann iſt er auch

ganz Gleichberechtigter. Daher fühlen sich denn auch [illegible] Schriftsteller von Verdienst so wohl in Paris und hat sie ihm, von Montaigne bis auf Victor Hugo, eine [illegible] schöne Reputation gemacht.

Auch der reiche Adelige zieht sich immer mehr nach englischer Sitte auf sein Schloß zurück, und kommt anstatt wie ehedem seinen ganzen Winter in der nahe liegenden Provinzialstadt zuzubringen, im Frühjahr auf wenige Monate nach Paris. Er giebt der Hauptstadt jenes cachet äußerlicher Eleganz, das sie so sehr vor allen anderen Kapitalen Europas auszeichnet. Und der äußeren Eleganz entspricht die innere, wenn das Wort Eleganz nicht gar zu sehr im Widerspruch mit dem Adjektiv stehen sollte. Der französische hohe Adel, der älteste Europas, der sich aber fortwährend durch den einfließenden Reichthum der hohen Finanz und die Zulassung der ersten Würdenträger des Staates geistig und geldlich flott erhält, hat eine gewisse Freiheit des Tons behalten, die von der Prüderie der Provinz nicht geduldet werden würde. In der That, wer Frankreich von seiner besten Seite kennen lernen will, thut wohl, mit dem wohlhabenden Adel auf dem Lande Bekanntschaft zu machen. Da hat sich die vie de château in großem Style mit ihrer gesunden Thätigkeit und ihren gesunden Freuden, mit ihrer herzlichen Gastfreiheit und heitren Geselligkeit immer mehr entwickelt, seit der legitimistische Adel (1830) und später auch der orleanistische (1852) so gut wie ausgeschlossen von der großen Politik, nur noch an Munizipal- und Departementalverwaltung Theil nehmen konnte, und andererseits die Städte das ausschließliche Feld für die Kämpfe der Radikalen und der jeweiligen

ind. Wer weiß, ob nicht von
r durchgebildeten und wenn auch
tisch, doch sehr liberal gesinnten
sich seit dreißig Jahren wieder
ment zu üben begonnen hat, am
Wiederherstellung Frankreichs aus
nd die Tage fern, wo der franzo
ße der fortschrittlichen Bewegung
Ideale des 18. Jahrhunderts be
ftserfahrung, an Pflichtgefühl, an
riotismus, an Feinheit der Sitte —
ctigkeit der Sitten — geht er noch
jenseits der ganzen Nation voran.
der Vater und Tocqueville, wa
ürden jeder Aristokratie zur Zierde
t sich dieser Adel noch vor wenig
hrt, als er, das Vaterland über
Ein Mann in den Kampf zog:
r ihm feindlich gesinnten, sittlich
unfähigen Fraktion geleitet wurde,
leberrumpelung schnödester Sorte
htigt hatte. Keine andere Partei,
sklasse in Frankreich wurde einer
ng fähig gewesen sein.
oft auch im Schoße des Adels,
is 1876 eine bedeutende und an-
tout Paris. Außer den großen
Journalisten und Advokaten traa
Kammer schickten, ward der Te
gebildetsten und wohlhabendsten

Grundbesitzern gewählt: er bildete in dem gesetzgebende Körper wie in der Pariser Gesellschaft das Element de gesunden Menschenverstandes und das Bindeglied mit de Realität der Provinz. Er machte weniger von sich reden al der zungenfertige Advokat der Linken, leistete aber in jed Beziehung mehr; sein Urtheil war gemeiniglich gesund un vorurtheilsfrei. Unabhängig durch Vermögen und Stellun war er meist unabhängig als Charakter, was man am zum Gegentheile sagen mochte; natürlich war er in der Reg konservativ und als solcher von der Linken als Reaktionä verdächtigt und von den gehorsamen Dienern „der öffent lichen Meinung" als der gehorsame Diener der jeweilige Regierung dargestellt. Auch er verbrachte die Hälfte de Jahres in Paris. Dieß Verhältniß mag sich zeitweili geändert haben; allein es wird sich immer wiederherstelle sei's indem das Land wieder seine Vertreter in der Gesell schaftsklasse holt, wo er sie bis zum Jahre 1876 geholt sei's daß die „angekommnen" Journalisten, Advokaten un Professoren Wasser in ihren Wein gießen und die Lebens und Anschauungsweise der wohlhabenden Stände annehmen wie die Thiers, Cousin, Barrot nach 1830, wovon schon jetzt viele Anzeichen sichtbar sein sollen.

Man weiß, daß alle großen Finanzunternehmunge des Reiches in Paris ihren Hauptsitz haben: daher d Vertretung der Geldmacht durch ihre intelligentesten Köp neben der Vertretung des Grundbesitzes durch seine g bildetsten Leute. Nicht nur alle Versicherungs-Anstalte Banken, Eisenbahn Gesellschaften u. s. w. haben ihre Centra bureaux in Paris — alle ehrgeizigen, gewinnsüchtige oft ungewissenhaften, immer erfindungsreichen, gewandte

ſpekulanten ziehen ſich dahin, und
ieberhafte Bewegung, wie die Lit
en die Gedanken in ſchwindelnde
Man vergeſſe nicht den hohen und
el auch die Gunſt, die allmächtige,
– dieſe Gunſt iſt nicht unintelligent.
rkſten und Gewandteſten unmöglich
nmen, ohne daß Andere ihm hinauf-
die Andern doch nur Starken und
e Spitzen der Verwaltung und der
äßigkeiten. Die leitenden Beamten
aris ihren Sitz haben, ſind ohne
de Intelligenzen.

Maler und Bildhauer, vom Dichter
Schriftſteller und Gelehrten, vom
m Kaufmann und Induſtriellen zu
cht Balzac's Romane geleſen, in
r Geiſt die ganze zweite Hälfte des
childert worden? Welche Tragödien
gt nicht die ungeheure Stadt in
le unterliegen, wie Wenige halten
r dieſen Wenigen wie Wenige er
he Illuſionen, welche Träume des
n der großen Nekropole begraben!
hllos, verzweifelt, verbittert, rache
geheuer nicht dem Verbrechen und
Wenigen, die ſich ſtarken Armes,
nen Herzens durchgearbeitet, welche,
e Laufbahn der Staatsſchule und
chmähend, ſich ſelbſt ihre Exiſtenz

in täglichem, ja stündlichem Kampf erobert — sie gehören selbst wenn sie das blinde Glück mehr als verdient gefördert hätte, zu den Besten der Nation.

Auch die Liebenswürdigkeit und Grazie des Pariser Arbeiters, so lange man sich nicht mit ihm auf Politik einläßt, trägt unendlich viel dazu bei, das Leben in Paris angenehm zu machen. Der behende Witz, die Anstelligkeit, die Hülfsbereitheit, der Geschmack, die Höflichkeit, die schöne Sprache, die Lebhaftigkeit, die Redlichkeit des Pariser Handwerkers finden wohl nirgends ihres Gleichen und bilden einen, und nicht den mindesten, jener unmerklichen, beinahe unwiderstehlichen Reize der einzigen Stadt, namentlich wie sie noch vor dreißig Jahren war, ehe noch der durch die großen Bauten veranlaßte Zudrang der roheren ländlichen Proletarier und der Zufluß des fremden Elementes in die wohlhabenden Klassen ihren eigenthümlichen Charakter so sehr verwischt und die Trunksucht so bedenklich unter den Arbeitern um sich gegriffen hatte. Die Verwüstungen, welche dieses Laster unter den Arbeitern, namentlich den Mechanikern, in Paris angerichtet hat, schildert M. Denis Poulot — ehemals selbst Arbeiter, später einer der zwanzig Bürgermeister von Paris — mit grellen Farben in seinem merkwürdigen Buche „Le Sublime“.*) Man würde indessen sehr irren, wollte man die Beobachtungen des Herrn Poulot auf alle Klassen von Pariser Arbeitern ausdehnen oder auch aus diesen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß die Arbeit selbst unter dem Einfluß dieses Lasters in hohem Grade leide. Es läßt sich vielmehr

*) Anhang II.

rläßlichkeit der Pariſer Handwerker, ihrer Arbeit das Leben in Paris auch bei dieſem wie bei allen nour-propre, keine ſchlechte Arbeit : etwa mangelnde Gewiſſenhaftig- ſelbſt der ärmſte Bettler eine Art

atiſchen, J. Leiſſing in der Nationalzeitung. Nummer 571, 573: angeführt von P. de ctige Lage des Deutſchen Reiches S. 110): igentliche Arbeit d. h. die techniſche, ſorg- rchführung ſo weit gediehen als bei den ıds ſo nachläſſig und auf bloßen Schein in Deutſchland Der moderne franzöſiſche erkerſtolz, in dem er es mit dem beſten hunderts aufnimmt. Er ſetzt ſeine Ehre us ſeiner Werkſtatt hervorgeht, bis zum zuſtatten, er ſchreibt in gerechtem Stolz wenn es zur Ausſtellung geht, ſo kommt an und packt ſeine Sachen aus und wie- de und Antwort über das, was er macht, r Geltung zu bringen, aber auch zugleich oll und ganz anzuerkennen. Er iſt jeder lt die kunſtwiſſenſchaftlichen Journale und nach welchen er arbeitet. Er bildet ſich cher er unabläſſig zur höchſten Vollendung nn man an ſeinem Schautiſche das nicht ihrt er den Fremden mit der größten Be- ıbar und Konkurrenten, bei welchem der ıfalls zu finden ſein möchte. Er ordnet und hält darauf, daß ſeine Ausſtellungs- ſtarkes Hervortreten den Geſammtanblick ſchädigen. Vor Allem aber hat er die er ſeine Verpflichtungen einhält und die ungen annimmt, zur rechten Zeit und in

selbst nicht welcher Geist sie treibt, nur Eines sind sie sich bewußt: sie wollen nicht ihr Bestes, ihre Individualität, aufgeben, dem Moloch opfern, und so entfliehen sie in das gemeinsame Asyl, den Freihof aller derjenigen, die dem Chinesenthum der Provinz entronnen. Es sind die Besten und die Schlimmsten der Nation: der Abenteurer, der Schwindler, der Verbrecher; aber auch das Genie das sich keiner Formel, der Charakter, der sich keiner Vormundschaft unterwerfen will, kommen hier zusammen. Der letzte Rest von geistiger Unabhängigkeit und von Unternehmungsgeist hat sich dahin geflüchtet. Im Guten wie im Bösen läßt Paris die Provinz weit hinter sich „in wesenlosem Scheine." Da die Wanderlust des Germanen nicht in des Franzosen Charakter liegt und die Auswanderungslust noch weniger, so wird ihm Paris nicht allein sein Italien und seine Schweiz, sondern auch sein Amerika. Paris ist die Bildungsschule für die Talente, welche zu gut sind für die vorhergesehene Abrichtung des Staates; es ist das geistige Freudenhaus, wo der Epikureer intellektueller Bildung, der in der Provinz verschmachtet, seine feinsten Genußbedürfnisse befriedigt; es ist der far West, wo alles, was mit Muth, Energie und Talent allein eine Stellung zu erkämpfen hat, sein Glück versucht.

So erklärt sich auch die relative Vorurtheilslosigkeit des Pariser's — die relative, sage ich; denn über seinen Schatten springt Niemand, und selbst der beste Pariser bleibt bis zu einem gewissen Grad Franzose in seinem Autoritätsglauben und seiner Furcht sich auszuzeichnen — doch ist er kühn in seinen Ansichten, excentrisch in seinem Thun, wenn er zusammengehalten wird mit dem

Provinzialen. Freilich hängt damit auch wieder die dem Pariſer meiſt anklebende Unwiſſenheit der Realitäten zuſammen, wie ſie ſich in der Preſſe, dem Theater, dem Roman ſo grell zeigt. Er lebt außerhalb des provinziellen Schlendrians, in ſeinen individuellen Anſchauungen oder in den die Hauptſtadt beherrſchenden Idealen — wir würden ſagen, Abſtraktionen — und ſo entgeht ihm leicht die Wirklichkeit.

Sonderbar ſticht die Buntſcheckigkeit dieſer Pariſer Geſellſchaft gegen die troſtloſe Monotonie der Provinz ab. Alles, was ſich nun einmal im lebendigen Organismus einer Nation nicht in Rubriken ſubſumiren läßt, findet der Fremde da vereinigt. Da es keinen Verleger, keine Zeitung — wenigſtens keine einflußreiche — keinen Kunſtmarkt, kein politiſches Leben irgend einer Art in der Provinz giebt, ſo können Künſtler und Gelehrte, Journaliſten und Litteraten, Politiker und gebildete Genüßler (jouisseurs) buchſtäblich nur in Paris leben. Nirgends herrſcht eine größere Gleichheit als unter den zwei- bis dreitauſend Leuten, die ſich „ganz Paris" zu nennen pflegen. Gleichheit, — nicht Herablaſſung, übertriebne Höflichkeit gegen den Niederen, lautes Feiern, Bewundern, Anſtaunen, Auszeichnen der geiſtig Hervorragenden, — ſondern wirklich gleicher, zwangloſer Umgang. Hier zählt nur die Perſönlichkeit, der Rang iſt gar Nichts. Unter den Männern der Pariſer „Geſellſchaft" giebts durchaus keinen Unterſchied zwiſchen Herzog und Zeitungsſchreiber, zwiſchen Berühmtheit und Obſcurität, zwiſchen Arm und Reich; freilich iſt's nicht leicht für den Zeitungsſchreiber, die Obſcurität und den Armen hineinzudringen: iſt er aber einmal darin, dann iſt er auch



von Noſtalgie für dieſe Atm
wie viel beſſer läßt ſich da
Schlabrendorf erklären, ſo
allen Reizen einer alten Kul
großen Geſchichte geſchmück
den Rücken wenden mußte

Zu allen dieſen unm
Beſtandtheilen von Paris r
die genießenden, die nur mi
derling, der es müde gew
gaffen zu laſſen; den St
Reihe des Parquets ſitzt,
lichen Thorheit und Weish
und den Feinſchmecker ge
zieht, direkt auf dem gr
machen: den Diplomaten,

. . . . . .

untadelhafter Ausführung abl
von jener berufenen Oberflä

Im geraden Gegenſatz da
Handwerker, welche die gedan
rechnete Arbeit liefern, ohne A
machen kann, ſondern nur beſ
und billiger herzuſtellen; wel
wender Arbeiten ihre Ausſtell
weis ſondern nur noch einen
und um den Werth des wa

Das deutſche Kunſtgewe
Das einzelne Gewerbe ſelbſt
kann möglichſt billig herſtell
Waare werden in ſchlechtem
erfinden, neue Erfindungen ho
ihre Concurrenz wohlfeiler he

...n-Gui
...the ſag
... keine
...es Wort
...n, die übert
...ellem Woh
...Furcht vor de
...utſche Leben e
...elches verbiete
..., ſowie eine g
...us Furcht, affekt
...ar nicht, ſeine
...o auffiel, in Rei
...ſetzung aber läßt
...und nur die geſchli
...mehr Individualitäte
...in die Uniform der
...ar; weil ſie aber z
...nß bereit ſind, endi
...einander prallen ode
...des Deutſchen, der nicht
...hinzugleiten verſteht,
...nd ergründet, ungewiſſe
...hlichkeit" ſchuldig zu m
...n etwas Liebenswürdig
...de durch ſchnöde Schmei
...chaftigkeit, die nicht mi
...n Vorurtheilen und
...und gemeinſchaftlicher U
...acht, daß Deutſchland,



ie, welche den happy
aris bekannt iſt. Da
Annehmlichkeiten der
uth und der Höflichkeit
eines ſanften Klimas und
er Küche und edlen Weines
en eben nicht zu verargen,
phäre wohl fühlt, nachdem
en und ſaurem Rheinweine,
em Nordwinde, zudringlicher
gem Ernſte glücklich entronnen
s ihm aber doch zu ſchwül,
und ſo künſtleriſch produzirten
igende und erfriſchende Element
Germane gerne miſſet, nimmer ein
et eine wahre Sehnſucht nach gött-
mpfendem Sauerkraut.

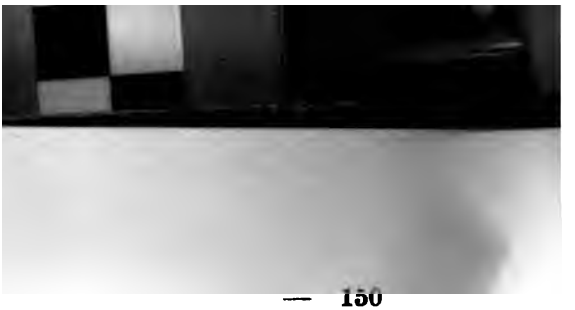
dieſem tout Paris noch ein anderes
d Charakter eben ſo weit unter der
hier analyſirte über ihr ſteht, und
er das bei weitem zahlreichſte. Paris
en eigenen Mauern und welche Pro-
le und Engherzigkeiten der Departe-
geblaſenheit und der ſittlichen Ver-
den Auserwählten des Talents und
entſchuldigen laſſen, finden ſich hier
ann ſagen: das Ideal, der Proto
ee des Provinzialen, iſt der Provin-
udhomme. Seine Zahl iſt Legion.
„Nomaden“ gehört — wie Baron



Grundbesitzern gewählt: er bildete in dem gesetzgebenden Körper wie in der Pariser Gesellschaft das Element des gesunden Menschenverstandes und das Bindeglied mit der Realität der Provinz. Er machte weniger von sich reden als der zungenfertige Advokat der Linken, leistete aber in jeder Beziehung mehr; sein Urtheil war gemeiniglich gesund und vorurtheilsfrei. Unabhängig durch Vermögen und Stellung, war er meist unabhängig als Charakter, was man auch zum Gegentheile sagen mochte; natürlich war er in der Regel konservativ und als solcher von der Linken als Reaktionär verdächtigt und von den gehorsamen Dienern „der öffentlichen Meinung" als der gehorsame Diener der jeweiligen Regierung dargestellt. Auch er verbrachte die Hälfte des Jahres in Paris. Dieß Verhältniß mag sich zeitweilig geändert haben; allein es wird sich immer wiederherstellen, sei's indem das Land wieder seine Vertreter in der Gesellschaftsklasse holt, wo er sie bis zum Jahre 1876 geholt, sei's daß die „angekommnen" Journalisten, Advokaten und Professoren Wasser in ihren Wein gießen und die Lebens- und Anschauungsweise der wohlhabenden Stände annehmen, wie die Thiers, Cousin, Barrot nach 1830, wovon schon jetzt viele Anzeichen sichtbar sein sollen.

Man weiß, daß alle großen Finanzunternehmungen des Reiches in Paris ihren Hauptsitz haben: daher die Vertretung der Geldmacht durch ihre intelligentesten Köpfe neben der Vertretung des Grundbesitzes durch seine gebildetsten Leute. Nicht nur alle Versicherungs-Anstalten, Banken, Eisenbahn-Gesellschaften u. s. w. haben ihre Centralbureaux in Paris — alle ehrgeizigen, gewinnsüchtigen, oft ungewissenhaften, immer erfindungsreichen, gewandten

n das merkwürdige und gefährliche
dieſer concensus denen ſelbſt über
m Pariſer Bourgeois ſeine Anſichten
ſich nun, nachdem ſie lange ſelbſt
ien, jener längſt abgethanen ranzigen
Strafe der Unpopularität unter-
welcher Franzoſe wüßte die zu er-
olution der vulkaniſchen Hauptſtadt
dieſes Walten der Nemeſis auf der
Blut, das die „öffentliche Meinung“
ie ſie entzündet, der Wohlſtand, den
tien, die ſie geſtürzt — haben ganz
reich mit Trümmern, Schmutz und
in Wunder iſt es nur, daß über
hen Boden noch ſo ſchöne Früchte



Haußmann die eingewanderte Be
zu dieſer hauptſtädtiſchen Provin
alle großen Hauptſtädte. Nur n
bedeutenden Schriftſteller, Dic
nennen können, der in Paris
Paris ein Zwanzigſtel der P
Vater hat alle ſeine Kraft i
gegeben — er hinterläßt eine
Die Eitelkeit, ein Pariſer z
der erſten Nation der Welt

Kapitel.

zu werden: er ſchlürft ſic

Leben.

Suffiſance, Blaſirtheit,
Wortwitz, Kitzel der Epi
philoſophen ſchn
regung, Unruhe ohne
und für ſeine Be
Beſſerwiſſen, Frondiren
urf für ſeine De
blinde Unterwerfung
Entwickelung der
ſeine charakteriſtiſchen
Franzoſen in den
moraliſche Feigheit
Die ſtets wachſende
Wort: alle Vorurthe
ſondere, des Abſt
ohne die Geſundheit
über das Indivi
keit der Provinz.
olgen bis zum end
Pariſer, d. h. die
nalismus über A
Ueberlegenen ſind.
Die Geiſtes- und
ſolche gefühlt werd
der Litteratur des
von ihnen, ohne
rlich im weſentlich
leiten. Schon
eiter in den beiden
moutonnière; ab
rhetoriſchen und d
borenen Pariſer
Anfang an ergriffen
dieſer Gelehrig
und einförmiger, u
„E
nalisirt, in ge

rt, deſſen eklen Schlamm auf-
n in eine andere Richtung zu
egt durch die Wucht der Maſſe,
: und bleierner als je über ſich

t in François Villon den Keim
anger zur Blüthe entwickelt?
Naive iſt hier zum Gewollten
en. Nur die Nation, in welcher
Lafontaine, Talente wie Piron
ſesso zu behandeln ſich herbei-
Jahrhundert einen Théophile
laire hervorbringen. Wer er-
ve die Züge der großen Ahnen
nen könnte die Familienähnlich-
Victor Hugo entgehen? Wer
in einem Papierverderber wie
en Voltaire'ſchen Witzes rinnt?
verarmt, wie veräußerlicht iſt
Entmannung aber, langſam vor-



Litteratur beschenkte, ein reizender Nachsommer des 18. J... hunderts, war noch kein recht eigentliches Erzeugniß ... neuen Gesellschaft und des neuen Staates: diese produzi... ihren Homunculus erst nach den fünfziger Jahren. ... schon jenes glänzende Geschlecht der Guizot und Thi... Cousin und Villemain, Lamartine und Hugo, Thierry ... Mignet, George Sand und Balzac, ja selbst Musset ... Mérimée — im Grunde variirten sie doch nur mit Tal... einzelne sogar mit Genialität, überkommene Gedanken: ni... eine neue bahnbrechende Idee, wie etwa Herder's od... Kant's, Bacon's oder Locke's, Montesquieu's oder Voltaire's, ... setzten sie in Umlauf. Und es wäre ungerecht, dies von ihnen zu verlangen: waren sie doch Dichter, Künstler, Erzähler, nicht Denker, Erfinder, Männer der Wissenschaft. Die Leitung der geistigen Bewegung Europa's aber ... stets in der Hand Dieser, nicht Jener gewesen; und nur zufällig traf zuweilen die Blüthe der Kunst und die kühnste Thätigkeit des Gedankens bei einem Volke in demselben Zeitpunkte zusammen.*)

Uebrigens war bei der reichbegabten Dichter- und Künstlerschaar der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn nicht im Wesen, wenigstens in der Form noch eine gewisse Ursprünglichkeit, eine, wenn ich mich so ausdrücken darf, stylistische Phantasie geblieben, die heute, nach dem endgiltigen Durchdringen der rationalistischen Weltanschauung, der fast mathematischen Ausdrucksweise des modischen

*) S. in des Verfassers „Geschichte Frankreichs von 1830—1870" Band II, Kap. II. die Darstellung der wissenschaftlich-litterarischen Thätigkeit dieser Generation.



gaſten des franzöſiſchen Weſens,
rakters, ſind, wenn auch nicht
ändig in Schatten geſtellt, den
, ſeit das leere Geſchwätz und
ei eitler Faiſeurs ſich ſo breit
d gedrängt haben. Jene aus
eben indeß wohl noch unbemerkt,
Thätigkeit des höheren Beamten
iebe der exakten Wiſſenſchaften,
wie in der Politik, beinahe jede
iſt. Selbſt in dieſer Entartung
eiden Geſchmacksrichtungen, auf
lich nachweiſen. Der Enthuſias
geworden: der Skepticismus iſt
aber formell lebt die deklama
s und Corneille's, Buffon's und
Hugo's noch in Jules Favre's
rade's Verſen. Die feine und
d klare, zuweilen beinahe nüch
eines Voltaire, eines Mérimée

Schöpferischen, in gebundner, wie ungebundner Rede, [illegible] die Montaigne und Rabelais, die Pascal und Regnier, [illegible] Lafontaine und Molière anlangt, so sind sie spurlos [illegible] schwunden zugleich mit der schöpferischen Kraft der Nat[illegible] überhaupt. Für das litterarische Talent mag noch eine [illegible] von Spielraum gelassen sein in dem korrekt beschnitte[illegible] Garten des französischen Lebens, wie er sich nach den [illegible] würfen des großen politischen Lenôtre gestaltet hat; [illegible] Genie kann und wird nicht so leicht wieder darin auffomm[illegible]

I.

Eine gemachte Litteratur, wie die französische der dreißig letzten Jahre, in Rubriken zu theilen, wird ja wohl kein Vergehen sein, und so möge es erlaubt sein, darin drei Hauptgruppen zu unterscheiden: die der unterhaltenden, die der langweiligen, die der bedeutenden Litteratur. In allen werden wir die früher beobachteten geistigen Eigenschaften der Franzosen, insbesondere die Intelligenz, ihre Charakter-Anlagen, namentlich die Lust am Schein, endlich die gesellschaftlichen Verhältnisse, vornehmlich die Pariser, wiederfinden.

Die leichte Litteratur ist ein Produkt der französischen Nation, um welches wir Deutsche sie nicht genug beneiden können. Man denke an die Hunderte, ja Tausende von unterhaltenden Vaudevilles und Intriguenstücken, Romanen und Novellen, denen wir durchaus nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben. Ein deutscher Schriftsteller hält

Berlin keine Gesellschaft besitzt, wie die, welche den happy few unter dem Namen von tout Paris bekannt ist. Da sich aber nun zu diesen geselligen Annehmlichkeiten der Freiheit und des Witzes, der Anmuth und der Höflichkeit die materiellen Annehmlichkeiten eines sanften Klimas und ausgesuchter Lagerstätten, trefflicher Küche und edlen Weines gesellen, so ist's einem Deutschen eben nicht zu verargen, daß er sich in dieser Atmosphäre wohl fühlt, nachdem er vaterländischem Kalbsbraten und saurem Rheinweine, schmalen Betten und rauhem Nordwinde, zudringlicher Theilnahme und schwerfälligem Ernste glücklich entronnen ist. Auf die Dauer wird's ihm aber doch zu schwül, selbst in dieser so künstlich und so künstlerisch produzirten Luft, in welche das reinigende und erfrischende Element der Wahrheit, das kein Germane gerne misset, nimmer eindringt und er empfindet eine wahre Sehnsucht nach göttlicher Grobheit und dampfendem Sauerkraut.

Auch besteht neben diesem tout Paris noch ein anderes Paris, das an Geist und Charakter eben so weit unter der Provinz steht, als das hier analysirte über ihr steht, und dieses zweite Paris ist leider das bei weitem zahlreichste. Paris hat seine Provinz in seinen eigenen Mauern und welche Provinz! Alle die Vorurtheile und Engherzigkeiten der Departements, mit all' der Aufgeblasenheit und der sittlichen Verderbtheit, die sich unter den Auserwählten des Talents und der Thatkraft zur Noth entschuldigen lassen, finden sich hier beisammen. Ja, man kann sagen: das Ideal, der Prototypus, die platonische Idee des Provinzialen, ist der Provinziale von Paris, M. Prudhomme. Seine Zahl ist Legion. Alles, was nicht zu den „Nomaden" gehört — wie Baron

zu glauben, daß er mit Concentration, Sorgfalt, Ernst
d. h. freilich, wenn er nicht Alexandre Dumas gewesen
das Höchste hätte erreichen können.

Aber selbst so wie sie ist, hat diese leichte anspruch
lose Schriftstellerei und Kunst der Franzosen, eben du
ihre Leichtigkeit und Grazie, viel mehr künstlerischen We
als die der Deutschen und Engländer, wie auch ihre
deutenden Leistungen auf diesen Gebieten den unseren
Tiefe nachstehen können, sie an Formenschönheit aber ge
übertreffen: man vergleiche einen Soulié und Paul de K
mit unsern August Lafontaine und Clauren, der bildend
Künstler nicht zu gedenken.

Auch in dieser Unterhaltungslitteratur steht freilich
die jetzige Generation ebensosehr wie in der bedeutende
gegen die vorhergehende Generation zurück: einen Montépin,
einen Ponson du Terrail, einen Gaboriau dürfen wir
keinem Frédéric Soulié, keinem Dumas Vater, keinem
Méry, einen Labiche, einen Lambert Thiboust, selbst einen
Sardou keinem Mélesville oder Scribe vergleichen; aber
sie haben doch alle noch Eigenschaften, die wir umsonst im
deutschen Roman und auf der deutschen Bühne suchen:
Humor, spannendes Interesse und flüssige natürliche Diktion.

Ein Genre dieser Litteratur, das ganz unserm Jahr-
hundert angehört, das Genre des Greuelhaften, ist viel-
leicht am tiefsten gesunken. Die indessen noch immer fort-
dauernde Existenz, ja Zunahme desselben erklärt sich aber
ebenfalls zum größten Theil aus den seit der Revolution
herrschend gewordenen Ansichten und Lebensgewohnheiten,
aus den seitdem angewandten und durchgeführten Grund-
sätzen und aus der gesellschaftlichen Lage der Schriftsteller.

ie das Schreckensmelodrama wenden
ungebildete und corrupte Maſſe der
r und edlerer Kunſtgenüſſe unfähig
nte Nerven ſtürmiſch aufgeregt ſein
on jungen Abenteurern oder in der
ne graugewordenen outlaws ver-
belletriſtiſchen Schriftſteller Frank
ejenigen, die noch etwas Eigenheit,
hren Werken an den Tag legen —
h. ſie gehören nicht der geordneten
t von Paris, geſchweige denn der
ſie zahme Familienromane ſchreiben
Ehemännern oder ewig jungfräu
ümpfen, die oft ihre Provinzialſtadt
Die Phantaſtik im deutſchen Sinne
nzoſen verſagt, und die ihm ange
äußerſt lebendige Kopfphantaſie, hat
ch zu ertödten geſucht, während die
t, das Leben ſo vorhergeſehen und
u machen. Entweder gelingt es,
ünſchte und angeſtrebte Sterilität:
n wird eine Reaktion gefährlichſter
Dies iſt bei unbändigen Naturen,
i haltloſen Charakteren und genuß
n leicht der Fall. Die Einbildungs
igenen Wege, verderbt ſich, wirft
r Unzüchtige, giebt ſich darin vollen
geſunde dichteriſche Phantaſie, die
ten, macht einem krankhaften Irre-
lle Leben, das die Natur angeſtrebt

hatte, einer ungebundenen, wüſt willkürlichen Exiſten
Je greulicher aber die Elucubrationen einer ſo erregten
taſie, deſto mehr Anklang finden ſie theils bei der
leidenſchaftlichen Menge, theils bei den Gelangweilt
Leeren der Mittelklaſſe. Iſt der Abſatz der Waare
tend, ſo füllt auch der Fabrikant raſch ſeine Taſch
ſie eben ſo raſch wieder zu leeren, und der junge
geht immer weiter auf dem einträglichen Wege, der
immer tieferen Abgründen führt. Sein Leben iſt
getheilt zwiſchen der Orgie und der fieberhaften Prob
Er ſieht nur Courtiſanen oder litterariſche und künſt
Zigeuner, wie er ſelbſt; wenn's beſſer geht, Journ
die ſich noch nicht zu einer gewiſſen Regelmäßigk
Lebens aufgerafft, oder Schauſpieler und Schauſpiele
die es in Frankreich eben noch nicht, wie bei uns, z
geachteten bürgerlichen Exiſtenz haben bringen könn
beſten Fall eine Geſellſchaft, die nur der Hauptſtad
und die weder den ruhigen Kreiſen der Bourgeoiſi
dem offiziellen Laſter angehört: mit einem Wo
demi-monde. Denn der demi-monde iſt durchau
mit der Loretten-Wirthſchaft zu verwechſeln, wie
in Deutſchland zu thun pflegt. Er bildet einen
„wurmſtichigen" Theil der Geſellſchaft, den die kor
Kreiſe zu vermeiden ſuchen, dem aber nichts Beſt
vorgeworfen werden könnte, das zu einer förmliche
ſchließung berechtigte. Die bürgerliche Ehe und das Fa
leben, geordnete Verhältniſſe in einem Worte, ſind d
dem Bohême unbekannt: er ſchildert die Welt, wie
in der blauen Punchflamme und dem Tabakrauch de
minets oder aber am Spieltiſch und an der glä

[illegal] diese Greuel- und
[illegal] und schlammenden Cham-
im Ernst ein Verbrechen zu
eutschen, die wir nicht die Ent-
n Staatslebens, einer eintönigen
widuelle ertödtenden Erziehung
ebieten Freiheit der Bewegung
— thun wir nicht dasselbe?
ese französische Litteratur des
Verbrecherthums so bekannt in
e Leihbibliotheken mit Ueber-
chen überfüllt und daß Jacques
bien, sowie V. Sardou's geist-
allzumoralische Parisiana auf
finden sind?
und geschmacklosen Unfläthigkeit
in den letzten zwanzig Jahren
schmutzt haben, während sie
reservirten Platz hatten, dem
sei auch jener Art leichter



heuchlerischen Wohlanständigkeit andererseits, welche j
letzten dreißig bis vierzig Jahren die gesellschaf
Sitten Frankreichs so wesentlich geändert haben. (
plumper, obscöner geworden, als sie es im vorigen
hundert war, wie denn auch die Unterhaltung der M
unter sich, selbst der gebildetsten, auf derlei Gegenst
heutzutage mit einem rabelaisischen Behagen und
nackten Schamlosigkeit verweilt, die dem feinen Fra
der Mérimée'schen Schule, dem Meister in der
drapirung, ganz fremd waren.

II.

Eine ehedem in Frankreich ganz unbekannte S
die korrekte langweilige Litteratur, ist entschieden c
Erzeugniß der modernen Zustände zu betrachten; es
wahre Litteratur der Impotenz. Sie macht sich im T
und im Roman, in der Geschichte und der Krit
Philosophie und der Poesie breit. Sie ist die t
Nahrung der Mittelmäßigkeit, der Stolz der Mittelmä
das Erzeugniß der Mittelmäßigkeit; und da diese
die ungeheure Mehrheit der Gebildeten ist, so erkl
die ephemere Popularität dieser Art Litteratur sehr
Nach wenigen Jahren kommt das Urtheil der M
doch wieder zu seinem Recht; die fashionablen S
und Ponsard versinken wieder in ihr Nichts, und l
Firmament strahlen wieder die Byron und die S
deren Glanz der Neid des geistigen tiers-état für

höheren Luſtſpiels, der platten Farbloſigkeit des Revue-Styls oder der nachläſſigen Schmiererei der neueſten Roman- und Zeitungsproſa Platz gemacht. Es iſt eben mit der Litteratur wie mit dem öffentlichen Leben Frankreichs: die großen Eigenſchaften des franzöſiſchen Geiſtes, wie des franzöſiſchen Charakters, ſind, wenn auch nicht neutraliſirt, ſo doch vollſtändig in Schatten geſtellt, den Schatten ängſtlich ſuchend, ſeit das leere Geſchwätz und die geſchäftige Nichtsthuerei eitler Faiſeurs ſich ſo breit in den hellen Vordergrund gedrängt haben. Jene ausgezeichneten Eigenſchaften leben indeß wohl noch unbemerkt, aber kräftig fort in der Thätigkeit des höheren Beamtenthums und in dem Betriebe der exakten Wiſſenſchaften, während in der Litteratur, wie in der Politik, beinahe jede Spur davon verſchwunden iſt. Selbſt in dieſer Entartung laſſen ſich indeß noch die beiden Geſchmacksrichtungen, auf die ich oben angeſpielt, deutlich nachweiſen. Der Enthuſiasmus iſt zum Wortrauſch geworden: der Skepticismus iſt in Blaſirtheit ausgeartet; aber formell lebt die deklamatoriſche Tradition Boſſuet's und Corneille's, Buffon's und Rouſſeau's, Couſin's und Hugo's noch in Jules Favre's Beredſamkeit, wie in Laprade's Verſen. Die feine und geſchmackvolle, ſchlichte und klare, zuweilen beinahe nüchterne Weiſe eines Fénelon, eines Voltaire, eines Mérimée hat in Prévoſt-Paradol und John Lemoinne nicht ganz unwürdige Nacheiferer; aber freilich der durch ſeine Schmuckloſigkeit und Einfachheit bezaubernde Vers eines Racine oder Muſſet exiſtirt ſo gut wie nicht für die jetzige Generation von Reimklinglern — Epigonen der Epigonen. Was nun gar die wirklich Sprachgewaltigen, die plaſtiſch-

Da sagt sich ein Herr, der gern in das Institut kommen, oder seinen Namen in den Journalen lesen, oder ein rothes Bändchen im Knopfloch, oder ein bewunderndes Kompliment in der Abendgesellschaft erwischen möchte: „Ich muß doch wieder einmal ein Buch schreiben; wo finde ich gleich einen Gegenstand? Halt, da ist was. Wie, wenn ich ein Werk schriebe über Sannazar oder über Roswitha? Das ist gewiß noch nicht geschrieben worden. Oder, besser noch, über Bossuet oder Pascal, betrachtet als Kritiker. Oder, jetzt hab ich's, über Labourdonnaye's indische Expedition: das soll was werden wie Macaulay's Lord Clive oder Warren Hastings." Gesagt, gethan. Fremde Sprachen kennt der Herr zwar nicht: auch weiß er von der Umgebung, dem Vor oder Nach seines Gegenstandes nichts. Aber wozu sind denn Konversationslexika und Kataloge da? Wozu Uebersetzungen? Schnell suchen wir, was etwa darüber geschrieben im Auslande; lassen wir's uns übersetzen oder excerpiren, lesen wir auch eine Quelle oder die andere: es wird schon gehen. Und richtig, nach zwei Jahren erscheint ein anständiger, gesitteter Octavband; korrekt geschrieben, korrekt gedruckt und namentlich korrekt gedacht. Die Komposition läßt nichts zu wünschen; nach einem kleinen unfehlbaren Recept sind die Porträte, die allgemeinen Betrachtungen, die dramatischen Erzählungen angebracht; ein höchst vorwurfsfreies Buch ist hervorgebracht; der wohlhabende Bürger kauft es, läßt's binden und stellt's in seine Bibliothek; der Herr Verfasser aber bekommt, wenn er ein Professor ist, einen Preis vom Institut; ist er ein unabhängiger Rentner, der auch nicht die geringste Entschuldigung hat, ohne Noth die Drucker-

: unſere künſtleriſche Begabung liegt nach der mu
lyriſchen, nicht nach der plaſtiſch-dramatiſchen Se
Die wenigen aber, deren Talent ausreichte, um e
und anſpruchslos à la française oder à l'anglais
terhalten, ſind ſo hochmüthig behandelt worden von
n allmächtigen Kritikern, daß Niemand mehr ihrem
iel folgen mag: mit welcher Verachtung ſprechen nicht
e Litterarhiſtoriker von einem Kotzebue und einem
ke, einem Willibald Alexis oder einem Spindler!
Wenn die Leichtigkeit der Rede und der Schrift, der
r ſprudelnde Witz, der anmuthige Leichtſinn, das Be-
ißen zu unterhalten und unterhalten zu werden, die den
ojen angeboren ſind, ſich mit äſthetiſcher Anſpruchs-
eit vereinigen, ſo entſteht ein Erzeugniß, das freilich
ell und ſpurlos" vorübergeht, wie „des Mimen Kunſt,
underbare", aber, wie dieſe, ſeinen Zweck vollſtändig
t hat, wenn es Tauſenden nur Einen Tag der Zer
ung und Erheiterung gebracht. Wer wird je die paar
den bereuen, die er vor einem Scribe'ſchen Intriguen-
ugebracht, oder in denen er einen hiſtoriſchen Roman
ndre Dumas' geleſen? Es iſt raſch hingeworfene
ſſenmalerei; aber welches Leben, welche Mannigfaltig

sein, daß sein Werk, sei's auch das Verdienstlichste, i
Stillschweigen begraben wird. Der arme Recensent h
alle Hände voll zu thun, wenn er nur alle seine Freun
bedienen soll; wie mag er Zeit finden, Werke zu les
und zu besprechen, deren Verfasser ihm unbekannt sind
Unparteiische Berichte aber, oder einfach anspruchlose In
haltsangaben von neuen Büchern, wie in deutschen Blätter
sind durchaus unbekannt: alles Recensiren beruht au
nahmslos auf Kameraderie; alle Schriftsteller, wenigste
alle mittelmäßigen, bilden eine unsichtbare Versicherungs
Association, und das gegenseitige Interesse aller Theil
haber ist selbst stärker als religiöse oder politisch
Parteiung.

Jene Schule nun der Mittelmäßigkeit — der Nam
der Anhänger ist Legion — tauft sich gern selbst wohl
gefällig mit dem Namen der école du bon sens; es i
aber nicht der alte gute französische bon sens à la Mon
taigne und Molière, der rücksichtslos zürnend zwische
alberne Convenienzen und lächerliche Eitelkeiten durchfuhr
es ist der bon sens der Routine, die alles Bestehend
schön und vortrefflich findet, Niemanden vor den Kop
stößt, kein Vorurtheil verletzt, jede eigene Ansicht für ge
schmacklos, jede unabhängige Handlung für unanständi
hält. Dem immer etwas abstrakten und absoluten fran
zösischen Geist ist es eben gelungen, im „modernen Staat"
seine Logik durchzusetzen: das rationalistische Ideal ist ver
wirklicht, folglich ist alles unübertrefflich. Daß diese Ver
wirklichung, wie die gerühmte Gleichheit, Gerechtigkei
Freiheit, nur in der Form, nicht im Wesen besteht, i
einerlei: um die Wahrheit hat sich ja der Franzose i

Der Schreckensroman wie das Schreckensmelodrama wenden sich nicht allein an die ungebildete und corrupte Masse der Hauptstadt, die feinerer und edlerer Kunstgenüsse unfähig ist und deren abgespannte Nerven stürmisch aufgeregt sein wollen; sie sind auch von jungen Abenteurern oder in der hauptstädtischen bohême graugewordenen outlaws verfertigt. Beinahe alle belletristischen Schriftsteller Frankreichs — wenigstens diejenigen, die noch etwas Eigenheit, Talent und Kraft in ihren Werken an den Tag legen — sind des déclassés, d. h. sie gehören nicht der geordneten bürgerlichen Gesellschaft von Paris, geschweige denn der Provinz an. Wie sollten sie zahme Familienromane schreiben gleich braven deutschen Ehemännern oder ewig jungfräulichen englischen Blaustrümpfen, die oft ihre Provinzialstadt nicht verlassen haben? Die Phantastik im deutschen Sinne hat die Natur dem Franzosen versagt, und die ihm angeborene Phantasie, eine äußerst lebendige Kopfphantasie, hat die Erziehung systematisch zu ertödten gesucht, während die Gesellschaft sich bestrebt, das Leben so vorhergesehen und geregelt als möglich zu machen. Entweder gelingt es, dann erfolgt eben die gewünschte und angestrebte Sterilität; oder es gelingt nicht, dann wird eine Reaktion gefährlichster Art herausgefordert. Dies ist bei unbändigen Naturen, bei begabten Geistern, bei haltlosen Charakteren und genußsüchtigen Temperamenten leicht der Fall. Die Einbildungskraft sucht dann ihre eigenen Wege, verderbt sich, wirft sich auf's Greuelhafte oder Unzüchtige, giebt sich darin vollen ungezügelten Lauf; die gesunde dichterische Phantasie, die sich hätte entwickeln können, macht einem krankhaften Irrereden, das freie individuelle Leben, das die Natur angestrebt

wandte Schulen: die der Realiſten und der „Formiſten“, wenn ich ſo ſagen darf. Nach Letzteren kommt's auf den Inhalt gar nicht an: die Poeſie, ja auch die gute Proſa iſt eine Muſik, die dem Ohre ſchmeicheln muß: die „Factur“ des Verſes, wie der Kunſtausdruck lautet, iſt die Hauptſache, alles Uebrige iſt nebenſächlich; volle Reime, neue und unerwartete Ausdrücke und Wendungen, leichter Fluß der Sprache ſind das Alpha und Omega aller Dichtkunſt. Gedanken, Gefühle gehen ſie nichts an; wohl aber die ſinnlichen Gegenſtände der Außenwelt: die ſollen feſt und hell hervortreten: ob's aber dann ein Menſchengeſicht oder ein alter Stuhl iſt, das iſt ganz gleichgültig. Höchſtens der ſinnliche Reiz, ſei's nun eines ſchweren Damaſtſtoffes, ſei's eines vollen Frauenbuſens, macht ſie mehr oder minder kunſtwürdig. Moral kommt dabei gar nicht in Betracht: ſind die Götter des Olympus, ſind die Helden Arioſt's etwa moraliſch? und ſie glauben phantaſtiſch zu ſein wie Arioſto oder Shakeſpeare, wenn ſie à la Hoffmann oder Brentano ihr Gehirn zur Ausgeburt unmöglicher Zerrbilder hinaufgemartert. Die Realiſten gar ziehen meiſt die unintereſſanten, ſowie die unzüchtigen, oft ſelbſt die unappetitlichen Gegenſtände vor und malen ſie aus mit wonnigem Behagen. Sie meinen, ſie hätten ein ähnliches Porträt und Zeitbild gemacht, wenn ſie die Pluderhoſen und Lederſtiefeln, den Spitzenkragen und die Stutzflinte, im höchſten Falle den Knebelbart, dazu bunte Tapeten und Teppiche, die recht in's Auge glänzen, täuſchend hingemalt, womit ſie doch nur das Allerunintereſſanteſte gegeben haben. Die Niederländer hätten es ebenſo gemacht, ſagen ſie und verrathen gerade dadurch, wie gründlich ſie die

um der Kunſt willen mißverſtanden.
udelaire bis auf die Goncourts, von
mpfleurn, von Lecomte de Liſle bis
nz unter dem Einfluſſe Théophile
doch nur ein Spätgeborener des
n 1830 war. So ein Machwerk
„Kunſt um der Kunſt willen“ oder
gleicht wohl auf den erſten Anblick
e“ in Dresden, was ſchon voraus
ımenhängendes, einheitliches Kunſt-
mixtum compositum. Tritt man
ſieht man, daß es gar keine Edel
nur ſchlecht gefärbte Gläſer, zum
wohlfeile Rheinkieſel ſind, die der
iche Mühe gegeben hat, in tauſend
Denn ſie ſind meiſt arm im Grunde,
den Reichen nachthun mit ihrem
n ſie ſich in Wörterbüchern zu-
ine Sprache ordentlich handhabt, der
zu ſuchen, neue Worte zu bilden,
wieder zu galvaniſiren, oder den
tiers ihre Terminologie zu entlehnen.
achkünſtler, wie George Sand oder
prache ſeiner Nation, wie ſie lebt
in ermüdende Synonymik, ja faſt
ısartende Gewohnheit der virtuoſen
nes Grundthemas. Je unbedeuten
dieſes Grundthema iſt, deſto beſſer.
lchen Erfolg dieſe Leute mit ihren
d Kunſtſtückchen, zuweilen auch mit

ihrem großen Talent — man denke an Flaubert und C
— bei einer Generation gehabt, welche der Rhetorik u
Empfindsamkeit müde ist, nach Wirklichkeit lechzt u
mit dem ersten Besten begnügt. Für einen unverdor
Sinn ist diese ganze hohle Litteratur noch langw
als widerwärtig.

Glücklicherweise erzeugt Frankreich, wenn auch i
geringerem Maß als vor vierzig bis fünfzig Jahren,
immer eine wirklich nicht unbedeutende Litteratur,
den wählerischen Appetit der ästhetischen Feinschmecke
den gesunden Heißhunger des unverdorbenen Gau
gleicherweise befriedigen kann. Freilich einen Hist
ersten Ranges wie Augustin Thierry, einen feinfü
Biographen wie Sainte-Beuve, einen Künstler wie
mée, einen Redner wie George Sand, einen Dichte
Musset, einen Beobachter wie Balzac, hat unsere
ration nicht aufzuweisen: aber sie hat in Renan und
in Montégut und Scherer, in Prévost-Paradol und
Weiß, in Flaubert und Augier, doch noch immer ad
gebietende Nachfolger.

Was aber die Kritik anbelangt, so ist es ni
verwundern, daß sie auftritt, nachdem der letzte Fun
schöpferischen Kraft in der Nation wenigstens fü
Weile erloschen scheint: weit auffallender ist das Phä
der deutschen Entwickelungsgeschichte, in welcher die
der originalen Dichtkunst vorausging. Wir schreibe
keine Litteraturgeschichte; aber vergessen darf's a
einer Skizze des geistigen Lebens der Nation nicht u
daß die französische Kritik eigentlich erst in diesem
hundert entstanden ist; daß sie, von Villemain begi



sten Erzeugnisse dieses in Frank-
teraturzweiges haben entstehen
Renan's Feinsinnigkeit und un
e's kühne Systematik und reiche
zigkeit und Vorurtheilslosigkeit,
Vortplastik, Scherer's Wissen und
sind neue und höchst bedeutende
en Lebens — Erscheinungen, die
genug studiren kann. Wir hatten
elle Kritik eines Bouhours und
n Verachtung und dem gerechten
zusehen, die einen Lessing unter
: mit Schiller's philosophischer
ik, mit Schlegel's Kunst der An
ung, mit Gervinus' litterarischer
H. Hettner's meisterhafter Ideen-
; aber wir dürfen deshalb nicht
e Litteratur, noch die englische oder
aufzuweisen haben, das sich um
chologisch-litterarischen Studien
leichen kann.

Drama der modernen französischen

geistiges Leben, welche seit dreihundert Jahren beina
ganz auf den Universitäten, das heißt in der Schule u
der Kleinstadt konzentrirt waren. Außer Lessing, Goethe
Schopenhauer kennt unsere Litteraturgeschichte kaum ei
Schriftsteller von Bedeutung, der nicht Hofmeister oder P
fessor gewesen, und selbst die es nicht gewesen, sind wenigst
am Lehrstuhl vorübergestreift. Unsere Kultur ist aus
Hörsälen und Bibliotheken hervorgegangen, die engli
und französische aus dem Barreau und der Politik: be
haben davon einen gewissen großartigen Zug behalt
der unserer Litteratur abgeht, welche die Stubenluft, d
Enge des Schulzimmers, die Geschmacklosigkeit und Pede
terie des Katheders, die Spuren des fortwährenden Kampfe
zwischen höchstem Idealismus und elendester Wirklichk
noch immer nicht ganz überwinden noch verleugnen kann.
Seit Montaigne und Montesquieu bis auf den Herzog de
Broglie und den Marquis de Sainte-Aulaire haben die höch
sten und freiesten Stände Frankreichs wie die Englands
es sich zur Ehre gerechnet, thätig einzugreifen in die gei
stige Produktion ihres Vaterlandes; in Deutschland wurde
seit dem Verfall des wohlhabenden Bürgerthums und des
unabhängigen Adels, das heißt seit drei Jahrhunderten,
die geistige Thätigkeit den Pastoren und Professoren über
lassen. Sie mag dabei an Tiefe und Ernst gewonnen
haben, gewiß nicht an Geschmack noch an Weite der Welt
anschauung. Selbst in dem großen Verfall des litterarischen
Lebens in Frankreich, den wir seit dreißig Jahren er
leben, ist ihm doch immer jener Vorzug eines offenen
Blicks, freier „Allure“ und großer Ueberlieferungen ge
blieben.



nſt der noch einigermaßen bedeu-
nkreichs, die ſich im allgemeinen
ten hat, liegt indeß anderswo. Der
ter in der Geſchicklichkeit (habileté,
net: ja ſie erreicht bei ihm einen ſo
o nahe als möglich an das Genie
nn ſich deshalb mit ihr vergleichen,
nkte des Talents handelt: einen
tre, einen Goethe hat Frankreich zu
cht hervorgebracht; aber in der ge-
mmer der unbeſtrittene Meiſter ge-
ie alles Obengeſagte, geht auf die
teratur. Man vergleiche die Mode-
in den letzten fünfzig Jahren mit
: italieniſchen: wo iſt der deutſche
ry Scheffer meſſen könnte im ſenti-
mit H. Vernet in der furia, mit
heatraliſchen, mit Meiſſonier in der
im Effekt, mit Regnauld im Farben-
Großen: Delacroix's, Ricard's und
i gedenken, wie wir auch die wirklich
ter hier außer Acht laſſen. Jedem
n Nachdenken analoge Beiſpiele in
ptur, der Architektur aufdrängen.
darum handelt, gewiſſe Wirkungen
ndung von procédés zu erlangen,
. immer die erſten ſein. Während
Jahren ſich noch ein Reſt von Indi-
ealem Sinn in dieſen Erzeugniſſen
ntelligenz kundgab, ſo iſt in unſeren

Tagen, d. h. seit 1840 etwa, Alles rein mechanische [illegible] ceptirkunst geworden, die freilich bis zur Vollendung [illegible] bracht ist. Es genügt, daß ein Künstler im Salon Gl[illegible] gehabt hat mit einem neuen Genre, um im nächsten Ja[illegible] gleich vollendeten Arbeiten desselben Genres zu Dutzend[illegible] zu begegnen.*)

Freilich wird der wahre Kenner wie der unbefangene Beschauer sich nicht täuschen lassen: sie werden den Mang[illegible] an Originalität und Idealität sogleich herausfühlen. So geschickt und geschmackvoll auch die Nachahmung sein mag, sie werden etwas immer daran vermissen: den Glauben und die Spontaneität. Die Kunst ist in Frankreich ein Handwerk geworden: fast Niemand malt und schreibt mehr aus innerem Bedürfniß, sondern um Geld zu machen oder sich eine Stellung zu erobern; folglich schmeichelt jeder dem Publikum und seinen Launen. Schon Goethe sagte, als mit Mérimée und Hugo ein neues goldenes Zeitalter für die französische Litteratur tagen zu wollen schien: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät .... Sie verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Styl nicht. Sie sind gesellige Naturen und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden: sie bemühen sich klar zu sein, um ihre Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihnen zu gefallen.“ Seitdem aber sind die Dinge weiter gegangen: es kommt den Franzosen unserer Tage gar nicht mehr

*) So gings mit Cabanel's Venus, Moreau's Sphinx, Gérome's Cäsar, Hamon's Liebesgöttern, Heilbuth's römischen Scenen ꝛc. Der nächste Salon brachte sogleich zwanzig ähnliche Gemälde und beinahe alle erträglich.

ugen, denn ſie haben keine Ueber-
nügt ihnen nicht „anmuthig“ zu ſein,
Alles ſind, was das Publikum will
bicön, ausgelaſſen, tragiſch, entſetz
eſchmacklos, wenigſtens die Beſſeren
lber jedem Werke, ſo vollendet es
hnengerecht, ſo anziehend geſchrieben,
nnig, fühlt man doch immer an: es
ch Wahrheit, nicht das unwiderſteh
auszuſprechen, nicht ein ernſtes
en, das man bislang in der
ſchaftlichen Abhandlung, dem un
Gedicht, dem unbeholfenſten und
jen Gemälde herausſpürte; es iſt der
) dadurch die Mittel zu erlangen, die
er Genußſucht zu befriedigen. Je
deſto greller tritt in der franzöſiſchen
wenig die Intelligenz und die Technik
n ſie allein arbeiten: eine franzöſiſche
ung und Philoſophie, d. h. alles,
r Tranſcendentalismus beruht, eri
nur der Roman und das Theater
ie Naturwiſſenſchaften haben dieſe
des franzöſiſchen Geiſtes noch über
) Theater, ſo wie ſie die zwei be
nten der beiden Arten unter dem
handelt haben, gehören kaum noch
: Guſtav Flaubert's Romane und
dien ſind eigentlich nur in Erzäh
rm gekleidete Analyſen: ſie gehören

in's Gebiet der Naturgeſchichte, nicht der Kunſt, wer
Flaubert's erſter Roman zuweilen an Balzac er
deſſen philoſophiſche Tiefe und poëtiſche Auffaſſu
jedoch abgehen.

Gerade deshalb freilich dürfte eine kurze Betra
eines dieſer Genres äußerſt lehrreich für den Beo
franzöſiſcher Sitten ſein. Da nun aber der mo
Standpunkt und die Fabrikationsmethode immer di
ſind und nur mit mehr oder weniger Talent, Ku
und Geſchmack eingenommen und gehandhabt werd
dürfen wir hier wohl unſere Dreitheilung, die ſic
hauptſächlich auf den verſchiedenen Grad der Volle
in der Ausführung bezog, fallen laſſen und am
langweilige und bedeutende Erzeugniſſe der letzten
Jahre gleicher Weiſe in unſere Betrachtung ziehen

III.

„Für das Theater zu ſchreiben iſt ein Metie
man kennen ſoll, und will ein Talent, das man
muß.“ (Goethe.) Wer aber beſäße mehr theatra
Talent als der Franzoſe? und wo kennt man das
beſſer als in Paris?

In keiner Epoche und in keinem Lande hat die Re
kunſt eine größere Vollendung erreicht, als in Fra
unterm zweiten Kaiſerreiche in der Spezialität des h
Luſtſpieles, d. h. in dem dieſer Epoche eigenthün
Genre. In der klaſſiſchen Tragödie wie im Intr

Lehre von der Kunst um der Kunst willen mißverstanden. Beide Schulen, von Baudelaire bis auf die Goncourts, von Flaubert bis auf Champfleury, von Lecomte de Lisle bis auf Coppée stehen ganz unter dem Einflusse Théophile Gautier's, der selber doch nur ein Spätgeborener des großen Geschlechts von 1830 war. So ein Machwerk dieses Propheten der „Kunst um der Kunst willen" oder seiner besten Schüler gleicht wohl auf den ersten Anblick dem „Grünen Gewölbe" in Dresden, was schon voraussetzt, daß es kein zusammenhängendes, einheitliches Kunstwerk ist, sondern ein mixtum compositum. Tritt man aber näher hinzu, so sieht man, daß es gar keine Edelsteine, sondern Alles nur schlecht gefärbte Gläser, zum Allerbesten ein paar wohlfeile Rheinkiesel sind, die der Mann sich die unendliche Mühe gegeben hat, in tausend Facetten zu schleifen. Denn sie sind meist arm im Grunde, blutarm, und wollen den Reichen nachthun mit ihrem falschen Schmucke, den sie sich in Wörterbüchern zusammenholen. Wer seine Sprache ordentlich handhabt, der braucht nicht so weit zu suchen, neue Worte zu bilden, oder alte erstorbene wieder zu galvanisiren, oder den Wissenschaften und Métiers ihre Terminologie zu entlehnen. Einem wirklichen Sprachkünstler, wie George Sand oder Renan, genügt die Sprache seiner Nation, wie sie lebt und blüht. Dazu die in ermüdende Synonymik, ja fast in schiere Tautologie ausartende Gewohnheit der virtuosenhaften Ausspinnung eines Grundthemas. Je unbedeutender, tagtäglicher eben dieses Grundthema ist, desto besser. Es ist unglaublich, welchen Erfolg diese Leute mit ihren Handwerkerschlichen und Kunststückchen, zuweilen auch mit

trotz aller falschen Phrasen und falschen Attituden. Casimir Delavigne glaubte die Molière'sche Komödie wieder zu erwecken, als er seine „Ecole des vieillards“ schrieb — er erweckte nur die bürgerliche Komödie und ihre Prosa. An die schöpferische Genialität des Dichters, der Arnolphe und Alceste geschaffen, konnte er natürlich nicht heran: aber auch gegen die gewandte Mache eines Alexandre Dumas fils sticht sein Fabrikat ab wie gemeiner Ausschuß. Der Erste, der auch hierin das endgiltige Muster lieferte, war jener liebenswürdige Tausendkünstler Herr Scribe. „Une chaine“ ist die erste und noch immer eine der besten hautes comédies des Jahrhunderts. Sie hat den Lieblingsgegenstand des modernen französischen Theaters, den Zwiespalt zwischen Liebe und Ehe, zum Thema. Balzac's „Mercadet“, den unsterblichen „Turcaret“ des Lesage nachgebildet, war der erste Versuch, den anderen bevorzugten Vorwurf der modischen Stücke, den Kampf des Emporkömmlings gegen die festgesetzten Mächte, dramatisch zu behandeln.

Wenn eminent gescheidte Schriftsteller, denen die Natur noch überdies die Gabe der leichten Unterhaltung verliehen, sich's vornehmen, populäre Gegenstände und Fragen aufs angenehmste zu besprechen, so wird's ihnen meist besser gelingen, als wirklich genialen Dichtern. Der Kunstgriffe und des Handwerkes werden sie bald Meister, und nicht umsonst sind sie Franzosen, wenn es gilt, den Leim und die Nähte zu verbergen. Man nehme alle die Hunderte von Komödien, welche in den letzten zwanzig Jahren über die Bühne gegangen: man wird überall denselben Aufbau finden, dieselben Personnagen, dieselben Gegenstände, dieselben Anschauungen, dieselbe Sprache; der einzige Unter

durch Sainte-Beuve zur Vollendung gebracht worden, von ihm ihren speziellen Charakter, den psychologisch-biographischen, erhalten hat; daß endlich die letzten zwanzig Jahre die feinsten und bedeutendsten Erzeugnisse dieses in Frankreich noch so jungen Litteraturzweiges haben entstehen sehen. Montégut's Tiefe, Renan's Feinsinnigkeit und unübertroffene Kunst, Taine's kühne Systematik und reiche Pallete, Sarcey's Offenherzigkeit und Vorurtheilslosigkeit, Paul de Saint-Victor's Wortplastik, Scherer's Wissen und Streben nach Objektivität, sind neue und höchst bedeutende Erscheinungen des geistigen Lebens — Erscheinungen, die man in Deutschland nicht genug studiren kann. Wir hatten ein Recht, auf die formelle Kritik eines Bouhours und Laharpe mit der verdienten Verachtung und dem gerechten Stolz einer Kultur herabzusehen, die einen Lessing unter ihre Gründer zählte, die mit Schiller's philosophischer Kritik, mit Hegel's Aesthetik, mit Schlegel's Kunst der Anempfindung und Aneignung, mit Gervinus' litterarischer Gelehrsamkeit, endlich mit H. Hettner's meisterhafter Ideengeschichte genährt worden; aber wir dürfen deshalb nicht übersehen, daß weder unsere Litteratur, noch die englische oder italienische irgend etwas aufzuweisen haben, das sich im entferntesten mit den psychologisch-litterarischen Studien eines Sainte-Beuve vergleichen kann.

Noch ein anderer Vorzug der modernen französischen Kritiker, wie überhaupt der ganzen französischen Litteratur, Belletristik wie Wissenschaft, vor der deutschen sollte mehr gewürdigt werden, als er es ist: die französische Litteratur, das ganze geistige Leben Frankreichs hat einen freieren, weltmännischeren Anstrich als unsere Litteratur und unser



, nie alternden Anmuth, die Europa
ihrhunderten nicht müde wird, zu be-
truction (charpente) iſt womöglich
, aber auch noch künſtlicher, als die
tere. Eben da Alles vorgeſchrieben
d Ausgang, Concentration des Inter-
, Duell, Verſteckenſpielen, Wieder-
des confident u. ſ. w., ſo gehört ein
wand von Kunſt dazu, doch neu und
ı, die Spannung aufrecht zu erhalten,
:r Intrigue die Abgedroſchenheit des
ıtönigkeit der Tiraden zu beleben.
e, ſelbſt die beſten Autoren, endlich
alen Charakter-Aenderung, was auch
ſiſche Weltanſchauung unendlich be-
Macbeth", ein „Hamlet" ändern ſich
ſpeare iſt des Helden Handeln ſein
Schiller ſind

:haten und Gedanken
eeres blind bewegte Wellen . . .
ıdig, wie des Baumes Frucht,
:fall gaukelnd nicht verwandeln;
nſchen Kern erſt unterſucht,
) ſein Wollen und ſein Handeln.

n des Franzoſen, dem die Willens-
ıares Dogma iſt: ihm ſcheint's ein
ſeines Dramas Wandel und Weſen
mmerdar und plötzlich aus einem
,er der ordentlichſte Hausvater und
'.

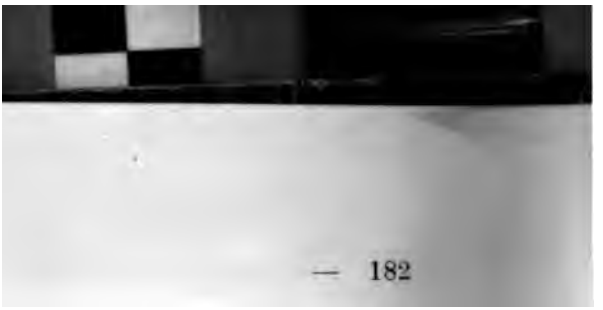
Tagen, d. h. seit 1840 etwa, Alles rein mechanische Receptirkunst geworden, die freilich bis zur Vollendung gebracht ist. Es genügt, daß ein Künstler im Salon Glück gehabt hat mit einem neuen Genre, um im nächsten Jahr gleich vollendeten Arbeiten desselben Genres zu Dutzenden zu begegnen.*)

Freilich wird der wahre Kenner wie der unbefangene Beschauer sich nicht täuschen lassen: sie werden den Mangel an Originalität und Idealität sogleich herausfühlen. So geschickt und geschmackvoll auch die Nachahmung sein mag, sie werden etwas immer daran vermissen: den Glauben und die Spontaneität. Die Kunst ist in Frankreich ein Handwerk geworden: fast Niemand malt und schreibt mehr aus innerem Bedürfniß, sondern um Geld zu machen oder sich eine Stellung zu erobern; folglich schmeichelt jeder dem Publikum und seinen Launen. Schon Goethe sagte, als mit Mérimée und Hugo ein neues goldenes Zeitalter für die französische Litteratur tagen zu wollen schien: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät .... Sie verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Styl nicht. Sie sind gesellige Naturen und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden: sie bemühen sich klar zu sein, um ihre Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihnen zu gefallen.“ Seitdem aber sind die Dinge weiter gegangen: es kommt den Franzosen unserer Tage gar nicht mehr

*) So gings mit Cabanel's Venus, Moreau's Sphinx, Gérome's Cäsar, Hamon's Liebesgöttern, Heilbuth's römischen Scenen ꝛc. Der nächste Salon brachte sogleich zwanzig ähnliche Gemälde und beinahe alle erträglich.

us ſolchem Munde kommen kann, iſt
er Moraliſt hat das Leben durch-
Leiber und Zechen — und hat am
) ſelbſt, entdeckt, es wäre doch beſſer
1 getretenen Wege gefolgt und hätte
m kleinen Penſionats-Produkte ver-
jen Freunde nun will er um jeden
g zugute kommen laſſen; er muß ſo
abſchüſſigen Wege entfernt und auf
jebracht werden, ehe es auch für ihn
h iſt dabei nie von dem, was recht
de, ſondern nur von dem, was nütz-
verſtandenen Intereſſe liegt.

in Paris lebt und in der ſittlich
Geſellſchaft von Paris, ſo ſchildert er
ältniſſe der nicht gerade achtbarſten
nd man thäte, wie ſchon oben be
Unrecht, wollte man daraus Rück
neinen Zuſtände machen. Da der
aber in ſeiner Jugend, ſei es in der
chule, ſei es in der Provinz oder in
tanſchauung ſeiner Nation erworben
durchdrungen hat, ſo darf man ſeine
es modernen Frankreichs hinſtellen.
t, in Einem Worte, ungeſunde, ganz
tniſſe dar und betrachtet ſie unter
ein giltigen Grundſätze, daher die
ganzen Litteratur und ihre doppelte
meiſt nicht allein Geſundheit und
ch beinahe immer Phantaſie, Poeſie



Am deutlichſten tritt die[s]), ſo iſt e
Kategorie der neuen Komödie, [...]t, die Mod
Ehefrage abgehandelt wird. Ehe[...] dem Roma
ſich mit der Geliebten in freie[r] [...]iten Kaiſe
Wunſch, einen eigenen Herd z[u] [...] zwanzig
genießen, eine geſellſchaftliche [...] den Roma
es zu machen wie andere Leute, [...]
und zu einer Vernunft-Ehe m[it] [...]
Gänschen führt. Auch hier [...] von der groß
die Fülle: immer aber „ſie[ht] [...] Stücke, wie de
Aeſchyleiſche Chor will; das [...] Poirier ſich nebe
geſellſchaftliche Convenienz. [...] amour et du h
Neigung immer den weltli[chen] [...] am weiteſten v
„établissements“ geopfert; [...] trigue nſtück, wie
Pflicht. Perſonen: eine unglü[ckliche] [...] bung gebracht,
von mittlerem Alter oder ei[ner] [...] höheren Luſtſpiel
ſelben Jahren (vor der geſellſ[chaft] [...] die gelungenſten, n
gleich): erſcheint doch ſelbſt [...] Dumas fils' Den
Franzoſen, die ihren Goethe g[ut] [...]
jane); weiter ein junger Graf, [...]
iſt und nach Hausfrieden lech[zt] [...]
wird die modernen Fra[uen] [...]
Hahnrei der griechiſchen K[omödie] [...]
ſpeare's, Lafontaine's, Molie[re's] [...]
und haben den weinerlichen [...]
liche und höchſt ermüdende [...]
Allem: Desgenais. Der arm[e] [...]
zu verantworten, dieſen Ty[pus] [...]
d'un enfant du siècle“ ge[ſchaffen] [...]
alter Reue, aber ein Galan[t],



Leben.

einmal so viel übrig bleiben nach zwanzig Jahr
heute nach zwei Jahrhunderten von den Romanen
und Mlle. de Scudéri's.*)

*) Natürlich sprechen wir hier nur von der großen
es ist wahrscheinlich, daß einige wenige Stücke, wie der M
la Seiglière oder der Gendre de M. Poirier sich neben M
Fausses Confidences oder Jeux de l'amour et du hasar
Bühne erhalten werden, eben weil sie sich am weitesten vom
Typus entfernen, dem französischen Intriguenstück, wie es
Alexandre Dumas père zur Vollendung gebracht, am
kommen. Die eigentlichen Typen des höheren Lustspiels, d
Texte zu charakterisiren gesucht — selbst die gelungensten, wie
L'honneur et l'argent, Alexandre Dumas fils' Demi-m
sind jetzt schon veraltet.



ifches Leben.



Nation, wie ſie Naturanlage und
macht haben, der Selbſtregierung
z iſt, daß ſie ihre großen Geiſtes
en nur unter der Dictatur ganz
man wohl heute, nach ſo vielen
ls ausgemacht annehmen. Wir
e perſönliche Regierung eines
t ſei oder nicht, ob er ein Par
: von zwanzig Königen ſei, ob
vorübergehend ſei, ob er Uni-
em im Parteikampf Begriffenen,
s Verblendeten mag es erlaubt
terſchied zwiſchen dem Regiment
Napoleon's III. und Thiers',
tta's zu finden: der außerhalb

hängigen Municipalismus, die deutsche in der bure
kratischen Monarchie geleistet: das ist eine Frage, d
wie alle Fragen der Art, eine doppelte Erklärungsw
zuläßt, die historische und die psychologische, aber n
durch eine Verbindung beider Erklärungsweisen einig
maßen befriedigend gelöst werden könnte.

Hier wird eine solche Lösung nicht einmal versu
Europa, und vornehmlich Deutschland, kennen das p
tische Leben Frankreichs nur sehr unvollkommen, weil
Parteinamen und Einrichtungen eine Wichtigkeit beile
welche denselben durchaus nicht zukömmt. Es soll deß
hier nur das Eine versucht werden: jenes politische Le
darzustellen wie es wirklich ist, nicht wie es scheint. G
lingt es uns, das Was wahrheitsgetreu zu schildern,
überlassen wir gerne den Geschichtsphilosophen dem War
nachzuforschen. Das Wohin ist ja wohl für Niemand
mehr eine Frage ohne Antwort.

[redacted]

ſtes Kapitel.

nd ſeine Verwirklichung.

I.

igen der römiſchen Verwaltung und
e Bündniß des Bürgerthums mit
Adel germaniſchen Urſprungs, die
Vernichtung der ſich immer wieder
ie, die Unterdrückung des Proteſtan-
iffere Centraliſation waren ebenſo
Wege, der zur abſoluten Monarchie
ochte Mad. de Staël ſagen: „C'est
cienne, et le despotisme qui est
ution änderte an dieſer Entwicklung
i die Stelle der traditionellen Form
mokratiſche Form des Cäſarismus
den die beſſere ſei, iſt nicht zu ent-
meinen, daß es leichter wäre, die
liberale Bahnen zu lenken: Kaum
: demokratiſche Form ſich eher mit
ließe, jedenfalls den Fortſchritt zur

nichtpolitischem Gebiete mehr begünstige; uns genügt
festzustellen, daß die Revolution für immer diejenigen
fühle in der französischen Nation ertödtet hat, auf welch
die traditionelle Autorität beruht und die wir unter d
Namen des Loyalismus zusammenzufassen gewohnt sin
Vor dem nüchternen Verstand, der seit 1789 die Herrsch
führt, existiren solche Dinge, als persönliche Treue, sp
willige Anerkennung der Geburtsvortheile, Solidarit
zwischen Dynastie und Nation durchaus nicht. Sie wie
zu erwecken oder neu zu schaffen haben sich drei Dynast
erfolglos bemüht. Die erbliche Monarchie mag noch
fünftes Mal in Frankreich wiederhergestellt werden; a
auch diese Verbindung eines Monarchen mit der Nati
wird eine Vernunftehe sein, wie alle vorhergehenden die
bewegten Jahrhunderts. Auch neue Constitutionen werd
erlassen werden: sie dürften weniger utopistisch ausfal
als die von 1791 und 1793, weniger schablonenhaft
die von 1814 und 1830, weniger widersinnig als die v
Jahre III und 1848, weniger complicirt als die v
Jahre VIII und von 1852: weniger lückenhaft endlich
die von 1875: Machwerke werden es immer bleiben; u
man macht weder eine Verfassung, noch ein Königthu
wie man weder eine Poesie, noch eine Religion ma

Fern sei es mir, dem politischen Rationalismus
Berechtigung abzusprechen: danken wir ihm doch die gröf
und besten Errungenschaften des modernen Staatslebe
aber er muß sich auf sein Feld zu bescheiden wissen, w
er wohlthätig wirken soll, und dieses Feld ist das
Negation, der Kritik, der Reform. Wo er Neues grün
will, ist er unfruchtbar, schafft er Kartenhäuser, die

Intereſſen, Leidenſchaften, Gewohn-
nde Schöpfungen hervorbringen und
würden am Ende alles überwachſen
nden Urwalde, wo das wuchernde
ne erſtickt, die ſchmarotzende Schling-
Stämme erdrückt, wären nicht die
die vielgeſchmähten Abſtractionen,
idende Gärtner, aufräumen in dem
ht und Wärme eindringen laſſen in
Der franzöſiſche Irrthum war und
daß der Gärtner mit Samen oder
ne den einen und den andern, im
auf morgen einen ſtattlichen Baum
nem ganzen Volk Schatten leihen
te aber iſt, daß in Frankreich jene
Ideen ſich ihrerſeits wieder zu per-
rfeſtigt oder zu Leidenſchaften ver-
aber als unheimliche Geſpenſter in
ß ſie ihre Wirkung noch fortſetzen,
t aufgehört, nothwendig und wohl-
ſich, anſtatt die Charakterfehler der
mit dieſen verbündet und dieſelben
hrlich geſtärkt haben.
iſt eben ein Organismus, der weiter
zu kümmern um die Formen, in die
ll, wie der zur Pyramide oder zum
Baum in die Höhe und Breite fort-
Gärtner nie ſein Meſſer an ihn ge-
ſtimmte Geſtalt vorzuzeichnen. Da
renden wie die legislativen Gewalten

Frankreichs dies nie zugeben wollen; da die Ge
anſtatt ſich dem Nationalcharakter anzuſchmiegen,
anzubequemen, den Anſpruch erhebt, den erſteren
riren, den letzteren zu ändern, d. h. mit anderen
das concrete Leben abſtrakten Ideen zu unter
geſchieht das ſehr Natürliche: die concreten
Leidenſchaften und Gewohnheiten öffnen ſich Hir
indem ſie das Geſetz auslegen oder umgehen —
wird zur Lüge. Oder aber ſie ſtoßen ſo hart
Geſetz an, daß ſie's über den Haufen werfen und
mer ſchlagen. Jede neue Partei aber, die bei
legenheit an's Ruder kömmt, will dieſen Uebe
ſtellen, indeſſen nie dadurch, daß ſie die Verfa
das Geſetz der organiſchen Wirklichkeit anpaßt
indem ſie die Wirklichkeit, die ewig unregelmäßig
nelle, unbequeme, zur Ruhe verweiſt, das abſtrac
Gute, Symmetriſche wieder zur Geltung und
ſchaft zu bringen ſucht, zugleich aber die Wiede
gewaltigen Erſchütterungen für immer unmöglich
unternimmt. Dieſen idealen Zuſtand des Fri
Ordnung und der Freiheit aber herzuſtellen, ve
erſt eine Vorbereitungszeit, während welcher ſie
heit der anderen Parteien beſchränken dürfe, natü
Nutzen für ſich — denn die Gegner finden d
Mittel und Wege, zu ſchreiben, zu ſagen und zu
ſie wollen — zum großen Vortheile dieſer Geg
die jene Beſchränkung zum nur allzu plauſiblen
ihrer Beſchwerden gegen die beſtehende Regierung
Oppoſition gegen dieſelbe machen. Alle franzöſiſch
männer der letzten hundert Jahre ſind Pacificato

ution“ ſchließen wollen, alle ſind
ich der Gerechtigkeit, Brüderlichkeit
en zu können glauben; wie denn die
n in Frankreich in dieſem Sinne

uns armſelig und vulgär ſcheinen:
, von der es ausgeht, platt und
ber doch immer. Polignac, Guizot,
ietta, ſie kommen alle mit einem
nwenden wollen, mit einer neuen
ranken Staatskörper ein für allemal
r geben ſoll. Der Krankheitsſtoff
gedrungen: er ſcheint für Augen
plötzlich bricht er gewaltſam aus in
der idealiſtiſche Arzt fällt natürlich
ſieht ſich nach einem anderen um,
je, mit einem neuen Rezept Alles in
Wie nüchtern-praktiſch, wie poſitiv-
der romaniſche und der germaniſche
ar, ein Lorenzo, ein Cavour: oder
n Waſhington, ein Bismarck. Er
ie Weltgeſchichte höre mit ihm auf
beginne. Er ſetzt ſich kein genau be
s er unter jeder Bedingung erreichen
bſtraktes Ideal von Gleichheit und
ſchritt und Volksbeglückung auf, das
:; er vollbringt an jedem Tage des
: und fördert die Intereſſen der Ein
, räumt auf, wo er Unrath, beſſert,
ohne abzuwarten, bis er das Ganze



)lich für die Verſtändigen, nur der
uition oder der Einfalt zugänglich,
Harmonie (ἀφανὴς ἁρμονία) ahnen,
ie Anbeter der offenbaren Harmonie

ern, wenn jenes rationaliſtiſche Ideal,
keit die wohlfeile Befriedigung der
verſtanden zu haben, das in der an
:n Form geprebigt worden, das ſo
:legt und ſo viele Rechte einräumt,
ıropa verbreitet hat, daß namentlich
die Naivetät der Jugend verloren,
)er modernen Bildung ſich ganz an
:von ergriffen worden? Hat ja doch
:n Kant und Goethe hinter ſich hatte,
laſſen, und wer weiß, ob das Virus
ute herausgeworfen iſt. Ein fran
'chte mir zwar einſt Glück dazu, daß
Impfung von 1830 und dem leichten
n 1848 davon gekommen und uns
betrachten könnten; aber nicht Alle
ieſes Beobachters. Schon hören wir
ehenden unſerer Nachbarn das

icta ferum cepit victorem

wollen nur hoffen, daß die Prophe
liſche erweiſen werde: daß der Sieger
ıt habe, erſt über den äußeren Feind,
ı: daß es ihm klar geworden, warum
der größten Lehrſtunde gelernt wie

hängigen Municipalismus, die deutſche in der bur
kratiſchen Monarchie geleiſtet: das iſt eine Frage,
wie alle Fragen der Art, eine doppelte Erklärungsr
zuläßt, die hiſtoriſche und die pſychologiſche, aber
durch eine Verbindung beider Erklärungsweiſen eini
maßen befriedigend gelöſt werden könnte.

Hier wird eine ſolche Löſung nicht einmal verſ
Europa, und vornehmlich Deutſchland, kennen das
tiſche Leben Frankreichs nur ſehr unvollkommen, wei
Parteinamen und Einrichtungen eine Wichtigkeit beile
welche denſelben durchaus nicht zukömmt. Es ſoll des
hier nur das Eine verſucht werden: jenes politiſche L
darzuſtellen wie es wirklich iſt, nicht wie es ſcheint.
lingt es uns, das Was wahrheitsgetreu zu ſchildern
überlaſſen wir gerne den Geſchichtsphiloſophen dem Wa
nachzuforſchen. Das Wohin iſt ja wohl für Niemar
mehr eine Frage ohne Antwort.

) materielle Thätigkeit, fortſchreitende
tung vor dem Ueberkommenen, Reli
des Gedankens, Poeſie und Wiſſen
) Tüchtigkeit.
) das franzöſiſche Ideal, ſo wie es in
Ausdruck gekommen, und das es ſo
zu haben ſcheint, den Untugenden des
ters Vorſchub zu leiſten, ihnen zu
zu ziehen und obendrein noch zu be
:re Inſtinkt des Neides, der tief in
wurzelt, iſt als Gleichheit idealiſirt
er Freiheit iſt zum Deckmantel für
geworden. Die Menſchenrechte ſind
ltend gemacht worden, daß man der
:g vergeſſen hat. Welche Rechnung
t beim Prinzip der Volksſouveränetät,
t ſich die moraliſche Feigheit hinter
des Staatsoberhauptes? Schon daß
ein gewiſſes Ideal von Gerechtigkeit
Luſt am ſchönen Schein: es iſt eben
, es iſt die verallgemeinerte Unwahr
ie Wahrheit ſo gleichgültigen Celten
. Das Recht zur Inſurrection nun
unumſtößlich feſtſteht ſeit achtzig
hnung gegen die Obrigkeit als eine
ertigt nicht nur jeden Wuthausbruch,
liche Volk periodiſch bedarf: es hat
on Ehrfurcht, der noch in der Nation
eraltetes Vorurtheil in die Rumpel
Treue, Gehorſam, Pflicht, Bewun

die traditionelle Autorität beruht i
Namen des Loyalismus zusammen
Vor dem nüchternen Verstand, der s
führt, existiren solche Dinge, als p
willige Anerkennung der Geburts
zwischen Dynastie und Nation durcha
zu erwecken oder neu zu schaffen habe
erfolglos bemüht. Die erbliche Mon
fünftes Mal in Frankreich wiederher
auch diese Verbindung eines Monarc
wird eine Vernunftehe sein, wie alle v
bewegten Jahrhunderts. Auch neue Co
erlassen werden; sie dürften weniger u
als die von 1791 und 1793, weniger
die von 1814 und 1830, weniger wide
Jahre III und 1848, weniger compl
Jahre VIII und von 1852; weniger lü
die von 1875: Machwerke werden es i
man macht weder eine Verfassung, no
wie man weder eine Poesie, noch ein

Fern sei es mir, dem politischen
Berechtigung abzusprechen: danken wir i
und besten

ilde Herrſchaft der geiſtigen und
te anerkennen wollen, welche gern
um zu gönnen pflegt, den ſie für
mmt. Freilich hätte man dann
g verzichtet, jener „Gleichheit in
ßen, die der rechte Franzoſe des
s immer der Ungleichheit in der
Auch gehen die Sachen eine Zeit-
ſcher findet und wählt gewöhn-
tzeuge, umgiebt ſie mit gut ge-
beitern, ſtellt tüchtige Commis an
n, ruft treffliche Fachmänner in
den, wie Staatsrath, Rechnungs-
unter zum Präfekturrath: alles
ßigen, die in Revolutionszeiten
gen, als „geſinnungslos“ aus-
ſinnungsvolle“ Parteimänner zu
gang und überhaupt vom Reellen
ben. Unter einem ſolchen wohl-



thigen Regiment findet ſich nun

II.

Auch eine andere Schwäche des französischen Nationalcharakters findet ihre Rechnung bei einer „starken Regierung". Es ist so bequem, sie gewähren zu lassen, alle Vortheile, die sie bringt, zu genießen, das Verdienst daran sich selbst zuzusprechen, zugleich aber doch jeder Verantwortung für ihre Fehler enthoben zu sein, ja sich schon im Voraus gegen jede Anklage verwahrt zu haben. Das Frondiren der Pariser gegen jede Regierung ohne Ausnahme ist im Grunde nichts Anderes. Es befriedigt zugleich das Bedürfniß, gegen den Stachel zu lecken, sich durch chanson, Zeitungsartikel oder akademische Reden an dem Herrn zu rächen, beweist, daß man keine dupe ist, kann aber namentlich als ein vorauserhobener Einspruch gegen alle Handlungen der Regierung gelten, die etwa nicht gelingen sollten, und erlaubt, daß man sich später, wenn eben die Dinge schlecht ausgehen, die Hände in Unschuld wasche. Ist doch die Regierung eine durch Gewalt aufgezwungene: dieß das große Wort, mit dem alle Schuld von der Nation ab und auf den Usurpator gewälzt wird, mag nun dieser Usurpator, wie am 18. Brumaire und am 2. Dezember, sich durch das regelmäßige Heer des Landes, oder, wie am 24. Februar und 4. September, durch das unregelmäßige Heer der Straße oder aber, wie in den Jahren 1814 und 1815, durch das Heer des Landesfeindes der Regierung bemächtigt haben. Keine Regierung sich auf die Dauer halten kann, die nicht von der Nation gehalten wird; daß im Grunde die Regierung hat, die sie haben

h doch die zwei einzigen Regie-
n Willen der Nation und durch
el de Ville der höchsten Gewalt
ngen vom 24. Februar 1848 und
nur wenige Monate halten: bei
o die Nation in voller Freiheit
geben konnte — am 10. Dezember
— stürzte sie sie um und setzte
tive Regierung unter der persön
nes ein, wie sie später die parla
e vom Mai 1873 und Mai 1877
en mußte, wiederum im confer-
um die bestehende Staatsform zu
olk diese Freiheit der Bewegung
n Willen nicht in der Form der
so läßt es die Gewalt gewähren.
nd im Mai 1871, und regelt das
ßlich durch Plebiscit oder Kammer-
eht die persönliche Regierung zu
kswillens.



systematisch reformiren könne; ergreift die Gelegenheit, die sich bietet, seinem Lande Nutzen, sich selbst Ehre zuzuwenden, ohne ungeduldig die Gelegenheit ertrotzen zu wollen; und da er das Ideal unbewußt, unausgesprochen, nicht als eine Verstandsconception, sondern als Gefühl, Ahnung, Pflicht in sich trägt, so schafft er das Gute und verwirklicht das Schöne mit jener Macht, die eben nur die unbewußt wirkenden Kräfte besitzen. Doch muß er's über sich ergehen lassen, daß die rationalistische Idealität ihn verdammt, als einen positiven, schwunglosen Praktiker und Realisten.

Daß die besten unter den Franzosen rationalistische Idealisten à la Rousseau sind — wenn sie nicht geistreiche Skeptiker à la Montaigne werden — daran kann kein Zweifel sein: ja die ganze Nation war es, so lange sie noch in der naiven Periode ihres modernen politischen Lebens war, d. h. bis gegen 1840. Daß aber ihr Ideal ein so hohles, so oberflächliches war, das machte es so gefährlich, so faßlich für die Mittelmäßigkeit, die überall die Mehrheit ist, so zugänglich für die Halbgebildeten, die in unserem Jahrhundert sich mehr als je in den Vordergrund drängen. Wie einfach ist in der That dieses Ideal von der Gleichheit aller Bürger, von dem Laienthum des Staats, von der vorsorglichen Ordnung aller Lebensverhältnisse, von der Herrschaft der gezählten Mehrheit, von der Verbreitung dieser paradiesischen Zustände der Einförmigkeit über die Welt unter der Aegide des auserwählten Volkes, dem die neue Botschaft verkündet worden unter dem Krachen der einstürzenden alten Welt — wie einfach neben unserm germanischen Ideal, komplex wie alles Orga-

nische, schwer verständlich für die Verständigen, nur der Spekulation, der Intuition oder der Einfalt zugänglich, welche die geheime Harmonie (*ἀφανὴς ἁρμονία*) ahnen, aber ohne Reiz für die Anbeter der offenbaren Harmonie (*φανερὰ ἁρμονία*).

Ist's zu verwundern, wenn jenes rationalistische Ideal, das der Mittelmäßigkeit die wohlfeile Befriedigung der Eitelkeit gewährt, es verstanden zu haben, das in der anmuthigen, französischen Form gepredigt worden, das so wenige Pflichten auferlegt und so viele Rechte einräumt, sich so schnell über Europa verbreitet hat, daß namentlich Völker, welche schon die Naivetät der Jugend verloren, ohne noch die Tiefe der modernen Bildung sich ganz angeeignet zu haben, davon ergriffen worden? Hat ja doch unsere Nation, die einen Kant und Goethe hinter sich hatte, sich davon verführen lassen, und wer weiß, ob das Virus ganz aus unserm Blute herausgeworfen ist. Ein französischer Freund wünschte mir zwar einst Glück dazu, daß wir Deutschen mit der Impfung von 1830 und dem leichten Vaccinationsfieber von 1848 davon gekommen und uns nun als unansteckbar betrachten könnten; aber nicht Alle theilen die Meinung dieses Beobachters. Schon hören wir die besten und klarsichtigen unserer Nachbarn das

Graecia victa ferum cepit victorem

anstimmen, und wir wollen nur hoffen, daß die Prophezeiung sich als eine falsche erweisen werde; daß der Sieger dießmal doppelt gesiegt habe, erst über den äußeren Feind, dann über den inneren; daß es ihm klar geworden, warum er gesiegt: daß er in der größten Lehrstunde gelernt wie

bisher fortzufahren, gleich seinem großen Weisen: „das Erforschliche zu erforschen, sich vor dem Unerforschlichen zu beugen.“ Möchte das deutsche Volk am Beispiele Frankreichs gelernt haben, die Grenzen des Verstandes nicht zu vergessen, ihn, den Leiter und Erleuchter der schöpferischen Kraft, nicht für diese selbst zu halten und als eine Gottheit zu verehren, sich der Gefühle nicht zu schämen, die es nicht gleich erklären kann, vor allem aber die Individualität in Ehren zu halten, und ihr, sei sie nun genialisch groß oder bescheiden beschränkt, freien Spielraum zu gewähren. Ist doch „die Idee der persönlichen Freiheit“ nach der Franzosen eigenem Geständniß eine germanische, aus der freilich, wie Goethe sagt: „viel Treffliches, aber auch viel Absurdes hervorgeht.“ Letzteres haben wir in dreihundert Jahren der Staatslosigkeit endlich einsehen gelernt, und werden's sobald nicht vergessen; hüten wir uns nur, das Kind mit dem Bade auszuschütten und, da wir an der Neubegründung des deutschen und am Ausbau des modernen Staates sind, suchen wir ihn so einzurichten, daß er die Interessen der Gesammtheit wahre, ohne denen des Individuums zu nahe zu treten, daß er den Nationalgeist fördere, ohne die Freiheit des Einzelnen zu beeinträchtigen. Der germanische Staat jenseit des Kanals, so lange er sich selbst treu war, d. h. während zweier Jahrhunderte — grande aevi spatium, wenn es sich um die Dauer einer freien Regierung handelt — England hat uns ja bewiesen, daß dieses Ideal von germanischem Gemeinwesen kein Utopien, daß es erreichbar ist, und daß es — wenn erreicht — der Menschheit schönste Blüthe entfaltet: Mannesmuth und Manneskraft, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Macht und

g, geiſtige und materielle Thätigkeit, fortſchreitende
lung und Achtung vor dem Ueberkommenen, Reli-
und Freiheit des Gedankens, Poeſie und Wiſſen-
Reichthum und Tüchtigkeit.
ie ganz anders das franzöſiſche Ideal, ſo wie es in
olution zum Ausdruck gekommen, und das es ſo
rauf angelegt zu haben ſcheint, den Untugenden des
ı Volkscharakters Vorſchub zu leiſten, ihnen zu
:ln, ſie groß zu ziehen und obendrein noch zu be-
ı. Der niedere Inſtinkt des Neides, der tief in
ur des Celten wurzelt, iſt als Gleichheit idealiſirt
das Ideal der Freiheit iſt zum Deckmantel für
elle Willkür geworden. Die Menſchenrechte ſind
ınd ſo laut geltend gemacht worden, daß man der
npflichten ganz vergeſſen hat. Welche Rechnung
e Eitelkeit nicht beim Prinzip der Volksſouveränetät,
gern verſteckt ſich die moraliſche Feigheit hinter
ntwortlichkeit des Staatsoberhauptes? Schon daß
pt das Geſetz ein gewiſſes Ideal von Gerechtigkeit
, befriedigt die Luſt am ſchönen Schein: es iſt eben
vahrheit mehr, es iſt die verallgemeinerte Unwahr-
: ſie dem für die Wahrheit ſo gleichgültigen Celten
ſonders zuſagt. Das Recht zur Inſurrection nun
:lches faktiſch unumſtößlich feſtſteht ſeit achtzig
und die Auflehnung gegen die Obrigkeit als eine
ıt heiligt, rechtfertigt nicht nur jeden Wuthausbruch,
ıs leidenſchaftliche Volk periodiſch bedarf: es hat
ı letzten Reſt von Ehrfurcht, der noch in der Nation
ochte, als ein veraltetes Vorurtheil in die Rumpel
gebannt, wo Treue, Gehorſam, Pflicht, Bewun-

derung als ebensoviele Rococo-Möbel mit den Etiketten Servilismus, Würdelosigkeit, Einfalt und Naivetät im Staube modern.

Nur natürlich ist es, daß bei der Herrschaft dieser Anschauungsweise und solcher, so schön drapirter Leidenschaften die freudige Anerkennung großer oder auch nur bedeutender Individualitäten, dem schnödesten Bemäkeln jeder persönlichen Ueberlegenheit Platz gemacht hat. Die todte Autorität eines Datums wie 1789 wird heilig gesprochen, damit die lebendige Autorität bedeutender Menschen verkannt und bespöttelt werden dürfe: thut ja die Erste Niemandes Eigenliebe etwas zu leid, während die Zweite einer Mittelmäßigkeit voll Selbstgefühl recht unbequem werden kann. Auch eine schöne a priori ausgeklügelte Einrichtung gilt für unschädlicher, ja für fruchtbarer, als lebendige Menschen: man traut ihr mehr als der mächtig wirkenden Individualität, die von vornherein als ein geborner Feind der Gesammtheit gilt. Da nun aber doch die Maschine nur durch Individuen gelenkt werden kann, so giebt man sie lieber in die Hände eines Mittelmäßigen, dessen Superiorität wenigstens nicht genirt. Einem Turgot oder einem Mirabeau sieht man auf die Finger, daß er ja keinen Mißbrauch treibe mit der ihm anvertrauten Gewalt; einen Robespierre läßt man gewähren. Hat man's aber eine kurze Spanne Zeit mit der Mittelmäßigkeit versucht und einen Barras, Cavaignac oder Gambetta das Ruder führen lassen, so entdeckt man, daß die Gesellschaft doch nicht ihre Rechnung dabei findet, dankt die Herren ab und läßt sich vom Selbsterhaltungstrieb in die Arme irgend eines Gewaltigen treiben, der dann selbst-

errisch die Maschine leitet wie ihm gefällt und Niemanden eben sich aufkommen läßt.

Wohlfeiler und besser hätte man's haben können, wenn an von vornherein die milde Herrschaft der geistigen und tlichen Superiorität hätte anerkennen wollen, welche gern dern den freien Spielraum zu gönnen pflegt, den sie für h selbst in Anspruch nimmt. Freilich hätte man dann ch auf die Genugthuung verzichtet, jener „Gleichheit in r Knechtschaft" zu genießen, die der rechte Franzose des unzehnten Jahrhunderts immer der Ungleichheit in der eiheit vorziehen wird. Auch gehen die Sachen eine Zeit= ng recht gut. Der Herrscher findet und wählt gewöhn=) gute, brauchbare Werkzeuge, umgiebt sie mit gut ge= ulten gewissenhaften Arbeitern, stellt tüchtige Commis an : Spitze der Ministerien, ruft treffliche Fachmänner in : wirklich thätigen Behörden, wie Staatsrath, Rechnungs= th, Kassationshof, bis hinunter zum Präfekturrath: alles ute, welche die Mittelmäßigen, die in Revolutionszeiten hemer zur Gewalt gelangen, als „gesinnungslos" aus= eiden, um sie durch „gesinnungsvolle" Parteimänner zu setzen, die vom Geschäftsgang und überhaupt vom Reellen t Staate keine Ahnung haben. Unter einem solchen wohl ordneten und nicht unfähigen Regiment findet sich nun s nervöse, Ruhe bedürftige Volk, das so ungeistüm auf= regt worden durch die Emeute, Jahre lang wohl, bis es ch sie wieder müde wird: denn es ist nun einmal das nglück, aber auch die Ehre Frankreichs, daß es unfähig t, die Freiheit zu ertragen und sich doch nicht entschließen nn, auf die Dauer der Freiheit zu entrathen.

Menſchen, der ihr Leben giebt? Wo iſt eine ſchön[e] Inſtitution als das Geſchwornengericht? Und wer w[ill] leugnen wollen, daß es auf dem Feſtland, in Italie[n] z. B., das mannigfaltigſte Unheil geſtiftet? Es iſt ſch[ön] und gut Gallerien, Muſeen, Malerſchulen zu gründe[n], aber man muß nicht erwarten, daß ſie Raphael's u[nd] Correggio's hervorbringen, wenn das Zeug dazu nicht i[n] den Schülern und Lehrern iſt. Es genügt nicht, zwanz[ig] Lehrſtühle des Sanskrit zu decretiren, man muß a[uch] zwanzig Gelehrte aufzutreiben wiſſen, die Sanskrit lehr[en] können. Alles Geld, alle Geſetze, alle Stellen führen z[u] nichts, ſo lange der rechte Mann nicht an die rechte Stel[le] geſetzt wird. Das iſt aber eben beinahe nie der Fall i[n] Frankreich. Kommen die Republikaner an die Regierung, ſ[o] nehmen ſie nur auf die politiſche Geſinnung des zu Ern[en]nenden Rückſicht; lebt man unter einer ſogenannten conſtitutionellen Monarchie, ſo werden die Schützlinge der Deputirten ernannt, deren Stimmen der Miniſter braucht; iſt die Regierung abſolut, ſo hat zwar der Favoritismus engere Grenzen als bei der parlamentariſchen Vielköpfigkeit, aber das Verdienſt wird doch meiſt der Ergebenheit unterg[e]ordnet: im beſten Fall werden die guten Stellen als Belohnungen für Verdienſte gegeben. Es iſt zwar nicht mehr ganz ſo wie zur Zeit Figaro's, der ſagen konnte: „On penſe à moi pour une place, mais par malheur j'y étais propre: il fallait un calculateur, ce fut un danſeur qui l'obtint.“ Doch kommt es noch täglich vor, daß ein Mann, der zwanzig Jahre ein gewiſſenhafter Schulmeiſter geweſen, zur Belohnung zum Profeſſor der Philoſophie ernannt wird, oder daß ein Herr zum Obergerichtsrath

r treffliche Arbeiten über Archäologie

te Mann an den rechten Platz kommt,
ich ebenſoviel, ja mehr als irgendwo;
s überlegt und verglichen, eine abſo-
die meiſte Ausſicht. Wer weiß nicht
helieu, ſelbſt Ludwig XIV. in ſeiner
ber Napoleon, der unerreichte Meiſter
raft an die Stelle zu ſetzen, wo ſie
ſphäre erſchien" — was ſie mit den-
ge gebracht, die noch kurz zuvor, der
tung entbehrend, ſich in den Religions-
er Fronde und den Straßenkämpfen
itig aufgerieben hatten? Das Creiren
rigkeiten ändert jedenfalls gar nichts
inge. Wer es verſteht, von dem was
ch zu machen, hat nicht nöthig auf
warten. Erwartet aber eine Nation
il, ſo iſt es natürlich, daß bald eine
lgt, wenn die neue Einrichtung nicht
r erwartete; im beſten Falle wird's
häufiger aber auf den Mann, welcher,
ung nachgebend, ſie hergeſtellt hatte:
ch in allen Zweigen des öffentlichen
n Einzelnen ſchon verderblich wirkt,
heil, wenn es ſich um die das ganze
itution, wenn es ſich um die Ver-
Nation wird irre an ſich ſelbſt und
weiß, daß nicht Alles recht iſt, und
keine Rechenſchaft ablegen; kurz, ſie

aber, der sich der Regierung eines Landes gegen dessen Willen bemächtigt, und es dann, immer gegen seinen Willen, in's Unglück bringt, ist eine mechanische Ursache. Von ihr bis zu den berühmten petites causes et grands effets, die dem französischen Geschichtsforscher so theuer sind, ist nur ein Schritt. Man denke nur an Thiers' si. Auf jeder Seite seines großen Werkes wird die Geschichte reconstruirt, wie sie sich etwa gestellt haben würde, „wenn" dies oder das nicht geschehen wäre. Nur von einem Zufall hing es ab, daß Frankreich bei Trafalgar und Waterloo geschlagen ward, nur von irgend einer Unterlassungs- oder Begehungssünde des Kaisers, wenn das erste Kaiserreich sich nicht hat halten können. Daß eine innere Nothwendigkeit die Kette der Thatsachen bestimmt, daß diese innere Nothwendigkeit im Volkscharakter selber liegt, das will dem modernen Franzosen nicht in den Kopf; er nennt das Fatalismus, und meint Wunder was für die Freiheit des Willens bewiesen zu haben, wenn er die Verantwortlichkeit der geschichtlichen Ereignisse, wohlverstanden der unglücklichen, von sich ab und auf andere gewälzt hat. Giebt es ein aufrichtiges Gefühl in Frankreich heute, so ist es gewiß der Haß der Elite der Nation gegen die Familie Bonaparte: ich sage der Elite der Nation, denn die Masse der Gebildeten oder Halbgebildeten wirft Napoleon III. im Grunde Nichts vor, als nicht gesiegt zu haben; aber selbst diesem Hasse der Besten liegt doch eigentlich eine ganz falsche Anschauung zu Grunde. Sie klagen beide Napoleon an, die Nation verderbt und zum Absolutismus erzogen zu haben. Als ob eine Nation sich verderben oder einen Charakter anerziehen lasse, wenn sie nicht die Hand dazu



ganzen Weltanschauung — verbindet sich bald
:de Regierung eine allgemein menschliche Schwäche,
nicht, wie bei andern Nationen, durch ruhige Ueber-
und Anhänglichkeit an das Alte bis zu einem ge-
Grade im Schach gehalten wird. Vergangene Uebel
fahren vergessen wir schnell; gegenwärtige sind uns
glich. An den Genuß der ersten und wichtigsten
wie Sicherheit und leibliches Wohlergehen, gewöhnt
: Mensch; ein mangelndes Gut aber erscheint ihm
wünschenswerth. Da nun aber keine Regierung der
ollkommen, keine ganz schlecht ist, so vergleicht man
: gegenwärtigen vereinzelten Mißstände mit den ver-
en einzelnen Vortheilen und wünscht sich lebhaft
sten Zustand zurück. So kommt's, daß der Franzose,
r eine Zeitlang die Güter genossen, die ihm ein
haftsretter wieder gegeben, gleichgültig gegen die-
wird und auf die Reden der Kritiker und Frondeurs
n beginnt, die ihm da tagtäglich die Fehler der be-
en Regierung — und welche Regierung beginge keine
? — anatomisch auseinanderlegen.

Er fängt an zu bedauern, daß er auf seine Freiheit

lang er mit den Regierenden zufrieden ist, nichts
thun kann als seinen Geschäften nachgehen, seine
pflegen, seiner Clienten Interessen wahren, sein
lehren, seine Kunden befriedigen und das schwere
des Regierens denen überlassen, die es sich zur
aufgabe gemacht, so ändert sich die Sache doch g
Augenblicken der Krisis, wenn Gefahr vorhande
unfähige und gewissenlose Hände sich des Steuer
tigen. Solche Augenblicke aber sind hundertmal e
seit achtzig Jahren, und gerade in solchen Augenb
dem französischen Bürger der Muth gefehlt, sell
greifen, sich selbst zu schützen, dem Eindringling
zu weisen. Jede Nation hat ihre Gambetta und
aber bis jetzt hat noch keine sie an der Regierung
und Sardou hat buchstäblich die Wahrheit ausg
als er seinen Rabagas sagen läßt: daß Fran
einzige Land der Welt sei, wo Leute seines Schlag
dringen könnten. Wie kann der Franzose noch
gewaltigung klagen, wenn es bei ihm stand, di
bloße Theilnahme an der Wahl, durch einfache
machung seiner Rechte den gewünschten Zustan
zuführen oder zu beseitigen? Nur wer sich b
seine Pflicht ganz erfüllt und Alles gethan zu ha
in seinen Mitteln stand um das Unglück abzuwe
der hat das Recht, das Geschick oder die Gewalt a

Wer aber thut diese seine Bürgerpflicht in Fr
Ist's der Wähler? Ist's der Gewählte? Ist's der
Ist's der Journalist? Wo ist die Controle
Oeffentlichkeit? Wo ein männliches Beharren
Recht? Die Regierungspartei in Kammern u



es ſchön, die Oppoſitionspartei Alles
ntativverſammlungen und Zeitungen
ls zu ſchönen Reden und theoretiſchen
, zu ſyſtematiſchem Benörgeln oder
nigen da ſind, davon hat Niemand
genug war die Rede im geſetzgebenden
Favre oder Picard die beißendſten
: Regierung möglich zu machen; frei
t, um einem Prévoſt Paradol zu er-
miſter mit den empfindlichſten Nadel-
einem Rochefort die Mittel zu geben,
njurien zu bewerfen; aber daß Depu-
einfach die einzelnen Willkürakte der
Agenten denuncirten, daß ſie auf
und faktiſche Mißbräuche aufmerkſam
jemand eine gerichtliche Verfolgung
h der Aemter" einleitete, das fällt
er ein. Könnte man ja doch dadurch
der den Freund eines Vetters, oder
etzen, der irgendeinmal dem Vetter
und ſchaden oder nützen könnte. Iſt
ip eines guten Oppoſitionsmannes:
ht auf Alle und Jeden, mit Ausnahme
s, das für vogelfrei erklärt wird: im
s, ſeinen Liberalismus durch ſchöne
he Predigten, Beſpöttelung oder Ver-
nden Regierung, Anpreiſung unfehl-
philoſophiſche Erörterungen und be-
f die unſterblichen Prinzipien von

Wie weit namentlich der Fetiſchismus geht, t
der großen revolutionären Offenbarung getrieben wi
ſchwer zu ſagen. Die ganze Weltgeſchichte, ſollt
meinen, datirt eigentlich erſt von 1789. Auch nic
neue Idee iſt ſeitdem ins politiſche Leben des Lan
worfen worden. Alles Denken über politiſche Gege
iſt ein ewiges Wiederkäuen deſſen, was Feuillan
Girondiſten, Jacobiner und Hebertiſten vor achtzig
als ihr Credo aufgeſtellt. Die wenigen aber, die, A
ville's großem Beiſpiel folgend, ihr Heil auf a
Wegen ſuchen, halten ſich von dem wüſten Treib
Politicians fern: die welche gar keine Prinzipien
noch zu haben vorgeben, die eben Staatsbürger ſi
Herr Jourdain ein Proſaiker, d. h. sans le savoir,
ſich nur zeitweilig auf, wenn die Dinge wirklich
werden, daß es durchaus nicht ſo fortgehen kann
rufen irgendeinen Retter, der dann freilich weder Feui
noch Girondiſten-, weder Jacobiner- noch Hebertiſten-
ſondern einfach Egoiſten-Politik treibt, deshalb ab
noch nicht die Traditionen der glorreichen Revolutio
leugnet und aufgiebt, namentlich wenn er die Heg
des „liberalen" Frankreich in Europa zu befeſtige
Nachbarländer in ſeine Bahnen zu ziehen ſucht. Uns
es merkwürdig, ja unglaublich, daß der Franzoſe ſic
lich einbilde: Frankreich, das Land Ludwig's XI.,
rich's IV., Richelieu's, Ludwig's XIV., Napoleon's, T
rand's, Louis Philippe's, Thiers' treibe eine uneigen
Ideenpolitik, wenn es die Welt erobert, das Evan
von 1789 verbreitet und Polen mit Worten tröſtet,
rend ihm die Politik der „perfide Albion" ſtet

befördert wird, weil er treffliche Arbeiten über Archäologie geliefert hat.

Wo aber der rechte Mann an den rechten Platz kommt, da leistet er in Frankreich ebensoviel, ja mehr als irgendwo und dafür bieten Alles überlegt und verglichen, eine absolute Regierung noch die meiste Aussicht. Wer weiß nicht was Heinrich IV., Richelieu, selbst Ludwig XIV. in seiner besten Zeit, vor allen aber Napoleon, der unerreichte Meister in der Kunst jede Kraft an die Stelle zu setzen, wo sie in ihrer eigenthümlichen Sphäre erblühen" — was sie mit den kleinen Talenten zusammen gebracht, die noch kurz zuvor, der wahren Leidenschaft entbehrend, sich in den Ministerstühlen der Kammer der Pairs und den Straßenkämpfen

ſalber gleich bei der Hand, und jeder rühmt ſe
als eine Panacea. Daß es in ſeiner eigenen S
Beides zu vereinigen, wenn er nur von den ihm
Rechten den gehörigen männlichen Gebrauch m
das ſagt ihm Keiner; und ſich ſelbſt es zu ſagen,
ihm der Muth der Wahrheit. Das Rezept aber,
ihm bietet, iſt immer irgendeine gegebene Einrich
logiſch deducirt und logiſch unanfechtbar; wer
Logik für ſich hat, der hat immer gewonnen Sp
Lande der raisonneurs: bald iſt's die Republik
conſtitutionelle, bald die demokratiſche Monarchie
allgemeine Stimmrecht, morgen la balance des
übermorgen das Zweikammerſyſtem. Seit einig
iſt die décentralisation die univerſelle Modemed
ob man die Decentraliſation decretiren könne! A
heute aus Bourges ein München, aus Tours e
berg, aus Lyon ein Leipzig machen könne! Als
wünſchen wäre, daß eine Nation mit ihrer ganzen
und Vergangenheit bräche und, nachdem ſie ſe
hunderte immer in einer Richtung vorwärts gega
auf einmal „Kehrt euch" machen und in einem
ganzen Rückweg zurücklegen könnte und — ſoll
aber an wünſchenswerther und wirklich praktiſch
traliſation zu thun iſt, das kann keine Regierung l
das hängt nur von den Bürgern ſelber ab. Es
die alte Geſchichte von dem Faulpelz, der da k
und heute kann ich nicht arbeiten, gebt mir erſ
fortables Zimmer, einen bequemen Seſſel, die
Bücher, und vom erſten nächſten Monats ab fa
arbeiten an. Hic Rhodus, hic salta. Wollten



inde-, Bezirks- und Departemental-
nit verwalten und mitreden, und ich
chen, die es wagte einen Generalrath
ben zu ſchließen, weil er ſeine Be-

: Mehrheit der revolutionären Wähler
Gemeinderath aus Demagogen zu-
: den Beſitz, noch die Erfahrung, noch
ſichten der Gebildeten vertreten, dann
welche die beſitzende und gebildete
n haben weiß, ſchon einen Akt der
ſo mit dem von dieſem Theile der
eneralrath.*) Man habe nur den
ſeinem Namen zu nennen: nicht die
der Unfreiheit Frankreichs, ſondern
Geſetze nicht zu handhaben wiſſen:

, ma chi pon mano ad esse?

ſind oft gar nicht ſchlecht: treffliche
ır häufig durch; aber ſie produciren
. ſie todte Buchſtaben bleiben. Was
eine Anſtalt ohne den geeigneten

1872 von den Conſervativen der National-
Willen der Linken durchgeſetzte Erweiterung
alräthe iſt ein trefflicher Schritt zur einzig
:entraliſation, der der Verwaltung. Ob ſie
alregierung und ihrer Repräſentanten, der
ändern wird, hängt wieder einzig und allein
den die Wähler und Gewählten von der
Befugniſſe machen werden.

... [illegible] denen überlassen,
aufgabe gemacht, so ändert sich die
Augenblicken der Krisis, wenn Ge
unfähige und gewissenlose Hände s
tigen. Solche Augenblicke aber sin
seit achtzig Jahren, und gerade in
dem französischen Bürger der Mu
greifen, sich selbst zu schützen, dem
zu weisen. Jede Nation hat ihre G
aber bis jetzt hat noch keine sie an
und Sardou hat buchstäblich die
als er seinen Rabagas sagen läßt
einzige Land der Welt sei, wo Leute
bringen könnten. Wie kann der F
gewaltigung klagen, wenn es bei
bloße Theilnahme an der Wahl, dur
machung seiner Rechte den gewün
zuführen oder zu beseitigen? Nur
seine Pflicht ganz erfüllt und Alles
in seinen Mitteln stand um das Un
der hat das Recht, das Geschick oder

Wer aber thut diese seine Bürge
Ist's der Wähler? Ist's der Gewäh

smen gegen die Regierung möglich zu machen: frei war die Schrift, um einem Prévoſt Paradol zu er , Kaiſer und Miniſter mit den empfindlichſten Nadel- zu quälen, um einem Rochefort die Mittel zu geben, den roheſten Injurien zu bewerfen; aber daß Depu- nd Journaliſten einfach die einzelnen Willkürakte der ung oder ihrer Agenten denuncirten, daß ſie auf he Mißſtände und faktiſche Mißbräuche aufmerkſam n, daß irgend jemand eine gerichtliche Verfolgung den „Uebermuth der Aemter“ einleitete, das fällt nun und nimmer ein. Könnte man ja doch dadurch inen Vetter, oder den Freund eines Vetters, oder ien Herrn verletzen, der irgendeinmal dem Vetter es Vetters Freund ſchaden oder nützen könnte. Iſt as erſte Prinzip eines guten Oppoſitionsmannes: ngsvolle Rückſicht auf Alle und Jeden, mit Ausnahme aatsoberhauptes, das für vogelfrei erklärt wird; im i aber genügt es, ſeinen Liberalismus durch ſchöne irien, apoſtoliſche Predigten, Beſpöttelung oder Ver- ma der beſtehenden Regierung, Anpreiſung unfehl-

lang er mit den Regierenden zufrieden ist, nichts B
thun kann als seinen Geschäften nachgehen, seine K
pflegen, seiner Clienten Interessen wahren, seine S
lehren, seine Kunden befriedigen und das schwere G
des Regierens denen überlassen, die es sich zur L
aufgabe gemacht, so ändert sich die Sache doch gewal
Augenblicken der Krisis, wenn Gefahr vorhanden ist
unfähige und gewissenlose Hände sich des Steuers be
tigen. Solche Augenblicke aber sind hundertmal einge
seit achtzig Jahren, und gerade in solchen Augenblick
dem französischen Bürger der Muth gefehlt, selbst
greifen, sich selbst zu schützen, dem Eindringling die
zu weisen. Jede Nation hat ihre Gambetta und Roc
aber bis jetzt hat noch keine sie an der Regierung geb
und Sardou hat buchstäblich die Wahrheit ausgespr
als er seinen Rabagas sagen läßt: daß Frankreic
einzige Land der Welt sei, wo Leute seines Schlages
dringen könnten. Wie kann der Franzose noch über
gewaltigung klagen, wenn es bei ihm stand, durch
bloße Theilnahme an der Wahl, durch einfache Geb
machung seiner Rechte den gewünschten Zustand h
zuführen oder zu beseitigen? Nur wer sich bewu
seine Pflicht ganz erfüllt und Alles gethan zu haben,
in seinen Mitteln stand um das Unglück abzuwenden
der hat das Recht, das Geschick oder die Gewalt anzuk

Wer aber thut diese seine Bürgerpflicht in Frank
Ist's der Wähler? Ist's der Gewählte? Ist's der Be
Ist's der Journalist? Wo ist die Controle dur
Oeffentlichkeit? Wo ein männliches Beharren auf
Recht? Die Regierungspartei in Kammern und



es ſchön, die Oppoſitionspartei Alles
ntativverſammlungen und Zeitungen
ls zu ſchönen Reden und theoretiſchen
, zu ſyſtematiſchem Benörgeln oder
nigen da ſind, davon hat Niemand
genug war die Rede im geſetzgebenden
Favre oder Picard die beißendſten
: Regierung möglich zu machen; frei
t, um einem Prévoſt Paradol zu er-
iniſter mit den empfindlichſten Nadel-
einem Rochefort die Mittel zu geben,
njurien zu bewerfen; aber daß Depu-
i einfach die einzelnen Willkürakte der
r Agenten denuncirten, daß ſie auf
und faktiſche Mißbräuche aufmerkſam
jemand eine gerichtliche Verfolgung
th der Aemter" einleitete, das fällt
ier ein. Könnte man ja doch dadurch
der den Freund eines Vetters, oder
letzen, der irgendeinmal dem Vetter
und ſchaden oder nützen könnte. Iſt
ip eines guten Oppoſitionsmannes:
ht auf Alle und Jeden, mit Ausnahme
s, das für vogelfrei erklärt wird: im
es, ſeinen Liberalismus durch ſchöne
che Predigten, Beſpöttelung oder Ver-
nden Regierung, Anpreiſung unfehl-
philoſophiſche Erörterungen und be-
af die unſterblichen Prinzipien von

lang er mit den Regierenden zufrieden ist, nichts Besse[r] thun kann als seinen Geschäften nachgehen, seine Kran[k] pflegen, seiner Clienten Interessen wahren, seine Schü[l] lehren, seine Kunden befriedigen und das schwere Gesch[äft] des Regierens denen überlassen, die es sich zur Lebens[-] aufgabe gemacht, so ändert sich die Sache doch gewaltig [in] Augenblicken der Krisis, wenn Gefahr vorhanden ist, [wo] unfähige und gewissenlose Hände sich des Steuers bemäch[-] tigen. Solche Augenblicke aber sind hundertmal eingetre[-] seit achtzig Jahren, und gerade in solchen Augenblicken h[at] dem französischen Bürger der Muth gefehlt, selbst einzu[-] greifen, sich selbst zu schützen, dem Eindringling die Thüre zu weisen. Jede Nation hat ihre Gambetta und Rochefort; aber bis jetzt hat noch keine sie an der Regierung geduldet, und Sardou hat buchstäblich die Wahrheit ausgesprochen, als er seinen Rabagas sagen läßt: daß Frankreich das einzige Land der Welt sei, wo Leute seines Schlages durch-dringen könnten. Wie kann der Franzose noch über Ver-gewaltigung klagen, wenn es bei ihm stand, durch seine bloße Theilnahme an der Wahl, durch einfache Gebrauch-machung seiner Rechte den gewünschten Zustand herbei-zuführen oder zu beseitigen? Nur wer sich bewußt ist, seine Pflicht ganz erfüllt und Alles gethan zu haben, was in seinen Mitteln stand um das Unglück abzuwenden, nur der hat das Recht, das Geschick oder die Gewalt anzuklagen.

Wer aber thut diese seine Bürgerpflicht in Frankreich? Ist's der Wähler? Ist's der Gewählte? Ist's der Beamte? Ist's der Journalist? Wo ist die Controle durch die Oeffentlichkeit? Wo ein männliches Beharren auf dem Recht? Die Regierungspartei in Kammern und Presse



es ſchön, die Oppoſitionspartei Alles
ntativverſammlungen und Zeitungen
ls zu ſchönen Reden und theoretiſchen
, zu ſyſtematiſchem Benörgeln oder
nigen da ſind, davon hat Niemand
genug war die Rede im geſetzgebenden
Favre oder Picard die beißendſten
: Regierung möglich zu machen; frei
t, um einem Prévoſt Paradol zu er-
iniſter mit den empfindlichſten Nadel-
einem Rochefort die Mittel zu geben,
njurien zu bewerfen; aber daß Depu-
t einfach die einzelnen Willkürakte der
r Agenten denuncirten, daß ſie auf
und faktiſche Mißbräuche aufmerkſam
jemand eine gerichtliche Verfolgung
th der Aemter" einleitete, das fällt
ter ein. Könnte man ja doch dadurch
der den Freund eines Vetters, oder
letzen, der irgendeinmal dem Vetter
und ſchaden oder nützen könnte. Iſt
ip eines guten Oppoſitionsmannes:
cht auf Alle und Jeden, mit Ausnahme
s, das für vogelfrei erklärt wird: im
es, ſeinen Liberalismus durch ſchöne
che Predigten, Beſpöttelung oder Ver-
nden Regierung, Anpreiſung unfehl-
philoſophiſche Erörterungen und be-
uf die unſterblichen Prinzipien von

Wie weit namentlich der Fetiſchismus geht, t
der großen revolutionären Offenbarung getrieben wi
ſchwer zu ſagen. Die ganze Weltgeſchichte, ſollt
meinen, datirt eigentlich erſt von 1789. Auch nic
neue Idee iſt ſeitdem ins politiſche Leben des Lan
worfen worden. Alles Denken über politiſche Gege
iſt ein ewiges Wiederkäuen deſſen, was Feuillan
Girondiſten, Jacobiner und Hebertiſten vor achtzig
als ihr Credo aufgeſtellt. Die wenigen aber, die, I
ville's großem Beiſpiel folgend, ihr Heil auf a
Wegen ſuchen, halten ſich von dem wüſten Treib
Politicians fern; die welche gar keine Prinzipien
noch zu haben vorgeben, die eben Staatsbürger ſi
Herr Jourdain ein Proſaiker, d. h. sans le savoir,
ſich nur zeitweilig auf, wenn die Dinge wirklich
werden, daß es durchaus nicht ſo fortgehen kann
rufen irgendeinen Retter, der dann freilich weder Feui
noch Girondiſten-, weder Jacobiner- noch Hebertiſten-
ſondern einfach Egoiſten-Politik treibt, deshalb ab
noch nicht die Traditionen der glorreichen Revolutic
leugnet und aufgiebt, namentlich wenn er die Hege
des „liberalen" Frankreich in Europa zu befeſtige
Nachbarländer in ſeine Bahnen zu ziehen ſucht. Uns
es merkwürdig, ja unglaublich, daß der Franzoſe ſic
lich einbilde: Frankreich, das Land Ludwig's XI.,
rich's IV., Richelieu's, Ludwig's XIV., Napoleon's,
rand's, Louis Philippe's, Thiers' treibe eine uneigen
Ideenpolitik, wenn es die Welt erobert, das Evan
von 1789 verbreitet und Polen mit Worten tröſtet,
rend ihm die Politik der „perfide Albion" ſtet

bt, ſelbſt wenn's die joniſchen Inſeln
tar des Nationalitätenprinzips opfert
Wühlern ſozialiſtiſche Zugeſtändniſſe
ber durchaus keine Heuchelei: es iſt
hung, einer der hundert Streiche, die
pielt.

e am Ende nicht ſo gar gefahrvoll
ch immer neben der Maſſe der Ge-
ſſenden — die, bewußt oder inſtinktiv,
eſſen, der Wirklichkeit und der Mög-
ch ein Häuflein entſchloſſener Männer,
liche Herrſchaft der Phraſe kämpfen,
haft und Energie erſetzen, was ihnen
und an numeriſcher Bedeutung ab
en Länder lebt eine Partei ratio-
denen die Welt der wirklichen Inter-
ren einfache, leichtfaßlichen Gemein
ige der Halbgebildeten in den Groß
das ſie hier gefährlicher als ſonſtwo
rkeit der Nation, ihre Eitelkeit, ihre
eiten, die geſchichtlichen Verhältniſſe.
r oder engliſcher Tribun die hier-
iner Berliner oder Londoner Volks
Paroxysmus entflammen können, den
n" hier mit der erſten beſten pomp-
t: und auf einen „Schneider Fetter",
würden ſich bei unſern ruhigeren
g „Zimmerleute" finden, ihm den
der franzöſiſche Arbeiter, der ſeien
gelmäßig einer geheimen Geſellſchaft

angehört, berauſcht ſich vollſtändig mit der Phraſe, [illegible] ſein Rauſch iſt gefährlicher als ein deutſcher Bierrau[illegible] la république fraternelle et mutualiste oder ähnl[illegible] Etiketten ſteigen ihm ſchon in den Kopf, und er giebt ſ[illegible] nicht einmal die Mühe die Flaſche zu öffnen. „Ein W[illegible] kömmt einer Idee gleich," ſagt ſchon Balzac, „in ein[illegible] Lande, wo man ſich leichter von der Aufſchrift ein[illegible] Sackes als von ſeinem Inhalte verführen läßt." U[illegible] Thiers ſelbſt, der ſo durchaus von der Ueberlegenheit ſein[illegible] Volkes überzeugt iſt, muß doch auch geſtehen: „Dies arm[illegible] Land wird ſich immer von Worten leiten laſſen." Da[illegible] der nicht viel beſſere Glauben an die Allmacht abſtrakt[illegible] Ideen. Unendlich iſt, bei der franzöſiſchen Eitelkeit, d[illegible] Zahl der geſchäftloſen Advokaten, Aerzte, verkommene[illegible] Litteraten, die ſich wirklich und aufrichtig berufen wähnen, das millenarium republicanum herbeizuführen, die redlich an die Wirkſamkeit ihres Rezeptes glauben und es dann überall marktſchreieriſch ausbieten. Auch in dem engliſchen Unterhauſe ſitzen einige jener Tollhäusler und Demagogen; aber es iſt geradezu undenkbar, daß ſie je Mitglieder einer anerkannten Regierung werden könnten, ſelbſt und namentlich nicht in einem Momente der höchſten Landesgefahr, wie nach Sedan. Nun leiht gerade der Kleinbürger großer Städte, zumal von Paris, dieſer gefährlichſten aller Parteien gern ſeinen Beiſtand. Durch und durch rationaliſtiſch angelegt, empfängt er leicht und ſchnell die einfachſten politiſchen, wie religiöſen Begriffe. Alles, was komplex, organiſch, der Analyſe widerſtrebend iſt, exiſtirt nicht für das verſtändige Volk: wie ihre Religion in dem nüchternen Deismus, ſo beſteht ihre Politik in dem platteſten Demo-

ıbei durch ſeine Gleichheitstheorie dem
ı Nationalcharakters, dem Neide, nicht

ıaltungsſucht genügſamer, aber ſorgen-
Novarum rerum cupidi, wie zu
en ſie nicht zehn Jahre lang dieſelbe
ühne ſehen; um das Stück iſt's ihnen
ın man ihrer Schauluſt nur neue
d Couliſſen bietet; und dieſes berech-
das ſich vor jedem Schritt und Tritt
innt, bei dem Heirath, Lebensberuf,
Ausdehnung der Familie Sache des
ides ſind, wird vom tollſten und
ergriffen, ſobald es ſich um öffentliche
und um „Abwechslung“. Freilich iſt
ner bitter, wie man ſich's aus dem
vohl noch entſinnen wird. Ein Zug
reude, das Bedürfniß des Frondirens,
ı zudem mit allen Bevölkerungen der
it dem Berliner und dem Londoner
ıs Meiſte jedoch, dieſe Stimmung zu
ſchichtlichen Verhältniſſe bei. Frank
er an den Nachwehen der großen Re
rg“ und ſeine tribuniziſche Beredſam
Fuß gefaßt, ſind zu ſehr ins Blut
man es ſich erlauben dürfte, nicht
Schiller's grollender, unverſöhnlicher
ranzöſiſche Geſtalt, voller Leidenſchaft,
g, Unbeſtechlichkeit, Redlichkeit, Eitel
er Beſchränktheit.

Jedes Volk und jede Zeit hat ihre Sklaven- u
Bauernkriege, ihre Communen und Internationalen ge
und wird sie auch fernerhin haben, obschon sie von Ja
hundert zu Jahrhundert seltener und bei tieferdringen
Bildung auch unschädlicher werden. Die menschliche Civi
sation bedeckt, wie die Erdrinde, ungeheure vulkani
Massen, die sich nur sehr allmählich kühlen und von Z
zu Zeit durchzubrechen suchen durch die hindernde Hü
welche Cultus, Polizei, Justiz und Armee um sie leg
und welche sie selbst wohlthätig durchwärmen, so lange
sie nicht durchbrechen können. Wo aber diese soziale Rind
dünn und schwach ist, wie in Frankreich, wird sie eben
öfter zerreißen als anderswo und der siedende Lavastrom
ergießt sich dann verwüstend über sie hin. Die Folge
— und das Kennzeichen — wahrer Bildung und vor
geschrittener politischer Entwicklung ist, eben jene hindernde
Hülle immer dichter, fester, umfangreicher zu machen, damit
die Flora der Kultur auf ihrer Oberfläche sicherer gedeihe.
Es bleibt uns zu sehen, wie die Gebildeten, Freisinnigen und
Klugen in Frankreich diese ihre Aufgabe und Pflicht —
das Ziel aller Civilisation und alles staatlichen Zusammen-
lebens — begreifen und erfüllen.

III.

Die Mehrheit der gebildeten Franzosen ist im Grunde gemäßigt-liberal in ihren Ansichten, aber sie weiß dieselben nur auf zwei Weisen geltend zu machen: durch Verbindung

vertreten, und man täusche sich nicht: auch die Blätter, welche die zeitweilige Regierung unterstützen, sind meist voll des bösen Pariser Geistes. Die Pariser Presse aber hat im Allgemeinen weder, wie die englische, zum Hauptzweck die Staatsgewalten zu beaufsichtigen, noch, wie die deutsche, das Publikum zu unterrichten. Man findet darin weder die freiwillige Mitarbeiterschaft aller Beschwerdeführer des Landes, die der englischen Presse ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, noch die große Zahl auswärtiger Correspondenzen, welche drei Viertel einer deutschen Zeitung füllen. Die Pariser Presse macht sich entweder zur Aufgabe das Publikum zu unterhalten oder es zu bekehren, zwischendurch witzig zu polemisiren. Im ersten Fall entsteht das ignobelste Erzeugniß des zweiten Kaiserreichs, die Skandalpresse, euphemistisch „la presse littéraire" genannt: sie ist meist von geistreichen aber unwissenden Abenteurern und Raufdegen redigirt, welche sich unmittelbar durch den ungeheuren Absatz ihres Blattes oder mittelbar durch Chantage (d. h. durch Androhung indiskreter Mittheilungen aus dem Privatleben oder durchsichtige Anspielung darauf) die Taschen zu füllen suchen. Nichts kommt der Verachtung gleich, die ganz Frankreich für diese Presse kundgiebt, nichts — als der Heißhunger, mit dem es sie verschlingt. Die „Presse littéraire" hat mehr Absatz als alle politischen Journale zusammen. Ihr Ueberhandnehmen ist eines der schlimmsten Symptome des modernen Frankreich: es ist moralisch was der Absynthconium physisch ist: der tägliche Genuß dieses Giftes reizt die Nerven, macht den Leser für jede ernste und fortgesetzte Lektüre unfähig, verleidet ihm alle höheren Interessen und

vinz; sie ist verhältnißmäßig zahlreich, wohlhabend, unabhängig, ehrenwerth, hat praktische Erfahrung und bon sens, ist einsichtig genug, in der Freiheit nicht eine Gefahr, sondern eine Garantie für die conservativen Interessen zu finden, steht dem Coterienwesen der Hauptstadt ziemlich fern, ist, auf ihrem linken Flügel wenigstens, gleichgültig gegen dynastische Fragen, zum Theil sogar gegen constitutionelle. Sie war es, die hinter dem Ministerium Martignac stand im Jahre 1827, hinter Thiers im Jahre 1847, hinter Daru und Buffet im Jahre 1869, die heute hinter Dufaure und Waddington steht. Die Wahl oder vielmehr die Annahme solcher Führer beweist schon die Vorurtheilslosigkeit und Aufrichtigkeit, aber auch die Rathlosigkeit und den Mangel an Organisation in dieser Klasse, die sich als politische Partei in zwei große Lager theilt, das rechte und das linke Centrum, welche sich selten vertragen können, obschon sie vereint sich stets als unerschütterlich erweisen. Leider fehlt's ihr auch durchaus an der ersten aller politischen Eigenschaften, am Charakter — einer Eigenschaft, welche die anderen Parteien durch Leidenschaften ersetzen, rechts durch die Furcht, links durch Haß und Neid. Da es ihr nun an Energie mangelt, da die Gewissenhaftigkeit ihrer meisten Anhänger ihr nicht erlaubt unrechte Mittel anzuwenden, um sich an's Steuer zu drängen, da sie den Muth nicht hat, ihren Einfluß in seinem ganzen Umfange geltend zu machen, da sie nicht disziplinirt und konstituirt ist, da sie meist in sich uneinig ist, so muß sie sich natürlich beinahe immer mit der Masse der conservativen Interessen verbünden, auf welche sämmtliche Regierungen sich schließlich stützen; manch-

schildert lebendig die Anschauungsweise, die Vorzüge, wie die Untugenden jener Kreise und endet mit den Worten: „Diese neuen Eigenschaften haben sich nun so innig mit dem alten Kern des französischen Charakters verschmolzen, daß man oft unserem Naturell zugeschrieben hat, was nur von dieser sonderbaren Erziehung herstammt. Ich habe behaupten hören, daß der Geschmack oder vielmehr die Leidenschaft, die wir seit sechzig Jahren für allgemeine Ideen, Systeme und große Worte in der Politik an den Tag gelegt, schon in irgend einem besonderen Attribut unserer Race liege, was man etwas emphatisch l'esprit français nannte; als ob dieses sogenannte Attribut plötzlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hätte erscheinen können, nachdem es sich während unserer ganzen übrigen Geschichte verborgen hätte. . . . . Ich habe mich oft im Laufe meines öffentlichen Lebens gewundert, wenn ich Leute sah, die kaum die Bücher des 18. Jahrhunderts, wie überhaupt irgend eines Zeitalters, lasen und die Schriftsteller höchlich verachteten, dabei aber doch so treu einige der Hauptfehler bewahrten, welche der Litteratengeist vor ihrer Geburt an den Tag gelegt." Aehnlich Taine in weniger klassischer Sprache, aber mit ausgedehnterer Begründung.

Wenn nun dem politischen Zeitungsschreiber das Journal nicht, wie seinem Kollegen von der presse littéraire, eine Industrie ist, die er aufs beste ausbeutet, so ist sie ihm eine Art Priesterthum, und er bildet sich wirklich ein: er sei da, „die Menschen zu bessern und zu bekehren." Im ersten Falle denkt er daran seiner Kundschaft auf jede Weise zu gefallen, im zweiten Fall seinen Glauben an gewisse alleinseligmachende Institutionen und Prinzipien zu

teriſtiſche Anekdote: Napoleon III. habe geäußert „er [illegible] orleaniſtiſch, die Kaiſerin aber legitimiſtiſch geſinnt.“ [illegible] Paris aus verbreitet ſich nun dieſe Oppoſition gegen jede [illegible] ſtehende Regierung ohne Ausnahme allmählich über [illegible] Land. Wie die Autorität der Eltern durch die Familiarität untergraben iſt, ſo wird die Autorität des Staates durch den Spott vernichtet. Der Pariſer — das eitle und blaſirte Pariſer Kind ſowohl als der eingewanderte junge Provinziale — hat im Blute die unwiderſtehliche Luſt d'enjamber la balustrade, ſich des verfolgten Diebes anzunehmen, die Polizei zu foppen und ſich über die Regierung luſtig zu machen — und wenn er lacht, wer wollte nicht mitlachen? Ueber wen aber der Franzoſe einmal gelacht hat, der darf keinen Anſpruch mehr auf Reſpekt erheben. Da nun Niemand in Frankreich wagt, eine eigene Meinung zu haben, da Jeder fürchtet naiv und einfältig zu erſcheinen, da Paris die Mode angiebt, Jedermann aber ſich der Mode unterwerfen muß — ſo wagt am Ende Niemand mehr in ganz Frankreich, nicht mitzufrondiren. Das nennt man die „öffentliche Meinung.“ Iſt ſie einmal durchgedrungen, ſo widerſteht ihr keine Regierung, ſelbſt die ſtärkſte nicht, ſelbſt eine künſtlich zuſammengebrachte Kammermajorität nicht: ſie iſt in Frankreich geradezu allmächtig. Gebildet aber wird ſie heute nicht mehr ſo ſehr in den Salons als in den Zeitungen.

In keinem Land iſt die Preſſe mächtiger und de facto freier als in Frankreich; in keinem Lande macht ſie von dieſer Macht und Freiheit einen ſchlechteren Gebrauch. Eine Provinzialpreſſe, kann man ſagen, giebt es nicht. Folglich iſt nur der Pariſer Oppoſitionsgeiſt in der Preſſe

gründlich kennen, erschöpfend zu behandeln; dazu kömmt vor Allem der Parteistandpunkt. Frankreich kennt ja keine über den Parteien stehende „überzeugungslose“ Zeitung wie ie „Times“. Die Folge ist, daß jeder Mitarbeiter mehr der weniger seine individuellen Ueberzeugungen nach den rfordernissen der Parteiinteressen und dem Parteipro- amm beugen muß. Der schlimme Einfluß, den diese othwendigkeit auf seinen Charakter und Geist ausübt, ßt so wenig auf sich warten, als der, den er wiederum ngsam aber sicher auf das Publikum ausübt.

Der Journalist nun, verbunden mit den Pariser vokaten, Aerzten, Künstlern und Professoren untergeord- ten Ranges, fabrizirt die öffentliche Meinung, diese rannischste aller Gewalten, der sich jeder Franzose blind- gs unterwirft. Sie tritt heute Geister wie Sainte- euve und Renan unter die Füße, weil sie im Verdacht hen, nicht Alles im Kaiserreich schlecht zu finden; morgen hebt sie dieselben in den Himmel, weil sie in ihnen Ver- indete gegen die Kirche sieht. Sie war es, die Sadowa s eine Niederlage für Frankreich hinstellte: sie, die den Krieg gen Deutschland forderte. Sie ist die eigentliche Herrscherin on Paris und, um ihren Willen durchzusetzen, verbündet e sich bei den Wahlen mit der Masse der destruktiven artei, d. h. dem Arbeiter. Jules Simon, Favre, Picard, ambetta, Ferry — kurz, die ganze Pariser Opposition, ind mit Hülfe der Faubouriens in den gesetzgebenden örper gedrungen. Diese Erscheinung wiederholt sich häufig n den großen Provinzialstädten, wie Lyon, Bordeaux, Marseille und Lille, wo die Pariser Plagiarier der großen Revolution wieder plagiirt werden, indem einige Advokaten

gewöhnt ihn an einen rohen, cynischen Ton, der früh
unbekannt war in der französischen Presse.

Die politischen Journale haben das große Verdie
wenigstens in dieser Beziehung die guten altfranzösisch
Ueberlieferungen noch einigermaßen aufrecht zu erhalt
Kein Land kann sich rühmen, eine besser geschriebene Pre
zu besitzen: und dies ist um so wichtiger, als der ga
Journalismus ungenießbar wäre, wenn Geist, Witz, Hu
muth und Feinheit nicht die ewigen Tiraden über all
gemeine Prinzipien oder die unaufhörlichen Zänkereien de
verschiedenen Blätter unter sich belebten und mäßigten
Daß aber der französische Journalist sein Gefallen find
an allgemeinen Diskussionen, ist im Grunde sehr natürlich
ist er doch dem wirklichen Leben der Nation ganz fremd
Aufgezogen zwischen den Mauern eines Collège und, nach
meist glänzenden Studien, gleich auf den Gebrauch der
Feder angewiesen, ist er selten aus Paris herausgekommen,
kann kaum ein Haferfeld von einem Weizenfeld unter-
scheiden und hat von reellen Interessen keine andere Ide
als die er aus nationalökonomischen Werken schöpft.
Ueberhaupt hat er gewöhnlich seine ganze Weisheit aus
Büchern und Salons. Genährt mit abstrakten Ideen,
noch öfter mit Phrasen, unterrichtet in der Geschichte,
namentlich der französischen, den Kopf voller klassischer
Traditionen, kann er eben nur für Fragen der großen
Politik ein wirkliches Interesse haben, diese aber nur als
Dilettant und vom Standpunkte des Belletristen auffassen.
Tocqueville entwickelt in einem seiner schönsten Kapitel:
„wie die Litteraten die hauptsächlichen Politiker des Landes
wurden und welche Wirkungen daraus erfolgten“. Er

ist sie auf die Dauer unwiderstehlich: aber wie selten ist dies der Fall! Die Regel ist, daß die parlamentarischen und die außerparlamentarischen Regierungsfeinde von Paris mit einandergehen, natürlich nur zum Vortheile der Ersteren. So ist's denn nicht zu verwundern, wenn die Verbündeten aus Belleville oder Faubourg Saint-Antoine, nachdem sie zwanzig Jahre lang die Pariser Opposition unterstützt und nichts dabei gewonnen haben, endlich gewaltsam losbrechen und eine Revolution auf eigene Rechnung machen, wie in den Junitagen von 1848 oder in der Communezeit des Jahres 1871; was dann die liberal-conservative Provinz natürlich sogleich wieder in das Lager des blindesten Conservatismus treibt, während die witzige und beredte Pariser Opposition plötzlich ganz vom Erdboden verschwindet oder sich doch mäuschenstill verhält. Wehe, wenn einst beide Heere — das des blinden Aberglaubens und das des blinden Unglaubens — aufeinander prallen und in ihrem Anprall diejenigen Klassen der Gesellschaft erdrücken, welche Besitz, Bildung, Intelligenz vertreten und in allen Ländern der Welt die Nation im eigentlichen Sinne des Wortes bilden! Ein wenig Muth in dem gebildeten und wohlhabenden Bürgerthum der Provinz, etwas weniger Eitelkeit und systematische Opposition in der Elite der gelehrten Stände, welche sich in Paris zusammenfindet, die Verbindung beider gegen rechts und links, könnte die Katastrophe vielleicht noch beschwören — aber daran ist eben doch wohl kaum zu denken.

Wenn die Staatsmaschine trotz aller dieser nutzlosen Aufregungen noch immer fortarbeitet und im Ganzen recht erträglich fortarbeitet, so ist dies nur den trefflichen Ein-

verbreiten; in beiden aber vor allem, ſich ſelbſt ein
als geiſtreicher und gelehrter Mann zu machen, v
gar den Weg zum Parlament zu bahnen. Man w
das franzöſiſche Geſetz (loi Tinguy) unter dem Kai
die Unterſchrift forderte, und daß die Eitelkeit d
Zeitungsſchreiber noch immer den Brauch aufrech
welcher „der vierten Gewalt im Staate", wie r
Preſſe oberflächlich genug genannt hat, ſo nachth
Was aber die Preſſe ſo an direkter politiſcher Mc
büßt, bringt ſie auf der andern Seite wieder an in
geiſtigen Einfluſſe ein. Nur iſt und muß dieſer (
ſelbſt beim beſten Willen der Schriftſteller, ein hö
hängnißvoller ſein. Die tägliche Lektüre dieſer Z
— und man weiß nicht in welchem Maßſtabe
zwanzig Jahren zugenommen hat — muß ja di
deten allen Bücherleſens entwöhnen. Wird doch faſt j
Eſſay einer Zeitſchrift dem zerſtreuten, eiligen Leſer
Zeit zu zeitraubend und geiſtanſtrengend. Der Zerſt
und Eiligkeit der Zeitungsleſer aber entſprechen die
tungsſchreibers. Er muß faſt immer extemporiren.
Blätter haben, wie das „Journal des Débats", e
diges Perſonal von ſechs bis acht Redakteuren u
fliegenden Stab von hundert Mitarbeitern, ſo d
Artikel von einem Fachmann geſchrieben ſein kan
meiſten haben drei, vier Leute, welche eine ur
Bildung haben müßten, um das Publikum über
lehren zu können, oder doch wenigſtens die Zeit,
ſelber über jeden vorkommenden Gegenſtand zu b
Dazu kömmt der geringe Raum, über den ſie verfü
der ihnen nicht erlaubt, ein Thema, ſelbſt wenn

öpfend zu behandeln: dazu kömmt
tandpunkt. Frankreich kennt ja keine
nde „überzeugungslose“ Zeitung wie
olge iſt, daß jeder Mitarbeiter mehr
dividuellen Ueberzeugungen nach den
arteiintereſſen und dem Parteipro-

Der ſchlimme Einfluß, den dieſe
einen Charakter und Geiſt ausübt,
h warten, als der, den er wiederum
uf das Publikum ausübt.

nun, verbunden mit den Pariſer
inſtlern und Profeſſoren untergeord
irt die öffentliche Meinung, dieſe
valten, der ſich jeder Franzoſe blind
ie tritt heute Geiſter wie Sainte
ter die Füße, weil ſie im Verdacht
kaiſerreich ſchlecht zu finden: morgen
den Himmel, weil ſie in ihnen Ver
che ſieht. Sie war es, die Sadowa
Frankreich hinſtellte: ſie, die den Krieg
erte. Sie iſt die eigentliche Herrſcherin
hren Willen durchzuſetzen, verbündet
en mit der Maſſe der deſtruktiven
eiter. Jules Simon, Favre, Picard,
kurz, die ganze Pariſer Oppoſition,
Faubouriens in den geſetzgebenden
eſe Erſcheinung wiederholt ſich häufig
inzialſtädten, wie Lyon, Bordeaux,
o die Pariſer Plagiarier der großen
giirt werden, indem einige Advokaten

ohne Clienten, Aerzte ohne Patienten, Lehrer ohne Sch
und Journaliſten ohne Abonnenten die Jules Favre
Simon ſpielen und ſich mit den Arbeitern verbinden;
wöhnlich jedoch ohne Erfolg, da der lokale Einfluß
conſervativen Intereſſen in der Provinz doch noch zu g
der Werth der Provinzialdemagogen doch allzu gering

Dieſes Bündniß der Intelligenz und der Begehr
keit, der Pariſer Parlamentsoppoſition und der Pari
Aufſtandsarmee iſt es nun, das in gewöhnlichen Zeitläu
die liberal-conſervative Partei zum Bündniß mit der bl
conſervativen Maſſe des Landvolks treibt, bis der Augen
blick kommt, wo das Pariſer Ungeheuer gezähmt, bekehrt u
gebändigt zu ſein ſcheint, und man glaubt, wieder gefahrlo
mit der Pariſer Oppoſition gehen zu können. So trennt
ſich die gebildete Provinz von dem conſervativen Landvol
am 10. Dezember 1848, als ſie für Cavaignac, das Land
volk aber für Napoleon ſtimmte: während ſich am 18. Mär
1871 die Pariſer Parlamentsoppoſition von der deſtruc
tiven Maſſe der Hauptſtadt ſchied und den Schutz der Arm
anrief. Solche Momente ſind aber äußerſt ſelten: gewöhnlich
bildet Paris eine geſchloſſene oppoſitionelle, die Provinz
eine geſchloſſene conſervative Maſſe: zu einer dauernden
Verbindung der Pariſer Oppoſition und der gebildeten
Provinz kommt es nicht: die Eitelkeit der Erſteren, die
Aengſtlichkeit der Zweiten verhindern ſie immer und immer
wieder: denn Jene bringt es faſt nie über ſich, ſich Dieſer
unterzuordnen, was doch die conditio sine qua non eines
ſolchen Bündniſſes wäre. In den ſeltenen Fällen, wo
ſich die Pariſer Oppoſition zur Wortführerin des linken
Centrums macht, wie z. B. in den Jahren 1872—1878

uer unwiderſtehlich: aber wie ſelten iſt
: Regel iſt, daß die parlamentariſchen
ıentariſchen Regierungsfeinde von Paris
ıatürlich nur zum Vortheile der Erſteren.
zu verwundern, wenn die Verbündeten
Faubourg Saint-Antoine, nachdem ſie
; die Pariſer Oppoſition unterſtützt und
ıen haben, endlich gewaltſam losbrechen
n auf eigene Rechnung machen, wie in
1848 oder in der Communezeit des
) dann die liberal-conſervative Provinz
ieder in das Lager des blindeſten Con
während die witzige und beredte Pariſer
ganz vom Erdboden verſchwindet oder
ſtill verhält. Wehe, wenn einſt beide
nden Aberglaubens und das des blinden
einander prallen und in ihrem Anprall
der Geſellſchaft erdrücken, welche Beſitz,
nz vertreten und in allen Ländern
on im eigentlichen Sinne des Wortes
z Muth in dem gebildeten und wohl
ım der Provinz, etwas weniger Eitelkeit
Oppoſition in der Elite der gelehrten
in Paris zuſammenfindet, die Ver
en rechts und links, könnte die Rata
och beſchwören — aber daran iſt eben
ı denken.

atsmaſchine trotz aller dieſer nutzloſen
ımer fortarbeitet und im Ganzen recht
et, ſo iſt dies nur den trefflichen Ein

Dies in rohen Umrissen das Bild der Gestalt, welche das französische „Ideal" praktisch annimmt; dies die ungefähre Weise wie der „neuerungssüchtige, red- und rauflustige" Gallier, den der Römer schildert, sich mit seiner modernen Bildung abfindet; wie sich das Bedürfniß der Fronde und die Gewohnheit der Routine mit einander vertragen: wie das leidenschaftliche Temperament, das die rationalistische Cultur nur zurückgedrängt und überfirnißt, nicht gemildert und gezähmt hat, sich Spielraum verschafft; wie sich Humanitätsgelüste mit wilder Grausamkeit, Begeisterung mit Skepticismus, Selbsttäuschung mit absichtlicher Lüge, Herrschsucht mit Völkerbeglückungswahn im öffentlichen Leben Frankreichs paaren. Das eine aber, das noth thut, nicht um ein liebenswürdiges, geistreiches und geselliges, sondern um ein freies Volk zu werden: Wahrhaftigkeit, sittlicher Muth, Selbstbeherrschung — wird nicht erweckt noch großgezogen durch rationalistische Ideale. So lange aber diese Tugenden nicht gepflegt werden, wird auch der französische Staat nicht zur Ruhe in der Freiheit kommen. Frankreich wird nie in der Weise sinken, in welcher Spanien von so großer Höhe so rasch herabgesunken ist: sein materieller Reichthum, die Privattugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit des Familiensinns, der Ehrlichkeit, die noch allgemein herrschen, der skeptische Charakter seiner Bildung und Litteratur bewahren es vor wirthschaftlichem, sittlichem und geistigem Verfall. Daß es aber staatlichen Zuständen ähnlich denen Spaniens mit rascher Schritten entgegengeht, scheint außer allem Zweifel zu liegen.

Alexis de Tocqueville erzählte einst seinem Vertrauten, Nassau Senior, er habe einen alten Freund, einen Bene-



gs XVI. Regierungsantritte dreizehn
s war ein begabter und unterrich-
r in der Welt gelebt, Alles was er
. Erwägung gezogen hatte und deſſen
ch war. Dieſer gab die materielle
Zeitalters zu; aber er meinte, in
er Beziehung ſtänden die Franzoſen
ter ihren Großvätern, und Tocque-
. „Dieſe ſiebzig Revolutionsjahre“,
unſere freudige Zuverſicht, unſern
rtrauen, unſern Gemeinſinn, ſowie,
ßen Mehrzahl der höheren Klaſſen,
rtödtet, mit Ausnahme der gemeinſten
Eitelkeit und Begehrlichkeit.“ Dieſe
ntrioten ſind vom Jahre 1858.

Zweites Kapitel.

Napoleon III. und die Republikaner.

Wie alle Demokratien, welche die Geſchichte kenn
das moderne Frankreich, nachdem es eine geraume
lang thatſächlich eine Tyrannis war, ſeit fünfundzw
Jahren auch der Form nach eine ſolche geworden. (
hier nicht der Ort, den Werth dieſer Regierungsfor
unterſuchen: wie alle andern iſt ſie bald heilſam, bal
heilvoll, je nachdem das Principat in den Händen
Perikles oder Dionys, eines Trajan oder Domitian,
Coſimo oder Aleſſandro de' Medici iſt. Da ſie eb
perſönlichſte aller Regierungen iſt, ſo hängt bei ihr
als bei irgend einer andern von dem Werthe ode
Unwerthe der regierenden Perſönlichkeit ab. Im G
iſt freilich jede Regierung eine perſönliche: ſelbſt ei
liſcher Premier regiert allein durch die Macht ſeiner
ſönlichkeit, deren Fehler, widerſtreitende Anſichten, ja L
die herrſchende Partei im Einzelnen hinnehmen mu
ihre Anſichten und Intereſſen in der Hauptſache
zuſetzen und ſich mittelſt der perſönlichen Ueberleg

vielleicht die traditionelle Dynastie Frankreichs wiederbegründet und wäre selbst zugleich eine Partei geworden im Sinne der englischen Whigs. Ihr Irrthum war, zu glauben, daß sie es schon sei und sich mit der Partei zu vergleichen, welche hundertundfünfzig Jahre vorher Wilhelm III. aus dem Haag nach London rief. Seit 1830 ist die legitime Monarchie, insoweit sie auf Loyalismus und der Identifizirung dynastischer und nationaler Interessen beruht, todt, und wie's die Erfahrung zeigt, keiner Wiederbelebung mehr fähig. Seit 1830 hat sich keine regierungsfähige Opposition bilden können, weil die Opposition sich selber als Partei tödtete, als sie sich in der Person Louis Philippe's an die Stelle der unabsetzbaren Dynastie setzte.

Es bleibt uns übrig, die Herrscher, welche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Geschicke Frankreichs leiteten und leiten, sowie die kurze Zwischenzeit der Anarchie kurz zu charakterisiren, um obige Sätze an dem Lichte der thatsächlichen Wirklichkeit zu beleuchten.

I.

Nachdem das französische Volk acht Monate lang dem Treiben der unfähigen Ehrenmänner zugeschaut, die es nach dem Sturze der Julimonarchie unternommen hatten, seine Geschicke zu lenken, berief es am 10. Dezember 1848 einen fürstlichen Abenteurer mit dem Auftrage, ihm ein stabiles und geordnetes politisches Dasein zu verschaffen. An der Moralität des Mannes und seiner Umgebung schien ihm

Regierungsprinzip und das ganze Regierungssystem. S
kein permanentes Organ, wie Dynastie, Aristokratie o
Partei, existirt, in dem sich der Volkswille concentriren u
bethätigen könne: da sich dieser Volkswille eben nur in d
Regierenden, d. h. dem Inhaber der Executivgewalt c
centrirt und bethätigt, so fällt der Staat zusammen, so
die Cabinetsfrage gegen diesen Regierenden entschieden w
es ist Niemand und Nichts da, provisorisch seine St
einzunehmen.

Frankreich ist nun in diesem Falle, seit es seine legi
Dynastie umgestürzt hat, ohne weder eine Aristokratie, n
zwei geordnete, mächtige Parteien zu besitzen, die sie hä
ersetzen können. Bald giebt sie einem Soldaten, bald ei
Redner, bald einem Präsidenten, bald einem Premiermin
die Regierung: aber mit unfehlbarer Sicherheit führt
Sturz des Regierenden den Zusammensturz der Regier
nach sich: daher wir ohne Widerspruch alle Regierun
formen, welche Frankreich seit fünfundachtzig Jahren
über sich ergehen sehen, als Principat, Tyrannis, C
rismus bezeichnen dürfen. Von den neun Katastrop
welche mit dem Sturz des Regierenden den Zusamm
sturz der Regierung nach sich zogen (1792, 1794, 17
1814, 1815, 1830, 1848, 1851, 1870), mögen die
1848, 1851 und 1870 moralisch die wenigst entschuldb
gewesen sein: die politisch verhängnißvollste war jed
falls die von 1830, zu welcher oberflächliches Analogis
mit der englischen Revolution von 1688 die geistrei
und persönlich-ehrenhaften Führer der liberalen Doc
verleitete. Hätte sich die liberale Opposition im J
1830 mit dem Sturze Polignac's begnügt, so hätte

wählte demgemäß ihm bekannte Royaliſten, Papiſten oder Liberale in die Nationalverſammlung. Daher der Widerſtreit zwiſchen der Executive und der Legislative, zwiſchen Cäſar und dem Senate, während der Jahre 1849, 1850, 1851. Erſt als es offenbar war, daß Pompejus-Changarnier das Elyſée beſetzen würde, wenn man ihm nicht zuvorkomme, überſchritt der Neffe Cäſar's den Rubicon und kam zuvor. Hätte er warten können, die Maiwahlen des Jahres 1852 würden ihn ſicher in ſeiner Herrſchaft beſtätigt und ihm ſeine Aufgabe ganz ſonderbar erleichtert haben. So wie die Sachen lagen, mußte er nicht nur das Geſetz gegen ſich haben, ſondern auch die Gebildetſten wie die Rechtlichſten der Nation, unter welche wir natürlich diejenigen nicht rechnen, welche in wahrhaft unglaublicher ſittlicher Begriffsverwirrung dem Manne den Eidbruch vorwerfen, den ſie ſelbſt durch Eidbruch vom Throne geſtoßen. In achtzehn Jahren nicht unrühmlicher noch unverſtändiger Regierung vermochte er nicht dieſen Flecken der Geburt loszuwerden; und als er es endlich dahin gebracht zu haben ſchien, war es zu ſpät. Genöthigt, ſich mit fähigen, aber gewiſſenloſen Werkzeugen zu umgeben, ſelbſt nicht unfähig — freilich auch nicht gewiſſenhaft — hatte er die Rolle eines italieniſchen Tyrannen des Quattrocento zu ſpielen: und in der That einigten ſich in dem Neffen des Corſen in merkwürdiger Weiſe die Fehler und Tugenden der Sforza und der Medici.

Die Geſchichte kennt wenig Charaktere, die ſo komplex wären wie der Napoleon's III. Neben einem fataliſtiſchen Grundzuge die ſtete Beſtrebung, der lebendigen Kraft der Geſchichte ihre Wege vorzeichnen zu wollen; bei vollſtän-

ebensowenig gelegen, als an der möglichen Verbin
Freiheit mit jener wiederherzustellenden Ordnung.
den Willen aller Gebildeten, trotz des Druck
Regierung, welche die ganze Beamtenmaschine in
Hand hielt und in Bewegung setzte, wählte das
Neffen Kaiser Napoleon's I., der schon zweimal
als Prätendent auf den Kaiserthron und Erbe seines O
aufgetreten war. Nur Kinder oder Fanatiker
nehmen, daß die Nation mit dieser Wahl unter
Umständen etwas Anderes als die Wiederaufrichtung
cäsarischen Monarchie beabsichtigte, welche fünfzig J
früher Gesetz und Ordnung in dem vielgeprüften und
schütterten Lande hergestellt hatte. Der französische
hatte damals, wie zur Zeit des 18. Brumaire, nur
politische Ideen oder vielmehr zwei politische Gefühle:
der Anarchie und Furcht vor einer Rückkehr zum ancien
régime mit seinem Gefolge von Frohnden, Zehnten,
ausgabe der Nationalgüter und anderer Schreckbilder
spectiver Einbildungskraft. Der Name Bonaparte,
revolutionärer Ursprung und seine Traditionen verbürg
ihm das Ende der Anarchie und die Nichtwiederherstell
des alten Régimes. Das genügte ihm, sobald die Fa
sich in der logischen Einfachheit des Plebiscites mit sein
schreckenhaften Entweder Oder darstellte.

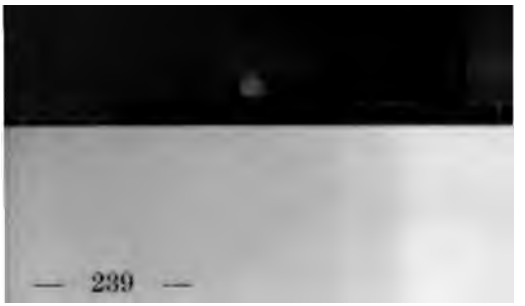
Ganz anders gestaltete sich die Sache in den Au
des Bauern sobald nicht über das Allgemeine, sond
über Oertliches und Persönliches zu entscheiden war:
verfiel dann wieder sogleich der Herrschaft der örtlich
und persönlichen Einflüsse, d. h. er nahm die Leitung
Gutsherrn, des Pfarrers oder des Schulmeisters an

als jene ſchlauen, machiavelliſtiſchen, weitausſehenden, feingewobenen Pläne der Herrſchſucht, wie ſie ein Auguſtus erſinnen mochte, und wie ſie die öffentliche Meinung Europas dem Manne des 2. Dezember ſo gerne unterſchob. Aber weil keine Ader von Reinecke in ihm war, ſo war er darum noch nicht Boldewyn, wie man es im Beginne ſeiner Laufbahn wohl anzunehmen pflegte.

Gewiß iſt in dem ehemaligen Verſchworenen keine Spur vom traditionellen geſchulten Staatsmann der Partei, der nur in ariſtokratiſchen Staaten aufkommt, und ſich für uns im jüngeren Pitt verkörpert; noch weniger vom politiſchen Genie eines Mirabeau, das zugleich mitten in den Dingen und hoch über ihnen ſteht, bei dem Leidenſchaft und höchſtes Wollen durch einen wohlthuenden Skepticismus gemäßigt, Ehrgeiz und praktiſcher Sinn durch die erhabenſten Ziele geadelt, das ganze Handeln von einer tiefen philoſophiſchen Bildung getragen werden. Auch von den zwei großen Staatsmännern unſerer Zeit iſt Napoleon III. durch eine Kluft geſchieden: ihm iſt der derbe Naturalismus Bismarck's fremd, der mit den ihm zugetheilten Karten kühn und klug zu ſpielen ſich begnügt, ohne vom Zufall mehr zu verlangen als er gegeben, ohne ein weiteres Ziel ſich zu ſtecken als den Gewinn der Partie; aber fremd iſt ihm auch die ſtählerne Biegſamkeit, die Cavour aus Richelieu's und Mazarin's Schule gelernt zu haben ſcheint und die, trotz allen Blendwerks von parlamentariſchem Flitter, doch immer eine echtmonarchiſche, ja dynaſtiſche Idee verfolgte. Wie ganz anders Napoleon III., der die Pläne eines Tiberius Gracchus mit den Mitteln eines Catilina, mit dem Temperamente eines Cromwell zu verwirklichen geſucht

diger moraliſcher Indifferenz, für welche d
und Schlecht, Mein und Dein nicht zu e
und die weder vor Eidbruch, noch vor
eine menſchliche Herzensgüte, die Alle ge
königlichen Tugenden und Fehler der ve
Freigebigkeit, der unzeitigen Milde, der rück
barkeit, der blinden Verwegenheit, die dem
anſtehen, wenn ſie ihn auch mehr zieren al
Fürſt verſtand ſo wie er die Inſceneſetz
zöſiſchen Hofes; keiner übte beſſer die Kun
Freunde und der Wohlthaten zu erinnern,
aber und ihre Angriffe kein Gedächtniß z
der utopiſtiſchen Conception des Revolutio
merkwürdig die Zähigkeit und die Geduld
Nie hat die Eitelkeit ſeinem Ehrgeiz einen
und dieſer Ehrgeiz ſelbſt war beinahe un
befriedigt, ſich für ein Werkzeug der Geſch
Durch und durch idealiſtiſch geſtimmt, kan
kleinen Zug ſchadenfroher Ironie nicht ver
und ſcheinbar ſicher in ſeinen Entſchlüſſen,
jedem Einfluſſe zugänglich, weil er das
im Auge behält und nur über das Wie vo
Motiven ſich leiten läßt. Nichts iſt dieſer

*) Der Undank und der unverſöhnliche Groll
Orleans iſt eine einzige, ſchwer zu reimende Ausnah
revolutionären Antipathie gegen die Bourgeoiſie
Legitimitätsgefühle zuzuſchreiben iſt, das in jener
patoren der den Bonapartes zukommenden Rechte
revolutionären Thron ſah; vielleicht auch dem
orleaniſtiſchen Umtriebe und parlamentariſchen J
der Präſidentſchaft, 1848—1851.



achiavelliſtiſchen, weitausſehenden, fein-
er Herrſchſucht, wie ſie ein Auguſtus
wie ſie die öffentliche Meinung Europas
Dezember ſo gerne unterſchob. Aber
on Reinecke in ihm war, ſo war er
ldewyn, wie man es im Beginne ſeiner
nehmen pflegte.

dem ehemaligen Verſchworenen keine
llen geſchulten Staatsmann der Partei,
iſchen Staaten aufkommt, und ſich für
itt verkörpert; noch weniger vom poli-
Mirabeau, das zugleich mitten in den
ber ihnen ſteht, bei dem Leidenſchaft
durch einen wohlthuenden Skepticismus
d praktiſcher Sinn durch die erhabenſten
anze Handeln von einer tiefen philo-
getragen werden. Auch von den zwei
nern unſerer Zeit iſt Napoleon III.
hieden: ihm iſt der derbe Naturalismus
t mit den ihm zugetheilten Karten kühn
ſich begnügt, ohne vom Zufall mehr
gegeben, ohne ein weiteres Ziel ſich zu
inn der Partie; aber fremd iſt ihm
iegſamkeit, die Cavour aus Richelieu's
ule gelernt zu haben ſcheint und die,
ks von parlamentariſchem Flitter, doch
archiſche, ja dynaſtiſche Idee verfolgte.
Napoleon III., der die Pläne eines
mit den Mitteln eines Catilina, mit
ines Cromwell zu verwirklichen geſucht

und nahezu das Höchste erreicht, weil ihn sein Stern
rechten Stunde in die Geschichte warf und so lange
seinem Stern zu folgen wußte:

ma solo un punto fù quel che lo vinse.

Denn es scheint das Verhängniß der Nation, daß ih
Idealisten den Sinn für's Reelle verlieren, ihre Realiste
wie Louis Philippe, das Ideale nicht sehen können!

Napoleon III. ist freilich keine französische Natu
aber seine politische Bildung ist ganz unter dem Einflu
des französischen Ideals von 1789 und 1800 geblieb
Ein karger Redner und ein ungemäßigter Schreiber, ha
er weder die Gabe, sein Volk zu begeistern, noch es
überzeugen, noch ihm zu gefallen durch seine Worte, wä
rend seine Ideen und seine Handlungsweise dem Mitt
schlag der französischen Nation wunderbar entsprach
Seine mangelhafte Schulbildung, seine Lebensschicksale u
die bizarre Mischung imperialistischer Ueberlieferung
karbonarischer Jugendeindrücke, wissenschaftlicher Studi
englischer Erfahrungen, journalistischer Bildung, plebejis
aristokratischer Antipathien gegen die Prosa des Bürg
thums, das ihm die Juliregierung verkörperte, haben d
räthselhaften Natur des Mannes nicht vergönnt, sich ha
monisch auszubilden; und zur widerspruchsvollen Anla
gesellte sich ein widerspruchsvolles Geschick, das seine A
schauung der Dinge mächtig bestimmte. Niemand dur
schaute besser die Bedürfnisse der Neuzeit und die E
strebungen der Völker; und doch giebt es wenige Staat
männer, die ihn an Menschenkenntniß nicht überragten od
die gleichgültiger als er gegen den persönlichen Werth d



Einzig unter den Souveränen Europas,
rgerlichen Verhältniſſen gelebt, war er
ı franzöſiſchen Staatsmännern, weil er,
as Ausland kannte. Beides hat ihm
: gewährt; beides hat ihm vielfach ge-
zum Fall gebracht. Der Fürſt hat
ſchließlich dem ſolidariſchen Intereſſe
onarchien gefährlich werden mußten;
den gerechten Beſtrebungen fremder
hie bewieſen, die ihm ſeine Landsleute
en, und er hat bitter erfahren müſſen,
ı nicht ungeſtraft der Standes- oder
nden entrathet.

ziemt es, einen Wohlthäter Europas
dem Manne zu ehren, deſſen Name das
s Jahrhunderts, trotz des Mitlebens
doch ſtets bezeichnen wird. Ihm dankt
n Theile jene Zerſtörung des ruſſiſchen
ı Alp auf uns laſtete,*) und die
iligen Allianz, die ſelbſt die März-
te zertrümmern können; ihm die Er-
burgiſchen Macht; ihm den friſcheren
italieniſchen Kriege in das ſtaatliche

r dieſe Worte im Jahre 1872 ſchrieb, konnte
lb Europa fünf Jahre ſpäter von Neuem in
lbare, Furcht vor dem machtloſen Popanz
ürde. „Und noch weniger hätte er ahnen
äter daſſelbe Frankreich ſich mit Rußland ver-
ı verſtehen würde, die Rolle eines Trabanten
(Anm. der Herausgeberin zur 4. Aufl.)

Leben des Feſtlandes gekommen; ihm die freiere Han
politik und jene Beſeitigung aller Schranken des Ver
die man nicht genug preiſen kann; ihm endlich die
theidigung des katholiſchen Europas gegen den i
drohenderen Jeſuitismus. Frankreich aber dankt ihm
zehn Jahre der Ruhe und Sicherheit, während der
der Reichthum des Landes beinahe verdoppelt; die
fizierung des Staatsintereſſes mit dem der Mitte
durch die Nationalanleihen: die wirthſchaftlichen
heiten endlich, die dem Handel und der Induſtrie di
gelöſt. Fern ſei es, die Schattenſeite dieſer ab
Regierung zu verhehlen: die traurige, wirklich katili
Umgebung des Monarchen, die auf die franzöſiſche
ſchaft ſo unheilvoll gewirkt: den Urſprung, blut
kothig zugleich, des neuen Regimes; das Aufkom
Skandalpreſſe, welche das leſende Publikum vergift
wachſende Furchtſamkeit und Servilität aller Beam
Demoraliſation eines Theiles der Juſtiz; vor All
Todtenſtille, die neun Jahre lang über dem Lande l
jene vergeudeten Millionen, welche die öffentlichen Fi
zerrüttet, ohne zu verhindern, daß die franzöſiſche
von der groben Krämerpolitik gedemüthigt, aus der
atlantiſchen Ferne zurückkehrte. Sobald aber die F
ausblieb, war's auch aus mit der Audacia, und o
erzwingt man die Gunſt der launenhaften Göttin
Der mexikaniſche Mißerfolg — herbeigeführt dur
dem Kaiſer, wie vielen Politikern, unerwarteten S
Nordſtaaten Amerikas — machte ihn irre an ſich
raubte ihm die Entſchließung, die Sicherheit, welche
die erſte Eigenſchaft des Staatsmannes bleiben.



unkheit, welche ſtets die Willenskraft
ten das Uebrige: und ſo beging er ſeit
n's wie im Dunkeln taſtend, bald vor-
zurückziehend, alle jene Fehler, welche
eines Volkes Ruin herbeiführten.
an nie die Mitſchuld des Landes. Die
eute die Nation von dem Gefallenen
t der ſie ſich über ihn ausſpricht, iſt
Züge des modernen Franzoſen. Denn
und unredlich, feige und unwahr zu-
Glückliche der napoleoniſchen Regierung
eanſpruchen, ſollte es ſelbſt gegen den
er jedenfalls ohne Befragung derſelben
ſein, wie der Krimkrieg, die Befreiung
Handelsvertrag mit England; alles
nglückte aber von ſich abwälzen, vor
n Krieg, in den die Nation*) den der
beraubten alternden Herrſcher gegen
d Wollen hineingeriſſen. Das Wachſen
thums, heißt es, war in der Natur der
ohne Napoleon III. eingetreten: aber
heruntergebracht, hat uns arme Fran-
ie wir ſo tugendhaft waren, ehe wir
lſchaft kamen und man uns ein ſo
ie jetzt wieder ſo tugendhaft geworden

von ſelbſt, daß ich hier wie überall mit der
ieriſche Mehrheit des franzöſiſchen Volkes,
„öffentliche Meinung“ verſtehe, wie ſie ſich
ten Ständen, unter den Politikern und den
) ausſpricht.

sind, seit wir uns selbst zurückgegeben sind. Sc
vor dem Kriege war es Mode gewesen in Paris
Regierung des Kaisers als von einem aufgez
Despotismus zu reden: ein Despotismus freilich
im Grunde ein milder, toleranter; aber aufgezwu
er nicht. Ohne Zweifel hatten die Gebildeten,
mäßigten, wie schon bemerkt, im Dezember 184
haltung der Republik, als der einmal bestehend
gewünscht, und für Cavaignac gestimmt; die Mas
Cavaignac's Regierung nicht „persönlich" genug
freiwillig den Erben des großen Napoleon an
gerufen, und wer nicht blind war, erkannte die
dieser Wahl schon damals. Drei Jahre später
der Präsident durch einen Staatsstreich der unum
Gewalt bemächtigte, war er freilich für Paris ein
Usurpator und Freiheitsmörder; und ihm ist
blieben:*) der Pariser sah, selbst nach der Wiederei
der parlamentarischen Regierung am 2. Januar 1
immer die Blutstropfen an der Hand des Thro
und er würde sich selbst mit seinem Sohne nic
Dauer versöhnt haben, da er sich ja überhaupt
entschließen kann, eine bestehende Regierung anz
Die Provinz jedoch jubelte dem „Retter des La

*) Was die Pariser Bourgeoisie betrifft, so verlan
so heiß nach dem „Retter der Gesellschaft" wie die Provi
falsigen Bezweiflern dieses, empfehlen wir die Briefe
Walter Bagehot an das englische Blatt „The Inquir
Verfasser kaum des Bonapartismus verdächtig sein wird
(um nur eine französische Autorität anzugeben) die „Ch
der antibonapartistischen „Revue des Deux
(Déc. 1. 1851), zu lesen.

r aufrichtig. Hätte der Präſident die
ſetzte Neuwahl abwarten können und
bei der gereizten Stimmung der
einſtimmig hätte ihn die Provinz, dem
iedererwählt.
e Volksvertretung niederwarf, zu einer
m ganzen Feſtlande die Reaktion ſeit
riumphirte, da war die Mehrheit des
ihm, entſchiedener hinter ihm als die
ſchen Volkes hinter dem Miniſterium,
ſtituirenden Steuerverweigerer heim-
ılverſammlung war, wie die von 1871
ihres Daſeins, von allen Seiten an-
rüttelte ſie zu viel, den Andern nicht
k. Es war ein buchſtäbliches ruere
vie dasjenige, dem wir ſeit 1871 bei-
damals zu Gunſten eines ſchweig-
ſen Alleinherrſchers, während es jetzt
und ſkeptiſchen petit bourgeois, bald
r, bald einem leidenſchaftlichen Tribun
ıkreich war der Unordnung, der Un-
es war der Freiheit ſatt: man weiß,
ſe, leicht erregte Volk nach einer ge-
zuſammenſinkt. Im Jahre 1851
ung, Ruhe und Unfreiheit. Napo-
in reichſtem Maße, mit dem Vor-
gekommen, „das Gebäude zu krönen“,
zu beſchränken: und wir ſind über-
t war redlich gemeint, wenn auch die
war.

Erneſt Renan in ſeinen unübertrefflichen geſchi
philoſophiſchen Studien über die politiſche Lage Fr
reichs, geſchrieben im Herbſte 1869 und wieder verö
licht im Laufe des Jahres 1872, theilt noch die Auf
derer, die bei dem Kaiſer, zur Zeit ſeines Regierun
antrittes, ein Ideal des ruhmreichen und aufgeklärten M
tärdeſpotismus vorausſetzen, das ihn die Verhältniſſe n
hindert hätten zu verwirklichen. Wir können dieſer M
nung nicht beipflichten. Gewiß: der Gefangene von H
hatte Ideale, ein politiſches und ein ſoziales. Keines v
Beiden hat er zu verwirklichen gewußt; aber während
ſich wohl bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſchon in e
ſamen Stunden geſtehen mochte, daß „nicht alle Blüth
träume reiften“ und er mit Allem, was er für die arb
tenden Claſſen gethan, nicht um ein Haarbreit jener Löſu
der ſozialen Frage näher gekommen ſei, ſo mochte
anders von ſeinem politiſchen Ideale denken, das, wie i
glaube, von jeher im Einklange mit gewiſſen Bedürfniſſ
unſerer Zeit und Frankreichs, mit den Beſtrebungen ein
gewiſſen Richtung des franzöſiſchen Geiſtes, mit gewiſſ
Anſchauungen und Intereſſen der modernen, demokratiſch
Geſellſchaft war. Als Louis Napoleon, nach dem Staat
ſtreiche vom 2. Dezember 1851, eine Verfaſſung verkü
digte, die er ſelbſt als unvollſtändig anerkannte, als er d
bedeutſame Wort von der „dereinſtigen Krönung des G
bäudes durch die Freiheit“ ausſprach, war es ſicher weh
ſeine Ueberzeugung noch ſein Wille, die Militärdiktatur a
immer in Frankreich zu begründen, war es ſicher ſein no
unbeſtimmter Vorſatz, einſt dem demokratiſchen Gleichheit
ſtaate auch die Freiheit zu geben. Aber welche Freih



' und wie gedachte er ſie zu gründen?
n, wie vage die Ideen, wie ungenügend
Erfahrung und der ſtaatsmänniſche
rten Herrſchers waren.
d herangewachſen im Haſſe der Bour-
milie Orleans, die dieſe Bourgeoiſie in
r Anderer Augen, verkörperte; Zeuge
t und leeren Geredes der franzöſiſchen
ühl, daß Frankreich, dem Lande der
Grundbedingungen des Parlamentaris-
Antipathie gegen jene proſaiſch-bürger-
und jene Kaſte der 200,000 Höchſt-
rankreich herrſchten; betroffen von der
rkehr der Thronumwälzungen und der
niſterverantwortlichkeitgeſetze, hatte er,
ner Zeit und ſeines Landes, ſeine Ab-
yſtem zu bringen geſucht, hatte er eine
ſung geträumt mit einem Monarchen,
tten an der Spitze — denn die bona-
Tradition war ſo ſtark in ihm als die
n Parlamentarismus, der ihm nichts
die Herrſchaft der Geldariſtokratie.
Idee eines „verantwortlichen Kaiſers"
eniale Naivetät bezeichnen: ſie war die
rochene, in einen Geſetzesparagraphen
hre von ſieben Revolutionen; ſie ſprach
ch die conditio sine qua non jeder
g in Frankreich aus, eine Bedingung,
er einſtige Vorkämpfer der Miniſter
ls die Grundbedingung ſeiner eigenen

Regierung aufstellen und vertheidigen mußte — es w
ist die Theorie des demokratischen Principats.

Freilich war jene monarchische Gleichheitsre
mit Berufung ans Volk, mit Verantwortlichkeit des F
mit kommerzieller und industrieller Freiheit, mit derei
Preß- und Vereinsfreiheit und mit, dem Staatsober
allein verantwortlichen, Commis, statt von der Lan
tretung abhängiger Minister — freilich war sie ei
märe, sobald man sie sich mit Erblichkeit verbund
ohne periodische Straßen- oder Palastrevolutionen
noch chimärischer aber war gewiß der Plan der R
rung. Ihm, dem Schwärmer und Idealisten, s
ohne Zweifel vor der Seele das Bild jenes Wilhel
von England, mit dem sein Hephästion-Persigny
gerne zu vergleichen pflegte: aber dem Schwärm
Idealisten entging natürlich die charakteristische Grö
helms, des Staatsmannes. Er hoffte nach einem
die Weltgeschichte zu leiten, während jener, nur bed
Aufgabe jedes Tages zu erfüllen, seine Ziele d
ständen anbequemte. Auch mußte der chimärische
kömmling, nachdem er es lange, um mit Egmont z
versucht „mit großen Plänen, Projekten und G
. . . wie er Alles zurechtrücken, unterwerfen und
menhalten wolle, . . . weite Meere nach einer vorge
Linie zu durchsegeln," doch am Ende, wie der gro
länder, sein Schiff nach Wind und Strömung lenken u
danken, daß er es in diesen Stürmen so lange vom
gehalten. So unsicheren Schrittes er auch nach
Ziele streben mochte, ein Ziel hatte der Mann im
Auge, von dem sein Halbbruder Morny treffend s



n eine fixe Idee zu benehmen, als einen
n. Dies Ziel war unſtreitig das, der
:nen Staats unter dem Zepter der
zu werden — einer Dynaſtie, die ihm
n, der aus der Revolution hervor-
chen Geſellſchaft ihren wahren ſtaat-
zeben.

II.

:en Ziele der endlichen Befeſtigung
der Dynaſtie Bonaparte ſchien Napo-
1870 näher gekommen zu ſein, als
— aber nur, um der Welt einen Be-
daß Frankreich der parlamentariſchen
haus unfähig iſt. Was der Geſetz
richtig geſehen hatte, war den blöden
n Herrſchers offenbar entſchwunden:
n er die Miniſterverantwortlichkeit an
ıen Verantwortlichkeit ſetzte, war's um
s um Thiers' Macht geſchehen ge-
er ſich zur Unverantwortlichkeit hätte
wie's thatſächlich um die Gewalt Mac
war, ſeit er die Miniſter der Mehr-
wozu ſich wohlweislich Thiers nicht
llen. Napoleon's III. größter Feh-
eingeſehen zu haben; ein verzeih-
Warum ſollte er nicht, wie ganz
einzigen Januartagen, glauben, er wie
langerſehnten Ziele angelangt, wenn

es auch in einer anderen Gestalt, als der der Verantwortlichkeit erschien, wenn er auch auf e ren als dem gehofften Wege der allmählichen Zugeständnisse dahin gelangt? In der Tha Wirklichkeit den ideal vorgezeichneten Plan gai durchkreuzt oder gar zerrissen. Was das G Gnade sein sollte, war von der ungeduldigen der kaiserlichen Vorsehung abgetrotzt, aus den rungen worden; jene Stellung des constitutionel chen, die zu brandmarken zur Ueberlieferung parte's gehörte, — man erinnert sich der W leon's I. über das cochon à l'engrais, dessei Sieyès zugedacht — er hatte sie selbst übernehr und das Volk regierte nicht mehr durch ihn, soi seine parlamentarischen Minister. Und doch schien das Ziel darum nicht minder: Jakobiten taner waren des langen Harrens müde gen „alten Parteien", insofern sie auf Personen waren versöhnt, freilich aus Ueberdruß, Ung Ueberlegung mehr, als aus Sympathie und Be aber sie waren versöhnt. Legitimisten, Orlea publikaner selbst — der Cavaignac'schen Farb die Waffen niedergelegt; was noch unter der Republik kämpfte, war keine politische Partei, Sozialismus: gefährlich und bedrohlich genu Augenblick jedoch ohnmächtig und auf das Reden

Nur wenige standen noch grollend und „ lich" abseits. Es ist keine Tugend, murrten s raubten Heller um Heller das Geld wiederzu man ihm mit der Börse gestohlen: aber die S

rlichſt, ausdrücklichſt, freiwilligſt, ohne
r ſie ihm anvertraut worden, und Nie
h nur träumen, daß er etwas davon
ls er plötzlich am 24. November 1860
Körper die Oeffentlichkeit, die Rede
kſamere Controle des Budgets wieder
e des Schrittes wurde im Augenblicke
ngeſehen: man fühlte, daß etwas Be-
ohne ſich davon Rechenſchaft ablegen
b ſich die Augen, blickte um ſich und
nicht woran man war. Nach kurzem
: indeß bald der Kampf: ein Theil der
1 — die Pariſer Republikaner und
ıdten ſich an die Nation, und riefen
as Gericht der Oeffentlichkeit, die ſie
te. Wie gefährlich der Krieg war, den
„Fünfe“, in der Preſſe die geiſtreichen
ournal des Débats“ gegen die Dynaſtie
jenbar. Dieſe talentvollen, wenn auch
jen, perſönlich ehrenhaften, wenn auch
) loyalen Gegner waren es, die eben
zur Sache der Freiheit, als aus An
Republik oder die Familie Orleans, dem
eigten, daß die blendende Münze des
otismus auch ihre Kehrſeite habe. Die
des Kaiſers wurde bloßgeſtellt: die
rde gelenkt auf eine verſchwenderiſche
. auf die Finanzen von Paris: der
tliche Macht des Papſtes entfremdete
es, ohne die andere zu befriedigen: die

Leiden, welche der Handelsvertrag für die nördlichen
partements nach sich zog, verstimmte einen dritten Theil;
gargwohnte Einfluß der wenig geliebten „Spanier
setzte böses Blut bei einem vierten. Die abenteuerli
transatlantischen Unternehmungen und, mehr als Alles,
Schlacht von Königgrätz wendeten vollständig den S
der Nation: man fing an zu glauben, nicht Alles sei v
kommen an dem kurz vorher noch als Ideal angeseh
aufgeklärten Absolutismus: das tiers-parti oder l
Centrum bildete sich.

Der Kaiser sah, man wußte ihm wenig Dank
seine freisinnigen Maßregeln auf wirthschaftlichem Geb
er sah, ein neuer Schritt müsse geschehen auf dem Ter
der politischen Freiheit. Er that ihn, nicht mehr gan
motu proprio wie im Jahre 1860, doch immer noch
befehlerisches Drängen der öffentlichen Meinung.
Brief vom 19. Januar 1867 ist in Aller Andenken.
versprach eine neue Ausdehnung der parlamentari
Prärogative, sowie der Presse und des Versammlu
rechtes. Der Kaiser that mehr und weniger als man
langte, indem er diese Zugeständnisse machte; das
sammlungsrecht hat von jeher nur des lieben Prin
wegen auf den Programmen der französischen Liber
figurirt: es widerstrebt dem Geiste und den Sitten
Nation, wie es den unserigen durchaus gemäß ist:
Napoleon III. war eben ein Mann der Programme,
Inscenesetzung, der Gesammtreformen. Leider hatte er
länger, wie sechs Jahre früher, in Morny einen Sta
mann im cäsarischen Stile an seiner Seite. Napoleon
war nie ein Mann der Ausführung: ihm fehlte der

Nationalwillens, der „öffentlichen Meinung", wieder allmächtig in ihre Rechte. Der Kaiser mußte sein Ministerium entlassen und schrieb am 27. Dezember 1869 jenen denkwürdigen Brief an Emile Ollivier, in dem der absolute Herrscher, der achtzehn Jahre so gut wie unumschränkt regiert, seinen festen Entschluß kund gab, ein constitutioneller Monarch zu werden.

Nichts konnte korrekter sein als das Betragen Napoleon's III. seit jenem Tage: Nicht mit einem Worte mischte er sich in die schwierige Zusammensetzung des Ministeriums, mit der er Ollivier betraute. Kaum war es constituirt, so übergab er ihm die Vollgewalt. Es verlangte den Sturz Haußmann's, des Mannes, an dessen Rettung ihm so viel liegen mußte; er ließ ihn fallen. Der Minister des Auswärtigen forderte Verzichtleistung auf die direkte Correspondenz des Souveräns mit den kaiserlichen Gesandten; der Kaiser verzichtete auf sein liebstes Vorrecht. Das neue Ministerium verlangte eine Entwaffnung um ein Viertel; der Kaiser willigte ein. Schon ein halbes Jahr vorher waren alle Preßprozesse sistirt, eine allgemeine bedingungslose Amnestie erlassen worden. Absolute Preßfreiheit und unbeschränktes Vereinsrecht hatten schon dem bekannten Schmutzjournalismus und der alten Clubtollhäuslerei seit Monaten Thor und Riegel geöffnet. Das ministerielle Programm, das allen seit Jahren erhobenen Forderungen der Opposition gerecht werden sollte, war vom Kaiser bewilligt. Auch das Ministerium schien aufrichtig. Ohne die besten Köpfe Frankreichs in sich zu vereinigen, hatte es für die „öffentliche Meinung" — wenigstens bis zum Austritte Daru's und Buffet's — Vortheile, deren

herzustellen; die kaiserlichen Zugeständnisse konnten den Gegnern des Kaiserreichs nützlich sein, welche die gemeine Unzufriedenheit fortan nur um so dreister heftiger schüren konnten, und denen die Ungeschicklic oder die mala fides der mit Ausführung jener Zugeste nisse betrauten Minister fortwährend in die Hände arbei Namentlich wurde aber jetzt erst mit consequent planvollster Tücke die „Erniedrigung Frankreichs d Sadowa" gegen den Mann ausgebeutet, der Sadowa l geschehen lassen. Um diese Zeit war es, als die vornel Frondeurs der liberalen Doctrin den rohen Ausfällen schmutzigen Witzen eines Winkeljournalisten, Namens H Rochefort, beifällig zulächelten und der geistreichen findung eines jungen Winkeladvokaten, Namens Gamb dem sogenannten „Unversöhnlichkeitsprinzip" Be klatschten, ohne zu bedenken, daß man nie ungestraf solchen Bündnissen hinabsteigt.

Unter solchen Umständen fanden die Wahlen von 1 statt, durch welche die Minderheit, d. h. die Vertreter sogenannten öffentlichen Meinung, in der Kammer deutend vermehrt wurde. Der Kaiser verstand den L nicht; hielt sich an den Buchstaben des parlamentaris Gesetzes, ließ zwar Rouher fallen, aber setzte dessen treue Adjutanten Forcade de la Roquette an die Stelle. Opposition hielt sich für geprellt; und nur die to Streiche und das bedrohliche Gebahren der radikalen Wü in Paris verhinderten den Ausbruch dieses Unwill Kaum war diese Gefahr für den Augenblick in den Hin grund getreten, kaum hatte der Herrscher versprochen, die Ordnung zu hasten", so trat die Strömung



: „öffentlichen Meinung“, wieder all-
t. Der Kaiſer mußte ſein Miniſterium
) am 27. Dezember 1869 jenen denk-
Emile Ollivier, in dem der abſolute
ehn Jahre ſo gut wie unumſchränkt
Entſchluß kund gab, ein conſtitutio-
werden.
orrekter ſein als das Betragen Napo-
m Tage: Nicht mit einem Worte
die ſchwierige Zuſammenſetzung des
er er Ollivier betraute. Kaum war
rgab er ihm die Vollgewalt. Es ver-
außmann's, des Mannes, an deſſen
iegen mußte; er ließ ihn fallen. Der
:tigen forderte Verzichtleiſtung auf die
. des Souveräns mit den kaiſerlichen
r verzichtete auf ſein liebſtes Vorrecht.
n verlangte eine Entwaffnung um ein
villigte ein. Schon ein halbes Jahr
reßprozeſſe ſiſtirt, eine allgemeine be-
ie erlaſſen worden. Abſolute Preß-
änktes Vereinsrecht hatten ſchon dem
urnalismus und der alten Clubtoll-
:en Thor und Riegel geöffnet. Das
m, das allen ſeit Jahren erhobenen
)poſition gerecht werden ſollte, war
. Auch das Miniſterium ſchien auf-
ſten Köpfe Frankreichs in ſich zu ver-
e „öffentliche Meinung“ — wenigſtens
ru's und Buffet's — Vortheile, deren

seit achtzehn Jahren kein Ministerium genossen hatte: es saß darin kein Mann des Staatsstreiches oder des alten Systems; alle Mitglieder waren persönlich ehrenhaft und tadellos; die vier alten Parteien waren mit ansehnlichen Persönlichkeiten darin vertreten. Die unsauberen und unheimlichen Spießgesellen des 2. Dezember waren beinah Alle zu Grabe gegangen und schienen die Blut- und Schmutzflecken, die auf dem Kaisermantel hafteten, mit sich genommen zu haben: die wenigen noch Ueberlebenden waren von der Bühne getreten oder außer Landes gesandt worden. Dagegen hatten die Träger von Frankreichs besten Namen, Männer, wie Thiers, Guizot, Laboulaye, Odilon Barrot, Broglie, Prévost-Paradol, die Hand zur Versöhnung gereicht und versprochen, diese Hand mit anzulegen.

Alle bedeutenden Journale der Opposition hatten sich für befriedigt erklärt. „Wenn der Triumph der Freiheit", schrieb am 15. Januar 1870 das älteste und angesehenste Organ der französischen Presse, das stets in seinem conservativen Liberalismus ganz consequente und folglich seit dem 2. Januar versöhnte „Journal des Débats", „wenn der Triumph der Freiheit das Ergebniß des Einverständnisses aller Parteien ist; wenn die Ehre desselben ebensosehr dem Fürsten gebührt, der weise und edel der Bewegung der öffentlichen Meinung nachgegeben, als der Nation selbst, die ernsthaft hat frei sein wollen; wenn dieser Sieg, der Niemanden einen Tropfen Blut noch eine Zähre kostet, weit entfernt, auch nur für einen Tag die Unordnung auf die Straße und eine Störung in die Geschäfte zu bringen, im Gegentheil alle Interessen beruhigt und dem Handel wie der Industrie einen neuen Schwung



es Beiſpiel, welches ein Volk giebt,
ſich ſeiner Rechte wieder bemächtigt, ſo
beinahe unwiderſtehlich wird. Es iſt
ber, daß wir Franzoſen „die Freiheit
verlangen mußten. Heute ſind die
nd es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß bald
ſere Fußtapfen werden treten wollen
ierung „die Freiheit wie in Frank-
verden." Wie bald ſollten die Rollen
lt ſein! Jetzt herrſchte eine Gehoben-
in der ganzen Nation, die man wohl
des 4. Auguſt 1789 ſchöner und ein-
atte. Denn welcher Franzoſe wird
n, daß damals

ch ſich das Herz ihm erhoben,
uſt mit reineren Pulſen geſchlagen?
m Menſchen der Muth und der Geiſt und
die Sprache?"

einem Rauſche von Freudigkeit, Hoff
luſt, wie eben nur Franzoſen ſich zu
n. Und doch wollte es weder der
eiſterung der Nation, noch der Auf-
teriums, noch des Kaiſers Nachgiebig-
nſtitutionelle Monarchie in Frankreich
n „die Erfahrung lehrt, daß der ge-
t für eine ſchlechte Regierung der iſt,
zu beſſern." (Tocqueville.) „Soviel
mals der Schreiber dieſer Zeilen aus
elfach getadelten Briefe vom 15. Ja-
iel iſt ſicher: wie der jetzige Verſuch

„das erſte redliche Experiment einer parlamentari
„Regierung ohne dynaſtiſchen Parteihinterhalt iſt,
„iſt er auch das letzte: ſo beſcheiden die Fähigkeiten
„jetzigen Miniſter ſind, das Land hat keine Beſſeren, k
„Anderen. Schlägt auch dieſer Verſuch fehl, ſo iſt
„Krieg oder die Revolution unvermeidbar: und eine Re
„lution im Jahre 1870 wäre der Anfang des Endes..
„Frankreich kann keine einzige Revolution mehr vertrage

Schon ſieben Monate früher hatte der Schreiber je
Briefes dieſe furchtbare Alternative vorausgeſehen für
Fall, wo das „liberale Kaiſerreich“ ein mißlungener V
ſich bleiben ſollte. „Was bleibt übrig?“ ſchrieb er unt
14. Juni 1869, „Krieg oder Revolution. Dieſe halte
„für unausführbar. So entſchieden auch die Kleinbür
„Studenten und Arbeiter der großen Städte gegen
„Kaiſerreich geſtimmt ſind: die Gebildeten — ſelbſt in
„Großſtädten und ſoviele deren auch durch die Wahlu
„in die Oppoſition quand même geworfen worden ſind
„die Gebildeten wollen auch jetzt noch die Erhaltung
„Beſtehenden: und die Reaktion der Provinz gegen Pa
„würde unaufhaltſam ſein. Man iſt aufgebracht in g
„Frankreich gegen den Uebermuth des Pariſer Wähl
„der ſich noch gemäßigt und politiſch glaubt, weil er n
„gerade ſeine politiſchen Poſſen und Schabernacks bis z
„Wahnſinn getrieben. Intereſſe und Schamgefühl wür
„das Uebrige dazu thun, die Bewegung unwiderſtehlich
„machen. Jeder Gebildete in Frankreich fühlt, daß e
„Revolution nicht allein ein unberechenbares, momenta
„Unglück wäre, ſondern auch auf immer das Land
„Militärreaktion à l'espagnole Preis geben würde...



und warum nicht? Im Augenblicke
friedfertig gestimmt; allein es würde
. sie aufzuregen. Dank der Taktik der
e Wiedergeburt Deutschlands als eine
reichs darzustellen nicht müde gewor-
t der Haß gegen unser Vaterland nur
ichtes, ihn zu hellen Flammen anzu-
Ja dann; ein guter Gott wird uns
unser gutes Recht, und

stets die entschlossenen Völker gepriesen,
hesetz, für Eltern, Weiber und Kinder

us dem schweren Kampfe nur, wenn
und größer hervorgehen; aber für
ropa, das Frankreichs bedarf, wird
ses Unheil bereiten; und dieser Krieg
er oder später."
llten die Ereignisse dem Warnerufer
. Die Geschichte des Plebiscites und
wird den künftigen Geschlechtern viel-
en liegen. Für uns ist Beides ein
Gläubigen, der ein beständiges Ein-
n die Weltgeschichte gerne zu beweisen
ste, dürfte dieses Mysterium als ein
eis erscheinen, wie Nichts seinem in
estimmten Geschicke zu entrinnen ver-
genen Zeugen des grausigen Ausbruchs
e unbestreitbar: jener Ausbruch war
eführt; er war eine jener vulkanischen
französische Geschichte deren nur zu

zu befriedigen, alten Rachedurſt in vollen Zügen zu löſchen, niedere Habſucht — oder auch nur Genußſucht — endlich einmal zu kühlen, deſto beſſer! Und wer ſoll uns daran hindern? Sind doch die Guten alleſammt in ihren Häuſern verborgen und erwarten zitternd, daß der Sturm vorüberziehe, wenn ſie nicht, ſelber mit ergriffen vom ſchwindelnden Taumel, dem Bacchuszug entfeſſelter Begierden mechaniſch nachfolgen. Denn dieſer Ausbruch niederſter Leidenſchaften nimmt den Charakter eines Freudenfeſtes, eines Triumphes der Tugend über das Laſter an! Nur Paris, nur eine Bevölkerung, welcher durch achtzig Jahre der Revolution jeder natürliche Begriff des Schicklichen und alle Würde abhanden gekommen, konnte ein Schauſpiel wie das des 4. September geben: eine Jubelfeier über den Fall einer, freilich ſchuldvollen und ſittenloſen Regierung, aber immerhin eine Jubelfeier am Tage nach Sedan!*)

Der ſittlichen Abſtumpfung der revolutionären Maſſe

*) Dieſe Seite des 4. September hat Herr Thiers unberührt gelaſſen in ſeiner Zeugenausſage über die Vorgänge, welche jene Revolution herbeigeführt, begleitet und ihr gefolgt waren. Dieſe improviſirte, im Unterhaltungston mitgetheilte Erzählung dürfte in allem Uebrigen eines der ſchönſten und wichtigſten hiſtoriſchen Documente unſerer Zeit bleiben: ein Zeugniß der ewigen Jugendfriſche und Klarheit, des Patriotismus und der Klarſicht, des Wohlwollens und der Billigkeit eines der beſten Männer, die Frankreich in dieſem Jahrhunderte beſeſſen; zugleich ein literariſches Denkmal, das an Vollendung der Form und des Gedankens alle andern Werke dieſes unerſchöpflichen Genius überragen wird; eine hiſtoriſche Quelle, mit welcher keine andere an Authenticität und Autorität wetteifern kann. Wie geſagt, die Eine Seite der „Freudigkeit", welche ein ſo furchtbar Zeugniß ablegt von der Leichtfertigkeit der Pariſer, hat Thiers nicht angedeutet oder nicht andeuten wollen.

III.

eren Lande als Frankreich wäre der
eine That der ſchnödeſten Feigheit
kreich, in Paris war er nur eine
der beſtehenden Zuſtände und ein-
ungen, die wir bis hierher zu ſchil-
Gefühl der Solidarität des Landes
— ich ſage nicht der Dynaſtie — iſt
vollſtändig abhanden gekommen, daß
Bewußtſein hat, es könne feige, ja
haft ſein, einen Herrſcher im Augen-
u verlaſſen, nachdem man ihn ſelbſt
ingt, die jenes Unglück herbeiführten,
ohl weiß, bei glücklichem Ausgange
öttern gleichgeſtellt. Man denke ſich,
Jena, Friedland und Tilſit ſeinen
er des tollen Krieges von 1806 im
ine proviſoriſche Regierung eingeſetzt!
ution iſt es aber gerade, alle natür-
delmuths und der Treue zu unter-
iſten Leidenſchaft und Begierde Macht
ſeren Menſchen in uns. Was Vater-
hre, was treues Zuſammenhalten der
gierer in guten und ſchlimmen Zeiten!
uns gedenken! Chacun pour soi et
d wenn's in dieſem allgemeinen sauve
lnen möglich iſt, nicht nur die Ver-
abzuwälzen, ſondern auch zugleich
ß oder heimlich glimmenden Ehrgeiz

maaß zu halten. Was ſich im Sommer 1792, was ſich im Frühjahr 1848 zutrug, wiederholte ſich mit täuſchendſter Einerleiheit im September 1870: Girondiſten oder Republikaner de la veille, Schwärmer und Rhetoren, brave Leute, aber gar armſelige Politiker!

Ein unzufriedener, talentvoller Offizier, von der Natur mehr zum Journaliſten als zum Soldaten beſtimmt, und der über dieſe wahre Natur ſeines Talentes ſelbſt im Unklaren iſt; ein unverſöhnlicher, unbeſtechlicher Cato, der ſich für ein Wort todtſchlagen, von ſeinem Worte ſich kein Jota rauben ließe, ſich aber ſehr verlegen fühlt, nun es gilt mit ſeinem Worte die bedrängte Nation zu retten; ein volltönender Redner, der ſich in ſeiner eigenen Beredtſamkeit berauſcht, und den entfeſſelten Elementarkräften, die in der Menſchheit ſchlummern um in großen Momenten loszubrechen, Nichts entgegenzuſetzen weiß, als bewegliche, aber unfruchtbare Klagen; ein unerſchöpflicher Witzbold, deſſen ſcharfem Auge nicht ein Fleckchen entgehen wird, an dem ſich ſeine Freude am Lächerlichen laben könne, und deſſen geſunder Menſchenverſtand neutraliſirt wird von den utopiſtiſchen oder leidenſchaftlichen Elementen, mit denen er ſich verbündet hat; ein Schwärmer, der die Menſchheit beglücken möchte, indem er die Brüderlichkeit aller Nationen dekretirte; ein düſterer Fanatiker, der wie Brutus ſeinen eigenen Sohn, nie aber ſeine Vorurtheile auf dem Altare des Vaterlandes opfern würde: dieſe Alle, redlich und ſittlich unanfechtbar; aber mit ihnen im Bunde ein ſauergewordener Neidhardt, ein genußſüchtiger Stellenjäger, ein ränkevoller und gewiſſenloſer Intrigant voll ſüßer Milde, ein dem Tollhauſe entſprungener Plagiarier der Mittelmäßigkeiten von 1793,

dem man die Zwangsjacke abgenommen, endlich ein im Estaminet und Atelier gebildeter Pamphletär und Spekulant in Volksleidenschaften und Volksrohheit. Dies die Führer; hinter ihnen in verhundertfachter Anzahl das Heer, wie es der Aristophanes dieser modernen Kleone und Wursthändler so treffend geschildert: „les fruits-secs, les avortés, les mort-nés! Der Advokat ohne Prozeß und der Arzt ohne Kranke, der ausgepfiffene Autor, der fortgejagte Handlungsdiener, der abgenutzte Beamte und der verabschiedete Offizier, ein Bankrottirer, drei Fallirte, zwei Schwindler, ein Utopist, sieben Einfaltspinsel und acht Trunkenbolde!“ Zu diesen füge man den entkutteten Priester und den aufgeblasenen Schulmeister, vor Allem aber die Masse der badauds, welche von dem Witze, dem Talente oder der Redlichkeit der Hauptführer bestochen, diesen blindlings folgen, bis sie zu ihrem Schaden bemerken, daß Witz, Talent und Ehrlichkeit nicht ausreichen, um eine Nation zu regieren, zumal wenn die Vorzüge der Führer von dem sie umgebenden gewissenlosen Generalstabe auf's Schnödeste ausgebeutet werden. Zu spät besinnen sie sich, daß denn doch die Sachen, wenn nicht gut, so doch besser gingen, da jene unsauberen Dezembermänner mit fester Hand und eherner Stirn die Geschäfte leiteten, und mit der Wuth der Selbstgetäuschten wenden sie sich gegen ihre Ideale von ehedem. Daß eine Regierung zugleich fest und redlich, gewandt und gewissenhaft sein könne und sein solle, wissen sie wohl: aber, ungeduldig wie sie sind, unfähig, wie sie sich fühlen, eine solche Regierung so ohne Weiteres zu gründen, wählen sie lieber gleich das geringere Uebel und kehren zurück zur Herrschaft der Wenigen, welche, während sie ihre eigenen

Taſchen füllen, die gefährlichere und koſtſpieligere Menge der untergeordneten Taſchenfüller im Zaume halten.

In der That wäre es höchſt ungerecht, ſämmtliche Männer der Pariſer Advokatokratie, welche nun ſchon dreimal die Herrſchaft auf Monate lang in ihrer ſchwachen Hand gehabt, auf dieſelbe Stufe zu ſtellen. Unter den Advokaten, welche in den Jahren 1792, 1848 und 1870 Frankreichs Geſchicke leiteten und die Septembertage, die Juniſchlachten und die Commune, ohne es zu wollen, herbeiführten, waren viele perſönlich durchaus ehrenhafte, uneigennützige, edle Charaktere: Wer möchte Jules Favre's, Erneſt Picard's, General Trochu's — auch Trochu iſt nur ein Advokat, der ſich in ſeiner Jugend nach Saint-Cyr verirrt — wer Senard's oder Crémieux' Unbeſtechlichkeit und gewiſſenhafte Ehrlichkeit bezweifeln? Doch nicht von Allen wäre daſſelbe zu ſagen, und namentlich hat die Regierung der nationalen Vertheidigung Elemente aufgenommen, welche ein Roland und ein Lamartine nicht geduldet hätten und welche nach Bildung, Charakter, Befähigung, Sitten ihren Platz unter den Lullier's, Cluſeret's und anderen Communeführern angewieſen hatten. Indeß, ſelbſt wenn Alle perſönlich unbeſcholten, wie faſt ſämmtliche Mitglieder der Gironde und der Februarregierung, geweſen wären, was hilft alle perſönliche Unbeſcholtenheit, wenn auch nicht die allereinfachſten und beſcheidenſten Erforderniſſe des Staatsmannes da ſind? Nur wer in dieſe Geſellſchaft hineingeſchaut hat, kann ſich einen annähernden Begriff machen von der politiſchen Unwiſſenheit, der journaliſtiſchen Oberflächlichkeit dieſer republikaniſchen Kammerredner, aus denen man Miniſter des



nmen, endlich ein im
nphletär und Spekulant
heit. Dies die Führer:
nzahl das Heer, wie es
leone und Wursthändler
-secs, les avortés, les
rozeß und der Arzt ohne
er fortgejagte Handlungs-
der verabschiedete Offizier,
ei Schwindler, ein Utopist,
unkenbolde!" Zu diesen
r und den aufgeblasenen
ie Masse der badauds,
ente oder der Redlichkeit
blindlings folgen, bis sie
s Witz, Talent und Ehr-
Nation zu regieren, zumal
von dem sie umgebenden
Schnödeste ausgebeutet wer-
daß denn doch die Sachen,
ngen, da jene unsauberen
nd und eherner Stirn die
Wuth der Selbstgetäuschten
le von ehedem. Daß eine
ich, gewandt und gewissen-
wissen sie wohl: aber, un-
wie sie sich fühlen, eine
es zu gründen, wählen sie
el und kehren zurück zur
während sie ihre eigenen

mit improviſirten Staatsdienern umgeben, die noch obendrein nicht gerade die reinſten Hände hatten; aber, ſobald er es konnte, rief er die Dienſte eines Drouyn de l'Huys und eines Thouvenel, eines Fould und Magne, eines Michel Chevalier und Parieu an, der vielen trefflichen Staatsräthe und Rechnungsräthe nicht zu gedenken; und nur zu gerne hätte er einen Duſaure, einen Thiers, einen Guizot, zu Rathe gezogen, wenn ſie nur ihren Rath hätten leihen wollen. Solche Leute nun ſind in einer Regierung der republikaniſchen Partei geradezu undenkbar: — (die republikaniſche Partei regiert auch 1878 nicht, wie wir unten zeigen werden) — kommt es für dieſe ja doch durchaus nicht auf Befähigung, Erfahrung, Schule, Stellung an: die großen Prinzipien von 1789 erſetzen das Alles in mehr als hinreichender Weiſe. Man wundert ſich im Auslande über die Unwiſſenheit in europäiſchen Verhältniſſen bei kaiſerlichen Botſchaftern wie Benedetti und Gramont; aber man geht hierin nicht nur viel zu weit, man vergißt auch wie unendlich bewandter und gewandter in ihrem Berufe ſie doch immerhin ſind, als Geſandten wie die Herren Senard, E. Arago, Savoye. Solche Leute nun ſollen Frankreich bei den Großmächten Europas vertreten, vielleicht internationale Verträge abſchließen, in wichtigen Momenten die Haltung ihrer Regierung beſtimmen.

Genau ebenſo iſt's mit der inneren Verwaltung. Was den Staatshaushalt und die republikaniſche Sparſamkeit anlangt, ſo lehrt ein Blick auf's Budget, wie's damit ſteht unter ſolchen extemporirten Regierungen. Auch in dem, was Titel und Ehrenauszeichnungen anlangt, übertreffen die biedern, ſchlichten, einfachen Republikaner noch die aller-

freigebigste Monarchie.*) Was Wunder, wenn die Nation nichts Eiligeres zu thun hat, als zu wirklichen Staatsmännern zurückzukehren, mögen sie heißen wie sie wollen, und welches auch die Partei sei, zu der sie gehören. Glücklich die Nation, wenn sie dann in die Hände eines Genies wie der erste Consul, in die Hände eines begabten und erfahrenen Patrioten wie Thiers, eines ehrlichen und geschäftskundigen Juristen wie Dufaure fällt. Aber wie oft geschieht es ihr, in weniger fähige oder weniger redliche Hände zu fallen? Wie dem auch sei, jedenfalls ist es nicht an denen, welche mit Hülfe eines Gassenheeres die bestehende und anerkannte Regierung gestürzt, um sich durch Ueberrumpelung des Staatsruders zu bemächtigen, Diejenigen der Vergewaltigung anzuklagen, welche durch ähnliches Verfahren die Nation wieder von ihnen befreien:

„Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?"

*) Um nur an eine Thatsache zu erinnern: Kaiser Napoleon III. vertheilte nach dem siegreichen Krimkriege und dem nicht minder glorreichen italienischen Feldzuge 3 (resp. 3) Großkreuze der Ehrenlegion, 12 (resp. 10) Großoffizierkreuze, 25 (resp. 58) Commanderien, 182 (resp. 276) Offizierkreuze. Die republikanische Regierung des 4. September vertheilte nach den beispiellosen Niederlagen des Jahres 1870 16 Großkreuze, 52 Großoffizierkreuze, 232 Commanderien, 1700 Offizierkreuze; also durchschnittlich 4—5 Mal mehr als der Kaiser im Jahre 1856 und 1859. Die Zahl der einfachen Ritter der Ehrenlegion ist natürlich nicht zu zählen. Die Bestimmung, nach welcher nur zwei von drei ausgestorbenen Stellen des Ordens wiederzubesetzen sind, ist nicht von den Republikanern de la veille gemacht worden.

Drittes Kapitel.

Die Diktatur Thiers' und das Septennat.

I.

Unter allen den seltsamen und scheinbar widersprechenden Thatsachen, deren die neue französische Geschichte voll ist, dürfte wohl keine für den Ausländer befremdender sein, als diejenige, der die Welt zwei Jahre lang zugeschaut hat: ein Mann erhielt sich nicht nur am Ruder, sondern ward offen und allgemein als die einzige Persönlichkeit anerkannt, welche wirklich fähig wäre, das Land in dieser langen Krisis zu regieren: und doch ward dieser Mann von der einen Hälfte der Volksvertreter angegriffen, weil er eine Regierungsform unterstützte, die ihr zuwider war, von der andern Hälfte, weil er eine conservative Politik verfolgte, die sie stets bekämpft hatte; und fiel erst dann, als diese Hälfte ihn zu unterstützen begann. Das Räthsel kann indeß nur Denen unlöslich scheinen, welche, unbekannt mit dem wirklichen Stande der Meinung in Frankreich, und in der Ferne lebend, ihre Ansichten über dieses Land aus Büchern, Zeitungen und den Berichten parlamentarischer

Debatten schöpfen. Alle, welche Frankreich genauer kennen, wissen, daß neben den 10,000 politicians — Deputirten, Journalisten, Professoren, Advokaten, Doktoren und anderen Dilettanten der Staatswissenschaft — welche die Luft mit ihrer Beredsamkeit erschüttern und so unendlich viel Papier mit ihrer Prosa verderben, ein zweites Frankreich lebt, welches aus ruhigen, verständigen, wohlerzogenen Männern besteht. Sie wissen, daß diese Franzosen denn doch immer die ungeheure Mehrheit im Lande bilden, obschon ihre immer wachsende Apathie und Skepsis sie daran hindert, thätigen Antheil an der Politik zu nehmen, welche sie nur zu bereitwillig den faiseurs überlassen. Das Dasein dieser Klasse erklärt allein jenen anscheinenden Widerspruch in Herrn Thiers' Lage von 1871—1873. Dies zweite Frankreich, die wahre Nation, war's in der That, welche Herrn Thiers' unterstützte, — wie sie später Herrn Dufaure unterstützte — weil er im großen Ganzen ihre Interessen, Ideen und Neigungen besser vertheidigte, als irgend ein Anderer es hätte thun können. Dieser schweigende Anhalt, welcher sich im Falle eines Plebiszites, vielleicht mit derselben Einhelligkeit als unter Napoleon III. offenbart hätte, ward instinktiv von den Politikern herausgefühlt und anerkannt: und deshalb allein unterwarfen sie sich insgesammt bis auf den Letzten dem Manne, den sie haßten oder bespöttelten.*)

*) Ich habe im vierten Bande dieses Sammelwerkes („Profile") eine ausführliche Charakteristik von Thiers gegeben, in meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870", seine öffentliche Thätigkeit seit der Julirevolution verfolgt und erlaube mir auf beide Bücher zu verweisen, weil sie das hier Gesagte keineswegs wiederholen, sondern nur vervollständigen, beziehungsweise begründen.

mit improviſirten Staatsdienern umgeben, die noch obendrein nicht gerade die reinſten Hände hatten; aber, ſobald er es konnte, rief er die Dienſte eines Drouyn de l'Huys und eines Thouvenel, eines Fould und Magne, eines Michel Chevalier und Parieu an, der vielen trefflichen Staatsräthe und Rechnungsräthe nicht zu gedenken; und nur zu gerne hätte er einen Dufaure, einen Thiers, einen Guizot, zu Rathe gezogen, wenn ſie nur ihren Rath hätten leihen wollen. Solche Leute nun ſind in einer Regierung der republikaniſchen Partei geradezu undenkbar: — (die republikaniſche Partei regiert auch 1878 nicht, wie wir unten zeigen werden) — kommt es für dieſe ja doch durchaus nicht auf Befähigung, Erfahrung, Schule, Stellung an: die großen Prinzipien von 1789 erſetzen das Alles in mehr als hinreichender Weiſe. Man wundert ſich im Auslande über die Unwiſſenheit in europäiſchen Verhältniſſen bei kaiſerlichen Botſchaftern wie Benedetti und Gramont; aber man geht hierin nicht nur viel zu weit, man vergißt auch wie unendlich bewandter und gewandter in ihrem Berufe ſie doch immerhin ſind, als Geſandten wie die Herren Senard, E. Arago, Savoye. Solche Leute nun ſollen Frankreich bei den Großmächten Europas vertreten, vielleicht internationale Verträge abſchließen, in wichtigen Momenten die Haltung ihrer Regierung beſtimmen.

Genau ebenſo iſt's mit der inneren Verwaltung. Was den Staatshaushalt und die republikaniſche Sparſamkeit anlangt, ſo lehrt ein Blick auf's Budget, wie's damit ſteht unter ſolchen extemporirten Regierungen. Auch in dem, was Titel und Ehrenauszeichnungen anlangt, übertreffen die biedern, ſchlichten, einfachen Republikaner noch die aller-

artei ſei, zu der ſie gehören. Glück-
ie dann in die Hände eines Genies
in die Hände eines begabten und
ie Thiers, eines ehrlichen und ge
t wie Dufaure fällt. Aber wie oft
niger fähige oder weniger redliche
e dem auch ſei, jedenfalls iſt es
mit Hülfe eines Gaſſenheeres die
te Regierung geſtürzt, um ſich durch
Staatsruders zu bemächtigen, Die-
zung anzuklagen, welche durch ähn
lation wieder von ihnen befreien:
echos de seditione querentes?“



atſache zu erinnern: Kaiſer Napoleon III.
ichen Krimkriege und dem nicht minder
ldzuge 3 (reſp. 3) Großkreuze der Ehren-
offizierkreuze, 25 (reſp. 58) Commanderien,
uze. Die republikaniſche Regierung des
nach den beiſpielloſen Niederlagen des
ge, 52 Großoffizierkreuze, 232 Comman-

Drittes Kapitel.

Die Diktatur Thiers' und das Septennat.

I.

Unter allen den seltsamen und scheinbar widersprechenden Thatsachen, deren die neue französische Geschichte voll ist, dürfte wohl keine für den Ausländer befremdender sein, als diejenige, der die Welt zwei Jahre lang zugeschaut hat: ein Mann erhielt sich nicht nur am Ruder, sondern ward offen und allgemein als die einzige Persönlichkeit anerkannt, welche wirklich fähig wäre, das Land in dieser langen Krisis zu regieren: und doch ward dieser Mann von der einen Hälfte der Volksvertreter angegriffen, weil er eine Regierungsform unterstützte, die ihr zuwider war, von der andern Hälfte, weil er eine conservative Politik verfolgte, die sie stets bekämpft hatte; und fiel erst dann, als diese Hälfte ihn zu unterstützen begann. Das Räthsel kann indeß nur Denen unlöslich scheinen, welche, unbekannt mit dem wirklichen Stande der Meinung in Frankreich, und in der Ferne lebend, ihre Ansichten über dieses Land aus Büchern, Zeitungen und den Berichten parlamentarischer



Alle, welche Frankreich genauer kennen,
en 10,000 politicians — Deputirten,
ſſoren, Advokaten, Doktoren und an-
r Staatswiſſenſchaft — welche die Luft
heit erſchüttern und ſo unendlich viel
:oſa verderben, ein zweites Frankreich
ruhigen, verſtändigen, wohlerzogenen
Sie wiſſen, daß dieſe Franzoſen denn
eheure Mehrheit im Lande bilden, ob-
achſende Apathie und Skepſis ſie daran
theil an der Politik zu nehmen, welche
g den faiseurs überlaſſen. Das Daſein
allein jenen anſcheinenden Widerſpruch
age von 1871—1873. Dies zweite
e Nation, war's in der That, welche
rſtützte, — wie ſie ſpäter Herrn Du-
— weil er im großen Ganzen ihre
nd Neigungen beſſer vertheidigte, als
:s hätte thun können. Dieſer ſchwei-
er ſich im Falle eines Plebiszites, viel-
Einhelligkeit als unter Napoleon III.
) inſtinktiv von den Politikern heraus-
nt: und deshalb allein unterwarfen ſie
) auf den Letzten dem Manne, den ſie
elten.*)

rten Bande dieſes Sammelwerkes („Profile“)
kteriſtik von Thiers gegeben, in meiner „Ge-
1830—1870“, ſeine öffentliche Thätigkeit ſeit
olgt und erlaube mir auf beide Bücher zu ver-
Geſagte keineswegs wiederholen, ſondern nur
ungsweiſe begründen.

Goethe sagt irgendwo, daß Nationen wie J
wenn sie lange gelebt, sich endlich in einem Indi
personifiziren, welches alle die geistigen und sittlichen
schaften in sich vereinigt, mit denen die Natur diese Na
ausgestattet, und welche die Geschichte auf's Höchst
wickelt hat. Solche Männer dürften als der Typu
die platonische Idee ihrer Nation, ihrer Familie ange
werden. In Goethe's Augen war Voltaire ein so
Mann. Wenn aber eine kurze Spanne Zeit voller We
fälle, Größe und Elend, voller sanguinischer Hoffnun
und grausamer Enttäuschungen, voller gefährlicher Exp
mente und heftiger Kämpfe, als ein langes Leben betrach
werden darf, so kann man wohl sagen, Frankreich hat
den hundert Jahren, welche seit Voltaire's Tod verflosse
sind, so lange gelebt als in den drei vorhergehenden Jah
hunderten zusammengenommen: und Herr Thiers hat m
zweifelhaft ein größeres Recht als irgend ein anden
Franzose der Vertreter des „modernen" Frankreichs genann
zu werden; und zwar der schönen Seiten dieses moderne
Frankreichs. Keiner hat sein Vaterland aufrichtiger, wärme
geliebt als Herr Thiers: Keiner war mehr durchdrunge
von der Legitimität der großen Revolution; Keiner ha
diese Revolution, den Gründer des „modernen" Frankreic
und die traditionelle auswärtige Politik seines Landes be
redter verherrlicht, als der Geschichtschreiber der Revolution
und des Kaiserreiches. Ja, man möchte versucht sein — wenn
die unverwüstliche Gesundheit, die harmlose Heiterkeit, die
stets bereite Zunge des unvergleichlichen Kämpen nicht aller
Tragik Hohn zu sprechen schienen — in Herrn Thiers eine
tief tragische Figur, ja eine Personifikation der Tragödie

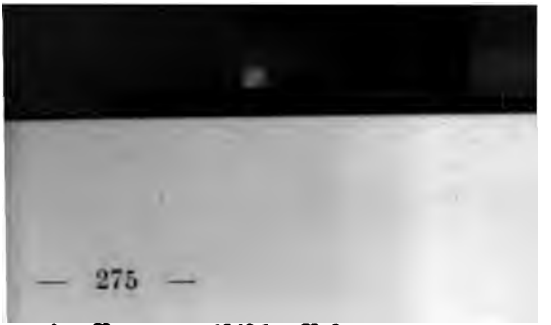


jen. Der Mann, der mehr als irgend
iederaufrichtung des Kaiſerthums bei-
gefährlichſter Widerſacher werden. Der
eredten Worten die Gerechtigkeit und
Kunſt geprieſen, welche die Friedens-
Formio und Lunéville diktirte, mußte
n, was es heißt für einen Staatsmann,
elbſt den gerechteſten und klügſten, von
zu laſſen. Der Mann, der die Haupt-
mit jenen Mauern umgab, welche vier
feindlichen Armee trotzten, mußte ſelbſt
: gegen dieſes Werk ſeiner Hände, das
ls Bollwerk diente. Der Mann endlich,
rantwortlichkeit in einer einzig voll-
ine der vier „nothwendigen Freiheiten"
ußte den Tag ſehen, wo er ſelbſt dieſe
eit" als eine Staatsgefahr bekämpfen
tsoberhaupt ſelber jene Verantwort-
n mußte, die er unter der Herrſchaft
ſo heftig angegriffen.

iers iſt nicht nur eine Perſonifikation
ichs durch ſeine Schickſale — dadurch,
nd den Fall ſeines Landes ſelbſt be-
: ſeine ganze Nation, durch ſeine Hand-
Lügen ſtrafen mußte — er iſt auch der
Staatsmänner durch ſeine Charakter-
aften, vor Allem durch die weſentlich
haft, kraft welcher er die ſchwierigſte
beherrſchen wußte: die Intelligenz.

ede zu dem XII. Bande ſeiner „Ge-

ſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs“ zähl
Thiers die Eigenſchaften auf, welche in ſeinen Aug
Geſchichtſchreiber unentbehrlich ſind, und welche Alle
einen Eigenſchaft der Intelligenz gipfeln. Vom franzö
Standpunkte aus dürfte dies mit demſelben Fuge au
andern Zweig menſchlicher Thätigkeit angewandt w
Andere Nationen mögen Gerechtigkeit, Wahrhaf
Phantaſie für Eigenſchaften halten, die wichtiger fi
Geſchichtſchreiber, den Staatsmann, den Gelehrten o
Dichter ſind; der Franzoſe wird immer die Inte
über ſie ſtellen. Wir wollen damit nicht ſagen, daß
in dieſer Welt den ſcharfen Augen franzöſiſchen Verſ
überhaupt und dem Verſtande von Herrn Thier
beſondere entgehen könne; aber Alles, was ſein Verſta
der ſeines Volkes unfähig ſind zu erkennen, hört
auf, für ſie da zu ſein. Metaphyſiſche Spekulati
religiöſe Ahnung, traditionelle Gefühle wie poetiſche
taſie ſind ſeinem Geiſte fremd. Seine Philoſoph
ſeine Religion iſt die des geſunden Menſchenverſt
ſein künſtleriſcher Maßſtab geht nicht über Geſchick
Gefallen an Symmetrie und Geſchmack hinaus
Achtung vor der Tradition ſpricht ſich nur als F
aus. Nun pflegt aber die Herrſchaft der Routine
dann zu beginnen, wenn ein Volk ſeine letzten
lieferungen verloren hat: gerade wie Aberglauben,
tismus und Mesmerismus die Stelle verſchwi
Religion einzunehmen pflegen. Wenn eine Reih
revolutionären Convulſionen alle Bande zwiſchen der
wart und der Vergangenheit zerriſſen haben, wenn a
ſeits eine Nation fortwährend ſeit beinahe hundert



ır, eine Beute utopiſtiſcher Reformer zu
en Diejenigen, welche heftige Erſchüt-
Illuſionen fürchten, ihre Zuflucht zur
limmſte aller beſtehenden Mißbräuche
ſſer zu ſein als gefährliche Experimente.
groß geworden, wie nur je zuvor, ſeit
gerade Dank — den kaiſerlichen Inſti-
im Eingange unſerer Schilderung des
aufgezählt und kurz charakteriſirt haben.
, Université, Conſcriptionsheer, Juſtiz-
t, Finanzſyſtem, vor Allem aber cette
on que l'Europe nous envie, haben
Jahrhunderts überdauert, warum ſollte
ben? Und wenn es ſoviel von ſeinem
Macht verlor, ſeit es, im Jahre 1859
nen ſeines großen Neugründers in zwei
n — in der Handelspolitik und der aus-
verlaſſen hatte, warum ſollte es nicht
Grundſätzen" zurückkehren, das Pro-
herſtellen, die altfranzöſiſche Tradition
wieder aufnehmen, wie ſie Henry IV.,
und der erſte Conſul (nicht der Kaiſer
Gerechtigkeit muß man Thiers laſſen),
? Das Beiſpiel Preußens, welches, die
hode befolgend, nach dem Zuſammen-
das Regierungsſyſtem Friedrichs des
t gar keinen Werth in Herrn Thiers'
Glauben an die Schöpfungen des erſten

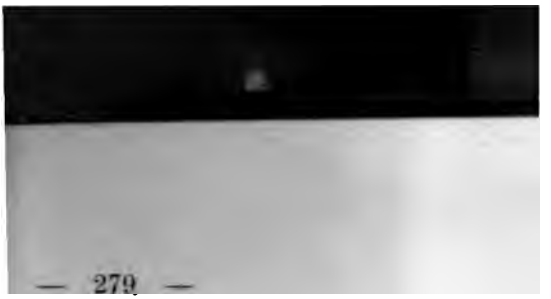
Bonaparte ſelbſt nach Sedan noch unbeirrt aufrecht erh
Aber dieſer Glaube iſt auf den Verſtand gegründet, w
das Raiſonnement, das ihn dazu geführt, iſt klar, wa
auch nicht abſonderlich tief. Herr Thiers überläßt Ande
den naiven Glauben an den Werth ungreifbarer Mäch
er, wie in der That alle geſcheidten Franzoſen, glaubt n
an das, was er wirklich ſieht und mit Händen taſtet.
war nicht der Mann je zuzugeben, daß der vielbeſp
proteſtantiſche Schulmeiſter die katholiſche Unwiſſenheit
Königsgrätz auf's Haupt geſchlagen oder gar, daß der G
deutſcher Wiſſenſchaft auf dem Schlachtfelde von Sed
über die ſcholaſtiſche Dreſſur des franzöſiſchen Unterric
triumphirt. Er hatte bis zum Ende den unerſchütterlic
Glauben des erſten Napoleon an überlegene Waffen, ſt
kere Bataillone und längere Dienſtzeit. Dank einer ni
ungewöhnlichen Reaktion iſt es gekommen, daß, je m
untergeordnete franzöſiſche Schriftſteller und Politiker G
brauch von leeren Worten, wie „Unwiderſtehlichkeit
Volksbegeiſterung, Unbeſieglichkeit einer guten Sache, A
mächtigkeit der Freiheit", gemacht, deſto mehr alle üb
legenen, wirklich geſcheidten Franzoſen dahin gebracht word
ſind, die immateriellen Mächte im Staatsleben überhau
zu leugnen. Ihre höchſte Conception eines guten Staat
wie einer guten Dichtung, iſt die eines Gebäudes, welc
ein geſchickter Mann nach den Regeln aufgerichtet, die
dem letzten Specimen eines guten Staates oder einer gut
Dichtung zu Grunde gelegen zu haben ſcheinen: z. B.
Louis Philippe's conſtitutioneller Monarchie oder ein
Racine'ſchen Tragödie.

Wie ſie aber an gewiſſen Einrichtungen nicht aus eine



ht und Liebe hängen, ſondern aus einem
Glauben an deren Vortrefflichkeit, ſo
n Führern wegen der offenbaren Ueber-
nner über die Uebrigen, und durchaus
s Gefühls perſönlicher Treue. Wie die
then Verſtandesheirathen ſind, nicht
oft aber viel glücklicher ausfallen, als
ie Wahl beſtimmt hätte, ſo iſt das Ver-
anzoſen zu ihren Herrſchern oder zu
hren Augen gewiſſe Regierungsformen
rationelles Band. Das Gefühl der
inen d'Azeglio und Bismarck erfüllt, iſt
jen Geiſte, der in den Traditionen der
89 aufgewachſen und gemodelt iſt, un-
:lich. Liebe zu jenem abſtrakten Weſen,
nicht zu le parti — iſt an die Stelle
lismus getreten. Die Ueberlegenheit
:ultur, ſeiner materiellen Hülfsquellen,
ſeines Charakters bildet den einzigen
Bartikel jedes gebildeten Franzoſen von
ration. Denn, obſchon ein Routinier,
n Skeptiker, wie die Männer des jetzigen
reich — ein Geſchlecht, das gegen 1830
Seine Liebe zu Frankreich war uner-
aufrichtiger vielleicht, als die irgend
te; aber es war keine blinde Leidenſchaft.
:aubte, daß Frankreich immer die erſte
n könnte und ſollte, nicht daß es die
:rt ſich der Schreiber Dieſes noch leb-
:geßlichen Abendunterhaltungen, worin

der bewegliche alte Herr ihm mit seiner gewohnten Ber
samkeit — einer Beredsamkeit, die womöglich noch fesse
im Gespräche als auf der Tribüne war — sein Lieblin
thema entwickelte: von den Ursachen, warum Franku
seine Colonien verlor und bei Roßbach auf's Haupt
schlagen wurde, während England sein Colonialr
gründete und Friedrich aus dem kleinen Preußen eine eu
päische Macht bildete. Er hatte nur Bewunderung f
England und Friedrich, nur Verachtung für den fr
zösischen Monarchen und seine Minister. Seine ganze Be
ging eben nur darauf hinaus, daß die von ihm so beneidet
Erfolge allein durch überlegene Staatsmannschaft erzi
worden, und daß, wenn Frankreich einen Chatham od
Friedrich gehabt hätte, es sich noch bei Weitem größ
gezeigt haben würde, als England und Preußen. Wie e
in seiner Geschichte die banalen Phrasen über „Pitt un
Coburg", das „perfide Albion" und die „völkermörderisch
heilige Allianz" zu wiederholen verschmäht, so stimmte e
auch nach dem letzten Kriege nie einen Augenblick ein in
die wahnwitzigen Irrreden französischer Journalisten —
selbst der Besten — gegen König Wilhelm's Härte, Bi
marck's Grausamkeit und die Ungerechtigkeit des Frankfurte
Friedens. Er hatte sogar den Muth, das Lob des deutsche
Reichskanzlers und seines Herrn in der Nationalversamm
lung selbst zu singen: und der Geschichtschreiber, der de
Vertrag von Lunéville als ein Meisterstück der Weisheit
und der Mäßigung gepriesen, war geschmackvoll genug, de
Vertrag von Frankfurt nicht als einen unerhörten Act de
Piraterie darzustellen. Herr Thiers war nicht der Mann
dazu, demokratische Losungsworte in den Mund zu nehmen:



t oder übel in ſeinen Augen je nachdem
r Bürgſchaften der Dauer in ſich trug,
em er mehr oder minder einem will-
r Privatmoral entſprach. Niemand in
herlich mehr als Herr Thiers gelitten
Frieden von Frankreich unterzeichnen
tete ſich wohl ihn ungerecht zu nennen,
war. Niemand dürſtete mehr nach
Thiers; aber ſein ganzer Ehrgeiz als
darauf gerichtet, Frankreich zu ſeinem
zurückzuführen; denn er blieb über-
l in ſeinem normalen Zuſtande, früher
lung wiedergewinnen müßte, die es vor
einſt die im Jahre 1763 verlorene
ann.

hte Reſultat nun herbeizuführen, brauchte
lte er wohl, jene unbehinderte Gewalt,
und der erſte Conſul beſaßen, als ſie
gerkrieg zerrüttete Frankreich wieder-
nbehinderte Gewalt nun wollten ihm
hl zugeſtehen; nicht etwa weil ſie die
lben für ihr Vaterland einſahen, ſondern
Liberalen Frankreichs ſeit Robespierre
ic immer eine geheime Sympathie für
und Centraliſation hatten, andrerſeits
e Etikette Republik trug und es ihnen
ie Etikette, nicht im Geringſten um die
Dieſe unbehinderte Gewalt aber wollte
d. h. die Mehrheit des gebildeten be-
s nicht gönnen, oder doch nur wider-

ſtrebend gönnen. Es wiederholte ſich zum l
Male in der Geſchichte das Schauſpiel eines Ri
eines Stein, gezwungen ſich einem Louis XIII.
Friedrich Wilhelm III. wider ihren Willen,
Sympathie unentbehrlich zu machen. Daß heute
wille ſich durch eine gewählte Vertretung, durch
oder Staatsſtreich, früher durch eine mit der
ſammengewachſene Dynaſtie kund giebt, iſt Rebe
Grund iſt immer derſelbe: der Souverain —
Monarch, Volk oder Nationalverſammlung —
Nothwendigkeit eines Mannes und doch ver
Tyrannei, die dieſer über ihn ausübt, nicht z
ohne Unterlaß lehnt er ſich gegen das läſtige
um ſich am Ende demſelben doch wieder zu u
Daß es nothwendig iſt für einen Souverain n
Partei, die ſo ſeltene Erſcheinung eines große
mannes in Bauſch und Bogen zu nehmen, mit
ſchlechten Eigenſchaften, im Bewußtſein, daß die
jene Untugenden überwiegen, das wollen ſie nic
und hätten ſie nur den Muth dazu, ſie opferten
Ziel auf, zu dem ſie der Mann der Lage hinzuf
ſpricht, um der kleinen Nebenvortheile willen,
ſie bringt. Er ſelbſt aber fühlt, daß er ein Re
unbehinderte Gewalt: ſoll er vor der Geſchicht
antwortlichkeit tragen, ſo muß ihn ſein Auftra
dieſer nun König oder Volk, auch frei gewähren la
Fehler gehören ja ihm: ohne ſie hört er auf,
ſein; und er ſelbſt iſt der Mann, der allein r
Behaupten zu wollen, daß man einen bedeutend
mann die Geſchäfte will führen laſſen, ihm abe

enen oder nicht gerade angenehmen
ne zu fallen, iſt das wahre Zeichen der
d der Schwäche, die weder ſelbſt zu
noch die Entſagung zu üben weiß,
laſſen.
äßigkeit und Schwäche zu beherrſchen,
Mittel: die perſönliche Gegenwart oder
eon III. brauchte die Letztere, indem er
Perſpektive zeigte, ſobald man ihn am
ollte; Thiers brauchte die Erſte, indem
ein Murmeln in den Reihen vernehm-
önliche, volle Verantwortlichkeit für ſich
verlangten beide mit Recht: und ſobald
antwortlichkeit geſchmälert ward — wie
ſeit dem 2. Januar 1870, für Thiers
ember 1872 — war ihre Macht ver-
ht Gutes zu thun, noch mehr als ihre
richten. Dies war der Grund, warum
eftig ſtritt, um wirklicher Chef ſeines
ſein, nicht nur weil er, „von Natur
wie er ſelber ſagt, und „die Oppoſition
wenig vertragen konnte, als die Befehle
n weil er nur ſo die Verantwortlichkeit
ſein Land vor Anarchie zu bewahren;
fte er ſo hartnäckig, um das Recht zu
der Kammer auf der Tribüne zu er-
, daß er ſich gerne reden hörte — ob-
ht zu leugnen iſt — ſondern weil das
war, wie Napoleon's III. Waffe das
eil er wußte, daß ſeine Erſcheinung im

Hause die Meuterei zur Ruhe brachte, während ohn
Erscheinung die Gesetzgeber, wie Kinder in der Abwes
des Schullehrers, sich Alles erlauben zu dürfen gla
gegen den lästigen Zuchtmeister. Dies nicht einzuse
die ewige Schwachheit des französischen Volkes, „i
unfähig", wie ein muthiger Franzose selbst gesagt,
Wahrheit zu sehen, zu hören und sich zu sagen."

Auch in seiner Stellung zur Religion, zur W
schaft, zur Heeresorganisation war Thiers der wahre
treter der Besseren unter den Männern Frankreichs,
um die Scheide der Jahrhunderte das Licht erbl
namentlich aber war er der treue Ausdruck sicherlich
der geräuschvollen Menge französischer Politiker, woh
des modernen, aufgeklärten Frankreichs, in seiner vo
menen Gleichgültigkeit für gewisse Regierungsformen
mit dem Unterschiede, daß er diese seine Gleichgültig
bekennen den Muth hatte. Nie hat Herr Thiers die
tension gehabt, besser als die Nation wissen zu wollen,
Regierung sie haben will. Persönlich von der Treff
der constitutionell-monarchischen Regierungsform übe
erkannte er die Republik von 1848 sowohl wie das
Kaiserreich an, sobald sie Thatsache waren; ja er z
selbst nicht, einer Regierung wie es die der nationale
theidigung war, zu dienen — freilich eben nur, weil, so
selig diese Regierung auch sein mochte, sie doch immer
nationalen Vetheidigung war und bei Thiers der P
über Alles ging. Es wäre lächerlich, selbst in de
tischen Welt Frankreichs, einen General, einen Ges
oder einen Richter als Verräther zu behandeln, w
ihrem Lande unter jeder Regierung dienen. Diese A



uenz wird ſtillſchweigend den Partei-
n. Frankreich, das wirkliche Frankreich,
rungsform anzuerkennen. So war Herr
nie einer thatſächlichen Regierung das
beſtritten; er hat nie ſeine Dienſte von
r vorhergehenden Revolution oder eines
abhängig gemacht; er hat nie den Ur-
rung unterſucht. Es iſt ihm nie ein-
n, ob es ſchön war, daß die Bourbonen
Siegern einſetzen ließen, oder ob Louis
ndelte, als er, Wilhelm's III. eben auch
ſpiele folgend, den Thron einnahm, der
Familie zukam — genug, die Reſtauration
gierung exiſtirte, war anerkannt von den
iubigern und europäiſchen Mächten. Er
legierung ſelbſt von denen angenommen
: 2. Dezember verhafteten: grade wie er
4. September anerkannte, die aus einem
tſtanden war, und wie er die republi
ahm, als ſie eine Thatſache war, obſchon
tte, ſo lange ſie nicht zu dieſer thatſäch-
ngt war. „Meine Herren", ſagte er am
72 in ſeiner Botſchaft, die „Ereigniſſe
publik gegeben, und auf ihren Urſprung
m ihn durchzuſprechen und zu beurtheilen,
o gefährlich als unnütz. Die Republik
geſetzliche Regierung des Landes; etwas
hieße eine neue und die furchtbarſte aller
raufbeſchwören. Verlieren wir unſere
ſie zu proklamiren, aber trachten wir, ihr

„den wünſchenswerthen und nothwendigen Charakter
„geben."

Dieſe Worte ſind nur der Wiederhall deſſen, w
jeder verſtändige Franzoſe ſich ſelbſt ſagte, aber öffent
zu ſagen nicht den Muth hatte. Die ungeheure Majori
Frankreichs wünſcht eine gute Regierung zu haben, ohne
darum zu kümmern, wem ſie dieſelbe dankt. Das We
ergehen Frankreichs iſt ſowohl des gewöhnlichen Hand
mannes als Herrn Thiers' erſte Sorge. Das war
was ihn, nächſt ſeiner Erfahrung, ſeiner Unbeſcholtenh
ſeiner Beredſamkeit — ſo lange er zwiſchen den Parte
ſtand — zum Manne der Nation machte, welche ſich r
weniger um Monarchie und Republik, Protektionismus u
Freihandel, als um die Erhaltung einer beſtehen
Regierung und der durch ſie verbürgten Ordnung Sor
macht. Wenn nun aber eine Regierung vertreten iſt
einem Manne, deſſen geiſtige und ſittliche Eigenſchaften
zur Verkörperung des Nationalgeiſtes und des Nation
charakters machen, iſt es nur natürlich, daß dieſe Na
ihm durch dick und dünn folgt, ſelbſt wenn er Dinge
und thut, die ſie nicht ganz billigen kann; und es h
noch lange ſo fortgehen können, hätte dieſer Mann
nicht in einem Augenblick der Gereiztheit und Schwä
verlaſſen, ja bekämpft von ſeinen natürlichen Anhäng
mit den Feinden der Ordnung in ein Bündniß eingela
Das moderne Frankreich, wie es aus der Revolution
dem Kaiſerreich hervorgegangen, hatte ſeinen Vertreter
funden im Geſchichtſchreiber der Revolution und
Kaiſerreiches: und da es ſicher zu ſein glaubte, daß e
nie zum ancien régime zurückführen oder gar, aus L



ſtrakten monarchiſchen, konſtitutionellen
n Theorie, Experimente mit ihm anſtellen
e es durchaus nicht, ſich von ihm zu
es ihn endlich doch verlaſſen hat, ſo iſt
einzig den natürlichen Verbündeten zu-
i im Stiche ließen und ſo den gefähr-
die Arme trieben, welche ihn in den
unwiederbringlich kompromittirten.

II.

igem Kämpfen und Ringen that Frank-
des 19. November 1873 wieder einen
itt der Rückkehr zu ſeiner normalen
r Diktatur. Der Diktator wurde durch
ßt, ſeine Regierungsmittel wurden ge-
tur blieb. Die Intereſſen, welche einen
haben, begrüßten damals den Sieg der
ei mit raſchem Steigen der Rente, ob-
ur für ſieben Jahre, kaum für dieſe —
fünfundſechzig Jahre alt — geſichert
n, vor achtzehn bis zwanzig Jahren
nentiren nicht wieder erneuert werden,
tion nicht wieder die Gelegenheit finden,
eben, und das war ja Alles was ſie
ug ſollten ſie einſehen, daß ſie ſich ge-
ntſchloſſen kehrten ſie um. Es iſt der
j einmal zu überſehen, wie die beiden
inander trennten, das rechte, verbunden

mit der Reaktion, sich zweimal der Regierung bemächtigt, das linke, unterstützt von dem Radikalismus, es zweimal wieder daraus vertrieb, um mit allerhöchster Bewilligung seiner Helfer eine Zeit lang, ja bis zum Augenblicke wo ich schreiben, das Ruder in der Hand zu behalten.*)

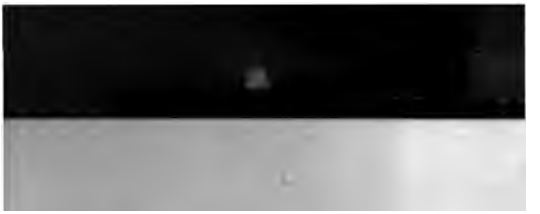
Seit dem 29. November 1872 war, wie oben gesagt, Thiers' Macht virtuell gebrochen: denn von diesem Tage an endete die absolute Gewalt, die ihm die Nation und ihre Vertreter im Augenblicke der Gefahr übertragen hatten. Die konstitutionelle Partei konservativer Färbung, doktrinär wie immer, glaubte den Augenblick gekommen, ihr Ideal zu verwirklichen, Frankreich die beschränkte Monarchie wieder zugeben. Der erste Schritt dazu war der Sturz des bürgerlichen Diktators, dessen man nicht mehr bedurfte und der, allen doktrinären Experimenten abhold, unbequem werden durfte. Es galt, ihn durch eine fügsamere Persönlichkeit zu ersetzen. Thiers, welcher den Streich kommen sah, warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf die linke Seite, wo er bereitwilligste Unterstützung fand, da man hier auf des alten Herrn Erbschaft sicher rechnen zu können glaubte. Dadurch beschleunigte er seinen Fall. Sechs Monate wogte der Kampf zwischen dem rechten und dem linken Centrum, der constitutionellen Monarchie und der konservativen Republik, welche der greise Staatsmann darstellte. Für sich hatte diese nicht nur die große Persönlichkeit ihres Führers, sein Ansehen, sein Genie, den Besitz der Executive, sondern auch die Unterstützung der Besten in der Nation: aber ihr Bündniß mit dem Radikalismus

*) Im Jahre 1878 geschrieben.



ie früher oder ſpäter doch verderben, wie
den Bonapartiſten die conſtitutionelle
en mußte und muß. Nach einem halben
ten Kampfes (29. November 1872 bis
rfocht das rechte Centrum einen erſten
g über das linke, die Partei der con-
archie über die Partei der konſervativen
m nach einem halben Jahre (24. Mai
1873) ſah ſich die ſiegende Partei ge-
zu fallen, den Cäſarismus zu ſeinen
n organiſiren. Doch ließen die eigent-
ieſer Regierungsform ſelbſt die Zügel
Gründen noch in den Händen ihrer con-
indeten vom rechten Centrum, genau wie
Jahre ſpäter die Zügel für's Erſte noch
Verbündeten vom linken Centrum ließen.
est centre gauche", ſagte ein hervor-
cher Staatsmann vor einigen vierzig
Wort iſt heute noch ſo gut als damals
immer ſein. Nur muß man ſich über
Wortes „France" verſtändigen: Alles
, Intelligenz und Bildung obenanſteht
rt dem linken Centrum an, und gehörte
die Feuillants, dann die Girondiſten
n, die Bewegung der Revolution gerade
ufzuhalten, welcher Freiheit von Frech-
Unbeweglichkeit ſcheidet. Wie kommt es
e Partei, welche unter ihren Anhängern
gſten, ja ſcharfſichtigſten Politiker des
das Ruder hat erfaſſen, oder doch

wenigstens nie halten können? Ist nicht die ganze G
schichte Frankreichs seit sechzig Jahren, um nicht bis
die große Revolution zurückzugehen, in dem langsamen
furchtsamen Erheben des linken Centrums nach einer
scheidenden und beinahe tödtlichen Niederlage begriffen,
seinen ehrlichen und gesetzlichen Anstrengungen zur Ge
zu gelangen, in der zeitweiligen Unterstützung, welche
die öffentliche Meinung einmüthig leiht, und in sein
unfehlbaren Scheitern nach kurzem Triumph? Das Cabi
Martignac in 1828 und 1829, die Reformbewegung
1847 und 1848, das liberale Kaiserreich in 1869
1870, Thiers' Versuch einer konservativen Republik — wo
er wohl unumschränkter Herr, sein Nachfolger aber ein
von liberalen Gesetzen gebundner Präsident sein sollte —
M. Dufaure's erste Regierung endlich im Jahre 1876
waren ebensoviele Bewegungen des linken Centrums, welch
mit einer mehr oder minder vollständigen Confiscation der
nationalen Freiheiten endeten. Wird des greisen Staats-
mannes zweiter Versuch besser enden? Nichts konnte ver-
nünftiger und gerechter sein, Nichts leichter erreichbar, als
die Ziele, welche das linke Centrum immer im Auge hatte:
d. h. die Aufrechterhaltung der einmal bestehenden Regie-
rungsform oder Dynastie zugleich mit der Entwickelung
freier Einrichtungen. Es gereicht in der That der poli-
tischen Einsicht, der Vaterlandsliebe und der unerschütter-
lichen Zuversicht der französischen Liberalen linken Flügels
zur besonderen Ehre, immer klar gesehen zu haben, wie
wenig auf die Form ankommt; daß jede Dynastie sich mit
der Freiheit vertragen könne; daß dem wirklichen Frank-
reich die Etikette einerlei sei, vorausgesetzt das Wesen war



. Es iſt noch bewundernswerther, daß
erland über Formen und Dynaſtieen
eit eine gute und freiſinnige Regierung
ſie nun von Ludwig XVI. oder der
rbons oder den Orleans, dem zweiten
er dritten Republik kam.
: aber, wiederholen wir, iſt es dieſer
m, eine gute und freiſinnige Regierung
) iſt der Glaube an die Wunderkraft der
der Mangel an Energie anderſeits, ja
an jenem Grad der Leidenſchaft, welcher
jetzt, die alle Bewegungen dieſer Partei
uten Eigenſchaften, die ſie zweifelsohne
1. Politiker, die trotz achtzig Lehrjahren
m, die Selbſtregierung werde durch frei-
. durch zweite Kammern, ein ſuspenſives
tem oder andere Mittelchen begründet:
ht eingeſehen, daß es auf den Gebrauch
uf die Geſetze ankömmt; daß ein Volk
ktem Wahlrecht, drakoniſchem Preßgeſetz
ßten Freiheit genießen kann — ſolche
ben die Dinge beim falſchen Ende an-
e Bewegung zu beweiſen, indem ſie ſich
i ihrem Wirkungskreiſe, an ihrem Wohn-
bſtregierung zu treiben und ſo ihre Mit-
gebenen dazu zu erziehen, hecken ſie noch
ntchen aus, die dem Volke als „Bürg-
jeit dienen ſollen. Als ob die Freiheit
ſetzesbuchſtaben verbürgt worden wäre.
nner dieſer Partei überdies noch brave

und friedliche Leute und immer geneigt, Andere für eb
brav und friedlich zu halten. Sie ſchrecken vor j
kühnen Schritte zurück aus Furcht, er möchte für un
lich oder doch gewaltſam erklärt werden; ſie haben ſ
vor gewandter Diplomatie und vor Parteitaktik Angſt,
ſie fürchten, ſolche möchten als Unaufrichtigkeit oder u
rechtfertigte Intrigue gedeutet werden. Keine Leidenſ
verblendet ſie und hindert ſie alle Seiten einer Fra
Betracht zu ziehen; ja, ſie pflegen ſo lange und ſo gr
lich alle Seiten in Betracht zu ziehen, ehe ſie einen Sch
thun, daß

„ . . . . . der angebornen Farbe der Entſchließung
„Des Gedankens Bläſſe angekränkelt

wird, und der Augenblick zum Handeln gewöhnlich vorü
iſt, wenn ſie endlich zur Entſcheidung kommen. Ein
von dem Ruder entfernt, macht ihr Prinzip ſelber — d
Anerkennung jeder einmal beſtehenden Regierung — au
ihnen Verehrer des Erfolges; obſchon ſie ihrem Prinzip
die Klauſel beifügen, daß „ſie ihr Beſtes thun wollen, d
einmal beſtehende Regierung auf beſſere und liberale
Bahnen zu leiten.“

Der vorletzte Verſuch einer liberalen Regierung, oder
um genauer zu ſprechen, einer perſönlichen Regierung unter
bürgerlichen Formen, den Frankreich gemacht — Thiers'
Verſuch einer conſervativen Republik — ſchlug fehl. Allein
dies Fehlſchlagen war ebenſo ſehr der Furchtſamkeit des
linken Centrums, als der Kühnheit der Rechten zuzu-
ſchreiben, oder vielmehr der Bonapartiſten, welche, ohne in
den Vordergrund zu treten, die Rechte und das rechte
Centrum in den Kampf führten. Hätten die Herren des



ei Zeiten und entschieden Front gemacht
n unter Gambetta, sie möchten Thiers
be viel Unruhe erspart, und vor Allem
verhindert haben, sich mit den Bonapar-
d. h. Selbstmord zu begehen. Denn ehe sie
ndemain, Vernunftrepublikaner waren,
diese Männer doch Conservative und,
aut-aut gestellt, so würden die Herren
ssen selbst das unvermeidliche Kaiserreich
Gambetta vorziehen. Schon nach dem
sich einige einflußreiche Mitglieder der
en Rechten, d. h. der möglichen Restau-
rte's. Doch zurück zu den letzten Tagen
jaft und dem Versuche des linken Cen-
vative Republik" zu begründen.
: hatte der Kampf gedauert zwischen dem
as seine Doctrin einer constitutionellen
ichen wollte, und dem Retter von 1871,
inner des linken Centrums und leider
ohne welche dieses in der parlamen-
it geblieben wäre. Er mußte mit der
und der Gemäßigten endigen, sobald die
:onservative Masse, zur Ueberzeugung
t stark genug, den Radikalismus nieder-
Wahlsieg des obscuren Schulmeisters
ptstadt über einen der ausgezeichnetsten
i Centrums, ja des Jahrhunderts, Ch.
der Sturz des bürgerlichen Präsidenten
eines politisch-neutralen Militärs auf
n hatte die andere liberale Partei freie

Hand, den geträumten freien Staat mit monarchi
Spitze herzuſtellen, ohne die conſervativen Intereſſen
gefährden.

Natürlich geſchah, was immer geſchehen iſt, wenn
liberale Partei ſich in zwei Hälften, das rechte und
linke Centrum, trennt. So zerſpalten muß Jeder ſich
die nächſte extreme Partei anlehnen, um mit Vortheil ſtrei
zu können, und man konnte folglich ſicher ſein, ſie würd
früher oder ſpäter den weniger gewiſſenhaften Verbündet
zum endlichen Siege verhelfen. Doch ſchienen ſich
Dinge für das rechte Centrum eine Weile ſehr gut an
laſſen, und das Gelingen ſchien näher als 1850. Es h
ſeine Leute in der Feſtung, immer ein nicht hoch ge
anzuſchlagender Vortheil in Frankreich: die Executivgew
war in ihren Händen, wenn auch der namentliche C
derſelben keiner Partei angehörte. Der unzuverläſſ
Bundesgenoſſe der Rechten, der Bonapartismus, zählte
wenig Vertreter in der Verſammlung, hatte kurz zuv
(Januar 1873) das Haupt verloren, das ſchon bereit
weſen war, an der Spitze ſeiner Getreuen eine ſpäte dri
Aufführung von Straßburg und Boulogne in Scene
ſetzen, war außer Stande, augenblicklich ſeine Anſprü
geltend zu machen. Die ſtrengen Royaliſten waren n
mehr die Abſolutiſten der chambre introuvable und
weißen Schreckens, ſondern lauter Leute, welche die c
ſtitutionelle Monarchie anzunehmen bereit waren, vora
geſetzt, daß die legitime Dynaſtie damit betraut wür
Dieſe möglich zu machen, mußte der jüngere Zweig
Familie, der ein gefährliches Hinderniß war, auf ſeine A
ſprüche verzichten. Was zwanzig Jahre vorher umſo



war, geſchah; und wieder einmal ver-
des Hauſes Orléans, wie alle ihre Vor-
, weil ſie allzu fein ſpielen wollten.
rſten ſteht in der That nur ein Weg
der: unermüdlich ſein Recht — einerlei
s der Bourbons, volksthümlich wie das
tragsmäßig wie das der Orléans — als
upten und die Gelegenheit abzuwarten,
Gewalt in Macht zu verwandeln. Mit
nd würdeloſen Ungeduld einerſeits, ihrer
klugheit andrerſeits, vermochten die
inzuſehen. Großmüthig hatten ſie im
eweigert, Bürgerblut zu vergießen und
an der Spitze der afrikaniſchen Armee
igennützig waren ſie 1869 bereit, ſelbſt
hum anzuerkennen, weil ſie der Freiheit
er Nation nicht im Wege ſtehen wollten.
1871 der Septemberrepublik, um das
h ſeine Niederlagen erſchütterte Frank-
yr zu erſchüttern. Jetzt unterwarfen ſie
Recht, damit das monarchiſche Prinzip,
) dringend bedurfte, nicht zu ſchwach ſei,
egen. Edle Beiſpiele der Selbſtloſigkeit
hen Hauswirthen vollkommen anſtehen,
lick, wo Frankreich fünf Milliarden an
:n hatte, für wohlgewählt hielten, vierzig
n zurückzufordern! Ein wahrer Fürſt
zene Sache über alle andern Rückſichten
vierzig Millionen geborgt, ohne nur zu
und ob er ſie zurückzahlen könnte. So

ging denn der Graf von Paris, mit Bewilligung seiner Oheime, nach Frohsdorf und dankte ab in die Hände des letzten Bourbonen. Unglücklicherweise konnte er ein so edles Opfer nicht bringen, ohne das Andenken seines Großvaters zu beschimpfen und die Männer tödtlich zu beleidigen, welche ihn vor vierzig Jahren auf den Thron hoben und noch immer die Sache vertheidigten, die sein Enkel darstellte. Es ist ein schwieriges Ding in unsern Zeiten des übertriebenen Individualismus, wo jedes Geschlecht vermeint, die Welt habe mit ihm begonnen, und es sei nur für seine eigenen Handlungen verantwortlich, den Menschen begreiflich zu machen, daß Niemand, und ein Fürst weniger als irgend Jemand, vollständig unabhängig von dem ist, was vor seiner Geburt gethan worden; daß Jeder, in Ruhm und Schande, seines Vaters Erbe ist, und, wie er das Recht hat, seines Vaters Nachlaß zu beanspruchen, so auch die Pflicht überkömmt, seines Vaters Schulden zu zahlen. Dies ist in erhöhtem Maaße mit fürstlichen Prätendenten der Fall: bei ihnen, mehr noch als bei gewöhnlichen Menschen, werden die Sünden der Väter heimgesucht an Kindern und Kindeskindern. Hierin, wie in manchem Andern, ist der Volksinstinkt schneller und tiefer zugleich als die Weisheit politischer Rechner. Wie der Herzog von Orléans für die französische Nation stets der Sohn Philipps Egalité's blieb, so würde der Graf von Paris in ihren Augen stets der „König der Franzosen" bleiben. Es ist das Verhängniß der Orléans, daß sie dies unbestimmt fühlen und vergebens mit sich selbst kämpfen, es zu vergessen. So ist denn ihr Betragen stets durch widersprechende Motive gelähmt. Sie möchten gerne Glieder

des „Hauses Frankreich“ bleiben; und doch halten sie's für ihre Pflicht die Revolution zu achten, welche das „Haus Frankreich“ des Thrones beraubt. Indem sie sich so nicht wirklich als legitime Fürsten fühlen, wissen sie nie als solche zu handeln. Ein Fürst ist im Guten wie im Schlimmen kein gemeiner Sterblicher, und weder Mit- noch Nachwelt beurtheilen ihn wie einen gemeinen Sterblichen. In ihm wird der Egoismus eine Tugend und ihm ist Beschränktheit des Geistes oft von größerem Werthe als hohe Intelligenz. Ein Prätendent aber, der, wäre es auch nur für einen Tag, das Recht eines anderen Prätendenten anerkennt, hat seinen Rechten für immer entsagt: und so, sollen wir ja glauben, meinten's auch die Prinzen von Orléans.

So konnte man denn getrost an die Wiederaufrichtung der constitutionellen Monarchie gehen. Die mehr fortschrittlich gesinnten Orléanisten waren freilich, wie fast alle Leute des linken Centrums, in's republikanische Lager getrieben worden; dagegen mochten die Männer des rechten Flügels jener Partei sich wohl bewußt geworden sein, daß von allen Revolutionen der letzten achtzig Jahre diejenige von 1830 die verhängnißvollste gewesen, und daß die Sache der constitutionellen Monarchie ohne sie jetzt vielleicht eine gewonnene wäre. Sie vergaßen nur, daß dieser Fehler auch ein nicht wieder gutzumachender war, daß jeder Versuch, die Nation mit der alten geschichtlichen Dynastie zu versöhnen, fortan scheitern müsse. Hatten ja doch jene Männer selber, als sie so unbedacht den König Karl X. in die Verbannung schickten, in den Augen des Volkes das Haus Bourbon mit dem ancien régime identifizirt; und

die Antipathie des französischen Volkes gegen dieses ist vielleicht ebenso groß, als die gegen den Radikalismus. Einen Augenblick mochte es scheinen, als ob Alles den Doctrinären des rechten Centrums in die Hände arbeitete: der Prätendent zeigte sich willig, seinen Thron mit freien Institutionen zu umgeben. Jede neue Ersatzwahl — die Wahlen mit den Departementslisten liegen ja ganz in der Hand der städtischen Demokratie — bewies schlagender, daß die conservative Republik verloren war; daß die besten Männer dieser Partei: ein Dufaure und Casimir Périer, ein Léon Say und Graf Rémusat, nur noch Dank der Protection und der Duldung der Radikalen auf dem politischen Schachbrette sich halten oder wieder erscheinen konnten; daß folglich alle ernstlich conservativen Elemente sich um die neuerstandene liberale und legitime Monarchie schaaren würden. Und doch mißlang der Versuch. Warum? Weil Frankreich die constitutionelle Monarchie nun einmal nicht mehr will, und sollten auch alle Doctrinärs des Landes sie als das einzige Heilmittel anpreisen.

Eine constitutionelle Monarchie könnte in der That nur dann in Frankreich Wurzel fassen, wenn eine zugleich volksthümliche und durch die Geschichte gegebene Dynastie an ihrer Spitze stünde: keine künstlich fabrizirte, von außen hereingeführte Dynastie, wie die belgische, hätte in diesem Lande irgend eine Aussicht ihr Leben zu fristen. Dies fühlte der Chef des Hauses Bourbon — jeder Zoll ein König — sehr wohl. Er war offenbar aufrichtig, wenn er versprach, alle Freiheiten zu geben, deren der moderne Staat bedarf; aber ebenso entschlossen war er, das monarchische Ansehen nicht durch aufgezwungene Kontrakte in

III.

Mai 1873 an Thiers' Stelle zum Staats-
e Marſchall Mac Mahon, Herzog von
orreiche Beſiegte" von Sedan, konnte,
rſönlichkeit und Vergangenheit, nur der
ie ſein Vorgänger, der wirkliche Herrſcher
in. Während denn auch Thiers, der
r Herrſcher die Frankreich je gehabt, ſein
niſter geweſen war, mußte ſich ſein Nach-
che Leiter der Regierung im Parlamente
n ſie natürlich aus dem rechten Centrum;
Buffet. Die Nationalverſammlung ſelber
faſſung ſeiner Stellung als eines tempo-
ellen Fürſten, indem ſie ihn für ſieben
ver 1873 bis 20. November 1880) als un-
Nachdem dieſelbe Verſammlung in den
Jahres 1875 mit einer Stimme Mehr-
ufiger republikaniſcher Verfaſſung ange-
on beiden endlich einmal wieder geeinten
nd im Juli deſſelben Jahres nothdürftig
eſchaffnen Gewalten — Präſident, Senat
haus — geregelt hatte, ging ſie endlich
Dauer auseinander. Die allgemeinen
uar 1876 ergaben eine bedeutende Mehr-
und der conſtitutionelle Herrſcher berief
ium, nicht der Linken, ſondern des linken
em greiſen Dufaure. Die Linke empfand
s eine Vorenthaltung der ihr von Rechts-



— 7 —

Wie als Alles im Betragen des rechten

an Frankreich verſündigt, unentſchuld-
– Daß der Staatsſtreich vom 16. Mai
wenn man die Gewalt nicht der radi-
iefern wollte, wird jeder mit den Ver-
Vertraute und zugleich Aufrichtige zu-
enſo wird man nicht leugnen wollen,
ich, der keine Gewalt anwendet, ſondern
z zweier Kammern die Eine auflöſt um
nem zu befragen, doch eigentlich kein
nnen iſt; und daß ein Grundgeſetz wie
llon", die Jahrs zuvor in einer Sitzung
anderen mit einer Stimme Mehrheit
viel weniger mit der ehrwürdigen eng-
verglichen werden kann, als die Ver-
1848, deren Umſturz durch einen wirk-
Lord Palmerſton mit dem Hinweis
hied entſchuldigte. Anders ſteht's mit
rage. Unzweifelhaft hätten die Urheber
s im conſervativen Intereſſe beſſer daran
ate zu warten: Jules Simon, der ſchon
Kundigen verbraucht war, ſich auch in
undigen als das hinſtellen zu laſſen, was
eug wider Willen Gambetta's; dieſen
kommen und ſich ſelbſt entlarven zu
Manne nun doch einmal gelungen iſt,
imene Maske der Mäßigung, ſo durch-
auch iſt, viele Ehrliche und Aufrichtige
ætta hätte ja nie die Regierung direkt
n, ohne ſeine Verbindlichkeiten gegen
len. Dies wäre der richtige Moment

gewesen, die Versammlung aufzulösen und an die Nation zu appelliren, deren Augen dann vielleicht geöffnet gewesen wären. Heute ist die Mehrzahl der Wähler mit der den Franzosen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit in öffentlichen Angelegenheiten noch nicht von dem Wahne geheilt, daß die republikanische Linke eine gemäßigte Regierung zu organisiren im Stande sei. Umsonst hat ihnen die Geschichte von 1792, 1848 und 1870 gezeigt, wie abschüssig die Bahn ist, welche von der radikalen Linken zur Commune führt. Sie fassen immer wieder neue Hoffnung, daß es diesmal gelingen möge; und so nahe die Greuel der 48er Junitage und der 71er Apriltage sind, sie glauben's noch einmal versuchen zu dürfen. Beurtheilen wir sie nicht zu strenge: die „freisinnigen" Wähler von Berlin und Frankfurt a. M. würden vielleicht ebenso verfahren, wenn sie in die Lage kämen, und selbst die staatserfahrenen Engländer glauben an die Staatsmannschaft eines Gambetta und Genossen.

Nun giebt's freilich eine große Anzahl von Franzosen, die nicht so vertrauensvoll sind, und welche das erste Symptom einer herannahenden Pöbelherrschaft schon mit blindem Schrecken erfüllt. Sie waren es, wie wir sahen, welche am 24. Mai 1873, eingeschüchtert durch den Wahlsieg eines obscuren Schulmeisters über einen Koryphäen des linken Centrums, einen Freund Thiers', einen der höchstgebildeten und erfahrensten Männer Frankreichs, sich dem Marschall Mac Mahon in die Arme warfen. Sie waren es, welche ihm am 16. Mai den unausgesprochenen Auftrag gaben, Frankreich von der Perspective einer Regierung Gambetta-Rane zu be-



nenden Symptome waren des Tribunen
ogreſſiven Einkommenſteuer — die man
nſerer Einkommenſteuer verwechſeln ſoll
rm der Gemeindeverwaltung, welche in
llgemeinen Stimmrechtes offenbar Rew-
zuſtände in Ausſicht ſtellte. Umſonſt
ntrum — die ſogenannten conſervativen
Thiers, C. Perier und Graf Rémuſat ſich
aure, Rénault, Waddington, Léon Say,
er ſich noch nennen — die Zitternden
Wahlen hatten nur zu unwiderleglich
eſe Männer keinerlei wirklichen Einfluß
nur den Radikalen als Wahlagenten
r von dieſen ihren Ausbeutern als alte
en wurden, deren Vergangenheit impo-
man aber thatſächlich nicht zu rechnen
len acht Fraktionen des Hauſes kamen
Republikaner des linken Centrums am
egt aus dem Wahlkampf hervor; kann
Conſervativen einen Vorwurf daraus
nicht an die „conſervativen“ Republi
llten, welche nur Dank der Protection
noch ein Plätzchen im Staate gefunden
, im Staate: im geiſtigen Leben der
e ja immer die Erſten bleiben.
ik wird conſervativ oder gar nicht ſein,“
prophetiſch, und ſchon ſchien ſich ſeine
üllen zu wollen, die Republik drohte
ſie nicht conſervativ geblieben. Hätte
e Republikaner Duſaure gegen die radi-

wegen zukommenden Gewalt, und ſtürzte das Miniſte
Dufaure — obſchon es ſich entſchieden für Aufrechthal
der republikaniſchen Staatsform erklärte und ganz im S
Thiers' regierte — bereits nach einem halben Jahre.
Präſident der Republik beauftragte demnach ein Mi
der Linken, wenn auch nicht der äußerſten, Jules Si
mit Neubildung eines Miniſteriums (12. Dezember 18
Nachdem daſſelbe faſt ſechs Monate lang in einer M
regiert, die vorausſehen ließ, daß es bald einem Miniſteri
der äußerſten Linken werde Platz machen müſſen, wie
ſelbſt den Platz eines Miniſteriums des linken Centru
eingenommen hatte, verſuchte das conſtitutionelle Staat
oberhaupt dem zuvorzukommen, indem es, geſtützt auf d
Mehrheit des Oberhauſes, noch einmal an's Land appellir
die Leitung der Wahlen aber den mit ihm verſchworn
Leuten der Rechten und des rechten Centrums anvertrau
Es ertheilte am 16. Mai 1877 dem Miniſter Jules Simon
ſeine Entlaſſung und berief von Neuem den Herzog von
Broglie. Dieſer ſuchte fünf Monate lang das Land zu bear-
beiten und zu den Wahlen vorzubereiten, welche am 14. Oct-
ber 1877 ſtattfanden. Die ungeheure Mehrheit der Gewähl-
ten gehörte der Linken an. Nach einem vergeblichen Verſuche
mit einem außerparteilichen Miniſterium zu regieren — viel-
leicht auch einen Staatsſtreich in's Werk zu ſetzen — unter-
warf ſich der Marſchall im Dezember 1877. Doch konnte
er ſich noch immer nicht dazu entſchließen, ein Cabinet aus
der republikaniſchen Mehrheit anzunehmen, ſondern wandte
ſich wieder, wie im Februar 1876, an den Chef des linken
Centrums, obſchon dieſe Partei als die wenigſt zahlreiche
von allen Fractionen aus den Wahlen hervorgegangen war.

rnahm die Regierung, umgeben von
ſchließlich dieſer Fraction angehörten,
ch ſeinem Sturze durch die Linke, am
ie Linke aber war diesmal behutſamer
Jahrs zuvor und, obſchon ſie vermöge
en numeriſchen Majorität mehr als je
chen durfte, das Miniſterium zu bilden,
nicht auf ihr Recht, ſondern ließ die
ten Centrums ruhig gewähren.
ten und Daten der fünf erſten Jahre
Was bedeuten dieſelben?
franzöſiſchen Nation, haben wir hundert-
ll ſtets die Aufrechthaltung der beſtehen-
n, ſo lange ſie dieſelbe in einigermaßen
en glaubt. Sie iſt conſervativ auch
, und gerade gegen die Reaction, wenn
uld oder Furchtſamkeit das Beſtehende
en Miene macht. Dies erklärt die
und 1877, da ein reactionäres Votum
ar das Beſtehende — diesmal die „con-
k — umgeſtürzt, ebenſo unfehlbar die
Unruhe eines Kampfes zwiſchen drei
nbuhlern hervorgerufen hätte. Das Land
it und Ruhe. Es mag ſich darüber
ß die Wahl einer republikaniſchen Mehr-
jern werde; es hat ſich jedenfalls nicht
ß die Wahl einer reactionären Mehrheit
det haben würde.
die Sache zwiſchen den Politikern. Von
ie Männer des linken Centrums redlich

und diesmal auch geschickt operirt, weßhalb ihnen h
auch der Sieg, wenn schon ein nur vorläufiger Sieg
Theil geworden ist. Die Radikalen dagegen waren al
ungeduldig als sie im Dezember 1876 das erste Mini
rium Dufaure stürzten, um ein Cabinet Simon einzuse
die Reactionäre waren es gleicher Weise, als sie
16. Mai 1877 dieses Cabinet Simon stürzten, um
Ministerium Broglie einzusetzen. Allein am Ungeschickte
und zugleich am Gewissenlosesten handelten die Leute v
rechten Centrum, die alten Parlamentarier, Orleanisten u
Fusionisten. Doctrinär wie immer, wie immer an Form
und Namen klebend, wußten sie sich nicht mit dem hö
einfachen Gedanken zu befreunden, daß ein geordn
Staatswesen den Namen Republik trage und ließen ih
natürlichen Verbündeten, das linke Centrum, im Stich, h
vereint mit ihnen, die conservative Republik — die Thiers
gründen gewünscht, die er allein für lebensfähig erkl
hatte — auf lange Zeiten hinaus endgiltig eingerichtet hä
Die Folge war denn auch, daß das rechte Centrum,
Anhänger quand même der constitutionellen Monarc
vor allen vier Parteien die am Entschiedensten aus d
Felde geschlagene ist: nicht gerade an Zahl; denn es
mehr Mitglieder im neuen Hause als das linke Centru
aber in den Thatsachen. Leider war auch die Folge, d
der Sieg der conservativen Republik nur ein ganz v
läufiger sein konnte; weil das linke Centrum der St
seiner natürlichen Verbündeten des rechten Centrums e
behrt und folglich die Stütze der Linken annehmen m
d. h. auf die Dauer nicht conservativ bleiben kann.

Nicht als ob Alles am Betragen des rechten Centru

an Frankreich verſündigt, unentſchuld-
· Daß der Staatsſtreich vom 16. Mai
wenn man die Gewalt nicht der radi-
eſern wollte, wird jeder mit den Ver-
Vertraute und zugleich Aufrichtige zu-
enſo wird man nicht leugnen wollen,
ch, der keine Gewalt anwendet, ſondern
) zweier Kammern die Eine auflöſt um
nem zu befragen, doch eigentlich kein
nnen iſt; und daß ein Grundgeſetz wie
illon", die Jahrs zuvor in einer Sitzung
· anderen mit einer Stimme Mehrheit
) viel weniger mit der ehrwürdigen eng-
: verglichen werden kann, als die Ver-
1848, deren Umſturz durch einen wirk-
) Lord Palmerſton mit dem Hinweis
hied entſchuldigte. Anders ſteht's mit
rage. Unzweifelhaft hätten die Urheber
s im conſervativen Intereſſe beſſer daran
ıate zu warten: Jules Simon, der ſchon
: Kundigen verbraucht war, ſich auch in
undigen als das hinſtellen zu laſſen, was
jeug wider Willen Gambetta's; dieſen
kommen und ſich ſelbſt entlarven zu
Manne nun doch einmal gelungen iſt,
ımene Maske der Mäßigung, ſo durch-
: auch iſt, viele Ehrliche und Aufrichtige
betta hätte ja nie die Regierung direkt
n, ohne ſeine Verbindlichkeiten gegen
len. Dies wäre der richtige Moment

geweſen, die Verſammlung aufzulöſen und an die Natio zu appelliren, deren Augen dann vielleicht geöffnet geweſe wären. Heute iſt die Mehrzahl der Wähler mit der de Franzoſen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit in öffentliche Angelegenheiten noch nicht von dem Wahne geheilt, daß die republikaniſche Linke eine gemäßigte Regierung zu organiſiren im Stande ſei. Umſonſt hat ihnen die Ge ſchichte von 1792, 1848 und 1870 gezeigt, wie abſchüſſig die Bahn iſt, welche von der radikalen Linken zur Com mune führt. Sie faſſen immer wieder neue Hoffnung, daß es diesmal gelingen möge; und ſo nahe die Greuel der 48er Junitage und der 71er Apriltage ſind, ſie glauben's noch einmal verſuchen zu dürfen. Beurtheilen wir ſie nicht zu ſtrenge: die „freiſinnigen" Wähler von Berlin und Frankfurt a. M. würden vielleicht ebenſo verfahren, wenn ſie in die Lage kämen, und ſelbſt die ſtaatserfahrenen Eng länder glauben an die Staatsmannſchaft eines Gambetta und Genoſſen.

Nun giebt's freilich eine große Anzahl von Franzoſen, die nicht ſo vertrauensvoll ſind, und welche das erſte Symptom einer herannahenden Pöbelherrſchaft ſchon mit blindem Schrecken erfüllt. Sie waren es, wie wir ſahen, welche am 24. Mai 1873, eingeſchüchtert durch den Wahlſieg eines obſcuren Schulmeiſters über einen Koryphäen des linken Centrums, einen Freund Thiers', einen der höchſtgebildeten und erfahrenſten Männer Frank reichs, ſich dem Marſchall Mac Mahon in die Arme warfen. Sie waren es, welche ihm am 16. Mai den unausgeſprochenen Auftrag gaben, Frankreich von der Perſpective einer Regierung Gambetta-Ranc zu be

enden Symptome waren des Tribunen
gressiven Einkommensteuer — die man
nserer Einkommensteuer verwechseln soll
rm der Gemeindeverwaltung, welche in
llgemeinen Stimmrechtes offenbar Neu-
zustände in Aussicht stellte. Umsonst
ntrum — die sogenannten conservativen
Thiers, C. Perier und Graf Rémusat sich
aure, Rénault, Waddington, Léon Say,
er sich noch nennen — die Zitternden
Wahlen hatten nur zu unwiderleglich
ese Männer keinerlei wirklichen Einfluß
nur den Radikalen als Wahlagenten
r von diesen ihren Ausbeutern als alte
en wurden, deren Vergangenheit impo-
man aber thatsächlich nicht zu rechnen
len acht Fraktionen des Hauses kamen
Republikaner des linken Centrums am
egt aus dem Wahlkampf hervor; kann
Conservativen einen Vorwurf daraus
nicht an die „conservativen" Republi-
llten, welche nur Dank der Protection
noch ein Plätzchen im Staate gefunden
, im Staate: im geistigen Leben der
e ja immer die Ersten bleiben.
ik wird conservativ oder gar nicht sein,"
prophetisch, und schon schien sich seine
üllen zu wollen, die Republik drohte
sie nicht conservativ geblieben. Hätte
ve Republikaner Dufaure gegen die radi-

kale Kammer von 1876 zu halten vermocht, wie er sie seitdem gegen die noch radikalere Kammer von 1877 zu halten, — der Staatsstreich vom 16. Mai wäre unmöglich gewesen. Am Ende siegen, wenn die Frage zwischen beiden Extreme gestellt ist, die conservativen Interessen überall, sicherer als irgendwo in Frankreich. Aber es am Ende. Es war thöricht, nicht zu warten, bis die Gefahr durch ihre furchtbare Nähe Aller Augen entsiegelte; es war eine Thorheit der Ungeduld, die theuer bezahlt worden ist. Sie hat die endliche Niederlage der radikalen Partei vielleicht um Jahre hinausgeschoben. Dieser thörichte Streich war aber doch durch das richtige Gefühl eingegeben, daß Frankreich auf die Dauer keine Regierung Gambetta erträgt, noch ertragen kann; und alle Kundigen wußten, daß hinter dem in jeglicher Beziehung unzuverlässigsten aller französischen Politiker, hinter Jules Simon, schon Gambetta stand, wie Rane hinter Gambetta steht. Darüber mögen sich Provinziale — es giebt auch Pariser Provinziale — und Ausländer täuschen: wer nur immer in die Coulissen des politischen Dramas geschaut, und nicht von Parteileidenschaft geblendet war, weiß es.

Man hat wohl oft vorausgesetzt, daß die Idee einer Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes oder eines Rachekrieges gegen Deutschland, die Urheber des mißglückten Staatsstreiches vom 16. Mai zu ihrer That bewogen hätte. Nichts kann unbegründeter sein.

Keine verantwortliche Regierung kann auf die Dauer ultramontan sein: selbst Karl X. und seine geistlichen Minister mußten sich gegen die Congregation und die Prätensionen der Curie zur Wehr setzen; und wie beschei-



Prätenſionen gegen heute! Der Ultra-
angt eben von den weltlichen Regierungen
als den Selbſtmord, und ſo aufopfernd
) nicht im Staatsleben, daß man ſich je
Die conſervative Coalition wollte den
ı Wahlzwecken; ſie würde ihn auch dafür
reich unendlichen Schaden dadurch zuge-
ɛ es ſchon 1850 und 1874 gethan; aber
ganz geiſtiger, moraliſcher Natur. Die
mer mehr in die Hände des Clerus ge-
der geiſtige Fortſchritt und der ſittliche
dation gelähmt werden; aber zu einem
uge gegen Rom mit lebendigen franzö-
gäbe ſich unter den jetzigen Verhält-
ne conſervative Regierung weniger als
Dazu gehört ein Fanatismus und ein
ıur Prieſter und Frauen fähig ſind: wie
ɹwei Factoren nicht wenig zum Kriege
ıgen und dem von der alten politiſchen
ichs eingegebenen Unternehmen den Cha-
ʒen Krieges aufzudrücken geſucht haben.
ɐcazes noch Herzog de Broglie, noch
ſourtou oder Herr Brunet waren Leute,
ıe Abenteuer zu ſtürzen; und ihr Erſtes
Italien zu beruhigen. Wie ſie 1873
der römiſchen Occupation durch Weg-
ſiſchen Beobachtungsfregatte aus Civita-
, — was Thiers nicht gewagt hatte zu
: ſie 1877 den Botſchafter beim Vatican,
en anti-italieniſchen Eifer an den Tag

gelegt hatte, ad audiendum verbum nach Paris, gaben die freundſchaftlichſten Zuſicherungen in der Conſulta und ſchloſſen ohne Weiteres den Italien ſo äußerſt günſtigen Handelsvertrag ab, um den die italieniſchen Miniſter ſeit Monaten umſonſt bei der Regierung Jules Simon's gebettelt hatten. Man liebt die Italiener nicht in Paris — und die Republikaner geben darin natürlich den Conſervativen nichts nach —, aber daß man ſich deshalb zu einem Werkzeuge der Curie machen und ſo einen Krieg mit Deutſchland heraufbeſchwören wollte, daran dachte und denkt Niemand ernſtlich. Nirgend fühlte man das beſſer, als am Hofe Pius IX., wo man ſchon zu klagen anfing über die lauen Freunde.

Auch Kriegsgedanken hegte die conſervative Coalition nicht, als ſie ſich der Regierung zu bemächtigen ſuchte, wie denn überhaupt in Frankreich *Niemand die Revanche will*, ſich ſogar Niemand den Anſchein gegeben haben würde, ſie zu wollen, wofern die engliſche öffentliche Meinung durch ihr Hetzen, die deutſche durch ihr Drohen dieſe Matadorpoſe nicht ermuthigt hätte. Man haßt die Deutſchen bitter jenſeit der Vogeſen, daran iſt kein Zweifel, faſt ſo bitter, wie man noch dreißig Jahre nach Waterloo die Engländer haßte; aber man *fürchtet* ſie auch und fürchtet ſie mehr, als man je die Engländer, ja das geſammte coaliſirte Europa nach 1815 gefürchtet. Dieſer heilſame Reſpect geht durch alle Klaſſen und alle Parteien: jede Regierung, die Miene machen wollte, mit Deutſchland Händel anzufangen, bliebe keine Viertelſtunde am Ruder; denn Frankreich iſt nicht umſonſt conſervativ bis in's Herz hinein, und zum Conſervativſein gehört die Angſt vor'm



ſo gut, wie die Angſt vor der Commune.
r, daß man weiß, wie ungeſchützt noch
unvollendet die Heeresorganiſation, wie
et das neue Officiercorps iſt — als daß
ch vor allen Abenteuern zurückſchreckt,
eigenthümliche Eitelkeit es ihr zu einer
Gewohnheit macht, in Worten nach Rache
irgend einen Fremden zu haſſen: früher
der, dann der Moskowit, jetzt iſt's der
der Deutſche. Das iſt aber nur die
runde der Seele iſt der heutige Franzoſe
t philiſterhaft geſinnt. Stetig ſeit 1830
ſche Materialismus, welcher ſich ja be-
kirchgehen vortrefflich verträgt, entwickelt
uf Koſten des politiſchen Idealismus,
eben „die große Woche" war. Immer
gebildete und beſitzende Mittelſtand vom
urück, das er den 10,000 politicians des
Profeſſoren, Journaliſten, Aerzten u. ſ. w.
in's die Herren zu weit treiben, ruft er
feſten Retter an, der ihnen Schweigen
hatten's die Leutchen am 16. Mai, wie
eit getrieben, daß die Furcht vor den
n die Trägheit, mit der man am einmal
jes es auch ſei, feſthält, beſiegt hätte:
die Gewagtheit und das Mißlingen des
r Krieg von 1870 aber war das letzte
die Litteraten und Politikdilettanten noch
ung der Nation und ſyſtematiſche vier-
y in Scene zu ſetzen vermocht haben.

Heute ist die Nation gewitzigt, und es wird vielleic
als ein Menschenalter brauchen, ehe in langer Ru
langem Frieden die Abenteuerlust wieder auftaucht
müden Nation.

Selbst der Bonapartismus — sollte er noch
den Gewinn aus den Fehlern der andern Parteien zie
selbst der Bonapartismus könnte in diesem Jahr
nicht ohne Lebensgefahr an einen Krieg mit Deut
denken. Die Nation wird arbeiten, sparen, in's K
und in die Kirche gehen; aber Ideenpolitik und Ideen
zu deutsch eine Politik der Leidenschaft und Krie
den Ehrenpunkt, wird sie bei unsern Lebzeiten nich
treiben und führen.

Wie dem auch sei, die Wähler haben den M
nicht getraut, welche es am 16. Mai 1877 unterno
Frankreich vor der drohenden Revolution zu retten, ih
conservative Regierung zu geben. Sie haben de
stehende — die Republik — aufrecht erhalten, dem
meidlichen Kampfe zwischen den drei antirepublika
Parteien, welcher die Folge des Gelingens gewesen
vorbeugen wollen; sie haben noch einmal feierlich u
großer Mehrheit erklärt, daß sie Zutrauen nicht
die conservativen Gesinnungen der républicains du
main, wie Dufaure und Say, sondern auch
républicains de la veille, wie Gambetta und
haben. Aber diese Wähler sind nicht die ganze V
Noch besteht eine ansehnliche Minderheit — drei
wenn man nicht die gewählten Abgeordneten, sonde
abgegebenen Stimmen zählt — welche dies Vertraue
theilt; und die Macht dieser Minderheit ist bedeutend

ſie beſteht faſt ausſchließlich aus Be-
Kirche ganz, einen großen Theil der
chterſtandes auf ihrer Seite, und ihr hat
upt Rechnung getragen, indem es nicht
kalen und ſeinen Generalſtab, trotz der
Kehrheit ſeiner Partei im Hauſe der Ab-
n den Chef der conſervativen Republi-
Freunde, trotz der geringen Anzahl ihrer
lament mit der Bildung eines Cabinets
ch das Oberhaupt der Radikalen trägt
Rechnung, indem es die Regierung, auf
eitbares Recht hätte, nicht beanſprucht.
n wohl in den Augenblicken der Beſonnen-
ht hatte, wenn er ſagte: die Republik könne
e conſervativ ſei; und noch klarer fühlt
lber nicht conſervativ ſein kann. Würde
elbſt mit den republikaniſchen Präfekten
o entſchieden jedem Plebiscit widerſetzt
nicht fürchtete, daß jene Minderheit von
andern wieder Mehrheit werden kann?
3 dunkle Bewußtſein haben, daß eine neue
d ein Miniſterium Gambetta führt ſo
792 das Miniſterium Roland, 1848 das
1 Rollin und 1871 das Miniſterium Jules
n neuen Staatsſtreich herbeiführen würde?
lich, wie ſchon geſagt, eine Menge braver
h ſelber wie im Auslande, welche glauben,
d ihr Chef Gambetta ſeien über Nacht
den, geduldig, mäßig, feſt vor Allem der
lber. Wer unſeren Ausführungen gefolgt

ist, kann daraus von selbst den Schluß ziehen, da
unmöglich wäre, an eine solche Transformation i
zu glauben, selbst wenn Tausende von Anzeich
sprächen. Wie sollten wir daran glauben, wenn
zeichen dagegen sprechen? Ist es Mäßigung, n
radikale Mehrheit einfach alle Wahlen der Mi
cassirt, wie es die reactionärste Kammer der fünfz
Monarchie nicht gethan? Zeigt es von politischer
und Gewissenhaftigkeit, wenn eine Volksvertretung
lang alle Gesetzgebung ruhen läßt, um nur Parte
führen? Hat Herr Gambetta*) sich etwa zu mäßiger
wenn er von den Pfaffen spricht? Weiß er sich
beherrschen, wenn in der Kammer die Wahlprüfu
bonapartistischen Abgeordneten zur Sprache komm
schlüpfen ihm nicht von Zeit zu Zeit Worte der
schaft, die er nur auf dem Terrain auslöschen kan
entschlüpfen ihm nicht auch noch Ideen, schlimmer
Worte, wenn er zu den Arbeitern spricht, Ideen
digem Regierungsantritt neuer Volksschichten, von d
wendigkeit, die Unabhängigkeit des Richterstandes anz
von der Nützlichkeit einer progressiven Einkomm
welche die Armen entlastet? Nicht Frankreich
Europa hat aus diesem Tribunen von Danton's
einen großen Staatsmann und einen großen Redne
wollen, wie denn unsere Zeit überhaupt allen S
Perspective und Verhältnisse verloren hat. Wer k
auch nur Ein Wort des Mannes anführen, das de
pel des überlegnen, selbstdenkenden Genies trü
jener Worte, die wie das Ei Christoph Columbus

*) Siehe Anhang II.

, deren ein Mirabeau, ein Berryer, ja
te immer die Fülle zu Gebote hatten!
nnte man anführen, die ſich den Thaten
ier, eines Thiers' vergleichen ließen?
hierauf, weil dieſer Politiker eben der
) einer höchſt mittelmäßigen Gattung von
nn im Grunde iſt er ja noch immer der
onären Ueberlieferung, den Tocqueville
ert hat, der Mann „der Politik des
Theorie des Wahnwitzes (de la folie
tus des blinden Wagens." Er iſt aber
nn des revolutionären Temperaments,
(fou furieux), den Thiers 1871 dem
Es kommt aber in einem Lande wie
l mehr auf's Temperament als auf die
ie Frankreich auch mehr Werth auf die
er Politiker legt, als auf ihre Anſichten.
ensgewohnheiten nun mag Herr Gam-
Fußſtapfen Thiers' nach 1830 getreten,
r geworden ſein, wie ja auch ein Perſigny
mmen ſeines Herrn aus einem unſtäten
biſeigneur ward; aber das Temperament
o leicht wie Wohnung und Tafel. Thiers
in kalter und ein feſter Politiker, von
chiſchen Weſen abhold, von Natur ein
nelemente. Schon als junger Geſchicht-
er war er Realiſt; wie viel mehr nach
der Kammer warf er ſich mit Macht der
entgegen, ſetzte hundertmal ſeine Popu-
lebhaft gegen die revolutionäre Propa-

ganda und Polenfreundschaft, warf die Emeute mit Kartätschen nieder. Traut man das Alles wirklich Herrn Gambetta zu, nur weil er ein paar Jahre lang aus Club- und Kaffeeleben weggeblieben? Hat man denn schon ganz vergessen, daß es Herr Gambetta war, der im Frühjahr 1873 Thiers' „Diktatur" brandmarkte und den radikalen Schulmeister Barodet gegen den Freund des Diktators, den gemäßigten Republikaner Rémusat vorschob; wie er drei Jahre später Herrn Jules Simon an Dufaure's Stelle einschob, weil ihm der greise Vernunftrepublikaner zu conservativ war? Wird er es nur eine Stunde ertragen, daß man ihn — wie einst Thiers, als er sich von den regierungsunfähigen Leuten des „National" trennte — einen Genüßling und Angekommenen (un ventru et un arrivé) oder gar einen Apostaten und Moderantisten nenne?

Ist es etwa Mäßigung, wenn Herr Gambetta seit einem Jahre nicht selber die Stelle eines Conseilpräsidenten einnimmt? Ist es Mangel an Ehrgeiz, wenn er, ein zweiter Deak, sich damit begnügt seinen Einfluß thatsächlich geltend zu machen, während er auf Ehre und Titel verzichtet! Ist es nicht vielmehr, weil er sehr wohl fühlt, daß das Land ihm noch nicht traut und die Republik nur duldet, weil Männer conservativer Gesinnung, conservativen Familienursprungs, conservativer Lebensstellung, Männer der reichen, altangesehenen Bourgeoisie und des Parlamentadels, wie Léon Say und Waddington, Dufaure und de Marcère, an der Spitze stehen, nicht Pariser Advokaten und Zeitungsschreiber, die erst seit gestern auf der Oberfläche der Gesellschaft aufgetaucht sind? Ist es nicht vor Allem, weil er Verpflichtungen eingegangen ist, die er

, ohne ſich unmöglich zu machen? Was
en ſind, iſt ein offenes Geheimniß: Rück-
mlungen nach Paris; Amneſtie und
mmunarden von 1871; Epuration des
ogreſſive Einkommenſteuer; Abſchaffung
olksunterrichts; Prozeß der Miniſter
So lange der Chef der parlamenta-
im Hintergrunde ſteht, kann er ſeine
eville immer vertröſten auf den Tag,
Heft in Händen haben werde. Hat
s Heft in Händen, ſo iſt der Wechſel
zahlen oder falliren. Aber, meint man,
ein Verlangen, das Heft ſelber in die
Selbſt wenn er auch im Oberhauſe über
gte, über die er im Unterhauſe verfügt —
der Thüre — ſelbſt wenn der Zweiund-
nure das Ruder nicht länger in ſeinen
halten vermöchte; ſelbſt wenn das
rſchalls zu Ende iſt, d. h. im Novem-
kann eine Frage ſein für Leute, welche
ur aus Romanen kennen; für wirkliche
m nur der Zweifel ſein, ob ein Gambetta
nes Präſidenten der Republik oder die
t des Miniſterpräſidenten vorziehen oder
ie Thiers Beides mit einander vereinigen
Dauer wird er ſich nicht bei der Rolle
tlichen Souffleurs begnügen: ſoviel iſt
ger ſicher aber iſt, daß, wenn die Re-
ie nicht nur die Erben von 1793, ſon-
1791, 1832, 1834, 1848 verleugnen

muß, zu welchen Herr Gambetta ſtets gehören wird, u
ihre Leiter unter den geiſtigen Nachkommen, Martignac'
C. Perier's, Thiers', Duſaure's ſuchen muß, welche ſie
Frankreich über eine Regierungsform geſetzt, ſtets aus de
einmal Beſtehenden das Beſte zu machen geſucht haben
Könnte man daſſelbe von den Schülern Guizot's und
Montalembert's ſagen, welche auf dem rechten Centrum
ſitzen, ſo wäre die Exiſtenz der Republik geſichert, die Ge
fahr — und die ſchlimmere Furcht vor der Gefahr —
der „rothen Geſpenſter" und der „ſchwarzen Geſpenſter"
beſchworen, welche nur durch die Zaghaftigkeit und Un
einigkeit der gemäßigten Parteien ſo nahegerückt wird
Gelingt es dem jetzt regierenden linken Centrum nicht —
und iſt es nur allzuwahrſcheinlich, daß es ihm nicht ge
lingen wird — die „Conſtitutionellen" zu ſich herüberzu
ziehen, ſo kann es auch auf die Dauer nicht conſervativ bleiben
Bleibt es aber nicht conſervativ, überlebt es ſeinen greiſe
Führer nicht, ſo ſteht die Nation wieder vor Cäſarismus u
Commune und nur der Staatsſtreich kann die Löſung bringe

Alle Palliative helfen nur, dieſe Löſung zu vertage
Immerhin ein Vortheil in einem Lande, wo man faſt n
des Morgen ſicher iſt. Hat man lange unter Stürm
gelebt, ſo iſt man dankbar für eine halbe Stunde Sonne
ſchein, die es einem erlaubt, für ein paar Augenblicke d
Natur zu genießen; und wenn ein Staatsſchiff alle pa
Jahre von rechts nach links geſchleudert wird, ſo iſt
wohl verzeihlich, daß man ſich ſchon glücklich ſchätzt, ein
erfahrenen und erprobten Steuermann zu haben, ſollte e
auch bereits mit einem Fuße im Grabe ſtehen: es iſt immer
eine kleine Athmensfriſt gewonnen.



Schlußbetrachtung.

Ausführungen über die Gegenwart und
heit des franzöſiſchen Volkes zu folgen
hat, wird ſich auch einen beſtimmten
Zukunft gebildet haben, welche daſſelbe,
rhalten nach, erwartet.
n ſcheinen möglich: Erſtens, die Beſeiti-
Zuſtandes — Unverantwortlichkeit des
und Miniſterium aus der Elite des
reich —: ſie ſcheint uns unwahrſcheinlich,
iven gemäßigten, freiſinnigen Bekennt-
ngeſchloſſen haben und die Radikalen,
it im Hauſe haben, jenen Ariſtokraten
geſellſchaftlichen Stellung nicht ewig das
i werden laſſen wollen. Zweitens, die
eſer Mehrheit, d. h. der mittelmäßigen
Schwung und höheren Sinn, aber auch
ıſturz und Abenteuern, wie Renan ſie
aubt, wie Tocqueville ſie kommen ſah,
ıkreich habe nur die Wahl zwiſchen einer

„demokratiſchen Geſellſchaft ohne Poëſie und ohne Größe, aber mit Ordnung und Sittlichkeit und einer demokratiſchen Geſellſchaft voll Unordnung und Verderbtheit, die ſich wahnſinnigen Wuthausbrüchen überlaſſe.“ Wir vermögen an ſolche Mäßigung und Verſtändigkeit nicht zu glauben, weil wir nicht an den Muth und die Thatkraft glauben, die nöthig wären, um dem Drängen jener leidenſchaftlichen Bundesgenoſſen zu widerſtehen. Drittens, wenn es wieder zur Gewaltſamkeit käme, die ja nie dauern kann, ſpaniſche Zuſtände oder „ein Joch“, um Tocqueville noch einmal anzuführen, „das härter ſein würde, als alle die, welche ſeit dem Sturz des römiſchen Reiches auf den Menſchen gelaſtet.“ Das franzöſiſche Volk, —

Qui ne peut ni servir, ni vivre en liberté,

wie Voltaire das taciteiſche nec totam servitutem, nec totam libertatem pati possunt überſetzt, ertrüge nie ſolches Aeußerſte. So bliebe demnach viertens der gemäßigte Cäſarismus, der denn auch dem Franzoſen des 19. Jahrhunderts wohl am Angemeſſenſten ſein dürfte.

Wir glauben alſo, um alles Geſagte noch einmal zuſammenzufaſſen, daß nur die vereinigten Centren dem Lande ein zugleich freies und geordnetes öffentliches Leben zu ſchaffen und zu erhalten fähig wären; aber wir ſind ebenſo überzeugt, daß dieſe Vereinigung nicht zu Stande kommen wird, weil die rechte Hälfte ſich freiwillig in die Dienſte der Reactionspartei, die linke Hälfte gezwungen in die Dienſte der Umſturzpartei begeben hat. Daß demnach wiederum eine Periode der Verwirrung und Gewaltſamkeit herannaht, ſteht uns ſo unumſtößlich feſt, als daß dieſe

ıb ſein wird. Wer aber wollte wagen
che Perſonen, ja auch nur welche Partei
ıenden Umſturzperiode ein Ende machen
Weiſe, in welchem Augenblick? Wohl
ns nicht dem Vorwurfe ausſetzen, über

the bottom of the after-times,

ıerzeugung ausſprechen, daß, ſo lange
er gemäßigten Mittelparteien nicht ſtatt-
„perſönliche Regierung" Frankreich die
jerheit des Morgens wiedergeben wird.
Oppoſition ſeit achtzig Jahren jedem
:oßen Soldatenkaiſer wie dem legitimen
ürgerkönig wie dem Dichter Lamartine,
rignac wie dem Prinz-Präſidenten, dem
ıpoleon III. wie dem Diktator Thiers,
„perſönlichen Regierung" als bitterſte
t geſchleudert: die perſönliche Regierung
) immer wieder erſtehen — und wäre
: Regierung Herrn Gambetta's — ſo
e Mitte ſich nicht zu einigen weiß, —
) jetzt nie gewußt.
he Regierung" iſt aber eine Nothwendig
:te, wo die Centralgewalt keine andern
Wurzeln hat, als die der perſönlichen
ſterblichen und alternden Gewalthaber.
e Männer des Großgrundbeſitzes von
)t, eine dauernde Regierung zu gründen;
)—1848 das höhere Bürgerthum; um-
1870 die Vertreter des flachen Landes

und des Bauernſtandes; umſonſt im Jahre 1848 der Schriftſtand und das Kleinbürgerthum. Vereinigt wie ſie es auf kurze Augenblicke 1815, 1850, 1871 waren, hätten ſie vielleicht ein dauerndes Regime gründen können; getrennt haben ſie ſich machtlos erwieſen, wie der wiederholte Verſuch, die Selbſtregierung d. h. das parlamentariſche Syſtem, zuerſt im Mittelpunkte und dann in den Gliedern einzuführen, ſtets geſcheitert iſt und ſcheitern mußte. Werden ſich die vier großen Geſellſchaftsgruppen in Zukunft dauernder einen? Vielleicht. Werden ſie die Selbſtregierung in die Departements, Bezirke und Gemeinden einführen, wie wir ſie in Deutſchland längſt in die Städte und nun auch in die Kreiſe eingeführt, um die Selbſtregierung im Centrum vorzubereiten? Uns ſcheint das höchſt unwahrſcheinlich, wie es uns im Grunde auch unnöthig ſcheint. Iſt doch das Problem viel einfacher, als es ſich dem Betrachter der Oberfläche darſtellt.

Die aufgeregten Leidenſchaften, welche ſich mit troſtloſer Einerleiheit ſeit faſt einem Jahrhundert, bald in blutigen Straßenkämpfen, bald in heftigen parlamentariſchen Stürmen entladen; die unheilbaren und mannigfaltigen Factionen, welche ſich um die oberſte Stelle drängen, gehen weit weniger tief, ja ſie erſchüttern das Land weit weniger, als man gemeiniglich annimmt. Die Maſſe des franzöſiſchen Volkes iſt glücklich im Beſitze der revolutionären Errungenſchaften, deren Regelung und endgültige Einführung es Napoleon I. dankt. Das Privat- und Criminalrecht, die Organiſation der Juſtiz, der Verwaltung, des öffentlichen Unterrichts, der Finanzen, des Heerweſens und des Kirchenweſens, wie ſie ſeit beinahe achtzig Jahren beſtehen, ſind ihm lieb und

und es erträgt nur ungeduldig die
r Theoretiker dieſelben umzugeſtalten.
weder im Mittelpunkte, noch in den
n Selbſtregierung wiſſen. Sein Ideal
r ausgezeichnetſten und feinſten Denker,
Beamtenſtaates: und ſein Inſtinkt ſieht
als der ſpeculative Gedanke ſeiner poli-
. Daß ſeine Beamten immer noch kennt-
mer und uneigennütziger ſein könnten,
d; daß man ihre Zahl vermindern, ihre
ehälter vermehren; daß man ſie immer
en könnte, damit der niedere Beamten-
trauen und dieſelbe Achtung verdiene
der höhere ſchon verdient und genießt:
zöſiſche Volk wohl ein; aber daß dieſe
Gemeinde-, Bezirks-, Departementsräthe
es allein weiterregieren können und
icht weniger klar.
ich das franzöſiſche Volk um Selbſt-
ümmert, ſo hat es doch ein großes Be-
it. Einen Zwang, wie den des erſten
ur wie den der erſten Jahre des zweiten
ge es nicht mehr; es will gehen und
d ſchreiben, hören und leſen, tadeln und
: es will dieſes Recht mit Maaß aus-
bt ſehen. Eine Verſammlung, welche
die ausübende Gewalt controlirt, ohne
r in ihre Thätigkeit überzugreifen; Lokal-
die den Staatsbeamten mit Rath und
ir Hand gehen, Dieſen aber als den Ver-

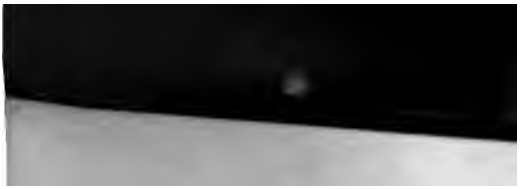
tretern der allgemeinen Interessen gegenüber den örtl
Sonderinteressen die Entscheidung überlassen; eine P
die mit Feinheit, Geschmack und Freisinn die natio
Angelegenheiten bespricht; öffentliche Gerichtsverhandlu
die keinen Mißbrauch der Gewalt aufkommen lassen,
diese Organe und der Gebrauch dieser Organe sind
zur Nothwendigkeit geworden. Eine starke Regier
welche die Uebung solcher Gewohnheiten in Nichts he
und dadurch beweist, daß sie dieselbe nicht fürchtet; we
aber, eben durch ihr Selbst- und Machtgefühl jene
wegung in den Schranken der Sitte, des Geschmacks,
Mäßigung zu halten weiß, wird immer dem französisch
Volke die liebste sein: denn es hat nun einmal keinen
fallen an der rohen Aeußerung des Freiheitsgefü
und ihm sind die Ausschreitungen, welche das englische u
nordamerikanische öffentliche Leben begleiten, schon unerträgliche Friedensstörungen; aber es fühlt sich nicht be
rufen, solche Auswüchse selber auszuschneiden: es läßt sie
lieber von Gendarmen schützen, als daß es selbst gegen
die Ruhestörer die Waffen ergriffe und es überläßt gern
dem Richter das Verdammungsurtheil gegen Mißbräuche
der Rede und Schrift, das es selber auf der Geschwornenbank nicht so leicht auszusprechen wagen würde.

Ein Herrscher, der dem französischen Volke zugleich eine gewisse Continuität verspräche und die Ueberzeugung von seiner Macht und seinem Willen sie zu gebrauchen einflößte; der es gleicherweise gegen die dumpfe Stille des Despotismus und das tosende Lärmen der ungebundenen Freiheit sicherte; der es nicht zur Mitregierung bemühte, aber ihm sein Recht witzig und fein mitzusprechen nicht

ine zu großen Zumuthungen an seinen
h stellte, könnte wohl eine dauernde
n vielbewegten Lande gründen und die
seinem gesetzlichen Nachfolger überlassen:
ganze Nation hinter sich, welche Nichts
dem wenig zahlreichen, lärmenden oder
nale, welches wir auf der Bühne sich
ıb das die Nation nur gewähren läßt,
ıu vertreiben nicht die Entschlossenheit hat
emand sich anbietet, es für sie zu thun.
) dem französischen Volke diesen Dienst
ehe die große Revolution ihr hundert-
feiert, daran zweifeln wir nicht. Möchte
n Muth haben, auf jenem Wege kräftig
beharren. Vielleicht ist es dann dem
: doch noch vergönnt, das Ende dieser
die Geburt einer lebensfähigen politischen
edlen Gliede der europäischen Völker-
ı, dessen Ringen diese mit tiefer Theil-
:e die früheren Geschlechter bald staunend,
immer aufmerksam, seiner schönen und
lung während der vergangenen Jahr-
ïnd.

Weihnachten 1878.





Anhang.

als Politiker.
ta.
Arbeiterzuſtände.
Uebrand. Nachruf von H. Homberger.



I.

Renan als Politiker.

enken die Beſſern in Frankreich von der
der Zukunft ihres Vaterlandes? Wie
en Erwählten, die jede Nation in ihrem
Weiſen, welche über dem Parteigetriebe
rer Zeit, ihren Leidenſchaften und Vor
wie verhalten ſie ſich heute zu dem [illegible]
um ſie her tobt, morgen zu der Tat
plötzlich um ſie lagert? Der Beſte
nichtigſten Einer, ein Hüter
n Sinne, mag es uns ſagen
en Patrioten und Denker."

[illegible]

— 89 —

[illegible] gegang
[illegible] Zorn
[illegible] das
[illegible] gegen sein
[illegible] so edl
[illegible] selbst
[illegible] Gele
[illegible] sucht R
[illegible] licher A
[illegible] deck
[illegible] wenn sie jene
[illegible] Heilmittel v
[illegible] Art, i
[illegible] als in der

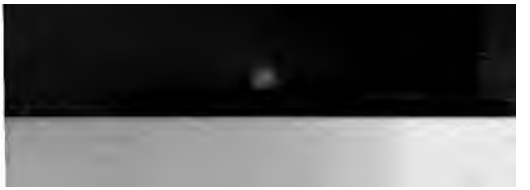
[illegible] weiß, dür
[illegible] besser zu
[illegible] es zu gla
[illegible] führten oben
[illegible] über Frankr
[illegible] Sinne au
[illegible] les diables, f
[illegible] Männer
[illegible] demselb
[illegible] schonen. Diese
[illegible] die untergeordr
[illegible] was ein Rena
[illegible] mehr z
[illegible] Daß aber Renan seit dem
[illegible] in die Zukunft blickt, als
[illegible] und die Vorrede zu seinen „Mélange
[illegible] aus dem Jahre 1878.

rigen Worten ſeine Krankengeſchichte zu
ſammen:
chuldet Alles ſeinen Königen — Einbeit
alität ſelbſt, aber auch die Centraliſation,
m Ende untergräbt. Sie tödteten den
Volk in Unwiſſenheit und Unſittlichkeit.
volution vor. Dieſe wollte die falſchen
eau's verwirklichen; „der Leichtſinn der
ordeaux, ihre hohlen Declamationen, ihre
igkeit thaten das Uebrige . . . und als
) ſeinem Könige das Haupt abſchlug, be-
lbſtmord.“ Was die „unwiſſenden und
e vom Ende des vorigen Jahrhunderts“
e nur ſchwer wieder gut gemacht werden:
uf dem Wege, als im Jahre 1830 das
ſeits den größten aller Fehler beging. Die
t noch die jüngere Linie des alten Königs-
wie ſie's in England gethan, wenn die
wiederum „einer ganzen Reihe unver-
tigkeiten ſchuldig gemacht hätte.“ Aber ſo
edürfniß nach Frieden im Lande, ſo ſtark
ativen Inſtinkte, daß man bald ein drittes
olution ſich der Hoffnung hingeben durfte,
ynaſtie herſtellen zu können. Renan hat
unerhörten Muth, Napoleon III. gerecht
urtheilen, obgleich er ihm mit Recht vor-
einfachſte Menſchenverſtand ihm verbot,
'; doch ſcheint er mir ſich zu irren, wenn
he Ruhmſucht vorwirft und die Nation
viſſen Punkte von der Schuld am Kriege

freisprechen will. „Das Verbrechen Frankreichs war eines reichen Mannes, der sich einen schlechten Verw seines Vermögens erwählt und ihm unbegrenzte Voll giebt. Ein solcher Mann verdient zu Grunde gerich werden; aber es ist nicht gerecht zu behaupten, d selbst die Handlungen begangen hat, die sein Bevollmächt ohne ihn und gegen seinen Willen (sic) gethan. Die N war durchaus friedlich; sie neigte sich zu amerikani Sitten und Anschauungen; die materiellen Inte herrschten vor, das germanische Element — das krieg in der Nation — war zurückgedrängt; das friedli celtische hatte die Oberhand gewonnen; man begann höheren Interessen, Ruhm, Vaterland, geistigen Genuß roheren und gemeineren aufzuopfern; jede Tradition nationalen Politik war so schon verschwunden vor Kriege. Frankreich war „ein Herd ohne Flamme Licht geworden; ein Herz ohne Wärme, ein Volk Propheten, die sagen könnten, was es fühlte; ein gestorbener Planet, der in mechanischer Bewegung s Kreis durchlief . . ." Dazu die Sorglosigkeit, die Fau in der Regierung: „Jedes Amt war eine Sinecure worden, das Recht auf eine Rente, um nichts zu . . . . und die Opposition vertrat keineswegs ein höh sittliches Prinzip." So war Frankreich schon auf Wege der Mittelmäßigkeit.

Endlich die äußere Politik Frankreichs: Nur Minderheit bekannte sich zu rationellen Prinzipien, d. h

*) Was wird da aus Cäsar's Beobachtungen über die cel Raufluſt?



chtintervention. Nach Rom zu gehen,
gewähren zu lassen, „zum Krieg zu treiben,
ion that seit Sadowa", waren grobe
e „moderne" Politik jener aufgeklärten
„Die, welche die Lehre von den natür-
ıd den nationalen Interessen gepredigt,
cht, sich zu beklagen, daß ihnen geschieht,
deren anthun wollten." Das System,
moderne Frankreich seine Regierenden
ıhl, erlaubt es nicht der aufgeklärten
i Favoritismus oder Geburtsadel durch-
ın's Ruder zu kommen. „Der Wahl-
ilden, ist weniger werth, als der mittel-
früherer Zeiten ...." denn der mittel-
st mehr werth, als die Gesammtresultate
g Millionen Individuen, deren jedes für
In anderen Worten: das Uebel ist in
„Die Selbstsucht, diese Quelle des Sozia-
, diese Quelle der Demokratie, werden
chwache Gesellschaft schaffen, die unfähig
hbarn zu widerstehen. Eine Gesellschaft
:t, wenn sie die Thatsache natürlicher
anerkennt, die sich im Grunde auf eine
en lassen, die der Geburt; denn die geistige
rlegenheit ist ja auch nur die Ueberlegen-
keimes, der sich unter besonders günstigen
wickelt hat." Und wie die Gesellschaft
he Verwaltung, so wird auch die Armee
atie zerrüttet, wie es das Jahr 1870 nur
gt. Doch Alles ist nicht verloren; neues

Leben blüht aus den Ruinen und das „französische
wußtsein, obgleich furchtbar getroffen, hat sich
gefunden.“ Eine Verjüngung, eine Wiedergeburt ist
möglich. Also frisch an die Arbeit: laboremus.
was wird die Arbeit fruchten, wenn man schon vor
ginn sich halblaut gesteht: nil expedit? Ohne Zu
ist die uneigennützigste Arbeit mit Unfruchtbarkeit geschl
Doch weiter in unserer Analyse.

Wo könnte Frankreich ein besseres Beispiel fi
dem es nacheifern sollte, als beim Feinde, in dem Pr
Stein's und Scharnhorst's? „Preußens Wiedergeburt h
eine Gediegenheit, welche die bloße patriotische Eitel
nicht zu geben vermag: sie hatte eine sittliche Grundl
sie war gegründet auf die Idee der Pflicht, auf den Gl
den das edel ertragene Unglück giebt.“ Die Sühne be
nicht in Kasteiung; sie besteht darin, daß man seine Fe
einsehe, sich bessere. Und welches ist der schlimmste Fe
Frankreichs? Ist's nicht „der Geschmack an oberflächli
Demokratie“? Ein aufgeklärter Patriot dürfte dem
anrathen, die alte National-Dynastie wieder anzunehm
nur an die Stelle der absurden Theorie des „göttlich
Rechtes“ das historische Recht zu setzen; durch die La
wehr und ihre Cadres eine Art kleinen Adels zu schaff
„So würden die Wurzeln des Provinzial-Lebens ein bra
loyaler Landedelmann sein und ein guter Dorfpfarrer, d
sich ganz der Volkserziehung widmete.“ Also vor Alle
das preußische Militärgesetz; aber das setzt ja doch sch
jenen kleinen Landadel voraus und wird eben mit d
Demokratie nicht leicht einzuführen sein; doch muß
immerhin versucht werden, denn „sonst, das versichere i



ch verloren .... Wenn es wahr iſt, wie
will, als ſeien das Königthum und die
richtung bei den lateiniſchen Völkern ver-
an zugeben, daß die lateiniſchen Völker
ſche Invaſion herausfordern und ſie hin-

s nicht ein anderes Mittel, wenn auch
rgeburt zu erlangen, ſo doch unſer Rache-
gen? Verſuchen wir die Demokratie, in
befinden, lebensfähig zu conſtituiren: ſie
anſtecken und Deutſchland wird an ihr
. Dieſe Demokratie nun zu conſtituiren
rſchiedene Mittelchen vor: Zweikammer-
allgemeines Wahlrecht und ein ſtändiges
ps; Aufhebung der Oeffentlichkeit der
Verhandlungen, des Prinzips der munici-
altung in der Hauptſtadt, der Clubs:
der Preßfreiheit, Decentraliſation in Ver-
hne bis zum Föderativ-Prinzip zu gehen,
die Staaten iſt; Coloniſation in großem
llem aber Schulreformen, und da iſt
land das wahre Muſter. Ein ſchwer zu
ter für katholiſche Nationen: denn ſein
ſein claſſiſcher, ſein populärer Unterricht
gerweiſe auf dem Proteſtantismus. Doch
verſucht werden. Vielleicht wird die
r Univerſitäten möglich ſein, ſie würden
beſten Einfluß ausüben, doch wäre dazu
des Clerus nöthig; es giebt noch liberale
wir dem Beiſpiele Döllinger's, ſuchen wir

Frankreich ſelbſt unter Heinrich IV., Richelieu, S
wig XIV. Es war gewiß ein großes Unglück fü
Nation, mit ſeiner Dynaſtie zu brechen — ein großes,
kein unwiederbringliches. Selbſt nach dem 21. Januar
war es ja noch möglich geweſen, dieſe Dynaſtie w
herzuſtellen; und es war viel mehr die Schuld der
tiſchen Doctrinäre, Fanatiker oder Intriganten, al
Monarchen, wenn dieſer Verſuch fehlſchlug. Selbſ
Subſtitution einer jüngeren Linie hätte vielleicht gel
können, wie in England: aber Regierung und Oppo
unter Ludwig Philipp wetteiferten in blinder Leiden
und der Verſuch mißglückte. Auch eine neue Nati
Dynaſtie zu begründen wäre leichter geweſen in F
reich, als z. B. in Schweden oder Belgien; dem
Gründer der Bonaparte'ſchen Dynaſtie war nicht nu
allem Glanze eines Karl des Großen umgeben, er
ſich auch mit der neuen Aera der Nation identificir
war der Urheber ihrer neuen Staatseinrichtungen: n
war es die vereinigte Schuld des Monarchen un
Nation, die eine ſolche Neugründung unmöglich ma
Auch jene neuen Staatseinrichtungen, wie ſie der co
Cäſar ins Leben gerufen, waren nicht ſchuld an dem
glücken. Sie im Gegentheil überlebten alle Revolu
und Dynaſtiewechſel. Wir haben es mehrmals zu n
holen Gelegenheit gehabt: die Organiſation des
der Juſtiz, des öffentlichen Unterrichts, der Geiſtl
der Finanzen, der Verwaltung ſind unberührt ge
von allen Stürmen ſeit 1804 und haben ſich lebens
erwieſen. Ebenſo iſt es mit der Inſtitution, die der
des großen Mannes in Frankreich, man kann ſage

llgemeine Stimmrecht iſt durchaus kein
kreich. Die Modification deſſelben durch
wie es Renan mit vielen andern Wohl-
gt, exiſtirt ſchon de facto: der Einfluß
ſſen auf die unteren Volksſchichten iſt ſo
ſich von ſelbſt eine Mittelſtufe bildet;
en doch nur den Journaliſten und Advo-
gt führt, als Wahlmann wählen, der
immer, wie jetzt, an ſeinen Gutsherrn
gt, wie man ja ſchon gethan hat, an
igen Wahlmethode nach Departements-
ch Bezirken wieder einzuführen, um dem
eine Wahrheit zurückzugeben und allen
üſſen, die ſonſt von einer tumultuöſen
nterdrückt werden, wieder zu ihrem Rechte

Frankreichs kommt von den Mittel-
er Maſſe noch von den höheren Ständen.
ich von den letzteren führen laſſen oder
inkte folgen, haben ſie immer das Rich-
ſie ſich dem Mittelſtande anvertrauen,
Städten, ſind ſie immer zum Schlimm-
den. Und warum das? Weil, wie wir
Revolution die Ideen der Mittelklaſſen
erbt hat. Renan, der in ſeinen unnach-
von 1858, 1868, 1878 dieſen Revo-
iner Plattheit und Mittelmäßigkeit ſo
t, meinte 1872, der Rationalismus führe
atie. Das will uns denn doch ein allzu-
n bedünken, wie er es denn auch heute

ſelber zuzugeben ſcheint. Es iſt unſerer An
geradezu der politiſche Rationalismus, den die N
unter den Mittelklaſſen verbreitet, welcher die
Hauptquelle alles politiſchen Unheils der Nation a
und, da er in den ſittlichen Untugenden des Neid
Unwahrheit und der Eitelkeit drei mächtige Verbündet
ſich zum Deſpoten des ganzen Volkes aufgeworfe
Es giebt gewiſſe einfache, mechaniſche, oberflächliche I
die, der Mittelmäßigkeit leicht zugänglich und dabei
ſchlechten Inſtinkten ſchmeichelnd, recht eigentlich für
Mittelmäßigkeit gemacht zu ſein ſcheinen: ſie ſind es, w
die franzöſiſchen Mittelklaſſen verderbt haben. Aus
gegen die höheren Stände ebenſoſehr, als aus politiſch
Rationalismus haben ſie die ſpeciöſen Ideen der Gleich
und alles deſſen, was damit zuſammenhängt, zu ei
Religion der Mittelmäßigkeit erhoben; und wehe Dem,
dieſe Religion zu mißachten wagt! So war es in je
Demokratie, welche die Geſchichte gekannt. Nicht die In
tutionen, ſelbſt ſo tolle Inſtitutionen als das Loos
Athen und Florenz, haben zur Tyrannis — ich ſage n
zur Tyrannei — geführt, ſondern die falſchen Gleichhei
Ideen. Was die Franzoſen nicht einſehen wollen —
dies gereicht ihrem Idealismus zur höchſten Ehre, w
es auch nicht ihren politiſchen Verſtand in ein günſti
Licht ſetzt — iſt eben, daß Prinzipat oder Cäſarism
ihre natürliche und keineswegs verächtliche Regierungsfo
iſt, und daß es ihnen nie und nimmermehr gelingen wi
was unter viel günſtigeren Umſtänden weder Athen
Rom noch Florenz und Holland gelungen iſt: der He
ſchaft eines Tyrannos zu entrathen.



der französischen Mittelklassen, Demo-
bstregierung miteinander vereinigen zu
den letzten Cäsar gestürzt. Ich will mich
Apologie, noch weniger auf eine wieder-
ik des oft so hart beurtheilten Napo-
n; die Geschichte wird, glaube ich, einst
als die Mitwelt. Und doch war er an
nsosehr schuld als die Nation. Man
Nation freisprechen von der Kriegs-
chen Fall nach sich zog. Sie berufen sich
der Präfekten über den Stand der öffent-
Bezug auf die Kriegsfrage im Juni 1870.
Worten spielen. Die Masse einer Nation
tig; denn alle ihre Interessen leiden unter
s in der politischen Sprache „Nation",
ung" heißt, ist nicht, was der Bauer, ja
Kleinbürger denkt — es ist, zumal in
ie gebildeten, lesenden, sprechenden, schrei-
Advokaten und Richter, Beamte und
und Journalisten, Aerzte und Ingenieure
nd aussprechen. Sie führen die Nation
entlich in Frankreich, auch die Regierung
le politischen Parteien wollten den Krieg:
eralen, — Prévost Paradol sagte es
ein Jahr vor dem Ausbruche des Krieges
aditionelle Politik Frankreichs erfordere,
tschland aufkommen zu lassen; die ultra-
eil sie durch Gewinnung der Rheingrenze
ien Glanz verleihen wollte; die republi-
ihn zu stürzen hoffte, jedenfalls, weil sie

durch Wachhalten der verletzten National-Eitelkeit [illegible] Sadowa sein Ansehen zu schwächen wünschte. Renan [illegible] mit tief historischem Sinne von dem „bedauernswer[illegible] Prinzipe, das da will, daß eine Generation die folg[illegible] nicht binde"; sollte man nicht dasselbe sagen von ei[illegible] Theile der Nation, der den anderen fortreißt? Wenn [illegible] obengenannten Parteien und obgedachten Ständen, [illegible] Leitung sich Nation und Regierung hingaben, ein [illegible] hundert Leute wie Renan den Frieden und Deutschland[illegible] Einigung wünschten, so ist die Zahl hochgegriffen; [illegible] klingt es nicht wie die Geschichte des Schiff-Kapitäns, [illegible] lieber für einen Trunkenbold als für einen schlechten Reit[illegible] gelten wollte, wenn heute Frankreich lieber die Schma[illegible] auf sich nimmt, sich von Einem, noch dazu unfähigen, Manne einen Krieg gegen besseres Wissen und Wolle[illegible] haben aufzwingen zu lassen, als einfach zuzugestehen, da[illegible] es in blinder Leidenschaft gehandelt?

Auch die Organisation der französischen Gesellschaf[illegible] ist es ebenso wenig als die Geschichte oder die Institutione[illegible] welche Frankreich an einem gedeihlichen politischen Dasei[illegible] hindern. Diese Organisation ist beiweitem günstiger fü[illegible] politisches Leben, als in den meisten Ländern Europa[illegible] ein Mittelstand, zahlreicher als in Italien, wohlhabende[illegible] als in Deutschland, gebildeter als in England; eine natür[illegible] liche Aristokratie — ich verstehe darunter die nicht zu[illegible] Arbeit gezwungenen, unabhängigen und begüterten Bürger[illegible] lichen zweiter Generation eben sowohl als die Adeligen — die sich wie in England, fortwährend verjüngt, im All[illegible] gemeinen eine ziemlich hohe Bildung besitzt, und der es nich[illegible] an praktischer Erfahrung und Kenntniß realer Interesse[illegible]



ter Stand, der zum Theil materiell und
geſtellt iſt, als in Deutſchland, denn ſein
ſein geſellſchaftliches Anſehen bringen den
valt, den Künſtler, den Publiciſten erſten
höchſten geſellſchaftlichen Ehren, die er in
reichen könnte; wogegen freilich in Deutſch-
Profeſſor ein größeres Anſehen und be-
ommen genießt als in Frankreich. Wenn
ter der Städte immer kriegsbereit gegen
iſt, ſo iſt dagegen der Bauer eine feſte
ung und des Geſetzes.

lebel liegt tiefer als in der Geſellſchaft,
, den Schickſalen der Geſchichte: es liegt
em Verſtandesfehler, den ich oben gerügt,
eltanſchauung, welche die Revolution zur
ht in den Mittelklaſſen; es liegt aber vor
fter.

om franzöſiſchen Charakter rede, ſo ſpreche
es nicht oft genug wiederholen — von
Charakter, nicht vom privaten; ich habe
als Staatsbürger im Auge, nicht als
ıts wäre ungerechter, als die Privat-
ranzoſen zu verkennen. Wer unſere Aus-
n erſten Kapiteln dieſes Büchleins geleſen
arteiiſchen Beobachter Glauben ſchenken
en müſſen, daß der Franzoſe im Privat-
dig, mäßig, hilfreich, ſparſam, gewiſſen-
Handel und Wandel und ebenſo vorſichtig
er im öffentlichen Leben leichtſinnig und
er Familienſinn iſt in Frankreich durch-

[illegible] erwähnen: die Liebe der Eltern ist im
[illegible] überwiegen: die der Kinder, namentlich
Töchter, rührend und schön: selbst die Gattenli
[illegible] wo man es im Auslande nach fr
Romanlektüre anzunehmen beliebt. Gewisse
der Germanen angenehm berühren und unsere
von Südländern widersprechen, sind deßhalb noc
feste Hindernisse für eine gesunde staatliche E
Wir haben gesehen, daß die Religion und die S
Franzosen weniger Gefühls- und Herzenssache,
feste Uebereinkunft, äußerlicher, gesellschaftlich
wilder Natur, jedenfalls Verstandessache sind, u
entspringen dann Vernunftheirathen, Beschränkun
Kinderscheu und andere Folgen, die indirekt ein
den Einfluß auf den Staat ausüben mögen, ob
Stürmen der Geschichte auch mit einer solchen
neuen Religion und Moral lange und kräftig gebl

Noch viel schlimmer sind andere Untug
[illegible] Eitelkeit und Anlage zum Neid, w
der schlimmsten Art von Demokratie Vorschu
und Neuerung, die leicht das Leben lähmt: vor
[illegible] oder, richtiger zu reden, ein Mangel
Ehrgefühl. Der durch die ganze Lebensgewohn
Anwendung von lebhaftem Rechtsgefühl, die sic
[illegible] Unbestechlichkeit der französischen R
[illegible] Verbreiten der öffentlichen Meinungen off
[illegible] einen bedeutenden mittelbaren Einfluß
[illegible], der gewiß vom Uebel ist.*)

*) Die Neuerungs-Sucht allein, z. B., um nur Einzelnes zu
[illegible] die Kameralistik- und Gerichts-Reform unmögli

lle vor dem Grundübel des franzö-
ters, ſobald öffentliche Zuſtände in
nen: dem Mangel an bürgerlichem
em Muth. Nicht die beſtehenden Geſetze
werden, um Frankreich wieder zur Ge-
acht zu verhelfen — der Muth muß wie-
rden, die beſtehenden Geſetze und Einrich-
gen, anzuwenden, zu deuten. Merkwür-
Renan gerade dieſen Charakterfehler auch
Worte erwähnt in ſeinen Unterſuchungen
der politiſchen Krankheit Frankreichs, und
Hauptquelle.

l: wir ſind weit davon entfernt, die Theil-
fentlichen Angelegenheiten als eine Bürger-
. Im Gegentheil iſt es unſere feſte Ueber-
einem geſunden wohlgeordneten Staats-
rmalen Zeiten jeder ehrliche Bürger zuerſt
ſeines Amtes und ſeines Berufes warten
ein übles Zeichen, wenn der Bürger an
t", um Politik zu treiben, meint Egmont.
kritiſche Augenblicke und kranke Staats-
Individuum ſein perſönliches Intereſſe dem
hle hintanſetzen muß und am Ende dadurch
s Intereſſe am ſicherſten wahrt. In einem
e, in einem ſolchen Staatskörper lebt der
rger ſeit achtzig Jahren. Wenn die Un-
Unbeſitzenden die Exiſtenz des Staates be-

ahrheitsliebe die Ein- und Durchführung der Ein-
indert; die Abweſenheit des Rechtsgefühls die Inſti-
ornengerichte vollſtändig gefälſcht.

drohen, in ihrem eigenen Intereſſe oder in dem ehrgeiziger Demagogen, ſo wird's eine Pflicht, hinabzuſteigen in die Arena, um den Staat zu ſchützen. Thut's der freiſinnige Bürger nicht, ſo wird die blinde Maſſe der Landbevölkerung das conſervative Intereſſe, auf dem am Ende jede Geſellſchaft beruht, dadurch retten, daß ſie die Freiheit über Bord wirft, um den ſtaatlichen Frieden zu retten.

Wir wiſſen ſehr gut, daß die Mehrheit des gebildeten Frankreich, namentlich in der Provinz, gemäßigt liberal geſinnt iſt. Manchmal, wenn ſie ſich recht ruhig und ſicher glaubt, dringt auch dieſe furchtſame Mehrheit hervor, wie 1829, 1847, 1869 und 1877; aber ſobald ſich der Feind zeigt, verkriecht ſie ſich wieder und läßt ihn gewähren. Indem ſie ſich ſo die Revolution von den Pariſer politicians und ihren demokratiſchen Prätorianern, oder den Staatsſtreich von der durch einen Cäſaren vertretenen, in ihm verkörperten Landbevölkerung auferlegen läßt, ohne ſich zu wehren, wird ſie mitſchuldig aus Feigheit. Niemand wird ſagen wollen, daß die Mehrheit der Franzoſen der Thaten der St. Barthélémy, der Dragonaden, der Septembertage, der Vertreibung der Deutſchen im Sommer 1870, der Schandthaten des 18. März fähig wäre; aber eine Nation iſt ſolidariſch. Dadurch, daß man jene Gräuel aus Mangel an Muth geſchehen ließ, machte man ſich mitſchuldig. Und wiederum kann es uns nicht einfallen, zu behaupten, alle gebildeten Franzoſen billigten die Staatsſtreiche des 18. Brumaire und 2. Dezember, die Ueberrumpelungen des 24. Februar und des 4. September; aber die Gebildeten, Gemäßigten, Freiſinnigen haben ſich zu Mitſchuldigen gemacht, als ſie dieſes Treiben gewähren



n wir an — was wir persönlich nicht zu-
ehrheit der Gebildeten theile Tocqueville's,
's Ansichten über die französische Revo-
haben sie nicht den Muth, die immortels
9 zu verleugnen, anstatt vor ihnen mit der
niederzuknieen? Nehmen wir an, die Ge-
gen den Krieg gewesen im Jahre 1870:
e ihre Stimmen nicht erhoben? Einfach,
uth nicht hatten, aufzustehen, wie sie am
Muth nicht hatten das Beispiel nachzu-
e Londoner Bürgerschaft den Chartisten
ahre 1848 gegeben hatte. Hat man ja
ier den Muth oder die Selbstüberwindung,
ju gehen. So fügt man sich dem Joche
e man sich dem der Mode, der Convention
eben.

ahl der gebildeten Franzosen — wir haben
Gelegenheit gehabt es zu sagen — ist
i die Etiketten des Staates, wenn dieser
r Ordnung, Gesetz und Freiheit verbürgt:
eter Franzose hat den Muth es zu ge-
macht sich lächerlich, wenn er eine be-
ung nicht bespöttelt und ihr wenigstens
ition macht: fronder le gouvernement,
porté, das gehört zum fashionablen
t für einfältig und naiv — das Uner-
ien Franzosen — wenn man an der bestehen-
etwas Gutes findet, und da bequemt man
auch seine kritischen Augen zu schärfen und
entdecken, die in jeder Regierung so leicht

zu entdecken sind. Im Geheimen gesteht man sich daß es im Grunde doch wirklich einerlei ist, ob die Frankreichs weiß oder dreifarbig sei, wenn das Land moderner Einrichtungen, wohlthätiger Gesetze und ehr Geschäftsführer sich erfreut. Aber so etwas offen zu stehen, wagt Niemand; da läßt man sich lieber Alles fallen, als daß man die Gestalt oder die Farbe der Ch opfere.

In den langen Zwischenräumen, wo die Revolu scheinbar besiegt, an den Thoren des Staates in leich Schlummer liegt, wie die Erinnyen des Oreſtes vor Tempel, in den er sich geflüchtet, verfälscht dieser Man an öffentlichem Muth alle staatlichen Institutionen. ist der Franzose der guten Gesellschaft, der es wagen oder, wenn man so lieber will, der sich der Unbequemlichk unterziehen wollte — einen bestimmten Mißbrauch irge einer Art in der Presse, vor den Gerichten oder auf d Tribüne zu denunziren, zu verfolgen oder zu rügen? Man hat Verbindlichkeiten; man muß Rücksicht nehmen; es kann ein langwieriger Prozeß entstehen; es hilft doch zu Nichts derart sind die Entschuldigungen, die man fortwährend zu hören bekommt. Während das englische Parlament, die englische Presse, die englischen Gerichtshöfe wiederhallen von männlichen Anklagen und Beschwerden gegen Leute im Amt, gegen Polizeimißbräuche, gegen Uebergriffe irgend einer Art, gegen Eisenbahnverwaltungen oder Postbeamte, sind die französischen Versammlungen und die französischen Zeitungen immer seit der Revolution Kampfplätze geblieben für Parteileidenschaft oder für rhetorische Uebungen, und zwar immer aus demselben Grunde: aus Mangel an mora-

Persönlich will man's mit Niemandem
n weiß nicht, wie man den Mann, den
ch anklagt, ein andermal brauchen, wieviel
lles Einem schaden kann; denn das ganze
ja auf gegenseitige Hilfe, Dienstbefliſſen-
che Intereſſen angelegt. Trotz aller Con-
na werden beinahe alle Stellen nur nach
Empfehlung hin vergeben. Jeder Mann
at in jeder Verwaltung wie in jeder Par-
zu protegiren und einen anderen Vetter,
rotegirt. Die Spitze der Regierung mag
re wechſeln; die Bureauchefs vererben ſich
lle indirekten Einflüſſe. Es iſt die Frei-
ndarinenthums. Da man demgemäß alle
lle concreten Mißbräuche ſchonen muß,
uf Abſtractionen, für die man Lanzen
Formen und Worte, die man ritterlich
ſchaftlich bekämpft. Selbſt der Oppo-
der heute auf der Tribüne den Miniſter
nendiener gebrandmarkt, geht nach der
Cabinet des allmächtigen Weſſyr's, ſchüt-
de und bettelt ihn an um ein bureau de
Wittwe eines alten Freundes.
liſche Feigheit, dieſe Furcht vor der Ver-
hmt alles öffentliche Leben in Frankreich.
as Geſchworenengericht in politiſchen An-
: Poſſe, in Criminalprozeſſen nur zu häufig
al macht. Sie iſt es, welche die allgemeine
e die allgemeine Schulpflicht immer nur
: wird figuriren laſſen.

Wenn Mißbräuche ſich einſchleichen, ja zur Rege werden, es wird ſich keine Stimme erheben ſie zu brand marken. Vor Allem aber iſt dieſer moraliſche Muth der „öffentlichen Meinung“ und der geſellſchaftlichen Convention gegenüber nirgends zu finden. Wie Niemand den Muth hat um zu erklären, daß Victor Hugo's Spätlinge weder Styl, noch Gedanken, noch Leben haben und daß dieſe Litteratur in's Tollhaus gehört, ſo wagte nicht ein Mann aufzuſtehen nach Sedan und den Kaiſer zu vertheidigen, dem man ſo lange gedient hatte, den man ſicherlich hochgeprieſen hätte, wäre er ſiegreich heimgekehrt. Es war ein Wetteifer, wer dem Gefallenen die empfindlichſten Fußtritte verſetze. Ihn zu vertheidigen der „öffentlichen Meinung“ gegenüber wagte Keiner, wie Keiner gewagt hatte, der „öffentlichen Meinung“ gegenüber den rohen Wuthausbruch, den Ruf „Nach Berlin! Nach Berlin!“ zu brandmarken. Dieſes ungroßmüthige Imſtichelaſſen und dieſes blinde Miteinſtimmen ſind Beide nur Folgen und Aeußerungen der moraliſchen Feigheit. — Und ebenſo iſt es, wie wir geſehen haben, mit dem Conventionalismus. Es gilt für geſchmacklos, ein Freidenker, für lächerlich, ein eifriger Frommer zu ſein. Irgendwie dem Herkommen, der allgemeinen Norm in Anſichten, Neigungen, Gewohnheiten entgegenzutreten, gilt für unſchicklich oder bizarr, oder „original“, oder kindlich — da läßt man's lieber bei dem Hergebrachten. Männer, die wagen aller Welt zum Trotz ihren eigenen Gang zu gehen, werden entweder ausgelacht oder geächtet.

Bei ſolcher Stimmung in der friedlichen liberalen Mittelklaſſe iſt es natürlich, daß ſie, die herrſchen ſollte,

ıft gelangen kann, und daß die politiſchen
ı Staatsruders bemächtigen. Schon iſt
ße auf dem Punkte angekommen, den ein
nerikaniſcher Schriftſteller als den Zuſtand
hen Republik ſchildert, wenn er ſagt, daß
e Trennung eingetreten iſt zwiſchen den
en und dem Publicum, da gebildete Leute
ers der Politicians nur noch mit Ver-
kel blicken." Aehnlich in Frankreich, wo
natürlich nach jeder neuen Revolution
daß dieſe ein Anſtoß ſein ſollte für die
ſſe, ſich zu ermannen und das Heft zu er-
größer, immer allgemeiner werden die
leberdruß. „Ich kann," ſchrieb mir ein
ı gebildeter Kaufmann, glühender Patriot
eraler, „ich kann unſere unglückſelige Ge-
t einem Menſchen in reifem Mannesalter
nachdem er die Ideen und die Dinge des
ſſen, im delirium tremens hinſiecht ....
ſoviel ich kann, in That, Wort und Ge-
ın Poſſenreißern (den Politikern) und bin
was es noch Anſtändiges in dieſem un-
ıe giebt, bald nur noch in der Zurück-
in der Enthaltung (vom öffentlichen Leben)
wird."

n iſt tief, aufrichtig, allgemein bei allen
; und man begreift nur zu wohl, wie den
zu Muthe ſein mag, die, geboren mit dem
vohnt waren, in der Revolution und in
e das Evangelium und das auserwählte

Volk zu sehen. Nirgends war der Patriotismus aufrichtiger und gerechtfertigter als in jener Generation; nirgends kann der Schmerz aufrichtiger und gerechtfertigter sein. Ein mildes Geschick hat es einem Sainte-Beuve, einem Cousin, einem Villemain erspart, diesem Schiffbruche ihrer Lebensüberzeugungen und ihres heißgeliebten Vaterlandes zuzuschauen; ihnen wäre das Herz gebrochen, wie es dem armen Mérimée brach, oder sie hätten in Stumpfsinn hingesiecht nach diesem Anblicke, wie die Besten der Ueberlebenden es thun. Sie hätten das Recht dazu gehabt; aber die Generation, die jetzt im besten Mannesalter steht, sollte der Schmerz nicht lähmen, sondern zur mannhaften That anspornen. Und wahrlich, wahrlich, geschieht das nicht, so ist Frankreich verloren, wie Renan es voraussagt. Noch ist's zu retten. Es ist ja keineswegs auf der Stufe des sittlichen, geistigen und materiellen Elends angelangt, worin Deutschland im XVII. Jahrhunderte schmachtete. Ja, es ist in staatlicher Hinsicht bei weitem nicht so tief gesunken, als es Deutschland zu Zeiten des Rheinbundes war. Man denke, was die deutschen Heere waren; wie die deutschen Fürsten und freien Städte um Fremdherrschaft bettelten; welche Corruption unter den deutschen Beamten herrschte; wie es zuging in Rastatt und Regensburg, wie in den säcularisirten Landen; wie angegriffen selbst Norddeutschland war zu Zeiten von Haugwitz und Lombard; welch' ein Egoismus in den gebildeten Kreisen herrschte — freilich ein idealistischer, nicht ein materialistischer, wie im Frankreich unserer Tage — und man wird sich sagen müssen, auch Frankreich könne genesen, wenn es Männer fände, wie wir sie fanden, und Muth, wie unsere Väter

Die geiſtige Ebbe von heute iſt nicht
die zwiſchen Voltaire's Tode und Chateau-
ten. Sittlich ſtand das Land ſchon auf einer
zur Zeit der Regentſchaft und des Direk-
riell iſt es blühender als je. Nur politiſch
inend unrettbar darnieder, weil es den
uth nicht hat, ſich zuretten.

r ein Weg der Rettung ſteht Frankreich
einſehen lernen, daß es kein Regenerations-
nd daß nur Quackſalber derlei Panaceen
bpfe ſie annehmen. Man geht nicht direkt
ration, wie an ein Rechen-Exempel. Jener
t die Einſicht, zu der die gebildeten, frei-
klaſſen kommen müſſen: daß die Untugenden
Charakters durch die Schärfe und Kraft
bekämpft und beſiegt werden müſſen. Ein
cheidtes Volk, wie das franzöſiſche, das in
jältniſſen die Verſtandesrichtung vorherrſchen
n ſeinen Verſtand dazu brauchen, um ſich
nären Credos, dann wo möglich ſeiner ſchlech-
ngen, — womit man ja, wie Hamlet meint,
mt, daß faſt der unveränderliche Charakter
t zu ſein ſcheint, — zu entledigen; es muß
hm frommt und wie es daſſelbe erlangen und
Es muß ſich überzeugen, daß „Eines ſchickt
Alle"; daß es ſeine politiſche Blüthe, ja
t immer am Beſten unter der abſolut-monar-
ſform verwirklicht hat. Giebt es denn wirk-
ußer dem parlamentariſchen Syſtem und der
ng? War denn Frankreich ſo zu bedauern

unter Heinrich IV. oder unter Napoleon III.? Eine durch Presse, öffentliche Meinung, Mitwirkung der Besten gemilderte Diktatur allein kann endlich die Aera der Revolutionen und Staatsstreiche schließen; aber sie ist nur möglich, wenn alle guten Bürger des französischen Staates entschlossen sind, auf Träumereien zu verzichten und sich dem Ehrgeize oder Fanatismus der Parteimänner und Politiker von Profession mannhaft zu widersetzen. Zahlreich, intelligent, gebildet, ehrlich, äußerlich unabhängig genug sind sie dazu; werden sie auch den Muth dazu haben?

Ermannen sie sich nicht, so ist's geschehen um Frankreich; entweder roher Despotismus oder Revolution und Anarchie werden das Land ertödten oder zerfleischen. Man gebe sich doch nur keiner Selbsttäuschung hin. So glänzend auch die Rolle Frankreichs in der Welt noch nach 1848 war, es ist auf dem abschüssigen Wege, der immer schneller und unaufhaltsamer fortreißt, je näher man der Tiefe kommt. Auch Spanien herrschte noch am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Italien und den Niederlanden, ja in beiden Welttheilen; eine spanische Dynastie saß auf dem deutschen Kaiserthrone; die Kirche war beherrscht von spanischen Ideen und spanischen Mönchen; alle Höfe Europas ahmten Spanien nach; alle Litteraturen holten noch in Spanien ihre Muster: Cervantes, Lope de Vega, Calderon und hundert Andere blühten noch — und fünfzig Jahre darauf war Spanien, was es heute ist, ein geistig und materiell verarmtes Land, eine politische Macht zweiten Ranges. Der sittliche, geistige und materielle Verfall Frankreichs wird voraussichtlich nicht eintreten, aus

Auseinanderſetzung den Gegenſtand dieſes
bet hat; aber im politiſchen Leben könnte
ſcheinlich es auch ſein mag, einſt grauſam
Renan ſchon im Jahre 1868 prophezeit,
gute und friedliche Franzoſe nicht ermannt:
dann ſchwach, endlich verachtet, werden
n Menſchen von Tag zu Tag mehr aus-
nach hundert Jahren werden nur kühne
rig bleiben, die unter ſich das blutige Spiel
ges ſpielen, und ein Pöbel, den Sieger zu
ie Auftritte, welche die Regierungswechſel
leiche während des erſten und dritten Jahr-
iteten, werden ſich erneuern. Am Morgen,
ren wird, daß um den Preis des Todes
nnung einiger Hundert von einflußreichen
kühner Streich die Zukunft des Friedens
verden die friedlichen Leute Beifall rufen.
er, befleckt mit Blut, Verrath und Ver
ieger ſeiner Nebenbuhler daſteht, wird als
Vaterlandes geprieſen werden. Zwei Ur-
uck des Auslandes, das nicht dulden wird,
n ſich allzuſehr von der gemeinen Ordnung
rnt, und die moraliſche Autorität der
gt auf die katholiſche Partei, werden allein
en Ballaſt zu ſchaffen für das herumge-
ſ. Offenbar werden dieſe beiden Inter-
t uneigennützig ſein. In dem verhängniß-
uſe der Revolutionen führt ein Abgrund
lbgrund. Es giebt Nationen, die, einmal
dieſe Dante'ſche Hölle, daraus zurückgekom

„men ſind. Aber was ſoll man zu der Nation ſagen, die, „nachdem ſie herausgekommen, ſich zwei-, dreimal wieder „hineinſtürzt?"

So zwei Jahre vor dem Sturze des Kaiſerthums; acht Jahre nach dieſem Sturze, und unmittelbar nach dem Siege der republikaniſchen Demokratie, den auch er für endgiltig hält, wie ſeine Landsleute ja auch die Regierungen von 1814, 1830, 1852 für endgiltig hielten, zehn Jahre ſpäter läßt ſich der Prophet anders vernehmen. Sein Rezept — das preußiſche von 1868 — iſt nicht angenommen worden und es iſt doch nicht zu Revolution und Staatsſtreich gekommen. So ſieht er denn jetzt nicht länger nur Militär- und Prieſterherrſchaft in der Zukunft ſeines Landes, ſondern im Gegentheil Freiheit und Frieden durch den Sieg der Mittelmäßigkeit, des „Amerikanismus"; d. h. den Tod aller höheren Bildung, alles Ideals, aller großen Ueberlieferungen und die Herrſchaft bürgerlichen Nützlichkeitsſinnes.

Wer Renan's Schriften*) aufmerkſam gefolgt iſt, der wird überall die doppelte Gewohnheit des Schriftſtellers

*) E. Renan hat ſich im Jahre 1878 zweimal über die politiſchen Zuſtände ſeines Vaterlandes, wie ſie ſich ſeit dem Siege der Republikaner geſtaltet haben und ſich in Folge dieſes Sieges vorausſichtlich geſtalten werden, öffentlich vernehmen laſſen. Er hat nämlich einen neuen Band — den ſechſten — geſammelter Aufſätze herausgegeben und hat denſelben nach ſeiner Gewohnheit eine allgemein gehaltene Vorrede vorausgeſchickt, wie nur er ſie zu ſchreiben im Stande iſt. Und dieſem Stoßſeufzer folgte faſt augenblicklich im Feuilleton des „Temps" ein fünfaktiges Drama in Proſa, das ſich unter dem Titel „Caliban" als eine Fortſetzung von Shakeſpeare's „Sturm" giebt. Doch würde man Renan Unrecht thun, wenn man ihm die Prätenſion

elche ſo recht ſeine Eigenthümlichkeit aus-
e die Gewohnheit, bei Behandlung der in
entfernteſten, ja ſcheinbar auch in ihrem
fremdeſten Gegenſtände, nie ſein Vaterland

are's Dichtung fortſetzen zu wollen. Sein Drama
elche keinerlei Anſpruch auf dichteriſchen Werth
Intereſſe erhebt. Dichteriſch daran iſt nur die
icht immer; und faſt möchte man in dieſer Be-
derbaren Anmuth des Stiles — den wiſſenſchaft-
: Mélanges noch den Vorzug geben. Man
icht, was man an dieſen kleinen Eſſays mehr be-
Ausdehnung des Wiſſens, die Vielfältigkeit und
ſtlichen Intereſſes, den vornehmen Sinn, der alle
ere Regionen hebt, Allen allgemeine Beziehungen
, oder die unendliche Mannigfaltigkeit der Sprache
ochenen Einheit des Tones — das Ergebniß, wenn
ußerordentlichen Beweglichkeit dieſes Geiſtes und
des Standpunktes, auf den er von Anfang geſtellt
ja hier weder jene Aufſätze beurtheilen — ſo groß
g iſt, daran den Entwicklungsgang des ſeltenen
en, deſſen hier mitgetheilte Jugendarbeiten über
erricht in China und die Geſchichte der klaſſiſchen
thum ſchon ſehr entſchieden die Tendenz und An-
athen, welche ſich ſeitdem immer mehr bei ihm
) will ich das ſonderbare Drama recenſiren, in
nphirende Demokratie, philoſophiſcher als witzig,
hes Kind der Phantaſie und des Gedankens be-
denn es iſt wie das Zwitterweſen der Fabel! dem
Je suis oiseau, voyez mes ailes! dem Dichter:
vent les rats! Es iſt eben unbeurtheilbar. Man
ſich, man ärgert ſich und man findet, der Autor
ſier Kauz ſein. Auch will ich nur an jener Vor-
re zeigen, welche Befürchtungen die neue Wendung
urtheilsloſen Franzoſen hoher Bildung einflößt;
cher dürfen wir diesmal wohl Renan gelten laſſen.

und die Gegenwart aus den Augen zu verlieren*); und die andere, alle Poesie und Kunst stets symbolisch zu fassen. In dieser Doppelgewohnheit würde der Kenner der Menschenseelen sofort eine Eigenthümlichkeit des religiösen Sinnes ersehen, welcher in der That der vorherrschende Charakterzug des bedeutenden Mannes ist. Das Wirken auf die Gegenwart mittelst moralischer Mittel ist ja dem tief religiösen Menschen ebenso sehr ein Bedürfniß, als das Verwenden aller Geistesthätigkeiten — selbst wissenschaftlicher und künstlerischer — zum Begreiflichmachen der metaphysischen und sittlichen Wahrheiten. Dieser religiöse Sinn nun geht auch durch die biographischen und die historischen Studien Renan's. Er sucht die Offenbarung des Göttlichen in der Sprache wie in der Geschichte der Staaten, der Wissenschaften und der Religionen. Selbst seine Philosophie trägt einen religiösen Charakter; denn sie strebt, das Weltgeheimniß vermittelst der Phantasie zu erfassen, was das Wesen aller wahren Religion ist. Wissenschaft und Kunst sind ihm nur die Leitern, auf denen er in den Aether hinaufklimmt, wo sich ihm die Gesichte eröffnen; einmal oben, stößt er sie mit dem Fuße zurück und vergißt sich im Schauen dessen, was der Künstler und der Forscher nimmermehr sehen, weil sie wie Antäus den Boden nicht verlassen können, ohne sich zur Ohnmacht zu verdammen.

Es ist nun aber das Eigenthümliche religiöser Anschauungen, daß sie meist in den Willen niedersteigen, durch

*) Man könnte auch in diesem Bande hundert Stellen zeigen, wo er Frankreich, beziehungsweise die Tartarenpreußen im Auge hat, selbst wo er von Bagdad und dem neunten Jahrhundert spricht.



den Willen der Menſchen zu wirken ſuchen,
r und der Forſcher ſich's an der erſchauten
Wahrheit genügen läßt. Doch fühlen nicht
die Willens- oder Liebeskraft in ſich, um,
, Mahomet oder Luther, ſei's wie Buddha,
ız von Aſſiſi, perſönlich-lebendig auf ihre
ı wirken: es giebt auch ſolche, die, im Ge-
ıelnden perſönlichen Macht, durch die Mittel
it und der Kunſt wirken zu können vermei-
ıher war Platon, ein ſolcher iſt Renan:
von der Erforſchung und Erkennung des
gegangen ſind und, nachdem ſie „im Land
ch verweilet", zur Mittheilung durch den
die Form zurückkehren. Man pflegt ſolche
ıklarheit, der Inkonſequenz, ja des Wider-
ver Phantaſterei anzuklagen: der Denker
banken zu gleitend; der Künſtler ihre Ge-
viſcht; der poſitiv Gläubige gar behandelt
:en, Leugner des Gottes, den ſie geſchaut
:ſtern, indem ſie ihn mit der Sprache der
ıd der Kunſt zu erklären ſuchen. Die Men-
:che zwar höhere Geiſtesbedürfniſſe haben,
jene drei auf's Ewige gerichteten Geiſtes-
ht ſo ſcharf geſondert ſind, werden gerade
angezogen und ewig angezogen werden von
der die erhabenſten Geſichte in der Sprache
:m abſtrakten Denkvermögen ſo nahe bringt,
:bracht werden können. Unwillig dagegen
ıenüber nicht nur die ſcharfen Denker, die
:, die poſitiv Gläubigen, ſondern auch, und

ſchroffer noch als alle dieſe, die ungeheure Maſſe der Menſchen, deren Gedanken nie auf das Ewige in irgend einer Form gerichtet ſind, für welche nur das Zufällige Wahrheit hat, weil ſie ſtets im engen Kreiſe ihrer perſönlichen Leidenſchaften und Intereſſen befangen, von der Wirklichkeit nur das ſehen, was dieſe ihre Leidenſchaften und Intereſſen berührt. Das ſind die ſogenannt praktiſchen, verſtändigen Leute, denen Alles, was über das Hier und Jetzt hinausgeht, als müßiges Spiel, nur die Lebensführung als ernſt und des Ernſtes würdig erſcheint. Sehen Dieſe nun gar, daß jene Schwärmer ſie hochmüthig als den numerus betrachten, als fruges consumere nati behandeln, daß ſie, wie Plato, ſich und die Ihren, „die Philoſophen", als eine Ariſtokratie ſtabiliren, ſo geſellt ſich zum Hohn gegen die unnützen Grübler noch der Haß, denn die Menſchen, deren Leben im Verfolgen praktiſcher Ziele aufgeht, haben immer in dem tiefſten Winkel des Herzens ein Gefühl, daß jene Ariſtokraten doch vielleicht Recht haben.

Nie aber war eine Zeit, wo die Maſſe dieſer verſtändigen gebildeten Leute, denen der Zweck aller Bildung Förderung der perſönlichen Intereſſen iſt, zahlreicher, nie eine, wo ſie mächtiger geweſen wäre, als jetzt. Es hat Zeiten gegeben, die verderbter waren, oder ſchwächer, oder unglücklicher als unſere: keine, die ſich ſo willig von dem hätte bändigen laſſen „was uns Alle bändigt, dem Gemeinen". Darum hat Renan ihr den Krieg erklärt, im Namen des Ideals, und das verzeiht ihm die Zeit um ſo weniger, als ſie ſelbſt ein Ideal zu haben glaubt. Was dieſes Ideal iſt, ein Freund Renan's hat's jetzt eben dem

ar gemacht, wenn ſie nur ſehen wollen.
n wußten es ſchon lange, ehe Taine ſich
den Götzen zu entkleiden.
Vorrede wie in dem Drama, auf die ich
he, hält Renan der Demokratie, d. h. der
ittelmäßigkeit, den Spiegel vor. Er ſpricht
ich; er ſcheint ſogar zu glauben, anderswo
er iſt überzeugt, auch in Frankreich hätte
nen, wenn man nur gewollt. Ein doppelter
rika, ja ſelbſt Italien iſt noch weiter
s Frankreich in der Praxis, wie in der
okratie: in England und Deutſchland ſind
Geiſter ſchon gewonnen; und widerſteht
natürliche Vertheidigungswerk des ariſto-
as künſtlich aufgeführte des bureaukratiſch-
aates dem Andrang. Nicht lange, ſo wird
er der Damm nachgeben und die Fluth ſich
über alles das, was einſt der Stolz der
Der Staat wird überall entweder eine
ſicherungsgeſellſchaft werden mit einem
em Verwaltungsrathe oder aber eine große
erichtete Maſchine, in der jedem Bürger
wieſen, ſeine Thätigkeit vorgeſchrieben iſt,
öglichen Nutzen Aller, wie er ſich dem
Menſchen darſtellt, zu erzielen. Man
Staate recht frei ſein, man wird in dieſem
Ordnung genießen: Kunſt, Wiſſenſchaft,
erden nur noch in ihren niederſten Formen
und das Ideal, das ſelbſt im Staate ſteckt,
tlich ganz daraus verſchwinden. Der An-

fang dazu ist schon gemacht in Frankreich; der Irrthum Renan's ist, zu glauben, die Restauration des traditionellen Staates nach dem Beispiel Preußens von 1807 sei möglich gewesen nach 1871. Frankreich hatte weder eine unbestrittene Dynastie, noch einen alten Waffenadel, noch eine von keinem Parlamente gehemmte, von keiner Presse bekrittelte Regierung, wie Preußen sie von 1807—1848 und thatsächlich auch bis 1860 hatte, was ihm allein die Rekonstruktion des Nationalstaates möglich machte.

Daß auch wir diese Vortheile zu verlieren im Begriffe stehen, daß man sie nur ganz künstlich oder gewaltsam, folglich ohne Nutzen für die Nation, erhalten könnte, ist jedem Einsichtigen klar, und auch Renan sieht es; obschon er der Steuerlast in Folge des Heerwesens wohl zu viel Bedeutung beimißt, namentlich aber bei Beurtheilung der französischen Zustände die Verminderung der Kriegs- und Ruhmsucht der Nationen viel zu sehr von den Fortschritten der Demokratie abhängig macht. Eine stupide und herausfordernde Nationaleitelkeit ist nur allzu verträglich mit dem demokratischen Sinne. Dagegen hat er nur zu sehr Recht, wenn er sagt: „Die Fortschritte des Nachdenkens beim Volk, begünstigt vom Elementarunterricht. der Ausübung politischer Rechte, den Fortschritten der Industrie, der Vermehrung des Reichthums, würden den Einzelnen immer unfähiger zu jenen Wundern der Selbstentäußerung machen, von denen die unbewußten Massen in der Vergangenheit uns das Beispiel gegeben. Die Nation lebt von den Opfern, welche ihr die Einzelnen bringen: die immer wachsende Selbstsucht wird die Forderungen einer methaphysischen Entität, die Niemand im Besondern ist,

aus, der mit vielen Vorurtheilen, vielen Irr-
nden ist, unerträglich finden."
Thatsache nicht zufällig, sondern die Folge
ntwicklung ist, sieht Renan wohl; obschon
als echtes Kind seines Landes, die Mög-
n Verhinderns, Thuns und Unterlassens
dabei in Anschlag bringt. Sonderlich ver-
r, wären die Franzosen auch von den Con-
worden. „Die reaktionären und monarchi-
haben uns nicht dergestalt behandelt, daß
. wären, mit ihnen zu trauern. Schon in
en der Regierung Louis Philippes sah man
Schwäche einreißen, welche bei uns die hohe
ig untergraben hat.*) Erinnern wir uns
ihre 1849, 1850, 1851, wo der Menschen-
n Feinden geschulmeistert wurde, und der
hre des Kaiserthums, wo Alles, was nicht
ittelmäßig war, für gefährlich galt. Wir
r Demokratie schmeicheln; aber wir müssen
s ihr nicht schwer sein wird, den Aristokra
en gleich zu kommen. Jetzt sind wir wenig-
d wir sind's nicht immer gewesen. Machen
Illusionen: wir werden Nichts leiten, Nichts
enig einrichten; aber seien wir bescheiden,
s wenigstens nicht belästigen: und das ist
vir von einer Macht geträumt haben, über
gen könnten, lassen wir den Traum. Die
ch einen unwiderstehlichen Hang zum Ameri-

*) Tocqueville schon im Jahre 1856.

kanismus fortgerissen, zur Herrschaft dessen, was Alle verstehen und würdigen. Galilei würde in unseren Tagen die Gehenna und den Kerker nicht zu fürchten haben. Er würde dem Triumph Herrn Raspails beiwohnen.*) Er wäre sicherlich weise genug, es sich nicht zu Herzen zu nehmen und sogar einzusehen, daß es in vieler Hinsicht berechtigt ist."

Renan faßt die Gestalten der freien Phantasie Shakespeare's als Symbole. Und warum auch nicht? Shakespeare ist wie die Natur, die Jeder von uns deutet, ohne daß wir damit behaupten wollen, sie habe in ihren Schöpfungen wirklich gewollt, was wir durch sie versinnbildlicht sehen. Warum sollten wir nicht einmal mit einem geistreichen Menschen wie Renan in Prospero den Vertreter der Wissenschaft und Weisheit sehen, denen die Regierung der Welt zukommt, die sie oft auch regiert haben und denen die Menschheit ihr Bestes verdankt? Warum sollte uns Ariel nicht ein mal der unbewußte Idealismus sein, der Idealismus des kindlich-glaubenden, freudig-dienenden, willig-er-

*) Herr Raspail Winter als hoher Achtziger gestorben und sein Leichenbegängniß war Anlaß zu einer großen demokratischen Demonstration. Der Mann, der einst alle leiblichen Uebel der Welt durch den Kampher heilte — er war seines Zeichens Arzt —, glaubte alle gesellschaftlichen Uebel durch die Republik heilen zu können. Er hat sein langes Leben mit dem Kampfe für diese Regierungsform ausgefüllt und gar manches Jahr im Gefängniß zugebracht. Seine allgemeine und philosophische Bildung war die geringste, und er war als Schriftsteller, Redner und sogar als parlamentarischer Geschäftsmann null, obschon er Jahre lang im Parlamente saß.



es, das ſich der Leitung des Beſten gerne
: nicht Caliban, der befreite Sklave, dem

Schein des Himmellichts gegeben;
aut's Vernunft und braucht's allein,
tieriſcher als jedes Thier zu ſein."

hat wälzt er ſich betrunken im Keller des
ber Herzog von Mailand geworden, aber
der Zurückgezogenheit der Karthauſe von
wo er eben den befreiten Caliban ruhig am
t läßt: denn „das oberſte Verbrechen der
das Volk durch ihre Wohlthaten zu demü-
rum capricirſt du dich?" fragt ihn Ariel.
rei, du wäreſt weniger glücklich." „Das
tet Caliban. „Aber ich werde ausgebeutet.
ht, du, ſiehſt du denn nicht, daß es uner-
m einem andern Menſchen ausgebeutet zu
du denn gar keine Spur von Ehrgefühl?
er hat das Recht, ſich einem Andern unter-
e Empörung iſt in einem ſolchen Falle die
pflichten. Ariel: Du vergißt, daß du nur
ein Menſch biſt. Caliban: Mit nichten.
örte mir. Ich war vor ihm dort. — —
agſt immer, die Inſel gehörte dir. Wohl
wie die Wüſte der Gazelle, wie die Dſchungel
du hatteſt keinen Namen für die Dinge; du
was Vernunft war. Deine unarticulirte
wie das Blöken eines ſtörrigen Kameels ...
nich die Sprache der Aryas gelehrt. Mit die-
Sprache drang der Theil von Vernunft, der

unzertrennbar von ihr ist, in dich. Nach und nach, Dank der Sprache und der Vernunft, haben deine mißgestalteten Züge einige Harmonie bekommen; deine schwimmhäutigen Finger haben sich von einander getrennt; aus einem übelriechenden Fische bist du ein Mensch geworden und jetzt sprichst du fast wie ein Sohn der Aryas. Caliban: Halt's Maul. Ich kam ganz gut ohne Sprache aus."

Und die Klagen über den Tyrannen Prospero beginnen von Neuem. Was könnte ein Caliban anders thun, als mit der Sprache, die ihm gegeben, den Geber lästern; was mit der Vernunft, als zu sehen, daß er ein untergeordnetes Wesen ist, und zu fordern, als ein gleiches Wesen behandelt zu werden? Alles Dienen scheint ihm eine Entwürdigung seiner kaum erlangten Menschenwürde. „Du dientest aus Furcht," sagt ihm Ariel, obschon er recht wohl fühlt, daß zwischen ihm und dem Rebellen kein Gedankenaustausch möglich ist. „Du dientest aus Furcht; ich diene aus Liebe. Was Prospero erstrebt, ist so schön, daß ich glücklich bin, dazu beizutragen, indem ich gehorche .... Er ist nicht Gott; aber er arbeitet für Gott. Er glaubt, daß Gott Vernunft ist und daß man arbeiten muß, damit Gott, d. h. die Vernunft, die Welt mehr und mehr regiere. Er sucht Mittel, die Vernunft zu bewaffnen, damit sie wirklich herrsche." Was Wunder, daß Ariel die Freiheit ausschlägt, die ihm der Herrscher bietet: ihm ist das Gehorchen Lebenselement und Wohlthat: denn er fühlt unbestimmt, was Prospero bestimmt sieht, daß Gott sich nicht den Menschen unmittelbar zeigt, sondern im Genie des



r Tugend des Tugendhaften, in der Güte
; er ſich dann erſt voll verwirklichen wird,
nſchaft ſich mit der monarchiſchen Krone
lebenbuhler herrſchen wird. Denn dann wird
Welt ihre verlorene Schönheit wiedergeben.
s Ariel die vornehmen Kreiſe der Bildung,
Reichthums in Mailand-Paris. Da ſpottet
gutmüthigen Proſpero; da ſieht man in
eſen nur ein Schauſpiel für den Müßigen;
man mit kaltblütigem Egoismus über die
hichte und das unaufhaltſame Verhängniß;
inheit das Renan'ſche Lieblingsthema des
enus humanum, ſo daß die Selbſtironie
nug herausklingt. Neben den geiſtreichen
den harten Fataliſten die unverbeſſerlichen
ſche an die unverwüſtliche Güte der menſch-
auben, die ſchon Alles in die Reihe bringen
Idealiſten, die einer Sache dienen wollen,
ie Menſchen überlebe. „Geht mir doch,"
der Edelleute Einer. „Sie ſtirbt vor uns.
ee, welche die Meinung begeiſtert hat, An-
eht man ihre Fehler, man wird ihrer über-
Renan! — „und das folgende Geſchlecht
n, das zu zerſtören, was Ihr mit ſoviel
aufgeführt. Die Mode iſt Alles." Auch
en ſind da, die heiter-leichtſinnig genießen,
, daß Caliban dadrunten grollt; und die
lehrt die künſtlerliſch Geſtimmten die Lehre
n Schönheit als dem allein Wahren, allein

Hier und da taucht wohl der Gedanke auf
Wallfisch, auf dessen Rücken man spielt: aber di
Leute machen noch die schönsten Theorien, währen
schon zu regen beginnt. „Das geschmackvolle G
meint Balducci, ist das einzige Solide. Bevil
Genießen wäre also der Zweck des Lebens? Bal
Zweifelsohne. Bevilacqua: Aber alle können
Raisonnement machen, und dann werden Alle
wollen. Es giebt nun aber einmal in der Welt
nießen für Alle. Balducci: Man wird die
lichen schon zur Ruhe bringen. Bevilacqua:
Balducci: Mit bewaffneter Hand. Bevilacq
wo nehmt Ihr die bewaffneten Hände her? Bal
Von überall her. Wir bezahlen sie. Bevilacqu
wenn eure Miethlinge ihren Vortheil dabei find
zu erdrosseln, sich der Stadt zu bemächtigen?... Ba
Ja, das ist freilich eine Gefahr. Bevilacqua
besser, man stützt sich auf die Nation. Balduc
ist die Nation? Bevilacqua: Die Nation ist
Orlando: Nein, die Nation ist Mailand. G
Gleichviel. Was Ihr auch unter der Nation
mögt, sie wird immer nur den Interessen einer
heit dienen. Die Mehrzahl wird geopfert werd
soll man die Leute dazu bestimmen, sich für eine
der Dinge tödten zu lassen, die nur wenig Bevor
nützlich ist? Simplicon: Man muß sie auf
unterrichten.“ „Was sagt Ihr da?“ antwortet der
Orlando, der die Dinge beim Namen nennt,
müssen die Leute bleiben; nur so und wenn
glauben macht, sie gingen stracks in den Himme

unſere Ordnung ſterben, werden ſie ſich

Gelehrten, darunter Fauſt's Wagner, auch
chen ſich in die Unterhaltung in der warmen
t, im ſchönen Schloßgarten von Mai-
liban, verſteckt hinter'm Geſträuche, murrt:
n Platz bei dem Feſte und ich kann nicht
mir darum zu thun wäre. So auf und ab
t beſonders unterhaltend. An ihrer Stelle
n Tag über ausgeſtreckt im kühlen Keller
ß zu liegen. Iſt es aber gerecht, daß ich
? Die Menſchenrechte ſind dieſelben für
ein Vortheil ſein, da es ein Vorrecht iſt.
uch nach meinen Begriffen kein Vortheil
e betrachten es als einen Vortheil und das
Hier in Mailand fühle ich immer mehr
ürde." Indeſſen beginnt Proſpero ſein
deſſen Erwartung die Vornehmen ſich mit
gen die Zeit vertrieben hatten. Er zaubert
uf und die Götter der Vergangenheit, die
ches, an ihrer Spitze Jupiter als Optimus
die der Vertreter Jehovah's proteſtirt, er,
ſtrakten Gott des Geſetzes kennt. Doch als
die Götter der Zukunft heraufbeſchwört —
le Krupp'ſche Kanonengötter, Götter des
die Wiſſenſchaft in den Dienſt der Gewalt
s geben, wie die bitterböſen Deutſchen —
r ewige Jude von Neuem; und auch Pro-
:ben, daß „alle Verſuche, die Geſellſchaft
der Gerechtigkeit" zu reformiren, ſich auf

den Stamm werden pfropfen müſſen, an den ſich der [illegible] lammert. Doch zieht ſich der Feſtgeber nach dieſer [illegible] goriſchen Vorſtellung wieder zurück in ſeine Karthauſe [illegible] Pavia, um dort ſeiner Wiſſenſchaft zu leben, die [illegible] ö here iſt als jene mechaniſche und die Religion in ſ[illegible] begreift: denn ihr Hauptzweck iſt die Kunſt ſchön zu ſ[illegible] ben: die Euthanataſie.

Kaum aber hat er die Hauptſtadt verlaſſen, ſo b[illegible] ginnt unter Caliban's Aufreizung und Führung der Au[illegible] ſtand des „Volkes“ gegen den „Tyrannen“; denn „n[illegible] verdiente ein Fürſt mehr als dieſer den Zorn ſeiner [illegible] ker“, wenn man den Aufwieglern glauben darf. Calib[illegible] beweiſt ſeinen Freunden, daß ſie „ausgebeutet“ ſind; da[illegible] es ungerecht iſt, wenn der Meiſter von der Arbeit d[illegible] Geſellen Vortheil zieht, und wie im Grunde Alles d[illegible] Schuld der Regierung iſt. Vor Allem aber predigt e[illegible] „Krieg den Büchern“; denn er weiß aus ſeiner perſönliche[illegible] Erfahrung mit Proſpero, welche Ueberlegenheit der Deſpo[illegible] aus den Büchern ſchöpft. „Der Menſch, der Latein kann, [illegible] befiehlt den andern Menſchen. Nieder mit dem Latein!“ Unter dieſem Rufe wird der Palaſt geſtürmt, und nun beginnt ein babyloniſches Sprachgewirr und ein politiſcher Galimathias unter den neuimproviſirten Geſetzgebern und Reformatoren, die lebhaft an das Gefaſel der Pariſer Volksbeglücker von 1848 erinnern: am Ende wird's Caliban doch zu arg und er empfiehlt Ordnung, Achtung vor dem Eigenthum u. ſ. w., als ob er ſein Leben über Miniſter geweſen. Sagt er das ſchon laut, wieviel mehr wird er ſich's leiſe ſagen; denn, meint er naiv: „Ich hätte nicht geglaubt, daß man beim Regieren ſo ſchnell rei[illegible]

gt wirklich schon an, die Nothwendigkeiten
zu begreifen; er will sich befestigen, ja selbst
ß umgeben. Der Glanz ist nöthig. Die
und Künste müssen beschützt werden; auch
nicht ferne bleiben: kurz, wenn er nur
Caliban wäre gar nicht so abgeneigt, im
höheren, schöneren Kultur zu regieren.

sendet Prospero seinen treuen Diener Ariel
haaren gegen das aufständische Mailand,
er mit seinem skeptischen Minister Gonzalo,
der List und Gewandtheit erwartet, und mit
h frondirenden Edelleuten, welche witzeln,
ren, recrimininen und philosophiren, anstatt
avia zurückbleibt. Bald aber kommt Ariel
„Herr, unsere Kunst ist ohnmächtig gegen
ich habe mit der Fülle deiner Macht meine
s gelehrigen Geistes erfüllt: es schien als
Leere wäre. Die Leere, o Herr, war die
ı der ich mich bewegte. Wir müssen unsere
rn. Wo Caliban Alles vermag, vermögen
nsere Waffen treffen nicht mehr. Ebenso-
it einem Stein Latein zu reden, als diesen
e Leyer zu spielen.“ Ariel sucht sich das
inomen zu erklären: er meint, die Revolution
mus; Alles was Schein ist für die Augen
Ariel hat seinen Schiller gelesen — Alles
ı stofflich ist, existire nicht für „das Volk“.
: noch an's Wirkliche. Wenn es gesagt hat:
existirt nicht“, ist Alles fertig. Ich zittere

für den Tag, wo dieses furchtbare Raisonnement an Gott rührt. Man wird ihn auffordern sich zu zeigen, und wenn der Ewige ein Gefühl seiner Würde hat und stolz hinter seinen Wolken bleibt, wird man ihn aus der Liste der Existenzen streichen."

Unterdeß kommen Bürger aus Mailand an und rathen zur Versöhnung, zum Nachgeben, wie ihresgleichen zu thun pflegen: denn sie sind überzeugt, daß der neidische, rachsüchtige, feige Caliban nun mit einmal großmüthig werden wird nach dem Siege, wie er schon gemäßigt und talentvoll geworden. Auch der Mönch kommt und wendet sich gegen Prospero, den Mann der Wissenschaft, lädt ihn vor das heilige Gericht und jetzt sieht Prospero wohl, daß er verloren ist, obschon Caliban und die Seinen für's Erste die Allianz mit der Geistlichkeit zurückweisen und sich als Antiklerikale geben. Nun beginnt auch Prospero sich fast mit dem Gedanken auszusöhnen, daß die rohe, dumme Bestie regieren solle: und auch er ruft, wenn schon mit bittrer Ironie: „Sei's drum: es lebe Caliban!"

So wird denn Caliban Premier-Minister Herzog Prospero's; er liefert diesen zwar nicht der Geistlichkeit aus; doch schließt er Frieden mit der Kirche, interessirt sich sogar für den Papst; denn der Papst ist Fürst, und Caliban fühlt eine merkwürdige Solidarität mit Allem, was Fürst ist. Auch Gonzalo schließt sich an: denn Caliban will die Leute um sich haben, welche die „Tradition des Regierens" besitzen. Der Prior der Carthäuser aber, der contemplative Skeptiker, während er sein Brevier vor sich hinmurmelt, stellt gar sonderbare Reflexionen an: „Die aufgeklärtesten Leute nehmen das neue Regime an, ohne

jalt, als das Recht auf einige unſchuldige
Grunde bricht ſich die ewige Vernunft durch
d entgegengeſetzteſten Mittel Bahn. Das
n's wird für geſcheidte Leute am Ende noch
das Mäcen's. Hübſch gewaſchen, hübſch
Caliban ſchon ganz präſentabel werden.
man auch einmal Münzen ſchlagen mit der
Caliban, dem Beſchützer der Künſte und
" Proſpero wird, mindeſtens eine Zeit lang,
nter einem ſolchen Regime; er hat ſogar
eitung deſſelben wieder in die Hand zu be-
gehört Klugheit. Die Demokratie iſt eifer-
gwöhniſch; allein wenn man beſcheiden iſt
en hübſch verſteckt, kommt man weit. Was
e Feinheit zarter Seelen angeht, welche ein
icher Treue bewegt, ſo hat ſie keinen Platz
olchen Welt. Solchen Seelen bleibt Nichts
erben." In der That, Ariel, den Proſpero
m, diesmal für immer, in Freiheit ſetzt;
Lod die Freiheit iſt, wie das Dienen ſein
:iel verſcheidet: „Prius mori quam foedari.
1 meinem Weſen, das Gute auf zweierlei
:ifen. Schon hat die Luft wieder an ſich
) in mir ihr angehörte. Der leichte Aether,
:rbunden war, ſtrebt aufwärts, um ſich in
ıdung mit der abſoluten Kälte des Raumes
Andere Theile werden ſich in dem Haare
eren, welche ſich im tiefen Blau der Fluthen
ɔ im Unendlichen, bald auf dem Gipfel der
ıf dem Grunde einſamer Buchten, werde ich,

der wechselnde Geist der Natur sein: das Blau des Meeres, das Leben der Pflanze, der Duft der Blume, der blaue Schnee des Gletschers. Ich werde mich trösten müssen, nicht mehr am Leben der Menschen meinen Theil zu haben. Dies Leben ist kräftig, aber unrein. Ich brauche keusche Küsse. Jeder Idealist wird mein Geliebter sein: jede reine Seele meine Schwester; ich werde der jungfräuliche Schnee sein auf dem Busen des Mädchens, das Gold ihrer Haarflechten. Ich werde blühen mit der Rose, grünen mit der Myrthe, duften mit der Nelke, erbleichen mit dem Oelblatt. Lebewohl, mein Meister, erinnere dich deines kleinen Ariel." Ariel verschwindet, indem er einen feinen, reinen und genauen Ton von sich giebt. Prospero stürzt zusammen. Ende.

Es ist ein Kern von Wahrheit in dieser heute prophezeiten, ruhigen, eintönigen, prosaischen Zukunft Frankreichs, wie in der zehn Jahre früher ausgemalten Zukunft eines von Bischöfen und Prätorianern beherrschten Frankreichs. Aber Renan übertreibt heute wie damals. Die Demokratie wird sich wohl früher oder später wieder zum Principat zuspitzen, aber zum friedlichen, aufgeklärten, gemäßigten Principat; und die höhere Bildung wird zwar nicht den Staat leiten, aber doch darin geduldet werden. Es wird sich eine Nation in der Nation bilden, welche treulich die nationalen Ueberlieferungen und Ideale einer anderen Zeit wahren wird, wie ein heilig anvertrautes Gut, und wer weiß, vielleicht kommt einst noch der Tag, wo

oh und dankbar ſein wird, daß Proſpero
gerettet, und auch die Leitung ihres Staates
en Händen anvertrauen wird, die ihn ſo
Auch das ſind Träume, wir wiſſen's wohl,
erere Träume als die erſten Träume Renan's,
n gewiß ebenſoviel Wahrſcheinlichkeit der
ſich als die letzten.

II.

Gambetta.

Ueber Herrn Gambetta iſt viel geſprochen worden, vielleicht zu viel; denn kaum jemals hat es unſere Zeit ſo unverhüllt zur Schau getragen, daß ihr aller Sinn für Proportion und Perſpektive abgeht, wie bei dem traurigen Anlaß ſeines frühen Todes. Und die Ueberſchätzung iſt diesmal ſehr natürlich geweſen. Man wollte auch gar keine überlegte abſichtliche Parallele zwiſchen einem Zeitgenoſſen und den großen Todten ziehen, wie es ſonſt ſo gerne geſchieht. Sondern ein Mann war plötzlich verſchwunden, der zwar neben einem Pitt oder Canning nicht groß erſchienen wäre, aber doch ſeine kleinen Zeitgenoſſen thurmhoch überragte, das Haupt einer zahlreichen politiſchen Partei, die bei ſeinem Tode auseinanderfiel, der Mittelpunkt eines großen Freundeskreiſes, der gewohnt war von ihm den Lebensodem zu empfangen. War es da zu verwundern, wenn Freunde, Parteigänger und ſelbſt ein beträchtlicher Theil des weiteren Publikums der Verſuchung erlagen, die relative Bedeutung deſſen, der ihnen alles in allem geweſen, zu übertreiben? Die Wogen rückblickender Bewunderung ſind ja bereits in Verrinnen; wenn nicht die private, ſo giebt doch die öffentliche Sympathie ſchon einer nüchterneren Wägung

bei der prunkvollen Trauerfeier, mit der
he Regierung den „Mann des Volkes“
keine Zeichen jenes tiefgefühlten Schmerzes
beim Begräbniß Mirabeaus unaufhaltſam
– denn ſelbſt Mirabeau iſt vor einer Ver-
dem Tribunen des neunzehnten Jahrhunderts
weſen. Man geſtatte uns nun mit dem
ſtorikers Laufbahn und Perſönlichkeit des
trachten, deſſen Platz ſo unerwartet leer ge-
hne daß uns daraus die Pflicht erwüchſe,
en Ereigniſſe aus Herrn Gambetta's öffent-
zu erzählen.

I.

iem öffentlichen Leben; denn das Privat-
Politikers gehört dem Geſchichtſchreiber nur
ls ſein öffentliches Leben dadurch beeinflußt
Von Herrn Gambetta läßt ſich ſagen, daß
gkeit, die ihm ſo viele Freunde gewann, ihm
öffentlichen Laufbahn nicht geringen Vorſchub
nan fühlte ihm an, daß ſeine heftigen Angriffe
je Gegner nicht aus perſönlicher Feindſchaft
wie man ihm gleicherweiſe anfühlte, daß er
einem Parteigenoſſen Nein zu ſagen. Seine
zkeit und ſein gewaltiges Temperament feſſelten
ten ſogar Viele, die gar nicht in nähere Be-
ihm kamen, und ließen ſie manches, was viel-
iſchen Augen als laxe Moral gegolten hätte,
auffaſſen. So diente auch die unbeſtreitbare
ntegrität des Mannes dazu, ſeine übertriebene

Nachsicht gegen vieles was in seiner Umgebung vorging in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Seiner Laufbahn war vom ersten Anfang an der Stempel eines unbezähmbaren, revolutionären Temperaments aufgedrückt, von dem sein Intellekt, seine Beredtsamkeit, sein Auftreten die Färbung trug. Dieses Temperament erlaubte ihm nie die Fragen, die vorlagen, ruhig zu untersuchen; es flößte ihm jene Abneigung gegen Details und jene Vorliebe für Allgemeinheiten ein, welche nicht nur seine Reden, sondern auch die wenigen offiziellen Depeschen, die er zu verfassen hatte, kennzeichnen. Sein ungewöhnlich offener und rascher Verstand schreckte vor allem zurück, was langsame, geduldige Arbeit erforderte, und verleitete ihn zum Glauben, er habe einen Gegenstand erfaßt, sobald er nur im Allgemeinen wußte, um was es sich handelte. Auch haben ihm hochtrabende, wohlklingende Worte oft mit Erfolg die Gedanken ersetzt, und während seiner ganzen Laufbahn kam ihm nie die Seichtigkeit des politischen Credos von 1792 zur Empfindung. Er wußte ganz genau, daß durch Worte nicht nur Gedanken, sondern auch Gefühle übertragen werden, und war gewohnt, sich selber nicht minder als seine Zuhörer an glühendem Wortgepränge zu berauschen. In seiner ganzen berühmten Rede vom November 1868, in der er für eine öffentliche Demonstration gegen den zweiten Dezember eintrat, können wir nicht ein einziges Argument oder auch nur eine Berufung auf irgend ein positives Gesetz entdecken; es ist ein fortlaufender Sturm von Invektiven, die durch gelegentliche Geschmacklosigkeiten oder durch prunkvolle Anrufungen des Cato und des



ustaltet sind; aber stellenweise erhebt sich
begeisterter Gewalt und er weiß so scharf
die Vertheidiger der Legalität sich unter
:n krümmen und winden. Auch darf man
wenn man geneigt ist solche heftigen und
griffe auf das bestehende Gesetz zu tadeln,
seit den letzten hundert Jahren aus einem
olutionszustand gar nicht herausgekommen
seiten wo eine Dynastie oder Republik fest
n. Die beständige Einmischung der Advo-
Politik, eine „unversöhnliche" Opposition
bgesetz des Landes, ja selbst eine Revolution
September, die angesichts einer Invasions-
tzliche Regierung über den Haufen stürzte,
Frankreich verzeihlicher, als solche Dinge
ären. Und in der That hat Herrn Gam-
iten seiner Landsleute nie ein Tadel ge-
: sich auf so geräuschvolle Art einen Namen
Zudem drang er vollständig durch, und
päter hatte er in der Deputirtenwahl über
gesiegt, der nicht halb so viel Stimmen
in junger Gegenkandidat. Freilich, wenn
ischen Debüts ihre Vortheile haben, — vor
ß sie rasch zum Erfolg führen — so haben
Schattenseiten, denn sie lassen zu einer
reitung keine Zeit. Kaum war ein Jahr
s Herr Gambetta Regierungsmitglied wurde
äter stand er sogar an der Spitze der Re-
s für intellektuelle Fähigkeiten brachte er
verantwortungsvollen Posten mit? Eine

mäßige klaſſiſche und juriſtiſche Bildung, dürftige Geſchäftskenntniß, ſowohl in öffentlichen wie privaten Angelegenheiten, und ſomit eine ſehr unvollkommene und gänzlich unzulängliche Menſchenkenntniß — ein Ding, das nur durch geſelligen Verkehr allein zu erlernen iſt. Die Tradition von 1792 ſollte das alles erſetzen. Hätte er Camille Rouſſets Buch über die Freiſchaaren von 1792 geleſen, ſo würde er ſich vielleicht beſonnen haben, ehe er ſeine Rekruten aus der Provinz in einen hoffnungsloſen Kampf hetzte. Aber es war ja viel bequemer, ſich an die triumphliche Legende zu klammern, als die nüchterne Geſchichte zu befragen. Nach ſeiner Meinung war es die levée en masse was Frankreich im Jahre 1792 gerettet hatte, und dieſe levée en masse ſollte auch im Jahre 1870 Frankreich wieder retten. Gambetta hatte eine viel leichtere Aufgabe als Carnot: denn er fand ein wohlorganiſirtes Land vor, wo keine Reformen weder in der Adminiſtration noch in der Armee nöthig waren. Er brauchte nur das offizielle Räderwerk in Bewegung zu ſetzen, und in wenig Tagen war mit Hülfe von Präfekten, Unterpräfekten und Maires die ganze ſorgfältig regiſtrirte Jugend von Frankreich mobil gemacht und nach den verſchiedenen Militärdepots dirigirt, ganz wie bei einer gewöhnlichen jährlichen Einberufung. Das Verfahren war ſogar in dieſem Fall ein leichteres, da gar keine Ausnahmen gemacht wurden und ſomit die Unterſuchung wegfiel. Gleicherweiſe wünſchte er nach dem Muſter ſeines großen Vorgängers „den Sieg zu organiſiren“; das mißlang ihm aber gründlich. Daß nicht einer der Generäle ſich den Befehlen des Diktators zu widerſetzen wagte — obwohl alle sotto-



weil sie ihre armen jungen Soldaten einer
ge entgegen gehen sahen — ist ein Beweis,
von Napoleon I. geschaffene französische
wurzelt. Diese Thatsache giebt uns außer-
ffel zu der Hartnäckigkeit, mit der Gam-
seiner ganzen politischen Thätigkeit, viel-
instinktiv als bewußt, an der Tradition von
tralisirten Gewalt festhielt. Und hier ist
der Irrthum zur Schuld wurde. Freilich
von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe, nicht
m Ehrgeiz aus; aber sein Patriotismus
Grad von Selbstüberschätzung verbunden,
n überstieg. Wenn schon der Privatmann
e einer schweren Verantwortung verpflichtet
zu fragen, quid valeant humeri, quid
? um wie viel gebieterischer wird diese
wo ein ganzes Reich, wo tausende von
Spiele stehen! Eine so einfache Frage legte
nie vor. Er war voll Selbstvertrauen:
Taktik waren ihm unbekannte Dinge, von
d Organisation wußte er wenig oder nichts,
ß ihn sein Selbstvertrauen niemals. Sein
le Kenntnisse ersetzen, und sein Genie ließ
— seine Armeen wurden geschlagen,
ausende junger Leben hingeopfert, namen-
kam über das Land — und Frankreich
ettet.

ankreichs Ehre," ist die Antwort. Sehen
, was es damit auf sich hat. Bisher fiel
ein, daß eine Nation ihre Ehre verwirkt

habe, wenn sie nach Vernichtung ihrer regulären Armee ihre Niederlage eingestand, oder wenn sie eine Provinz abtreten mußte, statt neue zu erobern. Weder sich Rußland nach Sebastopol, nach dem Verlust Bessarabien und der Demüthigung, seine eigenen sich verschlossen zu sehen, für entehrt, noch Oe reich nach Solferino und Sadowa und der Abtre Venetiens sowie der Lombardei; obgleich, besonders in letzteren Fall, der Besiegte nicht einen einzigen Sieg verzeichnen hatte. War Frankreich wirklich nach Seba und dem Verlust des Elsaß entehrt? Niemand au den Franzosen selbst hat je die Tapferkeit der französi schen Truppen in Frage gestellt, am wenigsten die Feinde Frankreichs, die für die unerschrockene Kühnheit der Franzosen in jedem Treffen lautes Zeugniß abgelegt haben. Weder Individuen noch Nationen werden durch Unglück entehrt, wenn sie sich mit aller Kraft gegen ihr Mißgeschick gewehrt haben; und das hatte Frankreich doch gewiß gethan. Dies war auch die vorwiegende Meinung im ganzen Lande, das eingeschlossene und durch falsche Berichte getäuschte Paris ausgenommen. Die Legende vom Sauveur de l'honneur wurde erst drei oder vier Jahre später zusammengebraut, theils als Waffe gegen die Regierung, theils auch als lindernder Balsam auf den verwundeten Nationalstolz, gerade wie die Legende von Napoleon, den man noch im Jahr 1815 verwünschte, erst gegen 1820 entstand. Beide Male ging die Nation von einer sehr natürlichen Empfindung aus, als sie die Legende aufnahm und sich zu eigen machte; aber der Ursprung der Legende war beide Male ein künstlicher.

Es ist erstaunlich, wie schnell die Tagesgeschichte vergessen wird. Wer war es, der den Widerstand nach der Niederlage von 1870 wahnsinnig nannte und beklagte? Waren es etwa nur Bonapartisten und Legitimisten, Moderirte und die vorsichtigen Leute wie Thiers und Jules Simon? Wurde die „Diktatur der Unfähigkeit“ nicht von Republikanern vom reinsten Wasser wie Georges Sand und Laufrey laut gerügt? Bezeugte nicht die ganze Nation durch die Februarwahlen ihren Abscheu vor dem Krieg, ihre Verachtung dessen, was man jetzt die „Ehre des Vaterlandes“ nennt, ihren glühenden Wunsch nach Frieden?

In einem Sinne freilich brachte dieser zwecklose, hoffnungslose, ja nahezu verbrecherische Widerstand seinen großen Gewinn, wenn nicht für Frankreich selbst, so doch für den Rest der Welt; denn er trug mehr als irgend etwas anderes dazu bei, die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges hinauszuschieben. Dies klingt freilich paradox; aber ich bin gewiß, daß alle, die Frankreich genau kennen und sich durch den Schein und das Gerede nicht irre machen lassen, mir Recht geben werden. Eine der Ursachen, vielmehr die Hauptursache des 70er Krieges war der Umstand, daß Frankreich völlig vergessen hatte, was Krieg heißen will. Seit der letzten Invasion waren fünfundfünfzig Jahre vergangen; nur wenige Augenzeugen waren noch übrig, die jene Zeit in reiferem Alter erlebt hatten und auf die Entschlüsse der Regierung einwirken konnten. Die vorherrschende Meinung war zweifellos die, daß die französischen Waffen unbesiegbar seien, und daß der Krieg sich auf dem feindlichen Gebiet ab-

Talent wie sein Temperament war er ganz besonders zum Angreifen und zum Zerstören befähigt. Jetzt rief ihn sein unbezwinglicher Muth, seine unerschöpfliche Kraft, seine wunderbare populäre Rednergabe an die Spitze der Abwehr gegen die Angriffe, welche die Regierung in diesen vier Jahren auszuhalten hatte. Seine Reden aus dieser Zeit sollte man nicht in der gesammelten Ausgabe lesen, die er so unklug war zu veranstalten: die Beweisführung darin ist dürftig, die Komposition lose, der Stil nachlässig, die Wiederholungen so häufig, daß sie Tautologien werden, die Angriffe oft von zweifelhaftem Geschmack, und was Originalität betrifft, so sucht man vergebens danach. Was diesen jetzt unlesbar gewordenen Reden zur Zeit wo sie gehalten wurden solche Macht verlieh, war das Feuer, die Unmittelbarkeit, die wunderbar treffenden Antithesen, die er der Menge zuschleuderte, und die ihre Schlagworte wurden. Nie gab es ein besseres Muster der Beredtsamkeit für einen Demagogen, nie ein schlechteres für einen Staatsmann, als die seinige. Zudem kam, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, seine Persönlichkeit seiner Redekunst zu Hülfe. Er brauchte sich nur vor einer zahlreichen nicht allzugebildeten Zuhörerschaft zu zeigen, so nahm er sie mit Sturm. Ich sage „einer nicht allzugebildeten Zuhörerschaft," denn geläutertere Geister waren von Anfang bis Ende vor dem Zauber seiner Person wie seiner Rhetorik auf der Hut.

Die Regierung Frankreichs war von 1789 bis 1877 in den Händen derselben Klasse geblieben. Schon vor der großen Revolution hatte die höhere Bourgeoisie die meisten Staatsämter inne, und viele der ausgezeichnetsten

e Gambetta die Franzosen den Krieg in
räßlichen Wirklichkeit kennen, nicht einen
n Berufssoldaten in der Ferne — vor
er Solferino — ausgefochtenen Waffen-
den Krieg im Herzen des Landes, den die
lassen fast unter den Augen der Eltern
nem furchtbaren Geleite von brennenden
gebrandschatzten Städten, mit all seinen
nen Greueln, — und dieser Eindruck wird
Generation unauslöschlich sein. Auch wird
ich nicht vergessen, daß, während die Unter-
Ferrières stattfanden, Metz noch von einer
rmee besetzt war und aller Wahrscheinlich-
bsisch geblieben wäre, und daß es ohne die
lagerung von Paris und die Abwesenheit
lrmee keinen Kommuneaufstand hätte geben
beiden Umstände wären, wie Niemand
, einem Revanchekrieg sehr förderlich ge-
er würde Europa unterdessen schon einen
ranzösischen Krieg erlebt haben, wäre es
: 1870 zum Friedensschluß gekommen.
viel gethan, um den Deutschenhaß in
ulär zu machen; aber sein Werk ist es
, der Krieg unpopulär geworden ist.

II.

's wirksamster und wohlthätigster Einfluß
it von 1873 bis 1877, wo er für die von
gegründete und von den Konservativen
bekriegte Republik kämpfte. Durch sein

gewählt und dann „purifizirt“ wurde. Also ließe sich behaupten, daß die französische Demokratie erst von 1877 an datiert, und daß es Gambetta war, der sie zu Sieg und Macht führte. Denn französische Demokratie heißt nicht die Herrschaft von Handwerkern und Arbeitern, so wenig als athenische und römische Demokratie ein Sklavenregiment bedeutete: der wahre Sinn dieses Namens ist die Oberherrschaft der niederen handeltreibenden Mittelklasse — der Schweinemetzger des Aristophanes, der Goethe'schen „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ und ihrer strebsamen Nachkommen. Diese finden natürlich ihre Führer in Männern, die an Geist und Bildung gerade eine Stufe über ihnen stehen, somit hoch genug, daß man sich etwas darauf einbilden kann sie zu verstehen, und doch noch nah genug, daß man fühlt, sie gehören zu der eigenen Klasse; diese Klasse aber ist immer noch so weit „peuple“, daß sie die Macht demagogischer Rhetorik auf sich wirken läßt, die eine Zuhörerschaft von geschulteren Denkern minder zu schätzen geneigt ist. Daher der Neid und das Mißtrauen dieser niederen Mittelklasse gegen diejenigen, in deren Gedanken einzudringen sie sich nicht befähigt fühlt; sie ist bereit einen Perikles oder Cäsar zuzulassen unter der Bedingung, daß er zu ihrem eigenen Niveau herabsteige, und auch dann nicht ohne dauerndes Mißtrauen, um seiner aristokratischen Herkunft willen; aber die rechten Männer für sie sind Cleon und Marius. Das neque litteras graecas didici schmeichelt ihnen heute noch ebenso wie vor zweitausend Jahren; denn es rechtfertigt gewissermaßen die Herrschaft einer utilitarischen Halbkultur, und selbst ihrem Götzen gegen-

über waren sie sehr anspruchsvoll. Als Gambetta sich einmal einfallen ließ, einen Mann, wenn nicht von hoher Geburt, so doch von tieferer Bildung und überlegener Begabung, Herrn J. J. Weiß, für einen Posten zu wählen, zu dem derselbe außerordentlich befähigt war, traf er auf heftigen Widerstand und wurde sogar in der Stunde der Noth von vielen seiner Anhänger verlassen zur Strafe, daß er ihre gemeinsamen Interessen verrathen hatte. Anderseits ist es wohl bekannt, wie verächtlich diese Herren von der Höhe ihrer relativen Ueberlegenheit und ihres weltlichen Wohlstands auf die arbeitende Menge herabsehen und in Wahrheit viel mehr Klassenhaß und Neid erregen als eine aristokratische Regierung es könnte. Die letzten fünf Jahre haben dies zur Genüge bewiesen, und es ist nicht zu verwundern, daß keiner von den 300 000 Pariser Arbeitern — den „trunkenen Sklaven", die ihm in Belleville einen so rauhen Empfang bereitet haben — der Leiche des Tribunen folgte, während die politischen Parvenüs im Ausdruck ihrer patriotischen Empfindungen schwelgten, ohne daß sie sich übrigens verpflichtet gefühlt hätten, darnach zu handeln.

Doch was der Revolution von 1877 eine so große Bedeutung gab, war nicht nur der Umstand, daß eine neue Klasse zur Herrschaft gelangt war an Stelle der älteren, die durch drei Generationen Frankreich regiert hatte, sondern auch daß in achtzig Jahren zum ersten Mal das von Napoleon I. errichtete Gebäude erschüttert wurde, welches bisher allen Stürmen getrotzt hatte. In den vier Jahren, wo Gambetta Frankreich absolut aber unverantwortlich regierte, blieb nicht eine einzige nationale

Einrichtung unangetastet. Selbst die neue republikanische Verfassung von 1875 wurde mit einer Revision, und der von ihr eingesetzte Senat mit Aufhebung bedroht. Die Unabhängigkeit der Richter — die von der Restauration, der Juliregierung, der zweiten Republik und dem zweiten Kaiserreich respektirt worden war — wurde dem Untergang geweiht, indem man die Absetzbarkeit einführte; der öffentliche Unterricht durch wiederholte Reformen, welche den vererbten Geist der nationalen Erziehung gänzlich umwandelten, auf den Kopf gestellt; und die Armee, deren feste Organisation weder durch ihre zerschmetternden Niederlagen geschwächt, noch durch die von der Thiers'schen Regierung eingeführten Reformen wesentlich verändert worden war, begann mit Ungewißheit und Bangigkeit in die Zukunft zu blicken, seit Herr Gambetta 1878 die dreijährige Dienstzeit auf das Programm gesetzt hatte. Die Finanzen, welche, Dank Herrn Thiers, in wunderbar kurzer Zeit geordnet worden waren, sind jetzt abermals in völliger Verwirrung, indem das jährliche Budget drei Milliarden übersteigt und die schwebende Schuld die gleiche Summe erreicht — ein Umstand, der in einem kritischen Augenblick zu ernstlichen Verwicklungen Anlaß geben könnte. Vor allem hat man einen unnöthig aufreizenden Krieg mit der Kirche vom Zaun gebrochen, dessen Folgen noch nicht in ihrer ganzen Schwere zu Tage treten; denn bis jetzt haben die Orden allein gelitten, und auf diesem Punkt ist die Mehrzahl der Franzosen gleichgiltig. Aber auch der weltliche Klerus ist durch Herrn Paul Bert bedroht worden, und wer Frankreich kennt — ich verstehe unter Frankreich nicht

waren Finanzleute und Advokaten. Dieſes
von 1789 an entſchieden das Uebergewicht,
n erſten Kaiſerreich hatte ſchon eine Ver-
alten Adels mit den altgeſeſſenen bürger-
n begonnen, die bis 1877 die regierende
nkreich blieben. Dieſe alte Bourgeoiſie
nicht allein durch Reichthum aus; weit
hr Anſpruch auf Geltung in der Familien-
iner höheren Bildung oder im Beſitz eines
ine Reihe von Generationen. Das alles
n Sieg von 1877 einen Wechſel erfahren.
nbetta verkündigte Herrſchaft der neuen
ichten, der nouvelles couches, ſollte be-
r war es hauptſächlich, der ſie ans Ruder
der ſelbſt der Sohn eines Gewürzkrämers
itwillig all den halbgebildeten Krämerſöhnen
poſten und Parlamentsſitzen, während die
undſtock ſeiner Wählerſchaft wurden. Na-
auch er bei ſeinem faſt unbeſchränkten
mit dem ganzen Stab der wunderbar
ivilämter aufräumen, der Frankreich in den
hatte, ſich in einem Zeitraum von achtzig
efährlichen Luxus von ſechs aufeinander-
ziſchen Revolutionen und Invaſionen zu
daß die Grundpfeiler des Staates erſchüttert
brachte er genug von dem neuen Element
alte gänzlich brachzulegen und den Charakter
en Beamtenſtandes von Grund aus umzu-
n Parlamente ganz zu ſchweigen, das unter
ß, um nicht zu ſagen unter ſeinem Befehl,

Einrichtung unangetaſtet. Selbſt die neue republikaniſche Verfaſſung von 1875 wurde mit einer Reviſion, und der von ihr eingeſetzte Senat mit Aufhebung bedroht. Die Unabhängigkeit der Richter — die von der Reſtauration, der Juliregierung, der zweiten Republik und dem zweiten Kaiſerreich reſpektirt worden war — wurde dem Untergang geweiht, indem man die Abſetzbarkeit einführte; der öffentliche Unterricht durch wiederholte Reformen, welche den vererbten Geiſt der nationalen Erziehung gänzlich umwandelten, auf den Kopf geſtellt; und die Armee, deren feſte Organiſation weder durch ihre zerſchmetternden Niederlagen geſchwächt, noch durch die von der Thiers'ſchen Regierung eingeführten Reformen weſentlich verändert worden war, begann mit Ungewißheit und Bangigkeit in die Zukunft zu blicken, ſeit Herr Gambetta 1878 die dreijährige Dienſtzeit auf das Programm geſetzt hatte. Die Finanzen, welche, Dank Herrn Thiers, in wunderbar kurzer Zeit geordnet worden waren, ſind jetzt abermals in völliger Verwirrung, indem das jährliche Budget drei Milliarden überſteigt und die ſchwebende Schuld die gleiche Summe erreicht — ein Umſtand, der in einem kritiſchen Augenblick zu ernſtlichen Verwicklungen Anlaß geben könnte. Vor allem hat man einen unnöthig aufreizenden Krieg mit der Kirche vom Zaun gebrochen, deſſen Folgen noch nicht in ihrer ganzen Schwere zu Tage treten; denn bis jetzt haben die Orden allein gelitten, und auf dieſem Punkt iſt die Mehrzahl der Franzoſen gleichgiltig. Aber auch der weltliche Klerus iſt durch Herrn Paul Bert bedroht worden, und wer Frankreich kennt — ich verſtehe unter Frankreich nicht



ıdern auch die Provinz — muß besorgen,
sich ganz anders zu der Frage stellen
ıan anfinge, Bischöfe und Pfarrer zu be=

wie Gambetta seine schrankenlose Macht
: nicht minder verderblich als die Zwecke,
Durch vier Jahre blieb er unumschränkter
eigte sich im Frieden als derselbe, der er
rieges gewesen, als er Frankreichs beste
Belieben zu Helden oder Verräthern
tapfern Truppen, die so mannhaft ihre
hatten, schmähte, den Feind als eine Bar=
: Neutralen als Feiglinge behandelte, jeden
Vortheil zu einem großen Sieg aufbauschte,
sprunghaften Eingebungen seiner Launen
sten anerkannte. Jetzt ging er auf den
rn los: zuerst verlegte er sich darauf die
hierarchie von oben bis unten zu säubern
garde champêtre konnte angestellt, kein
verliehen werden, ohne daß vorher Gam=
zung eingeholt wurde; dann wandte er
Parlament und hob gewaltsam alle conser=
ı auf; denn auch eine Minorität war ihm
lbst als Kammerpräsident ließ er die Noth=
Selbstbeherrschung außer Acht und war
Sprache zu mäßigen; auch konnte er sich
, konservativen Rednern vom Präsidenten=
Wort zu fallen. Wenn seine intellektuelle
n Staatsmann eine geringe war, so mangelte
mehr am staatsmännischen Temperament.

III.

Pariſer Arbeiterzuſtände.

(Nach Mittheilungen eines geweſenen Arbeiters.)

Le Sublime.

Es handelt ſich hier nicht um Longin's *περὶ ὕψους*, an das freilich nichts in der Gegenwart erinnert, ſondern von einem „Erhabenen", der — nicht das — neben uns lebt in Hunderttauſenden von Exemplaren und deſſen Beſchreibung eine zwiefache „Aktualität" hat. Einestheils wirft die anonyme Schrift, von der hier die Rede iſt,*) ein ſehr helles Licht auf den Sozialismus und ſeine Urſachen; zweitens ſteht ſie in Beziehung mit einem vielgeleſenen Moderoman, der in allen Händen zu ſein ſcheint und in den letzten zwei Jahren nahe an hundert Auflagen erlebt haben ſoll. Schreiber dieſes hat zwar Herrn Emile Zola's „Aſſommoir" nicht geleſen, aber er hat doch darin geblättert; und als ein Freund ihm erzählte, Zola habe

*) Question sociale. Le Sublime ou le travailleur, comme il est en 1870 et ce qu'il peut être par D. P. Paris. Librairie internationale A. Lacroix, Verboeckhoven & Cie. 1870.

rungsperiode, einen neuen Krieg herbeizu-
dies hätte ihm ſein eigenes Volk nie er-
ſeine bloße Gegenwart war ein willkommener
: jene periodiſchen Warnungen aus Varzin,
: Friede ſo oft und ſo peinlich geſtört, wenn
irklich gefährdet wird. Daß es gleichwohl
ſpäter zu einem Revanchekrieg kommen wird,
wahrſcheinlich; aber vorher müſſen die Augen-
roßen 70er Krieges vom öffentlichen Leben
und die Franzoſen der Bierbankpolitik, mit
etzt befaſſen, ſowie der Mittelmäßigkeit von
gieren laſſen, müde geworden ſein; ſie müſſen
t abermals den früher regierenden Klaſſen
haben, oder die Söhne der gegenwärtigen
üſſen in eine Art Tradition hineingewachſen
gelöſte muß vorher wieder hergeſtellt ſein, vor
mee, von der jeder Franzoſe weiß, obgleich
eingeſtehen will, daß ſie gegenwärtig weit
von Kriegsbereitſchaft. Mit andern Worten,
undert wird keinen neuen Kampf an den
mehr ſehen; denn, wie ſchon geſagt, der
iſt zwar in Frankreich populär, aber der
populär, und dazu hat Niemand mehr bei-
Herr Gambetta.

III.

Pariſer Arbeiterzuſtände.

(Nach Mittheilungen eines geweſenen Arbeiters.)

Le Sublime.

Es handelt ſich hier nicht um Longin's *περὶ ὕψους*, [illegible] das freilich nichts in der Gegenwart erinnert, ſondern [illegible] einem „Erhabenen", der — nicht das — neben uns [illegible] Hunderttauſenden von Exemplaren und deſſen Be[illegible]ung eine zwiefache „Aktualität" hat. Einestheils [illegible] die anonyme Schrift, von der hier die Rede iſt,*) [illegible] helles Licht auf den Sozialismus und ſeine Ur[illegible] Anderntheils ſteht ſie in Beziehung mit einem viel[illegible] Moderoman, der in allen Händen zu ſein ſcheint [illegible] letzten zwei Jahren nahe an hundert Auflagen [illegible] Schreiber dieſes hat zwar Herrn Emile [illegible]mmoir" nicht geleſen, aber er hat doch darin [illegible] als ein Freund ihm erzählte, Zola habe

*) [illegible] sociale. Le Sublime ou le travailleur, comme [illegible]e qu'il peut être par D. P. Paris. Librairie [illegible] Lacroix, Verboeckhoven & Cie. 1870.

ie z. B. Maxime du Camp, aus persönlicher
nd nach Gerichts-, Polizei-, Hospital- und
chen Akten das Arbeiterleben geschildert, son-
: Kenntnisse von Sitten, Sprache und Ideen-
ser Arbeiter aus einem bereits vergriffenen
pft, das den Gegenstand ex professo be-
er äußerst neugierig, dieses Buch kennen zu
st ihm auch gelungen, sich dasselbe zu ver-
er hat es mit hohem Interesse gelesen, sich
hrung daraus erholt.

ch erschien im Frühjahr 1870 zur Zeit des
iserthums" und machte einiges Aufsehen, als
ua fata libelli — der große Krieg seine
er ergoß und, obwohl schon Jahrs darauf
e die schauderhafte Illustration dazu lieferte
ie unglaublichsten Aussagen des anonymen
stätigte, so scheint es doch nicht wieder aus
aufgetaucht zu sein. Ein besonderes Interesse
rch die Persönlichkeit des Verfassers. Dieser
: lang selber Arbeiter, dann Werkführer ge-
n, hatte sich aber, als er das Buch schrieb
69, schon seit geraumer Zeit zum Fabrikherrn
gen. Seine Schreibweise verräth den Auto-
jeder Zeile. Seine Sprache ist nicht nur in-
dern auch in bewundernswerthem Grade ge-
Dazu wiederholt sich der gute Mann jeden
weiß nie zwei Seiten lang bei der Stange zu
wechselt die Bedeutung der Ausdrücke u. s. w.
teristischer aber ist seine Weise zu denken und
Er ist ganz Rationalist, in Religion, wie in

Sprachſchatz anzuführen, und man wird ſehen, daß [illegible] die platteſten Abgeſchmacktheiten hohlſten Wortwitzes [illegible] neben äußerſt treffenden Einfällen und phantaſtiſchen [illegible] druckweiſen breit machen. Schon der Titel des Buches bedarf einer etymologiſchen Erklärung. Ein vielgeſungenes Arbeiterlied beginnt mit folgender Strophe:

> Enfants de Dieu, créateur de la terre,
> Accomplissons chacun notre métier.
> Le gai travail est la sainte prière
> Qui plait à Dieu, ce sublime ouvrier.

Dieſe Verſe werden nun vom lüderlichen Arbeiter in folgender, wenig proſodiſchen Weiſe traveſtirt:

> Fils de Dieu, créateur de la terre,
> Accomplissons chacun notre métier.
> Le gai travail est la sainte prière.
> Ce qui plait à Dieu, c'est le sublime ouvrier.

Daher die Gewohnheit, eine gewiſſe Kategorie von Arbeitern fils de Dieu (Götterſöhne), Andere die sublimes (Erhabenen) zu nennen, woraus dann sublimisme u. ſ. w. gebildet wird. Sehr verdienſtvoll und wenig mühſam wäre es, alle Worte und Redensarten des Argot, welche ſich in dem Buch finden und in den Anmerkungen erklärt ſind, auszuziehen und zuſammenzuſtellen; es würden wohl an 50 bis 100 Seiten herauskommen, aus denen man viel Belehrung ſchöpfen könnte, auch ohne das Buch ſelbſt zu leſen, wenn man nicht den Muth hätte, den unmöglichen Stil und die ewigen Digreſſionen des Autors zu durchwaten oder kein Intereſſe für die darin beſchriebenen Krankheitserſcheinungen empfände. Man könnte nämlich

eine Pathologie des Pariſer
Doch enthält es auch einen thera-

ſcheinen, wenn man einer ungefähren
Gewährsmannes Glauben ſchenken darf,
Anzahl des Pariſer Arbeiterſtandes auszu-
Verfaſſer beſchränkt ſich zwar auf die Eiſen-
Mechaniker, Maſchinenbauer, Schmiede u. ſ. w.
darin aufgewachſen iſt und darin lebt, ſie alſo
n kennt; aber er verſichert, die Arbeiter dieſer
deten ein Siebentel des geſammten Pariſer
es, und die anderen ſechs ſähen dieſem ſieben-
wechſeln ähnlich — woran ich einigermaßen
ste; denn meine Erfahrung in Frankreich hat
daß die höheren Handwerke, welche mehr Ge-
e gewiſſe Bildung erfordern, obſchon — oder
die beſtbezahlten ſind, die meiſten ſchlechten
ern. Jedenfalls handelt es ſich hier nicht um
ſellen — Schuſter, Schneider u. ſ. w., die
ch in moraliſcher Hinſicht die Elite ſind —
höhere Fabrikarbeiter. Auf 100 Arbeiter nun
D. P. 40 ordentliche Arbeiter und 60 Su-
e zerfallen nach ihm wieder in drei Unterkate-
re Arbeiter 10 Proc., ordentliche Arbeiter
) mittlere (mixtes) Arbeiter 15 Proc. Die Su-
theilt er in fünf Rubriken, als in einfache
) Proc., entehrte Sublimes 7 Proc., wahre
) Proc., Gottesſöhne 16 Proc. und Sublimes
s 7 Proc.

1) Der wahre Arbeiter iſt Der, welcher mindeſ[tens] 300 Tage im Jahre arbeitet, nie Schulden macht, kleine[n] ſparniſſe beſitzt, ſeine Frau achtet und über die Erzie[hung] ſeiner Kinder wacht. Er iſt immer reinlich gekleidet, [hat] nie Zänkereien mit ſeinem Arbeitgeber und wenn er ein[en] Einwand zu machen hat, ſo thut er's mit Ruhe; auch [ſind] ſeine Beſchwerde faſt nie grundlos. Viele unter dieſen werden mit der Zeit Werkführer, manche begründen ſogar ein eigen Geſchäft. Der wahre Arbeiter lieſt eifrig die politiſche Zeitung und außer dieſer die Revolutionsgeſchichte, vornehmlich Lamartine's „Girondiſten"; ſeine Kenntniß der neueren Geſchichte ſchöpft er aus Louis Blanc's „Geſchichte von zehn Jahren" oder der populären „Geſchichte des 2. December". Er iſt immer republikaniſcher Demokrat, wie's denn überhaupt höchſtens 2 Proc. Arbeiter (unter den Mechanikern wenigſtens) giebt, die nicht Demokraten wären; aber der wahre Arbeiter iſt weder ein Communiſt, der Güter- und Weibergemeinſchaft will, noch ein Sozialiſt, der „das Recht auf die Arbeit" verkündigt, noch ein Hébertiſt, der die „Regierung der Canaille" verlangt, ſondern ein gemäßigter Demokrat und macht ſich nicht zum Werkzeug von Volkstribunen dritten Ranges; er fehlt nie an der Wahlurne, geht aber ſelten in Volksverſammlungen. Der Verfaſſer hat ſelber ſeine Arbeitszeit neben einem wahren Arbeiter begonnen. „Sohn eines Arbeiters, ſelber Arbeiter ſeit ſeinem dreizehnten Jahre, hat er Voltaire und Rouſſeau geleſen, wußte ſeinen ganzen Corneille auswendig .... Er kannte alle Politiker der Zeit .... Wir erinnern uns" — der gute Herr D. P. ſpricht immer nur von ſich im pluralis majestatis, ſelbſt

als Sprechender in einem Dialog mit Kame-
rt — „wir erinnern uns folgenden Urtheils:
ilerverein', ſagte er uns, 'hat 25,000 Fr. von
ſchen Regierung erhalten; er wird nicht ge-
um? Er enthält zu viel Geſindel (fripouille)
n guten Arbeitern . . . Ehe ſechs Monate
rden ſie ſich die Naſe abfreſſen.' Und am
ſagte er uns: 'Dahin hat uns die Fripouille

ordentliche Arbeiter arbeitet ebenfalls 300
ens im Jahre. Er gleicht dem wahren in
ßt er ſeine Erſparniß, wenn er eine hat, nie
Sparkaſſe und bekümmert ſich nicht viel um
ſeiner Kinder. Er hat indeß nie eine Rech-
Sonnabend legt er ein Drittel ſeines Lohnes,
trägt ſeine Miethe, in eine Sparbüchſe (tire-
et er auch mehr drinnen, wenn er ſie am Ver-
richt; denn die Frau läßt oft heimlich einen
ingleiten, den ſie ſelber erarbeitet oder erſpart
et keinen Geſchmack an Romanen, höchſtens
gène Tranſpires (Sue-ſchwitzt) und zieht die
: tous vor: ein Wochenblatt, worin er lernt,
n weniger nahrhaft ſind als Brot und daß
zum Wahnſinn führt. Von Zeit zu Zeit
wohl auch einmal verführen, „ſeiner Pumpe
u viel zu geben" — d. h. ein Glas über den
ken. Aber ſeine Frau iſt dann ſo unglücklich,
ht, daß „wenn man fünf oder ſechs Bälge
it, man mit der leinenen Flinte (dem Sack)
Geld) um ſie zu laden (mit Brot) auf die

[redacted]

s verſtanden hat, iſt er ergriffen.... Allons, Maler, werdet etwas mehr Geſchichtsmaler, ße revolutionäre Epos dar ... Erhebt uns edanken. Es werden immer genug dableiben ıſſe, Pſychen, Heilige und Kreuzabnahmen zu : mittlere Arbeiter wohnt, ſo lange er ledig möblirten Zimmer; meiſtens aber lebt er mit rin oder ehemaligen Kammerjungfer. Die in **crampon**, eine Klammer. Doch wird aus (dem Klebenbleiben) oft eine geſetzliche Ehe. Arbeiter iſt im Ganzen genommen ein guter, her Menſch. Mit ihm aber ſind wir auch guten Elementen, die, wie geſagt, vier Zehntel n Maſſe ausmachen.

einfache Sublime, der mit den zwei vorher- egorien das Hauptkontingent zu den Volks- en liefert, arbeitet höchſtens 200—225 Tage : iſt immer verſchuldet, zahlt oft ſeine Miethe ſich's zur Ehre an, wenn er einen Verwand- rbeitgeber oder den Weinwirth prellen kann. ier bis fünf Mal im Jahr die Werkſtatt. iſt ihm ein willkommener Vorwand, die Ar- en. Wenn er nichts mehr hat, empfindet er nen moraliſchen Katzenjammer und faßt gute ıber nie ausgeführt werden. Schon am Zahl- ſeine vier Liter, ehe er in die Töle (nach Macht ihm ſeine Frau oder Geliebte Vor- ßt er ſie wohl auch „ein holpriges Tedeum er prügelt ſie; aber er bereut es bitterlich Morgen. Er wohnt faſt immer in einem

möblirten Zimmer bei einem „Schlafhändler", wenn er allein lebt: hat er eine Gefährtin, ſo verkauft er ihr oft die Möbel hinterm Rücken. Am Sonntag hält er ſich ruhig: aber den Montag verbringt er mit Kartenſpiel, Billard, raiſonnirt über die Arbeitgeber, ſchwätzt Politik und betrinkt ſich regelmäßig. Auch nimmt er die Arbeit nicht wieder auf, ſo lange er noch einen Heller hat. Am Sonnabend hat er ſozialiſtiſche Theorien über die Kapitaliſten, die ſich mit ſeiner Arbeit bereichern: am Dienſtag ſagt er ſich: freilich, wenn ich alle ſechs Tage gearbeitet hätte, ſo hätte ich das Doppelte gehabt. „Dieſe Einkehr in ſich ſelbſt iſt der Punkt, der ihn vom wahren Sublime unterſcheidet." Der Sublime trägt ſtets den Kittel (Blouſe) und ſieht einen Ariſto in Jedem, der einen Rock trägt. Er giebt ſich für einen Republikaner aus und frondirt ſtets die Regierung: aber im Grunde iſt ſeine ganze Oppoſition gegen den Fabrikbeſitzer gerichtet, der ihm nicht genug zahlt, und gegen den Hauseigenthümer, der ihm zuviel abnimmt. Der Sublime lieſt nie.

5. Der entehrte Sublime begreift drei Abarten in ſich: den „Hecht" (brochet) oder Kuppler, der angefangen hat, von einer Geliebten, deren Liebe er mit Vielen theilt, Geld anzunehmen und dann immer tiefer geſunken iſt; den Unredlichen, der erſt das Werkzeug eines Kameraden, dann deſſen Geld geſtohlen, ein- oder zweimal verurtheilt worden iſt, was er natürlich zu verbergen ſucht, und ſelten oder nie, ſelbſt wenn er auch auf Monate geheilt und fleißig zu ſein ſcheint, wieder dauernd auf den rechten Weg kommt; und den Gefährlichſten von Allen, den Herabgekommenen. Er iſt ein Mann, der beſſere Tage gekannt, eine höhere

noſſen und nach mehrfachen Bankerotten end- Werkſtatt geſcheitert iſt. Er iſt es, der durch die redlichen Arbeiter zu Prozeſſen und Aus- t, ihnen durch ſeine gewählten Reden imponirt e Erſparniſſe im Kleinen abnimmt. Alle drei ehrloſen Sublime bilden übrigens zuſammen ndertſtel aller Arbeiter: auch ſie arbeiten nur age im Jahre.

wahre Sublime arbeitet nie mehr als 170 jre, etwa drei in der Woche. Er iſt faſt ken, und zwar betrinkt er ſich nicht in Wein, ren Arbeiter und einfachen Sublimen, ſondern n, oft in Vitriol — „poivre d'assommoir“ — ż das Aſſommoir der Todtſchläger, der Knüttel, niederſten Ranges bedeutet. Dort hat er ein Feuerwaſſer für zwei Groſchen, und man ken was es iſt. Er verträgt überdies wenig en ihm nach einem „Fiſche“ (1/8 Liter) ſchon zu ſpeien“ an (ses soupapes crachent). mer arbeitsunfähig und nur ein Schluck kann f Augenblicke aufrichten; allein er zahlt dieſe ärkungsmittel mit einer dauernden Verſchlim- s Zuſtandes, meiſt mit einem frühen und de. Der wahre Sublime fängt oft als ein r Arbeiter an, dem Alles leicht von der Hand e frühen Erfolge, die ſtets mit einem Glaſe en, ſind faſt immer die erſte Urſache ſeines s. Er iſt ein gewaltiger Renommiſt, im Grunde ſchon ſeine Muskelſtärke oft ſeinen Ruhm be- er freilich auch dankt er ihn ſeinen Helden-

thaten im Trinken. „Die Faulheit, die Poſe und die Soulographie (Völlerei) ſind das Gepäck der Sublimen.“ Er wird nur muthig, oft auch grauſam, wenn er in Maſſen iſt, wie bei Aufſtänden und dergleichen. Er lieſt natürlich nie, hört aber aufmerkſam auf die Predigten des

7) Gottesſohnes. Dieſer iſt geiſtig nicht ſo heruntergekommen als der wahre Sublime: auch arbeitet er mehr, etwa 260 Tage im Jahre; er iſt reinlich, trägt einen Ueberrock, iſt meiſt ein ausgezeichneter Arbeiter; er lieſt täglich ſeine Zeitung und iſt ein großer Redner. Er ſetzt ſeinen Stolz nicht wie der wahre Sublime darein, ein Jahrmarktsherkules zu ſein; ſondern giebt ſich für einen Propheten, Patrioten, Tribunen. Wenn er ſich betrinkt, ſo geſchiehts nicht ſtehend vor dem Schenktiſch, wo die gewöhnlichen Sublimen ſich ihre Naſe ſtechen (ihren Rauſch holen), ſondern gemächlich am Tiſche des Hinterſtübchens eingerichtet. Seine Schulden zahlt er ſelten und wird grob oder gar thätlich, wenn der Gläubiger drängt. Er iſt ein fanatiſcher Theoretiker der Emeute und der Revolution, ſpricht immer wie ein düſterer Apoſtel und iſt ein bewußter Heuchler, was ihn nicht verhindert, höchſt leidenſchaftlich in ſeinen ſogenannten Ueberzeugungen zu ſein, überall Verräther zu ſehen in Jedem, der ihm nicht zu Willen iſt, der ſeine Anſichten nicht theilt, einen Verräther zu denunciren. Der Gottesſohn bildet den eigentlichen Kern der geheimen Geſellſchaften. Er iſt faſt immer ledig, manchmal lebt er mit einer Geliebten. Die Gottesſöhne kommen oft untereinander zuſammen, um Politik zu ſprechen, die Karte von Europa umzugeſtalten u. ſ. w. Er giebt ſich als ein höheres Weſen und hat gerade deshalb einen großen Ein-

: Maſſe der Arbeiter, die er ausbeutet. Er
Hugo und Louis Blanc. Er hat ſich ein
terbuch hochtönender Phraſen gemacht, die ge-
niren: er ruft ohn' Unterlaß „die Rieſen von
Augenblicken der Revolution hat er eine unge-
: Hunderte folgen ſeiner Stimme, ſeiner Hand-
venn er ſie gegen den „Stahl in Stangen"
ppen) führt.
h ſchlimmer iſt der Sublime der Sublimen,
ſchon mehr als Arbeiter iſt, auf dem Comp-
igt wird, mit Journaliſten und ſogar mit De
Beziehung ſteht. Er begnügt ſich nicht mit
n, wie der Gottesſohn; er heckt ſelber ſozial-
eorien aus. Er hat gewöhnlich ſehr viel ge-
erſtändlich ohne es verdaut zu haben; er hält
zu befähigt, Abgeordneter zu werden und wird
gentlich. Er iſt weniger heftig als der Gottes-
inen Hauptumgang ausmacht und, da er ge-
raiſonnirt er auch etwas beſſer. Er macht
: in europäiſcher Politik; in inneren Fragen
ch ſeine Theorie auf die Nothwendigkeit der
olution, um aus den Arbeitern die herrſchende
chen, da alle Anderen Drohnen oder Feignants
eifert gegen den Pöbel, die Soutane und die

Volk ſpricht nur feignant, nicht fainéant — eine ab-
aphiſche Rechtſtellung, welche die Akademie eingeführt
hrt hat: wer in franzöſiſcher Geſellſchaft feignant aus-
für einen ganz Ungebildeten aus dem Volke angeſehen.
das Volk Recht. Wäre die akademiſche Etymologie die
ieße das Wort fairien wie vaurien, nicht fainéant.

Toga (Richterstand), alle Regierenden, auch die Republikaner, sind ihm Ehrgeizige, die sich die Taschen vollstopfen; seine Beredsamkeit — und er ist der Hauptredner der Volksversammlungen — ist hauptsächlich gegen die „Verdächtigen" und „Moderantisten" der eigenen Partei gerichtet. Der Sublime der Sublimen ist reinlich, ja ausgesucht in seiner Kleidung; seine Geliebte ist meist eine Rouchie (Lorette), welche von irgend einem béquillier (alten Financier) unterhalten wird und in eigener Kalesche ins Bois fährt. Vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre ist er ein Don Juan der öffentlichen Bälle. Nach dem dreißigsten möchte er sich gerne verheirathen, findet aber die Tochter eines Arbeiters unter seinem Stande; eine Bürgerstochter kann er nicht bekommen, weil er keinen guten Ruf hat und nichts mitbringt, im kleinen Bürgerstand aber das „Schaukelsystem" (basculé), wonach Braut und Bräutigam dieselbe Mitgift bringen müssen, aufs strengste eingehalten wird. So heirathet er am Ende seine Rouchie, die ihn unterhält, oder eine Köchin, die ihm sein Essen zustellt. Er ist ein Unverstandener, ein Pechvogel; es ist die Schuld der Gesellschaft, der Regierung, wenn nichts aus ihm geworden ist u. s. w. Er ist der Hauptvirtuose in dem unausgesetzten Hervorbringen des Argots und seine Wortschöpfungen zeichnen sich durch besondereren Witz und eine gewisse Recherche aus. Er ist ein großer Kunst- und Musikkritiker, sein Urtheil macht und zerstört die Repu-

---

Meiner Ansicht nach ist das Wort desselben Ursprungs wie das italienische infingardo, d. h. feignant, sich krank, müde stellend, thuend als ob man nicht gehört habe u. s. w.

ıgerinnen der Cafés chantants. Er arbeitet
lier, ſondern faſt nur daheim.

acht Typen des Pariſer Arbeiters, von
s einfachen Sublime der zahlreichſte iſt.
en — der wahre und der gewöhnliche Arbeiter,
ttesſohn nehmen zuſehends ab; der mittlere
der einfache Sublime, vor Allem aber der
Sublimen, nehmen bedenklich zu.

Gottesſöhnen und Sublimen der Sublimen
ınk ihrer größeren Intelligenz und Bildung,
nen Erbſchaft, ſelbſt ein Geſchäft zu gründen.
den ſie dann gewahr, daß mit ihren Theo=
häft gedeihen kann; in dem Falle tritt eine
ion ein: ſie werden ſchlimmer als alle
Arbeitgeber und was in der Kunſtſprache
es genannt wird; oder ſie fahren fort ihre
: den Sublimen zu wählen, weil dieſe ſchneller
flegen und meiſt anſtelliger ſind, als die ge=
:beiter, zum Theil auch aus Gewohnheit und
t; in dem Falle ſind ſie natürlich bald ban=
erden ſelber wieder Arbeiter.

en der Arbeiter gleichen meiſt ihren Männern.
n Arbeiter ſuchen ſich einen Nebenverdienſt
nen oder Nätherinnen und tragen zum Unter=
ilie bei; ſie ſind meiſt vom Lande, und zwar
ı Orte wie ihre Männer, denen ſie eine große
Die Weiber der Sublimen dagegen tragen
n Unterhalt des Hauſes bei, aber auf andere
lle proſtituiren ſich oder machen die Kupp=

[redacted]erinnen. Die meiſten Freudenmädchen enden als Frau[redacted] von Sublimen. Kann ein ſolcher mit ſeiner Frau kein Ge[redacted] mehr verdienen und hat er eine Tochter, ſo muß Die das Nöthige einbringen. Wohl giebt es auch gute, brave Frauen von Sublimen, die ſich abarbeiten für ihre Tauge-nichtſe von Männern: ſie treiben eigenes Geſchäft als Wäſcherinnen, Gemüſehändlerinnen u. ſ. w. Viele ſind grenzenlos unglücklich und leben von Almoſen. Manchmal begleiten ſie am Sonnabend ihren Mann, um die Zahlung zu überwachen, folgen ihm aber leider auch mit Kind und Kegel in die Kneipe: ja, viele Frauen folgen auch dem Beiſpiel des Mannes im Trinken. Die Zahl der weiblichen Trunkenbolde hat in ſchreckenerregendem Maße zugenommen.

Die Schule, wie der Hauptſchauplatz der Thätigkeit der Sublimen iſt die Schenke, genannt Aſſommoir oder Todtſchläger, Senat, Pfeffermine u. ſ. w. u. ſ. w. Es würde uns zu weit führen, alle die Geſpräche und Auftritte dieſer Bühne hier aufzuführen, die zahlreichen Anekdoten nachzuerzählen, mit denen unſer Verfaſſer die analytiſche Darſtellung ſeines Gegenſtandes erheitert oder doch gewürzt hat, die Gedichte zu citiren, die er zum Beſten giebt; noch weniger können wir hier auf die von ihm vorgeſchlagenen Heilmittel eingehen; es möge genügen, letztere in zwei Worten zu charakteriſiren.

Der Verfaſſer des „Sublime“ iſt ein großer Gegner des ſtehenden Heeres, der auf Staatskoſten beſoldeten Geiſtlichkeit, der Juſtiz, wie ſie iſt: er möchte Landwehr, von den Gläubigen erhaltene Prieſter und Kirchen, gewählte Richter und Unentgeltlichkeit der Gerichtsbarkeit. Man

uch die Volksverſammlungen beſucht und die
Zeitungen geleſen. Ernüchtert muß man nur
aus eigener Erfahrung ſprechen. Es mögen
den Fabriken und großen Werkſtätten herum-
ſt wiſſen: ſie iſt ſeiner Anſicht nach die
anzſchule des Sublimismus. Er verlangt
Gewerbeſchulen, Vereine der ehemaligen Ge-
nachdem ſie ins thätige Leben getreten. Die
ſollten ſchon jetzt Syndikate bilden, die mit
dikaten der Arbeitgeber über alle ſtreitigen
rhandeln und vor Allem den Arbeitsſcheu
ſeugen hätten: dieſe Syndikate ſollten Hand-
ausgeben können, ohne welche der Arbeitslose
n Täuſchungen ausgeſetzt iſt. Der Schutz der
, welche bekanntlich eine Art Fabrikherr- und
gerichtsbarkeit ausübt, müßte weiter erſtreckt,
ſie ausgedehnt, auch Arbeiter dem unterworfen
Auch die Genoſſenſchaften, nach Schulze-
organ, werden aufs Wärmſte empfohlen,
onen mit ſozialiſtiſchen Grundſätzen auf das
bekämpft. Kein Trunkenbold dürfe in ſolche
enommen, jedes Mitglied, das dem Trunke
ſtoßen werden: ebenſo die Ungehorſamen, die
ch Thätlichkeiten zu Schulden kommen laſſen,
er nur immer auf einer Unredlichkeit ertappt
ensverſicherungsanſtalten, gegenſeitige Hülfs-
ten müſſen das Uebrige thun, um den ehrlichen
t Arbeiter gegen Krankheit, Alter und andere
igkeit zu ſchützen. Das Meiſte wird die Ver-
ng des Maſchinenweſens thun, um die körper-

Jagd gehen muß." Denn er hat einen großen Respekt vor seiner Frau und es ist eine bekannte Sache in der Werkstätte, daß „er seinen Rock mit Stecknadeln zuknöpft" (unterm Pantoffel steht). Er geht gern in Volksversammlungen und beklatscht die Redner, am liebsten aber ins Theater, namentlich ins „Drama". Meist treibt er noch ein Nebenhandwerk, z. B. das eines Portiers, das ihn nur Morgens und Abends beschäftigt und das seine Frau den Tag über versehen kann. Denn „Paris ist die Stadt der Welt, wo am meisten gearbeitet wird" sagt unser Autor mit vollem Recht.

3) Der mittlere Arbeiter. Auch er arbeitet 300 Tage im Jahre, aber als Maximum, nicht als Minimum; denn er macht manchmal einen blauen Montag und sucht dann seiner Frau, die die Kasse führt, irgend einen Bären aufzubinden, um ihr den Ausfall zu erklären. Auch trinkt er sich am Zahltag wohl einen Spitz an; doch geht's selten über den dritten Grad: das „Landschwefelholz". Nie sieht man ihn im fünften Grad, „im Telegraphenposten" (so genannt wegen des Dröhnens in den Porzellanglocken des Telegraphen und dem Ohrensausen des Betrunkenen). Seine Hauptvergnügen sind die Paraden, Illuminationen, Staatsfeste; er liest wenig; aber er geht gerne in die Museen. Die Bildergalerien sind in den Augen unseres Verfassers das beste Bildungsmittel für den Arbeiter. „Ihm ist der Gegenstand Alles. . . . Er geht gleichgültig vor der eingeschlafenen oder badenden Venus vorbei und weiß zu finden, was ihm gefällt: eine Inquisitionsscene, eine Mutter, die ihr Kind beweint, eine Ueberschwemmung, eine Hungersnoth. Mag das Bild immerhin eine „Kruste" sein: wenn

es hat mir ſcheinen wollen, als ob ſolche
eines ehemaligen Kameraden und über-
kraten lehrreich genug ſeien, um die Auf-
ller derer darauf zu lenken, welche den
Zukunft kennen zu lernen wünſchen und
die Mittel nachdenken, denſelben, noch ehe
haft gelangt, zu zähmen und in weniger
bens- und Denkgewohnheiten hinüberzuleiten.





IV.

Karl Hillebrand.

n zu Gießen den 17. September 1829,
en zu Florenz den 18. Oktober 1884.*)

n Werthe des Schriftstellers zeugen seine für ein herrlicher Mensch er gewesen, das elchen sein Auge geglänzt, sein Mund ge- arum wird sich der Freund gestatten dürfen, ildern, wie er ihm aus den Erinnerungen am verlebter Stunden vor der Seele steht.

beinahe zwanzig Jahre, daß ich Karl nnen lernte: 1865, in Florenz, bei der feier. Auf der Piazza di Santo Spirito der Festzug, in welchem er, der Professor Literaturen an der Fakultät von Douai, ffiziellen Vertreter der Université de France hatte. Ich vertrat nichts als mich selber; hm vorgestellt wurde, begrüßte „der Fran-

Nachruf wurde unmittelbar unter dem Eindruck geschrieben und in der Zeitschrift „Die Nation" mber, 6. und 13. Dezember 1884 veröffentlicht. ch des Verlegers erscheint der Aufsatz hier noch igen wenigen Veränderungen und kurzen Zusätzen wie von Anfang an nicht sowohl eine Würdigung es als eine persönliche Erinnerung an den Dahin- bieten.

zoſe“ den deutſchen und heſſendarmſtädtiſchen Landsmann mit herzgewinnender Freundlichkeit. Er ſtand damals in der Blüthe des erſten Mannesalters: eine hohe ſchlanke Geſtalt, beſtimmt im Auftreten, geſchmeidig in der Bewegung, ein länglicher, leiſe nach vorn geneigter Kopf mit aſchblondem Haar und Vollbart, edlem Profil, hellen graublauen Augen, aus denen Güte ſtrahlte und ein Schalk winkte, — im Spiel der Mienen, im Lächeln, in der fließenden Rede heiter und maßvoll, bequem und ſich beobachtend, in der Kleidung von der unaufdringlichen Eleganz, die Polonius dem nach Paris ziehenden Sohne empfiehlt, die ganze Erſcheinung wohlgefällig und auffällig als ſeltene Vereinigung germaniſcher Männerſchönheit und jener aus Haltung und Gehenlaſſen gemiſchten „tournure“, welche Goethe den Deutſchen abſpricht.

Wir ſahen uns in den folgenden Jahren wieder. In jedem Spätſommer brachte er ſeine Ferien in Florenz zu, ohne die toskaniſche Septemberhitze zu ſcheuen. Dieſer Liebhaber der Renaiſſance und des achtzehnten Jahrhunderts ruhten nicht der Ozean und die Alpen, ſondern der cypreſſengekrönte Hügel von Monte Oliveto und die Villengelände der Mediziäer aus. Sein erſtes Buch, eine Monographie über „Dino Compagni,“ und die in den ſechziger Jahren entſtandenen „Études historiques et littéraires“, Eſſays über Dante, Macchiavelli, die Komödie des Cinquecento, waren florentiniſche Studien. Und bald ſollte Florenz, die Stadt, in deren Vergangenheit und Gegenwart er ſo gut zu Hauſe war, ſein letzter und liebſter Wohnort werden.

te zwanzig Jahre in Frankreich gelebt. Der ſematten von Raſtatt entflohene studiosus Profeſſor der Literatur, das Gießener Kind ſcher Kritiker geworden, der neben Couſin, te für die „Revue des deux mondes“ und l des débats“ ſchrieb. Um dahin zu gelangen, en mühevollen Weg zurückgelegt, hatte er die Gymnaſialfächer nach franzöſiſcher Me- ehmen, das franzöſiſche Abiturientenexamen ſſen, hatte er das politiſche Bürgerrecht hatte er deſſen ſehr viel unzugänglicheres Bürgerrecht erworben. Alles, was er bis entlichte, war franzöſiſch geſchrieben.*) In tem Franzöſiſch, das wird durch die That- t, daß gleich eine ſeiner erſten Schriften, en Preis der Akademie von Bordeaux wer- ndlung über das Luſtſpiel als Kunſtwerk, um der Reinheit und Anmuth des Stils nt worden war. Ueber einen Gegenſtand

r dem „Dino Compagni“ (1862) und den „Études“ och zu nennen: die mit einer ſelbſtändigen, ſehr Einleitung verſehene Ueberſetzung von Otfried chiſcher Literaturgeſchichte (1865), die zuerſt im débats erſchienenen, dann als Buch unter dem sse contemporaine“ geſammelten Aufſätze (1867), la Réforme de l'Enseignement supérieur“ (1868), ucht eines in amtlichem Auftrag unternommenen ſchlands und ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſtalten war, Jahre 1870 in der Revue des deux mondes be- den Krieg abgebrochene Veröffentlichung einer aus „La Société de Berlin de 1789—1815.“

Toga (Richterstand), alle Regierenden, auch die Republikaner, sind ihm Ehrgeizige, die sich die Taschen vollstopfen; seine Beredsamkeit — und er ist der Hauptredner der Volksversammlungen — ist hauptsächlich gegen die „Verdächtigen" und „Moderantisten" der eigenen Partei gerichtet. Der Sublime der Sublimen ist reinlich, ja ausgesucht in seiner Kleidung; seine Geliebte ist meist eine Rouchie (Lorette), welche von irgend einem béquillier (alten Financier) unterhalten wird und in eigener Kalesche ins Bois fährt. Vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre ist er ein Don Juan der öffentlichen Bälle. Nach dem dreißigsten möchte er sich gerne verheirathen, findet aber die Tochter eines Arbeiters unter seinem Stande; eine Bürgerstochter kann er nicht bekommen, weil er keinen guten Ruf hat und nichts mitbringt, im kleinen Bürgerstand aber das „Schaukelsystem" (basculе), wonach Braut und Bräutigam dieselbe Mitgift bringen müssen, aufs strengste eingehalten wird. So heirathet er am Ende seine Rouchie, die ihn unterhält, oder eine Köchin, die ihm sein Essen zusteckt. Er ist ein Unverstandener, ein Pechvogel; es ist die Schuld der Gesellschaft, der Regierung, wenn nichts aus ihm geworden ist u. s. w. Er ist der Hauptvirtuose in dem unausgesetzten Hervorbringen des Argots und seine Wortschöpfungen zeichnen sich durch besondereren Witz und eine gewisse Recherche aus. Er ist ein großer Kunst- und Musikkritiker, sein Urtheil macht und zerstört die Repu-

---

Meiner Ansicht nach ist das Wort desselben Ursprungs wie das italienische infingardo, d. h. feignant, sich krank, müde stellend, thuend als ob man nicht gehört habe u. s. w.

bewahrte; er verließ Frankreich mit Weh-
bedauern, aber freiwillig, aus eigenſtem Ent-
er Angeſichts der großen Völkerentſcheidung
ntſcher fühlte.*)

ig nach Florenz, deſſen Menſchen, Bücher,
ihn als guten Bekannten empfingen. Zu-
ch durfte er nicht an die ruhige Fortſetzung
ngsſtudien denken; er hatte vor Allem ſich
: Erwerb zu ſchaffen. Italien bereitete ſich
em Diminutiv-Feldzug vor, der mit der Er-
ms endete. Die „Times“ forderten Hille-
als ihr „special correspondent“ das Heer
ls Cadorna zu begleiten. Ich als Korre-
ier deutſchen Zeitung ſchloß mich ihm an, und
oner Blatt ungefähr fünfzehnmal ſo gut zahlte
tſche, ſo war er im Stande, im eignen Ge-
talieniſchen Hauptquartier zu folgen und mich
ützunehmen. Sie iſt mir unvergeßlich ge-
wundervolle Woche, die wir unter dem blau-
in der kriegeriſch belebten Einöde der Cam-
rachten, den Tag über im Wagen ſitzend,
reibend, an einer feld- und wüſtenmäßigen
Appetit ſtillend, indeſſen unſere Augen ſich
des Soracte, der Aquäducte, der ruhig im

*) rher iſt ihm dies allerdings von der würde- und ver-
Rancüne einiger Franzoſen als ein Unrecht ver-
und jüngſt noch hat dem kaum Verſtorbenen Herr
nem Buche „L'Allemagne et l'Italie 1870—1871“
Grab nachgeſendet, welche ſchwerlich entſchuldbarer
: wilde Ausbruch des Liller Pöbels.



Frauen von Sublimen, die sich ab
nichtse von Männern: sie treibe
Wäscherinnen, Gemüsehändlerinne
grenzenlos unglücklich und leben v
begleiten sie am Sonnabend ihren
zu überwachen, folgen ihm aber le
Kegel in die Kneipe; ja, viele Fraue
spiel des Mannes im Trinken. T
Trunkenbolde hat in schreckenerr
nommen.

Die Schule, wie der Hauptsch
der Sublimen ist die Schenke, gen
Todtschläger, Senat, Pfeffermine
würde uns zu weit führen, alle die
tritte dieser Bühne hier aufzuführen,
doten nachzuerzählen, mit denen unse
tische Darstellung seines Gegenstande
gewürzt hat, die Gedichte zu citiren,
giebt; noch weniger können wir hier
geschlagenen Heilmittel eingehen; es n
in zwei Worten zu charakterisiren.

Der Verfasser des „Sublime" ist
des stehenden

ſ die Dauer konnte ſie ihm nicht genügen.
ige Jahre war er der italieniſche Korre-
ıtſcher Blätter, namentlich der „Allgemeinen
Eine von ihm ſelbſt geſchaffene periodiſche
ung, die „Italia“, welche in einem alljähr-
enden Bande, theils von Deutſchen, theils
ern geſchrieben, die beiden Völker nicht nur
ndern auch innerlich einander näher bringen
e es auf vier Jahrgänge; das Unternehmen
ite Abſichten und wendete ſich an einen zu
, als daß es mehr als einen Ehrenerfolg
können. In den erſten Jahren des floren-
ſenthalts würde Hillebrand eine von italie-
ınden für ihn geplante Berufung an das
ituto di Studi superiori“ gerne angenommen
ın die Verhandlungen zogen ſich hin, und
ießlich gedeihen wollten, griff er nicht mehr
ihm mittlerweile gelungen, als freier Schrift-
feſten Grund zu gewinnen, den er brauchte.
: Zeit hatte er ſich eine große und anhäng-
ıaft in Deutſchland erobert: eine Leiſtung,
e Widerſtandskraft unſeres Publikums kennt
ſtſteller, welche weder lehrhaft noch ſenti-
, für gewaltiger erklären dürfte als jene
die lockere Mauer der päpſtlichen Stadt.
erſte, was Hillebrand deutſch für Deutſche
: eine Reihe von Artikeln, die zuerſt in der
„Allgemeinen Zeitung“ erſchienen und in
ınter dem Titel „Frankreich und die Fran-
große Verbreitung fanden. Im Laufe der

und geiſtlähmende Arbeit zu erleichtern, und ſo von körper- und geiſttödtenden Erholungen abzuhalten.

Den wahren Punkt des Räthſels und der Aufgabe, die zu löſen iſt, ſcheint mir der Verfaſſer aber nicht geſehen zu haben. Dieſer Punkt iſt die Ausfüllung der Muße Ungebildeter oder Halbgebildeter, die ſtets Ungebildete oder Halbgebildete werden bleiben müſſen. Je größer die Mußezeit wird, deſto ſchwieriger das Problem. Ich erinnere mich, Glasarbeiter geſehen zu haben, welche in drei Tagen ihre 100 Fr. verdienten und ſie in vier Tagen verpraßten auf Koſten ihrer Geſundheit und Zukunft. Dagegen helfen keine Mäßigkeitsvereine, Theeclubs, Volksbibliotheken, Kirchen und Vorleſungen. Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Punkt auszuführen; aber andeuten darf ich, daß, ſo lange man dem Arbeiter keine wenig ermüdende und nicht ganz uneinträgliche Nebenbeſchäftigung für ſeine freie Zeit verſchaffen kann, derſelbe ſtets der Verſuchung der Wirthshäuſer oder der Politik ausgeſetzt ſein und erliegen wird.

Herr D. P. hat uns nur ein Bild von den Pariſer Zuſtänden und von einem Zweig der Induſtrie gegeben. Die Sachen mögen ſich fern von der Hauptſtadt und ihren geiſtigen wie ſittlichen Verſuchungen, in Manufakturzweigen, die weniger Intelligenz und Geſchick als der Maſchinenbau und was damit zuſammenhängt erfordern, unter wohlfeileren Lebensbedingungen, in den Fabriken, wo Weiber und Kinder mitarbeiten — etwas anders geſtalten: in den Grundzügen ſind die Arbeiterverhältniſſe in Rouen und Lille, in Lyon und Roubaix, in Saint-Etienne und Turcoing wohl den Pariſer Zuſtänden

nsberechtigung vor allem Volk zu erörtern.
l er ſo lange im Ausland gelebt, kannte er
eute ſehr gut; er wußte, daß ſie, zum Unter-
den Franzoſen, einen Schriftſteller mehr auf
ıls das Wie ſeiner Schriften anſehen und
ornehmlich in dem Gegenſtande des Buches
t jedoch oder kaum in der Perſönlichkeit,
darin offenbart. Als daher mitten in dieſer
ſch-eſſayiſtiſchen Produktion an Hillebrand der
ıgte, die Geſchichte des modernen Frankreich
, da mag ihm die Aufforderung ein Bischen
willkommen geweſen ſein, weil ſie ihm eine
Gelegenheit gab zu einem „größeren Werke".
dürfte der Zuwachs von Arbeit, den er ſich
:e, ſeiner bisher ſo ausgiebigen und nach-
ıft zuviel geweſen ſein. Zu den eingehen-
eiten, auf denen ſeine Eſſays ſich aufbauten
t ſagte mir, daß für manchen dieſer kaum
Artikel bloß das Sammeln des Materials
i Monate gekoſtet — zu dieſem umfaſſenden
Wiederleſen alter, neuer, neueſter Schriften
halben Dutzend Literaturen kamen nun zeit-
:chivaliſche Forſchungen, welche ihn während
ommer zu längeren Aufenthalten in den ver-
ɦauptſtädten Europas veranlaßten. Dabei
hts von den engen Gewohnheiten der Bücher-
ewahrte ſich vielmehr jederzeit mit den viel-
ereſſen auch die weite und bequeme Art des
ȝ, hatte Zeit für Alle und Alles, im Hauſe
ı Hauſe, für Freunde und Fremde, für Ge-

war es eine Freude, einem jungen Hiſtoriker
gliabechiana behülflich zu ſein oder einer
deutſchen Dame Winke zu geben für eine
der Carducci'ſchen Gedichte. Weil er ſich
Anſpruch entzog und allen ſeinen eigenen
Bedürfniſſen gerecht zu werden wußte, nannte
l einmal mit jener liebenswürdigen Selbſt-
, welche echter Tüchtigkeit ſo hübſch kleidet,
thuer! Andere Male freilich geſtand er zu:
brûlé la chandelle par les deux bouts!
r That, er hatte ſich zu viel zugemuthet.
ſien es, durchaus kräftiger, noch im fünfzig-
jugendſchöner Körper trug von der früh-
Mutter her einen verhängnißvollen Keim
n Frühling 1881 brach der noch nicht Zwei-
hrige plötzlich zuſammen. Wohl nahm das
dem erſten wilden Ungeſtüm den milderen
iner langſamen Zehrung an; aber obwohl
ie Freunde, ſogar die Aerzte immer wieder
s Urtheil war geſprochen. Die vielgewandte
e einhalten, das große Geſchichtswerk blieb
nt. Hin und wieder regte ſich noch einmal
indliche Schaffensluſt, zumal noch im jüng-
r, wo er einem verehrten und geliebten
ntiniſchen Landsmann, dem alten Catull-
und Aeſchylus-Wiederherſteller Theodor Heyſe,
chen Nachruf und für die „Rundſchau“ einen
) (über oder vielmehr wider den zeitgenöſſi-
n) ſchrieb; — es war das Aufflammen der
n Leuchte. In den vorhergegangenen Jahren

zoſe“ den deutſchen und heſſendarmſtädtiſchen Landsmann mit herzgewinnender Freundlichkeit. Er ſtand damals in der Blüthe des erſten Mannesalters: eine hohe ſchlanke Geſtalt, beſtimmt im Auftreten, geſchmeidig in der Bewegung, ein länglicher, leiſe nach vorn geneigter Kopf mit aſchblondem Haar und Vollbart, edlem Profil, hellen graublauen Augen, aus denen Güte ſtrahlte und ein Schalk winkte, — im Spiel der Mienen, im Lächeln, in der fließenden Rede heiter und maßvoll, bequem und ſich beobachtend, in der Kleidung von der unaufdringlichen Eleganz, die Polonius dem nach Paris ziehenden Sohne empfiehlt, die ganze Erſcheinung wohlgefällig und auffällig als ſeltene Vereinigung germaniſcher Männerſchönheit und jener aus Haltung und Gehenlaſſen gemiſchten „tournure“, welche Goethe den Deutſchen abſpricht.

Wir ſahen uns in den folgenden Jahren wieder. In jedem Spätſommer brachte er ſeine Ferien in Florenz zu, ohne die toskaniſche Septemberhitze zu ſcheuen. Dieſen Liebhaber der Renaiſſance und des achtzehnten Jahrhunderts ruhten nicht der Ozean und die Alpen, ſondern der cypreſſengekrönte Hügel von Monte Oliveto und die Villengelände der Mediziäer aus. Sein erſtes Buch, eine Monographie über „Dino Compagni,“ und die in den ſechziger Jahren entſtandenen „Études historiques et littéraires“, Eſſays über Dante, Macchiavelli, die Komödie des Cinquecento, waren florentiniſche Studien. Und bald ſollte Florenz, die Stadt, in deren Vergangenheit und Gegenwart er ſo gut zu Hauſe war, ſein letzter und liebſter Wohnort werden.

geben ſuchen. Er war vielleicht im Grunde
arer als er es immer geweſen, aber er
er Herr ſeiner Erregungen zu bleiben. Mit
den Augen las er mir Verſe aus dem
" vor, welche er einſt unter dem Diktate
rgeſchrieben. Wohlgemerkt, es war nicht die
der Erinnerung, ſondern die Schönheit des
elche ihn übermannte. Oder die begeiſterte
die ihm einige ſeiner Freunde, namentlich
ere, von ihm ermunterte und berathene
flößten, ſuchte und fand faſt ſchwärmeriſchen
Dem einen hätte er am liebſten die Miniſter-
ft ſeines Landes vorausgeſagt; von dem
te er mit noch viel größerer Sicherheit, daß
der kraftvollſte und edelſte Künſtler dieſer
erkannt werden. Von ſich ſelbſt, von dem,
an, gelitten, geleiſtet, hatte er niemals gern
er that es auch jetzt nicht. Doch verriethen
erungen den Schmerz, daß die Krankheit ihm
ung ſeines Geſchichtswerks verwehre. „Wenn
ns noch den dritten Band ſchreiben könnte,
Staatsſtreich! Da ſehen Sie" — und er
ie Papiere in einer Schublade — „das iſt
ial, Jahrelang geſammelt. Nur ein paar
d der Band wäre geſchrieben."

, es iſt traurig, daß Hillebrand die Haupt-
s Lebens, die, welche er dafür hielt, nicht
nde führen können. Wie jeder wahrhaft
hatte er ſich in allen ſeinen bisherigen Lei-
ch nicht genug gethan; mit jedem Jahre

der exakten Wissenschaft in einer fremden Sprache zu schreiben, ist nicht gar schwer; mit Geduld und einem Wörterbuch macht man sich dafür die erforderlichen Ausdrücke zu eigen. Die tausend Töne und Halbtöne der literarischen Sprache zu beherrschen, dazu gehört ein unendliches Studium, mehr als das, ein Stück Leben. Hillebrand hatte es daran gesetzt und mit einem Erfolg wie vielleicht nur ein Deutscher vor ihm, wie Grimm, der literarische Korrespondent der Kaiserin Katharina. Und doch Alles dies, alle die in Frankreich erworbenen Rechte, nur in Frankreich zu verwerthenden Besitzthümer, den Lehrstuhl in Douai und das reiche Leben in Paris — wo er wohnte, indessen er nach Douai nur allwöchentlich zum Halten seiner Vorlesungen hinüberfuhr — diese ganze französische Existenz, die Errungenschaft zweier arbeitsvoller Jahrzehnte, die Anwartschaft auf die Vortheile und Ehren, welche an der Seine das literarische Verdienst belohnen, Alles das gab er auf, als der Krieg von 1870 ausbrach. Es ist nicht wahr, was auch nach seinem Tode wieder in einigen Zeitungen behauptet worden, daß die Wuth des nationalen Hasses ihn in jenen Tagen über die Grenze getrieben; er suchte gleich damals diese Fabel durch eine öffentliche Erklärung aus der Welt zu schaffen.*) Nicht als Verfolgter oder Verwiesener ging er aus dem Lande weg, wo er eine zweite Heimath, Stellung, Ansehen gefunden, wo er nahe Freunde

*) Dieselbe mag dadurch veranlaßt worden sein, daß er, im Begriffe, Frankreich zu verlassen, in Lille von einem fanatisirten Haufen als „preußischer Spion" angehalten und arg bedroht wurde.

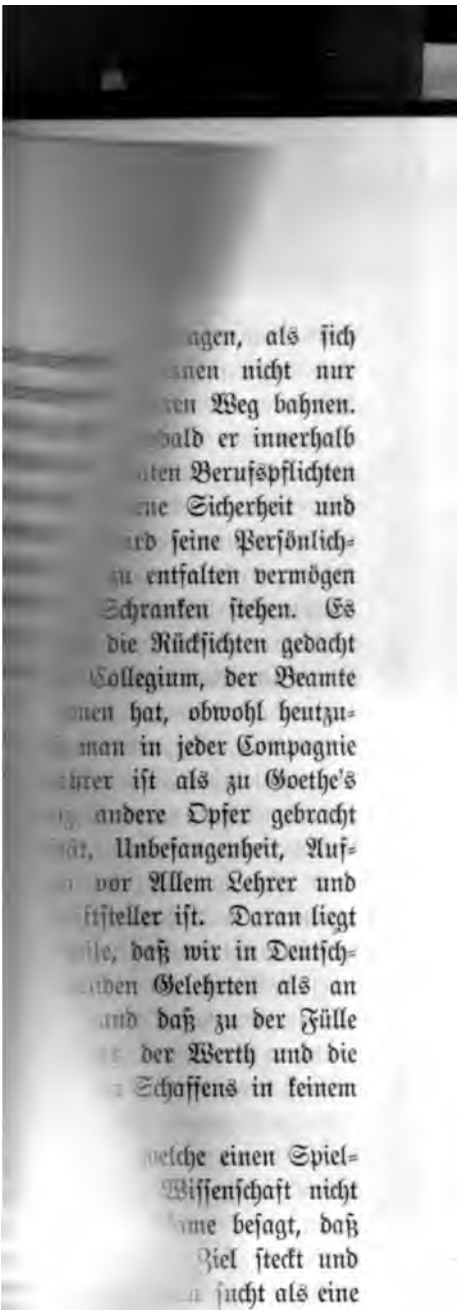
ıd ein Autor, welchem nicht von vornherein
erſten Blick erkennbarer Stempel wahrer
arer Gelehrſamkeit aufgedrückt iſt, leicht
, daß er als bloßer Tagesſchriftſteller, ſeine
s leichte Waare, als Blätter im Winde,
ns betrachtet werden. Hat man doch Mono-
chrieben, ſchreibt ſie noch, um zu beweiſen,
iller oder Goethe das Griechiſche verſtanden
erſtanden habe. So ſehr neigen wir dazu,
tniß und Fertigkeit, die doch bei einem
e nur ein Schmuck und Vermögen mehr iſt,
menden Werth zuzumeſſen. In Wahrheit
ie echte Wiſſenſchaftlichkeit, geſchweige die
bar ohne Originalität, ohne Urtheil, ohne
während andererſeits das literariſche Schaffen
en Sinne ſeinem inneren Weſen nach gerade
aftliche Behandlungsweiſe ausſchließt. Unſer
uch weiß von gelehrter Literatur und glück-
auch von poetiſcher Literatur; aber es giebt
ır, die in keine dieſer beiden Kategorien
die hat keine rechte Stellung, keinen an-
ſatz bei uns; denn als ein Volk der Schule
ıch ein Volk der Kategorien. Dem Dichter
Welt zu, daß ein Gedicht, ein Trauerſpiel
rk der wiſſenſchaftlichen Forſchung und Dar-
ı kann. Aber zwiſchen dem völlig freien
chaffen, wobei die Perſönlichkeit des Autors
ß iſt, und der durch Materie und Methode
wiſſenſchaftlichen Arbeit, welche eigentlich
ſchung des ſubjektiven Ermeſſens verträgt,



ja nicht die für jeden neuen T
schießung der ewigen Stadt zu ver
zwanzigsten September, wurde v
Breſche bei Porta Pia geſchoſſen;
lieniſchen Truppen zogen wir ein
geſtehen, daß bei dieſer großen
der Zerſtörung der weltlichen Pap
nerie großartiger war als die Hand

Das Jahr 1871 verbrachte i
und wenn es mir auch nicht mehr
vor Rom ganze Tage vom Morg
ſein Geſpräch zu genießen, ſo ſah id
mal im Hauſe der ausgezeichneten F
Gattin wurde. Aus unſren damali
iſt mir zumal erinnerlich, mit wel
kannte, daß Deutſchland nicht unge
Lorbeeren wandeln werde, daß der
gewaltigen öffentlichen Lebens die
in welchen keinem andern Gotte gedi
Wahrheit, überfluthen, jedenfalls a
gelaſſenen Stimmen ihrer Prieſter

Das nun folgende Jahrzehnt.



agen, als ſich
nen nicht nur
ren Weg bahnen.
bald er innerhalb
ten Berufspflichten
ne Sicherheit und
rd ſeine Perſönlich-
zu entfalten vermögen
Schranken ſtehen. Es
die Rückſichten gedacht
Collegium, der Beamte
nen hat, obwohl heutzu-
man in jeder Compagnie
hrer iſt als zu Goethe's
andere Opfer gebracht
ät, Unbefangenheit, Auf-
vor Allem Lehrer und
ſteller iſt. Daran liegt
le, daß wir in Deutſch-
den Gelehrten als an
und daß zu der Fülle
der Werth und die
Schaffens in keinem

elche einen Spiel-
Wiſſenſchaft nicht
me beſagt, daß
Ziel ſteckt und
ſucht als eine

undet einen Gegen-

ſtand, um zu einem Schluſſe zu gelangen. Der Eſſay will keine Frage zum Abſchluß bringen, er will die Geiſter aufſchließen: er will den ſchweren Wiſſensſtoff in flüſſiges Leben verwandeln: er will nicht ſowohl unterrichten als bilden, nicht Ergebniſſe überliefern, ſondern zum Nachdenken anregen. Der Eſſay wendet ſich nicht an Fachgenoſſen und Schüler, ſondern an Laien, an die univerſelle Kirche der vom Geiſt Ergriffenen. Seine Methode iſt nicht ſtreng, ſondern ſpielend, ſeine Form nicht lehrhaft, ſondern künſtleriſch. Zu aller Kunſt aber braucht es einen Künſtler, eine individuelle Perſönlichkeit, jenes unſagbare Etwas, welches in einem einzigen Menſchen zur Erſcheinung kommt und mit ihm verſchwindet, ob man es nun Genius, Originalität, Spontaneität nenne. Auch von den wundervollſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen darf man, muß man glauben, daß, hätte nicht Kepler oder Newton ſie gemacht, ein Anderer ſie gemacht haben würde. Weſen und Werth der Wiſſenſchaft beſteht in ihrer objektiven, von der Perſon der einzelnen Forſcher ablösbaren Wahrheit. Aber die Eſſays eines Montaigne, eines Bacon wären ohne den einen Montaigne, den einen Bacon nimmermehr geſchrieben worden.

In England, in Frankreich, wo Leben und Literatur ſeit Jahrhunderten ſich gegenſeitig erregen und bewegen, blüht ſeit Jahrhunderten der Eſſay; viele ihrer ausgezeichnetſten Schriftſteller haben ihn angebaut, haben durch ihn auf ihre Nation gewirkt. Bei uns ſind auch heute noch das Leben und die Literatur zwei Provinzen, die ſich berühren, nicht zwei Sphären, die ſich durch-

Unſere Geiſtesarbeit iſt mehr auf Erkenntniß
s auf Produktion, unſre Literatur iſt mehr
literariſch. In Deutſchland blüht der Eſſay
msweiſe; er iſt eigentlich ein fremdländiſches
as nur in einzelnen Exemplaren zur vollen
Schönheit gelangt.

verzeihe die Abſchweifung: ich mußte ſie mir
enn ich erklären wollte, worin die eigentliche
Karl Hillebrand's, des Eſſayiſten, zu beſtehen
s iſt nicht ſchwer zu bemerken, daß ſeine
nen ſtark ſubjektiven Charakter tragen. Wer
ſucht, wer über den Gegenſtand unterrichtet
er muß erſt bei einem Andern in die Schule
ebrand hält keine Schule. Er ſetzt die Kennt-
ſſes voraus, er will uns ſeine Anſicht darüber
ne Art ſie zu ſagen, iſt nicht die einer Ab-
welche zum Voraus jeden Einwand beſeitigt;
die der Konverſation, in der man viel wagen
ie Andern es ſich ja nicht gefallen zu laſſen
Hillebrand ſcheut die Paradoxen nicht, ganz
in reden denn die Schriftſteller ex cathedra
nd Profeſſoren? ſind ſie wie die Lehrer dazu
u haben? Oder iſt es nicht ihr Beruf, die
egen und zu ſtacheln, daß ſie ſich aufmachen
das Rechte ſuchen? Die Schulmeiſter haben
jülern, mit Unſelbſtändigen zu thun. Der
r ſetzt bei dem Leſer eigenes Schauen und
aus und ſtößt lieber auf Widerſtand als auf
achſchwören. Wenigſtens vermuthe ich, daß
ſich ſolche Leſer wünſchte. Er will Eindruck

fälligkeit und Kunst, für polyglottes Gespräch und eine ebenso polyglotte Korrespondenz, welche er mit zahllosen Bekannten in aller Herren Ländern unterhielt, auch mit einigen dieser Herren selbst. Florenz ist keine große Stadt, aber es ist die großstädtischste aller kleinen Städte: auf sehr beschränktem Boden ein unvergleichlich reicher Nachlaß der reichsten Vergangenheit und in den engen Gassen ein ewiges Gewühl aller möglichen Besucher, gelehrter Kenner, genießender Liebhaber, neugieriger Gaffer. Da ist selbst eine einsame Natur nicht leicht allein. Und nun gar Karl Hillebrand, dessen Studium und Freude der Mensch war, nicht ein abstraktes Menschenthum, sondern die Menschlichkeit in jeder ihrer Erscheinungen. Natürlich verkehrte er mit Allem, was in Florenz von ausgezeichneten Italienern und ansässigen Ausländern wohnt. Dazu kam noch der täglich sich erneuernde Schwarm der Fremden, die, empfohlen und unempfohlen, anziehend oder gleichgültig, an seine Thür klopften: die deutschen Landsleute, die Franzosen, denen er von früher her eine Art Landsmann war, die Engländer, welchen er durch seine Gattin nahe stand, — Gelehrte und Staatsmänner, Schriftsteller, Künstler, zumal auch Musiker, denn obwohl er von Musik nichts zu verstehen behauptete, so hatte er auch in der Musik, wieder durch seine Frau, zwar kein eigentliches Heimathsrecht, aber doch so etwas wie eine Ehrenbürgerschaft. Nicht alle kamen erwünscht, aber keinem versagte seine stets bereite Gefälligkeit, und wenn es eine Last war, der bloßen Neugier die Fresken in Santa Maria Novella oder die Mediziergräber zu

o bewegte, daß jede Berührung mit ihr uns
ungen verſetzt, nicht nach einer, ſondern gleich
erſchiedenſten Richtungen, daß ſie uns An-
die nachhaltig wirken und uns dahin und
ren, auch zu Ergebniſſen, an denen nichts
mehr iſt. So wird, was Hillebrand Will-
t oder zu haben ſcheint, vollauf wettgemacht
reiheit und Beweglichkeit, welche er uns mit-
welche doch, ſo groß ſie iſt, uns nicht den
n unter den Füßen entzieht. Denn bei aller
Farben und Lichtern ſpielenden Vielſeitigkeit
einer ſtarken Grundempfindung ganz durch-
on einem leidenſchaftlichen Bedürfniß nach
nd Wahrhaftigkeit. Die vielſeitige Bildung
as Ausland, den einen Grundzug ſeines
e er aus Deutſchland mitgebracht.
kein Zufall, daß der Mann, der einer unſerer
Eſſayiſten werden ſollte, zwar nicht ſein
ndament, aber ſeine Geiſtesarchitektur vom
halten hat. Um dieſe Perſönlichkeit, dieſen
r zu erzeugen, mußten deutſche Weltanſchauung
diſches, franzöſiſches, engliſches, italieniſches
vereinigen. Er mußte geboren und erzogen
iner kleinen deutſchen Univerſitätsſtadt, von
r, der ſein Leben darauf verwandte, die
anken unſerer klaſſiſchen Literatur in ſich
Schülern lebendig zu erhalten, von einer
lche nie in die Kirche ging und im kirchlichen
eine Ketzerin war, aber an keinem Sonntag
ein Kapitel in der Bibel zu leſen. Und aus

hatte der Sommer stets ein bischen Kräftigung gespendet! dieser letzte, in Baden und Schlangenbad verbracht, verweigerte diese Gunst. Mit Noth und Mühe wurde die Rückkehr nach Florenz bewerkstelligt. Wenige Tage nach der Ankunft in den alten trauten Räumen am Arno, gegenüber seinem Monte Oliveto, entschlief er still, ohne Todeskampf, einen Monat nach vollendetem fünfundfünfzigstem Jahre.

Ich rechne es mir nun zu doppeltem Glücke an, daß ich noch einmal im Winter 1882 auf 83 einige Monate in seiner Nähe verlebt habe. Um ihn täglich sehen zu können, wohnte ich in demselben Hause. Die Krankheit hatte ihm völlig den Ton der Stimme und viel von der Stattlichkeit der Figur geraubt, aber nichts von der Frische des Geistes, der Lebendigkeit des Temperamentes, von der Anmuth der Bewegungen, von dem ganzen großen Zauber seiner Persönlichkeit. Er war zugleich älter geworden als seine Jahre und doch jünger geblieben; sein Auge glänzte noch, er lächelte, ja er lachte noch wie ehedem und von seinen Lippen strömte die nur gehauchte, aber vom Athem der Seele erfüllte Rede. Er liebte noch die guten Witze und die guten schlechten; er erzählte und hörte überaus gern Anekdoten, sprach über Menschen und Bücher, Kunst und Politik mit der alten Lebhaftigkeit und Fülle der Sympathie. Es gab nichts, woran er nicht Theil nahm wie ein Gesunder, mit mehr Heiterkeit und Gerechtigkeit als die Gesunden. Das Siechthum hatte seinem Wesen nur einen Reiz mehr verliehen, im geistigen Sinne jene „morbidezza“ welche die Maler den Portraits sehr verfeinerter Ge-

mehr gedankenhaften Dasein verurtheilt ge
:e, wuchs sich auf den Wanderungen, durch
ngen eines Lebens, welches vieler Menschen
, zu einem Charakter, einer Persönlichkeit
angen nahen Verkehr mit „Zeiten, Völkern
en“ lernte er die Praxis zu der Lehre von
ität. Er wurde zu einem Virtuosen der
und suchte seinen Antipathien zum Trotz —
em Sympathetiker nun einmal nicht fehlen
zu jener „Katholizität“ durchzudringen, ohne
inen wahren, weil keinen gerechten Kritiker
:r seine Hinneigung zu den großen Meistern
indnisses, der Allempfänglichkeit, seine Ver-
Herder, welcher ebenso scharfsinnig und, so
n, tiefsinniger als die moderne Biologie den
hinter allen Verkleidungen zu ahnen wußte:
unbegrenzte Bewunderung Sainte-Beuve's,
s der Kritik. Seine Antipathien selbst sind
hrseite einer und derselben Leidenschaft: das
nach weitsichtigem Verständniß, weitherziger
ird zum Haß der Beschränktheit, der Unduld
: Sektirerei: die Freude an der Vielgestalt
und Geschichte wird zum Widerwillen gegen
e Logik und den konstruirenden Verstand,
= und Parteiformeln. Es ist möglich, daß
: seiner Abneigung gegen geradlinige Aus-
und blasse Theorie selbst manchmal etwas
und ausschließlich wurde. Ich weiß auch
r den Leistungen der zeitgenössischen Natur
n gegenüber eine ganz gerechte Empfindung

stand, um zu einem Schlusse zu gelangen. Der Essay will keine Frage zum Abschluß bringen, er will die Geister aufschließen; er will den schweren Wissensstoff in flüssiges Leben verwandeln; er will nicht sowohl unterrichten als bilden, nicht Ergebnisse überliefern, sondern zum Nachdenken anregen. Der Essay wendet sich nicht an Fachgenossen und Schüler, sondern an Laien, an die universelle Kirche der vom Geist Ergriffenen. Seine Methode ist nicht streng, sondern spielend, seine Form nicht lehrhaft, sondern künstlerisch. Zu aller Kunst aber braucht es einen Künstler, eine individuelle Persönlichkeit, jenes unsagbare Etwas, welches in einem einzigen Menschen zur Erscheinung kommt und mit ihm verschwindet, ob man es nun Genius, Originalität, Spontaneität nenne. Auch von den wundervollsten wissenschaftlichen Entdeckungen darf man, muß man glauben, daß, hätte nicht Kepler oder Newton sie gemacht, ein Anderer sie gemacht haben würde. Wesen und Werth der Wissenschaft besteht in ihrer objektiven, von der Person der einzelnen Forscher ablösbaren Wahrheit. Aber die Essays eines Montaigne, eines Bacon wären ohne den einen Montaigne, den einen Bacon nimmermehr geschrieben worden.

In England, in Frankreich, wo Leben und Literatur seit Jahrhunderten sich gegenseitig erregen und bewegen, blüht seit Jahrhunderten der Essay; viele ihrer ausgezeichnetsten Schriftsteller haben ihn angebaut, haben durch ihn auf ihre Nation gewirkt. Bei uns sind auch heute noch das Leben und die Literatur zwei Provinzen, die sich berühren, nicht zwei Sphären, die sich durch-

ſind doch nur die Skeptiker ehrlich", rief er
s, ich vermuthe, es war dazumal in der
Campagna, als wir dem anſcheinend mili-
in der That diplomatiſchen Kampfe zwiſchen
lbarkeiten, dem alten Papſtthum und dem
ionalismus, zuſchauten. Und Hillebrand war
ır nicht Skeptiker. Er glaubte an die Wahr-
orderte die Freiheit des Denkens; ebendarum
ı alle Conventionen und Conventikel zuwider,
keriſchen zumeiſt, und ebendarum verlangte
er Wahrheit im Wege der Wahrheit gedient
ht durch Leidenſchaft und Lüge, der Freiheit
der Freiheit, nicht durch Stich- und Schlag-
r nannte ſich ſelbſt wohl manchmal einen
n und Conſervativen, aber nicht im Sinne
iöſen oder politiſchen Dogmas. Conſervativ
veil er die ſpontane Staatsentwickelung gegen
nirende Logik der Bentham und Mill, die
des Ganzen und die Freiheit der Einzelnen
Rhetorik der Gambetta, gegen die Tyrannei
itäten erhalten wollte. Aber ſeinem Conſer-
entſprach es nicht, daß die vorgeblich ſtaats-
ı Mächte genau ebenſo demagogiſch verfahren
s die revolutionären. Und ſeinem Proteſtan-
ır es mit dem Proteſt gegen alle Geiſtes- und
vande ſo ernſt, daß ihm der nur halbe Sieg
mation, die Theilung Deutſchlands in eine
ſche und eine katholiſche Hälfte ein Glück dünkte:
ıch Deutſchland politiſch dadurch geſchwächt
in, die Freiheit des Denkens, zu der es für

machen, aber er ſucht nicht zu überreden; er will Wirkung üben, nicht Herrſchaft. Er braucht keine redneriſchen Kunſtgriffe, die den Unmündigen gefangen nehmen; wenn er den Ausdruck ſteigert und zuſpitzt, ſo iſt es, weil er glaubt, daß der Leſer die feinen Pointen nicht für breite Beweisſätze anſehen werde. Mir ſcheint, ein Autor kann ſein Publikum nicht ſchmeichelhafter behandeln, als indem er alſo annimmt, daß es nicht nur die daſtehenden Zeilen, ſondern auch zwiſchen den Zeilen zu leſen wiſſe. Wenn Hillebrand nicht immer überzeugt, immer intereſſirt er, regt er an, zieht er an. Wenn er öfters unſern Widerſpruch weckt, ſo noch öfter die freudige Ueberraſchung, die es gewährt, ein Ding, das uns längſt bekannt war, das uns aber in Dunſt und Dunkel entſchwand, mit einem Male durch einen Blitz hell beleuchtet zu ſehen. Er iſt ein reizender Schriftſteller in dem doppelten Sinne des Wortes reizen, das zugleich herausfordern und bezaubern bedeutet. Kein Zweifel, daß er manchmal unſer Urtheil und noch häufiger unſer Vorurtheil verletzt, verwundet. Eine geiſtreiche Frau, die ihm ſehr zugethan war — alle Frauen waren es — fand, daß er durch die Kühnheit ſeiner Behauptungen manchmal „agaçant“ werde. Wohl! aber auch kein Zweifel, daß nur ſelten Jemand ſo anregend iſt, ſo „suggestive“, wenn ich mir erlauben darf, bei dieſem über vier Sprachſchätze gebietenden Deutſchen noch ein anderes fremdes, im Deutſchen ſchwer wiederzugebendes Wort zu gebrauchen. Er kommt nicht mit dem Anſpruch, unſer Wiſſen zu vermehren, aber er bereichert unſer Denken um zahlloſe Nüancen. Er iſt ſubjektiv; aber ſeine Subjektivität iſt eine ſo reiche, ſo

derum gab er zu, daß den von ihm besonders
n Jeremias Gotthelf der schwere Boden-
ativer Tendenz abgehalten hat, zur Durch-
nd Freiheit der Kunst emporzusteigen. Der
Hillebrand war es, der seine in Italien
Stimme erhob, um Carducci, den republikani-
r Satans, des Hauptrevolutionärs, zu preisen,
r Gebühr zu preisen. Und noch im vergangenen
ieb er mir, wie gut er es habe, daß er mit
stlerischer Freude eine Rede Bismarck's und
Bamberger's lesen könne.
nicht nur, daß keine Verschiedenheit der poli-
e ihm den Genuß verleiden konnte an echter
e, so sah er die Bücher und ihre Verfasser,
riginelles Leben in ihnen entdeckte, auch nicht
e philosophische oder moralische oder sonstige
dicht die Ansichten, wozu die Schriftsteller
n, nicht die Sätze, die sie lehren, die Moral,
digen, sondern was die Leute im Grunde
s sind und daß sie etwas sind, etwas, das
werth ist, darauf kam es ihm an. Viden-
on modo quid quisque loquatur, sed etiam
e sentiat, atque etiam qua de causa quisque
illebrand war sehr geneigt, Ansichten und
bloße Formeln zu betrachten, denen erst der
halt und Werth giebt. Aber so oft er hinter
des Buches einen Menschen gewahrte, da
eit, ihm gerecht zu werden, und wo möglich
en, zu schätzen, zu bewundern. Er, welchen
nd philosophische Ueberzeugung auf das histo-

dieſer ſo engen und doch in alle Himmel der Poeſie und Philoſophie reichenden Sphäre eines deutſchen Hauſes, wie es deren vor vierzig Jahren noch manches gab, mußte der junge Mann, ehe noch allzuviel Methode und Fachmäßigkeit ihm einen Theil ſeiner Empfänglichkeit genommen, hinaus in die große Welt des europäiſchen Weſtens, die an Idealität und wiſſenſchaftlicher Arbeit ſehr viel ärmer, aber an altem Kulturkapital, an Lebenskenntniß und Lebensverfeinerung ungleich reicher war. So floſſen eine ganze Menge edelſter Eſſenzen, aus den Civiliſationen der vornehmſten Nationen ſtammend, in dies eine Gefäß zuſammen und ergaben eine Miſchung von köſtlichem und ſehr eigenthümlichem Dufte. Hillebrand's Originalität beſtand darin, daß ſich bei ihm Angeborenes und Erworbenes, Eignes und Fremdes, ſo völlig durchdrangen, ohne Reſt und ohne Riß, keine künſtliche Zuſammenſetzung, ſondern eine künſtleriſche Bildung, eine Individualität, an deren Einheit eine Menge ſonſt geſchiedener Faktoren mitgearbeitet hatten, ein Geiſt, dem in der That wenig Menſchliches fremd war. Aus Deutſchland, von dem Vater, dem Profeſſor der Philoſophie, dem goethe-gläubigen Literator und liberalen Humaniſten, hatte er den „pensiero dominante", den ſeeliſchen Grundzug und Trieb mitbekommen, den Sinn für Wahrheit und Aufrichtigkeit, für jede Aeußerung ſpontanen Lebens, für jede Form, in der ein echter Geiſt athmet, den Enthuſiasmus für alle Art von Vortrefflichkeit, das Mitgefühl mit aller Art von Leiden, den Haß gegen alle Engherzigkeit. Und dieſer Grundzug, welcher in dem Vaterlande vielleicht

gewesen, der seinen moralischen Glauben in
faßte: „L'amour fait tout excuser, mais il
bien sûr qu'il y a de l'amour" — ein Credo,
lebrand, glaube ich, vorbehaltlos unterschrieben
r frivol galten ihm alle Machwerke, gleich-
r frommen oder atheistischen Kirche sie hul-
r echte, der naive Naturalismus, der der
escaut" oder des „Tom Jones", war sein Ent-
r erlogene Naturalismus, auf welchem sich
n französischen Romanschreiber soviel zu gute
sein Abscheu. Ich irre mich: die gewollte
die Zola'sche fanfaronnade de la vulgarité
nicht die widerlichste der Unwahrheiten: sie
„u unwichtig. Nicht das falsche Laster, sondern
Tugend erregte Hillebrand's ganze Entrüstung.
oar sehr geneigt, jede Tugend für falsch zu
sich, sei es in Gefühlsseligkeit, sei es in Feier-
apirt. Zumal auf die Feierlichen hatte er es
auf die Auserwählten, die Puritaner. Diesem
ven war ein irrender Staatszertrümmerer wie
immer noch lieber als ein unfehlbarer Staats
oie Metternich oder Guizot. Hillebrand's un
zste Urtheile, die Schriften, in welchen ihm
jmuth verloren gegangen scheint, erklären sich
: leidenschaftlichen Abneigung gegen den Hoch-
Herzenskälte, die Selbstgewißheit und Selbst
it solcher „bester Männer". Aller Metho
oar seiner offenen, heiteren, liebenden und
n Seele zuwider, alle Borniertheit und nun
die auf ihre Scheuklappen stolz ist. Wenn

hatte. Ihm saß die Idee der Entwicklung als Erklärung so der Natur wie der Geschichte von Herder und Goethe her in Fleisch und Blut; an der heutigen, sich nach Darwin nennenden Naturerkenntniß schien er kein Behagen zu finden: es mochte ihn bedünken, daß sie den Kosmos in eine Maschine verwandle. Indessen die Naturforscher durften es halten wie sie wollten oder konnten; das focht ihn im Grunde nicht sehr an. Die intimen Feinde, die Gegner im eigenen Lager sind es, die wir am besten hassen, weil wir sie am besten kennen. Hillebrand's Haß galt den rationalistischen Theorien in Moral und Politik und vollends der Anwendung dieser Theorien auf Poesie und Kunst; seine „bête noire" war der landläufige Bildungsschwärmer, der laudator temporis praesentis mit seiner „modernen Weltanschauung", von welcher unser Freund dachte, daß sie alle wahre Anschauung — Anschauung war sein Lieblingswort — aus der Welt treibe. Nichts glich der Verachtung, womit er die Worte Rationalismus, Radikalismus, Positivismus, Utilitarismus in den Mund nahm. Doch wäre es gefehlt hieraus zu schließen, daß er andere Dinge, welche auf „ismus" endigen, sonderlich besser mochte. Er wußte, daß die Wahrheit sich keine Uniform, am wenigsten die eines Schulausdrucks, anlegen läßt, und er, der gläubige Bekenner unseres klassischen Idealismus, hätte sich ohne Zweifel recht sehr verbeten, zu der Kirche oder Schule oder Partei der Idealisten gerechnet zu werden. Er wußte, daß Geistesfreiheit und Wahrheitsliebe nicht vertragen, auf irgend eine Fahne, und sei es die erhabenste, eingeschworen zu sein.

leinbürgerlicher und ſchulmäßiger Prüderie ſo
rariſchen Genüſſe ſich entgehen oder verderben
r ihm höchſt verdrießlich. Und dabei dachte
h nicht bloß an die amüſanten Erfindungen
Dumas. Mit Schmerz, ja mit Zorn erfüllte
ß die einzigen zwei deutſchen Schriftſteller,
Goethe nicht nur ſtofflich, ſondern durch die
rer geiſtigen Perſönlichkeit und ihre literariſche
ſt eine tiefergehende Bedeutung für das Aus-
t und zu europäiſchem Ruhme gelangt ſind,
und Schopenhauer in ihrer Heimath noch
erſt an der Pforte des Ruhmestempels ſtehen;
ie das geiſtige Vermögen der Nation durch
aken und Formen, ihren literariſchen Schatz
rgängliche Monumente vermehrt haben, noch
b proſcribirt ſind, weil die Gründlichen ſie
lich, die Sittlichen ſie nicht ſittlich, die Teu-
nicht patriotiſch genug finden.

rand kam in ſeinen Geſprächen auf dieſen
zurück: es war der Punkt, in welchem ihm
and am fremdeſten war. Als er die Heimath
r die „ethiſche Zucht“, welche einen ſo grellen
ildet gegen die ſittliche Freiheit, die er von
lebrand hatte preiſen hören, noch nicht in die
mmen wie ſeitdem. So hatte er fern von
o in dem idealen Deutſchland unſrer großen
id Denker weitergelebt. Und dazu hatte er
ich gelebt, in jenem damals noch exiſtirenden
der Sainte-Beuve und Rémuſat, wo man dem
lles, der talentloſen Mittelmäßigkeit nicht ein-



Schopenhauer war ihm unter den
sonders theuer, neben dem unhistori
durchaus historische Weltbejaher.
lich zwei gleich geniale Schriftste
mit gleich unerbittlichen Idiosynkr
welchen nicht nur die polternde
auch der unbestechliche Wahrheits
herrlichung des die Wahrheit sch
Verwandtschaft herstellt. Beiden i
zu thun — was liegt daran, d
Stück von ihr sieht und verkün
Aufrichtigkeit willen umfaßt Hill
Sympathie andere, unendlich versch
die des unbekannten Gottes volle
körperte weibliche Ideal deutschen G
Frömmigkeit", und den romantisch
und den auch mit der Romantik
Schriftsteller wie Stendhal nnd M
einem wohldenkenden Kritiker als
ralität. Aber Hillebrand hielt in
einzig die Lüge, die Prätension,
Heuchelei für unmoralisch. Nicht

nſrer klaſſiſchen Epoche zu glauben, dagegen
) ſeine heiße Liebe zu Deutſchland, zu deutſcher
und Geiſtesfreiheit. „Sie ſollen ſehen, es
Alles gut," ſo pflegte er in ſeinen Briefen
ɜ die Beklemmungen eines in Deutſchland
:eundes zu beſchwichtigen.
rand war trotz ſeiner literariſchen Freude an
jopenhauer praktiſch durchaus Optimiſt: ſeine
eit war nicht nach innen, ſondern nach der
ıtet: er hatte das Bedürfniß viel zu thun
indeſten viel zu ſehen. So tief bei ihm aber
: hoffnungsreiche Stimmung wurzelte, ſo darf
ragen, ob er ſie ſich ſo ganz und ſo dauernd
)en würde, wenn er anderswo gehauſet hätte
blichen Ufer des Arno. Für einen Optimiſten,
reitbarer Prophet, ſondern ein Denker und
t, wird es immer rathſam ſein, daß er aus
en auf dem ſtillen Berge verharre in einiger
von dem gelobten Lande und an den Kämpfen,
gelobte Land erſt erobern müſſen, keinen
. Wem das Schlachtgeſchrei der Amoriter
ter aus nächſter Nähe in die Ohren gellt,
nmt leicht die innere Melodie und verſtimmt
:iner beſaitete Gemüth. Wir dürfen darum
eunde Glück wünſchen, daß er die ſchöne
er Seele, welche ſo tapfer Stand hielt in den
)rperlichen Leiden, nicht auch noch durch die
ttelbare Berührung mit den heutigen deutſchen
ıſ eine vielleicht noch ſchwerere Probe ſetzte.
ſitze hier in der ſchönſten Proſceniumsloge

lichen Ernſte reden! ruft er in dem
aus, warum nie von der ſittlichen H
wieviel leichter es iſt, eine ernſtha
Maske ſich vorzubinden, und Mas
ihm die luſtige lieber. Im Gegen
Urtheil über den knöchernen Calviniſt
höchſt ſympathetiſche Behandlnng
Voltairianers Thiers, obwohl er gen
dem Thiers-Etat-Liberalismus des Ge
franzöſiſchen Revolution weniger über
dem conſervativen Liberalismus des H
liſchen. Aber das behagliche Weſen
flößte ihm nicht nur mehr Neigung, ſ
trauen ein als die Auſterität des groſ
ebenſo in der rein literariſchen Produk
mit dem leichten Talente, das nicht m
als es iſt, recht wohl befreunden; d
berden des Halbtalentes, des Untalent
Rücken. „Ach, wenn die gelehrten d
ſchreiber doch ſtatt gelehrt amüſant ſe
er einmal aus, und noch vor zwei J
ſeinen Leiden, ergötzte er ſich zum dr

ber er fuhr fort auszuſchlagen, in der richtigen
, daß nur die völlige Unabhängigkeit des
hen Aufenthaltes ihm die volle ſchriftſtelleriſche
iheit, das frohe Verharren in ſeiner Eigen-
te. Unter jenen deutſchen Anträgen ſtellten
ne akademiſche Berufung in Ausſicht, zumal
ie Univerſität München. Allein er fühlte ſich
öffentlichen Lehrer gemacht, vielleicht gerade
ht oder nicht mehr, weil er es geweſen. Er
drungen von dem hohen Werthe der ſtrengen
deutſcher Wiſſenſchaft, deutſcher Geſchichts-
Sein Erſtlingswerk, der „Dino Compagni“,
de verſuchen, den Franzoſen in ihrer Sprache
l hiſtoriſcher Kritik nach deutſchem Muſter
1. (Und hierbei ſei erwähnt, daß, obwohl
vor nunmehr einem Vierteljahrhundert er-
Buch ſich noch kaum befaßt mit den Zweifeln
theit der Chronik, es darum doch den italieni-
kennern keineswegs veraltet ſcheint. In der
nbart ſich, ſo ſagt Profeſſor Del Lungo, „ein
wiſſenhaftes Studium der florentiniſchen Zu-
eine genaue und tiefe Kenntniß unſrer
phie.“) Dennoch ſah ſich Hillebrand mit be-
Selbſtgefühl nicht als einen deutſchen Ge-
der ſtrikten Art an; er betrachtete ſich weder
Schlechteres noch Beſſeres, ſondern als etwas
Er wollte nicht ſowohl hiſtoriſcher Forſcher
chtſchreiber ſein, und die Geſchichtſchreibung
hn nur zur Hälfte Wiſſenſchaft, zur andern
ſt. Gerade aber darin erſah er ſein Talent,

mal ihre Bravheit und ihren Anstand verzieh. Seitdem hat sich die einst so aristokratische französische Kultur republikanisirt, und die Muse wirbt um den Beifall des allgemeinen Stimmrechts. Bei uns entscheidet in Sachen des Geschmacks einstweilen noch nicht der Instinkt der Masse, wohl aber die bürgerliche Gesinnung; unsere oberste Bildungsschichte schwebt der Erde näher als vor fünfzig oder gar hundert Jahren und ist in einem engeren Horizont eingeschlossen; nicht die Schönheit und Aufrichtigkeit macht den Werth des literarischen Werkes aus, sondern die staatliche und gesellschaftliche Brauchbarkeit oder was man darin „Positives“ lernen kann. Hillebrand gewahrte dies Alles besser als irgendwer, und mit welchen Empfindungen er, der künstlerische Geistesaristokrat, die demokratische Vergröberung der deutschen Kultur sah, brauche ich nicht zu sagen. Aber das verdient gesagt zu werden, daß er seiner Einsicht zum Trotz sich nicht in die trübselige Thatsache finden, daß er nicht glauben mochte, es habe die „ästhetische Erziehung“ unsrer klassischen Epoche für immer einer engen Staatszucht und dürren Gesellschaftsmoral Platz gemacht. Er suchte der Politik die ganze Schuld zu geben: es sei ja natürlich und gewissermaßen nothwendig, daß eine Nation, die von einer starken staatlichen Bewegung erfaßt ist und solange sie mehr die großen Erfolge als die großen Enttäuschungen der Politik erfahren, für die weniger schallenden Thaten des Geistes keine rechte Herzenstheilnahme habe und ihre sittlichen Ideale ihren staatlichen Bedürfnissen anpasse. An eine unwiderrufliche Abkehr von dem Wahrheits- und Sittlich-

ıkens wie der des öffentlichen Lebens, in
nien und in interessanter Auffassung erstehen
das war Hillebrands Begabung und Aufgabe.
: Galerie historischer Portraits aus verschie-
onen und Jahrhunderten ist es, die er hinter-
Natürlich ist es ihm so wenig als anderen
allemal gleichmäßig geglückt. Es gab für ihn
für Jeden Stoffe, die ihm kongenialer waren
schärfer eindrang, bei denen er liebevoller
für welche er ein größeres Maß von In-
tbrachte. Im Allgemeinen war er mehr be-
Gestalt vom Lichte ihrer Zeit bescheinen zu
sie von innen heraus zu erleuchten und durch
machen. Die historische Betrachtungsweise
eben mit sich, daß die Einzelnen mehr auf
s und Wirksamkeit als auf ihre Essenz ge-
: aus den Voraussetzungen und Verhältnissen
ırch Parallelen mit Andern definirt als für
men werden. In die Verknüpfung des In-
mit dem Sozialen sah Hillebrand mit merk-
jerem Blick. Wenn er uns zeigt, welches die
ist, der ein bestimmter Mensch angehört hat,
:r ausgegangen, was für Einflüssen er seine
das für Anstößen er seine Thätigkeit verdankt,
Sphäre er sich bewegt, auf welche er gewirkt
es seine Haltung, welches seine Geltung ge
r alles Dies werden uns, so dünkt uns, erst
Essayisten die Augen geöffnet. Nachdem wir
hm belehrt worden über die Bedingungen,
:n sich ein bedeutender Mann entwickelte, will

der Welt und ſchaue dem Weltſpektakel zu," ſo drückte er ſich manchmal in ſeinen Briefen aus. (Ein heiterer Melancholikus des 17. Jahrhunderts, Robert Burton, ſagte von ſich: „I lead a monastic life, sequestered from those tumults and troubles of the world in some high place above them all . . . a mere spectator of other men's fortunes and adventures, and how they act their parts, which, methinks, are diversely presented unto me as from a common theatre or scene"). Gewiß, die Welt kann nicht von der bloßen Contemplation leben und es wäre ſchlimm, wenn Viele ſich in ſolcher Zuſchauerrolle gefallen wollten. Indeſſen die Gefahr iſt nicht groß, zumal heutzutage nicht: die ungeheure Mehrzahl will mitſpielen auf der Bühne, wo ſie Gage bekommt, und wo einer und der andere als König Purpur und Krone tragen darf; der bloße Zuſchauer dagegen bekommt nichts, muß vielmehr für ſeinen dunkeln Platz bezahlen, denn, was auch die Sozialiſten glauben mögen, freien Eintritt hat Keiner. Die Arbeit aber, womit Hillebrand ſeinen Platz vollauf bezahlte, hätte er nicht ausrichten können, wenn er nicht ſo ganz Zuſchauer geblieben wäre.

In den erſten Jahren nach dem Krieg würde Hillebrand ſchon aus der zarten Rückſicht, welche ihm ſeine franzöſiſche Vergangenheit auferlegte, keine öffentliche Stellung in Deutſchland haben einnehmen mögen. Nachher, in den ſpäteren ſiebziger Jahren, brauchte ihn ein derartiges Bedenken nicht mehr abzuhalten, und er hätte einem der Rufe, die zu wiederholten Malen aus Deutſchland an ihn gelangten und ihn zu ehrenvollen und vortheilhaften Aemtern einluden, Folge leiſten

vo auf die Welt kommen und, nackt und ver-
aiv und raffinirt, durch die Kultur weniger
und weniger verſchlechtert werden, Italien
er neu die lebenden Modelle, nach denen ſich
n der Vergangenheit wiederherſtellen laſſen,
darum wie der nächſte ſo auch der dauernd
Boden für Hillebrands hiſtoriſch-pſychologiſches
nt. Italien gab ihm die Dinge, die der
ucht: eine ſtille Werkſtatt, Freiheit und Stim-
beſten Stoffe und die beſten Modelle. Das
te ihn in dieſes Land als ſeine zweite Hei-
en; er that recht, darin als in der Heimath
zu bleiben. Hätte er, der von jenſeits der
ſchlands ſtaatliche Wiedergeburt mit leiden-
Zärtlichkeit begleitete, der Sehnſucht nach
e in keiner menſchlichen Bruſt jemals völlig
gen kommt, nachgegeben und eine der ihm
hlagenen Stellungen angenommen, er wäre
as geblieben, was er war und wozu er
Individualität beſtimmt war; er wäre ſich
orden, und ihm ſchien es, daß für einen
dem es nicht bloß um ſein Selbſt zu thun
ue gegen ſich ſelbſt der Pflichten oberſte ſei-
ſeines eignen Landes hätte ihn nicht als
chauer geduldet; er hätte handelnd oder
leidend Theil nehmen, er, dem parteiloſe
r Güter höchſtes war, hätte Partei ergreifen
wiß, Hillebrand, welcher als Denker und
ie „That“ ebenſo voll würdigte als den
wußte, daß auch das parteiiſche Handeln



...ngspannung lagen die Geister un
...ha als die Körper und die Sache
war lebendiger in der Ergründu
Wirkungen als in der Schilderu
Aber obwohl seine französische
geworden, so haben ihr doch d
(Sybel, Gieſebrecht) reichſtes Lob
das Buch zur Vollendung gelangt
Zweifel eine ebenſo zuverläſſige a
eine ebenſo einſichtige als — wei
auch ſchwerlich hätten Wort haben
Kritik der franzöſiſchen Zuſtände i
dem Sturze der legitimen bis zum
tären Monarchie, es würde uns zu
zwar nicht von „Farbenportraits“,
Bildniſſe franzöſiſcher Staatsmänner
ſteller in ganzer und halber Figu
haben. Indeſſen ob wir auch dies
nur halb beſitzen, von der Künſtleri
legen auch ſchon die fertigen zwei
ſeine kürzeren abgeſchloſſenen Arb
vollgültiges Zeugniß ab. Die Kul

der Literatur jemals mit wirklich wiſſenſchaft-
auigkeit würden feſtſtellen laſſen, und er war
daß, ſelbſt wenn dies je gelingen könnte, ihr
Weſen, ihr eigentliches Leben darum doch noch
bar wären. Für ihn deckten ſich Wiſſenſchaft
nirgends, konnten ſich niemals decken, und
enigſten glaubte er an eine Literaturwiſſen-
eine Kunſtwiſſenſchaft, welche hinter die My-
: poetiſchen, der künſtleriſchen Geneſis käme.*)
ifel! Auch hier bekommt die gelehrte Analyſe
in die Hand: „fehlt leider nur das geiſtige
Ind dieſes geiſtige Band wird nicht dadurch
geſtellt, daß der ſtrenge Forſcher die disjecta
oetae hinterher durch eine auch im beſten Fall
ht und Willkür gemiſchte Syntheſe wieder ver-
eine wirkliche oder vermeintliche Auffindung
Zuſammenhänge haucht dem als wiſſenſchaft-
arat behandelten Dichterwerke eine neue Seele
enigſten die alte, eigne, ausgeflogene. Dieſe
leich der Geiſt und die Form des Werkes, wird
nt durch eine noch ſo ſtreng philologiſche Text-
che, je literaler, deſto weniger literariſch iſt.
Hillebrand wußte, daß wie alles Uebrige ſo
er und Dichtung, Philoſoph und Philoſophie
durch Land und Raſſe, Klima und Geſchichte
che gegebenen Bedingungen abhängen, ſo wenig

er zur bildenden Kunſt ſtand, ſagt uns ſein anonym
aber den liebenswürdigen und geiſtreichen Frondeur
thendes Büchlein: „Zwölf Briefe eines aeſthetiſchen

aus freilich nicht immer das Urtheil über dessen Bedeutung ebenso einleuchten. Nicht daß wir je an Hillebrands Gerechtigkeitsbedürfniß irre würden. Aber selbst der Gerechte hat seine Lieblinge, Lieblingsmeinungen, Lieblingsideen. Auch trug Hillebrands künstlerischer Sinn für das Ganze einer Individualität dazu bei, daß er es sich manchmal mehr, als nöthig sein mag, versagte, in der einzelnen Persönlichkeit Gehalt und Gehalt, Erscheinung und Substanz zu sondern. Gefiel ihm Jemand, bewunderte er ihn ganz, so hielt die Ehrfurcht vor der Unantastbarkeit des Lebens ihn ab, das Individuum ohne Rücksicht auf die Prägung in den Schmelztiegel zu werfen, in welchem Edelmetall und Legirung sich trennen. Ich weiß nicht, ob es anderen Lesern auch so geht. Mir [illegible] ganz fremd. Es drängt es [illegible] und [illegible] Zeichnen vor uns aufstehen sah. z. B. die [illegible] Bundesrath Treu. Sonnenwirth. Alles in Allem, [illegible] mir, manchmal es [illegible] als [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Bilder. Sonnenwirth [illegible] ist ein Typus, [illegible] Zeichen [illegible] es mir scheint, ist [illegible] daß es auch in seiner [illegible] Gegenstand auf den Zuschauer der Schrift macht. Es ist mir [illegible] seine [illegible] und Bauer, [illegible] seine [illegible] Figuren recht zu [illegible] Als ob Sonnenwirth [illegible] Zeit des Schreibens, Klagen der Kinder und [illegible] Zeit des [illegible] Zeichnens. Gewiß ist [illegible] Dieses Zeichnen, wo die Augen [illegible] ist und die Hand [illegible] Zeichnen, wo die Figuren [illegible]

Forſcher ſtellte er ſich den Dichtern und
gegenüber mit einer zwar genauen, aber
affen fremden Methode, ſondern er ſuchte
ihren eigenen Wegen nachzuwandeln, ihnen
eignen Fittichen nachzufliegen. Mit einem
wollte der künſtleriſchen Literatur ein künſt-
ritiker ſein. Eine Frau, welche auch zu
Lieblingen gehörte, Caroline Schlegel, ſagt
hrer Briefe: „Wenn das Denken gar nicht
tingirt iſt, bleibt dann nicht etwas Lebloſes
as Geheimniß fehlt. Geheimniſſe laſſen ſich
anderſetzen, ſie laſſen ſich nur ſchauen. Steift
arauf, ſie auseinanderzuſetzen, ſo zerſtört man
Hillebrand hatte die literariſche Kritik zum
ruf, die Augen der Uneingeweihten zu ent-
den Zauber und verborgenen Sinn der
Werke. Eine Literaturwiſſenſchaft, welche
bſichten dient, welcher es um philologiſche,
anthropologiſche Erkenntniß, geſchweige denn
oralität oder Politik zu thun iſt, verfolgt ja
wackere Zwecke, allein es ſind untergeordnete
gene Zwecke, und verfolgt ſie öfters ſo, daß
die Wiſſenſchaft gedeiht, aber die Literatur
che geht. Für unſern Freund war aber die
ie höhere Göttin; die Wiſſenſchaft ehrte er,
r liebte er, und eine literariſche Wiſſenſchaft,
literariſchen Liebe den Garaus macht, flößte
ll ihrer rigoroſen Sachlichkeit nicht einmal
in. Er hat keine gelehrten Abhandlungen
aus denen Shakeſpeare zu ſeiner Verwunde-



gemacht haben würde. S
so wie sie heute bei u
schaft betrieben wird,
Literatur zu befassen.

Und hier sei es n
Worten auf jene „Ansd
für ihn zugleich das v
letzte Ziel aller Erkenn
die beste Anschauung v
schaffen. Warum und
Freund mehr ein Künstl
Stellung, die er als Krit
einnahm, sagt es uns.
ungeheuren Fortschritt di
gemacht hat, seitdem sie
Repertorium von allerlei
züglichen Thatsachen zu s
rischen Werke als Dinge
steller, sei es nach persö
akademischen Regeln, mac
der literarischen so gut m

in" jeder philologische Zweifel benommen,
so ein ungefähres Verständniß des Ganzen und
esten ein großes Maß Begeisterung beigebracht
ir selbst ist noch ein alter Professor bekannt,
nen Hörern zwar nicht unumstößlich darweist,
n Bestandtheilen der „Hamlet" oder „Nathan"
st, aber dafür in der eigenen dichterisch ge-
Seele das Drama in Scene zu setzen vermag,
, fühlend, agirend nachschafft. Wäre Karl
an einer unsrer Universitäten Professor ge-
r hätte den Anforderungen, welche Zeit und
ihn stellten, gerecht werden müssen: er wäre
Methode des Fachs und die Pflicht des Amtes
gewesen, vor Allem ein gelehrter Lehrer zu
moderne Arbeitstheilung gestattet aber, scheint
weniger, daß Jemand zugleich Gelehrter und
ei. Das hat zu seinem Schaden manch Einer
der, von Haus aus zum Künstler angelegt,
Professoren ging.
en wir uns also, daß Hillebrand seiner künst-
Freiheit und freien Kunst erhalten blieb. Ob
und Kunst, war sie doch ernstes Studium,
t ein Sach- und Fachstudium, aber Erforschung
hen, des ganzen unzerstückten Menschen. Viel
ört die Kunde vom Menschen in der That
die Schule. Der Student muß seit etlichen
t aufgehört haben, Student zu sein, ehe er reif
um für die Einsicht, daß das einzige Studium
chen der Mensch ist.
vielleicht muß auch ein ganzes Volk etliche

erklärte ihm diese Abhängigkeit von dem physiologisch
Naturell, von der physischen und moralischen Atmosph
das eigentliche Räthsel, das ist jenes untheilbare,
meßbare, unwägbare Ding, welches Genius heißt u
welches das punctum saliens des Schriftstellers und
Schriftwerks ausmacht. Gerade weil er es sich so
hatte angelegen sein lassen, die Bedingungen zu
forschen, unter denen ein Dichter oder eine Dichtu
entstanden war, hatte er erkannt, daß auf diesem W
zwar in die Vorhöfe gedrungen wird, nicht aber in d
Heiligthum selbst, und er war zu dem Ergebniß
kommen, daß der Genius nicht zerlegt, nicht erörte
sondern geahnt, gefühlt, geschaut sein will. Daru
mochte und konnte Hillebrand sich nicht begnügen, e
strenger Philologe oder Historiker zu sein, sondern w
Psychologe und zwar keiner von den modernen „physi
logischen" Psychologen, bei denen das Mikroskop
Bestandtheile und Thätigkeiten der Seele erkundet, sonde
er war „Intuitionist", er meinte, daß nur der G
den Geist gewahre und fasse. Ohne den literar-histo
schen und textkritischen Fachmännern den Werth ih
„strengen" Wissenschaft zu bestreiten, zog er vor,
literarischer Kritiker zu sein, fühlte er sich getrieben, d
Schöpfungen der Literatur, in welchen ja nicht ein fa
mäßig zu studirendes Stück des Geistes, sondern
ganze Geist, der volle Mensch vor uns steht, selbst
voller Mensch nahe und näher zu kommen, als Men
in welchem nicht bloß das wissenschaftliche Erkenntn
vermögen thätig ist, sondern in welchem Gefühl
Leidenschaft, Humor und Phantasie mitsprechen. N

als kalter Forscher stellte er sich den Dichtern und Denkern gegenüber mit einer zwar genauen, aber ihrem Schaffen fremden Methode, sondern er suchte ihnen auf ihren eigenen Wegen nachzuwandeln, ihnen mit ihren eignen Fittichen nachzufliegen. Mit einem Worte: er wollte der künstlerischen Literatur ein künstlerischer Kritiker sein. Eine Frau, welche auch zu Hillebrands Lieblingen gehörte, Caroline Schlegel, sagt [illegible] Briefe: „Wenn das Denken gar nicht [illegible] ist, bleibt dann nicht etwas Lebloses [illegible] fehlt. Geheimnisse lassen sich [illegible] lassen sich nur schauen. Steift [illegible] auseinanderzusetzen, so zerstört man [illegible] literarische Kritik zum [illegible] der Uneingeweihten zu ent [illegible] verborgenen Sinn der [illegible] wissenschaft, welche [illegible] um philologische, [illegible] geschweige denn [illegible] ist, verfolgt ja [illegible] [illegible] [illegible]

rung erfahren würde, wie wenig eigentlich an seine Dramen von ihm selbst herrührt, aber er las so während Shakespeare und Goethe und Homer ga harmlos und anspruchslos, bloß zu seinem eigenen Ve gnügen, gleich als ob er nur ein einfältiger Leser, ni ein Kritiker wäre. Gerade aber weil er immer wied das Bedürfniß hatte, nichts als ein genießender Lie haber zu sein, vermochte er manchmal jenen praktisch Einfluß auf das literarische Schaffen zu üben, den s die gestrengen Kenner so gerne arrogiren. Mehr a einem jungen Schriftsteller gab er nützliche und u vergessene Winke, nicht vom hohen Roß der Wissensch herunter, sondern gutmüthig und leichthin mit jener s selbst nicht ganz trauenden Behutsamkeit, welche das war eine seiner tiefsten Ueberzeugungen — a bloß kritisirende Thätigkeit dem wirklichen Schaff gegenüber zu beobachten hat. Weil er die Literatur sehr liebte, um an ihr zum Schulmeister zu werd konnte er ihr manchmal den Rath des Freundes theilen. Wie sagt der Apostel Paulus: „Das Wis blähet auf, aber die Liebe bessert."

Ob neben der strengen Wissenschaft auch ei solchen liebevollen, künstlerischen Behandlung der Lite tur eine Stätte in unserem höheren Unterricht gebü darüber haben die zu entscheiden, welche wissen, r unsrer Jugend Noth thut. Ich glaube, früher, minder ernsthaften Zeitläuften, als es noch nicht viele Lehrstühle für Philologie und Literaturgeschichte g wurde manches Colleg gelesen, in welchen den Stude allerdings nicht über jeden Vers des „Faust"





...Freund auch na...
Schriften darzubieten for...
dem menſchlichſten Lande le...
kannt, mit der Renaiſſance...
Berührung mit den beſte...
allen höheren Raſſen, alle...
Hillebrand nicht nur ein ken...
und Vermittler der modern...
Nationen ſelbſt. Wieviel er...
Vorleſungen, durch perſönli...
getragen, die weſteuropäiſchen...
licher zu machen und ſo nähe...
wenige Wochen vor ſeinem ...
nachgerühmt worden von Pa...
unſrem Freunde gewidmeten Ei...

*) Auch die ſchöne Inſchrift, wel...
an dem viele Jahre hindurch von ...
anbringen ließ, bezeugt, welch da...
geſinnte Deutſche ſich im Herzen d...
gründet hat. Die Inſchrift lautet:

Carlo Hillebr...
Negli idiomi di Germania Fra...
Lodato scritt...



der „fairness“ der heutigen antiimperialistischen Engländer die *humanitas*, der Athener wiederzuerkennen und als erste aller Tugenden zu preisen.

So hat er in einer Zeit, in welcher die Religion **nicht länger die nationalen Grenzen aufhebt, dafür aber die Nationen mit religiösem Eifer daran sind, Grenzsteine festzurammen, hinter welchen nicht nur ihre politische Existenz sondern auch ihre Sprache und Gesittung geborgen sein soll, in dieser Zeit eines engen und geräuschvollen Nationalismus hat Karl Hillebrand seine ruhige Rede gethan für die große Gemeinschaft der Geister, hat er sein Leben gelebt unter mehr als einem Volk und für mehr als ein Volk, für die Freundschaft der Völker,** für ihre von den staatlichen, ja selbst den sprachlichen Grenzen unabhängige, darüber hinwegreichende europäische Gesittung; „der Ruhe schönes Heiligthum“ im Herzen, aber auf alle Stimmen lauschend, die von wo immer her etwas Gutes zu künden hatten, hat Karl Hillebrand für jene im Besitze keines einzelnen Volkes stehenden Güter gelebt, von denen sein geliebtester Dichter sagt, daß sie die allerhöchste Freude gewähren, weil sie allen gemein sind,

An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, —

hat er das „Studium“ des Menschen getrieben und gefördert in dem doppelten Sinne des lateinischen Wortes — als Menschenkenntniß und als Menschenliebe.

Heinrich Homberger.

Välſches und Deutſches

von

Karl Hillebrand.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.



Druck von C. H. Schultze & Co. in Ochsenhausen



von

Karl Hillebra

Zweiter Band

Wälſches und Deu

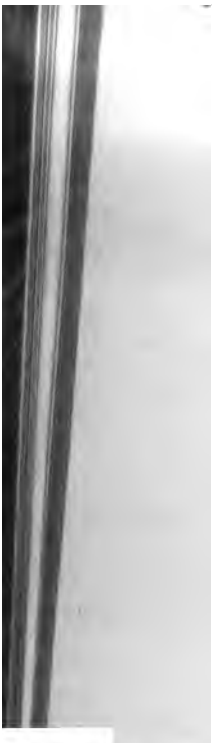
Wälſches und Deutſches

von

Karl Hillebrand.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.



Ueberſetzungsrecht vorbe

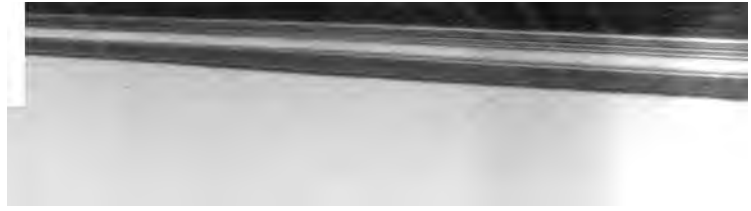
Välſches und Deutſches

von

Karl Hillebrand.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.



Inhalt.

Seite

Vorwort IX
Vorwort zur zweiten Auflage XIII

I. Zur Renaissance.

Petrarca 3
Lorenzo de' Medici 32
Die Borgia 38

II. Zeitgenössisches aus Italien.

Alessandro Manzoni. Ein Nachruf 55
Guerrazzi 64
Niccolò Tommaseo. Ein Nekrolog 77
Giosue Carducci's neueste Gedichte 90
Bei Gelegenheit einer italienischen „Faust"-Uebersetzung . . 109

III. Französisches.

Ueber einige revolutionäre Gemeinplätze 123
Jules Michelet 131
Prosper Mérimée und die Unbekannte 142
E. d'Alton 158
Delirium tremens 165
Styl- und Gedankenmoden 184



Gesinnung . . . . . .
Ueber historisches Wissen und historisch
Ueber Sprachvermengung . . . . .

V. Aus dem unzünftigen Schr

Schopenhauer und das deutsche Publiku
Zum Schopenhauer-Denkmal . . .
Zur neuesten deutschen Memoirenliteratu
Der Verstorbene . . . . . .
Rahel, Varnhagen und ihre Zeit . .

Inhalt.

Seite

. IX
zweiten Auflage XIII

I. Zur Renaissance.

. 3
Medici 32
. 38

II. Zeitgenössisches aus Italien.

Manzoni. Ein Nachruf 55
. 64
rmasco. Ein Nekrolog 77
ucci's neueste Gedichte 90
heit einer italienischen „Faust"-Uebersetzung . . 109

III. Französisches.

revolutionäre Gemeinplätze 123
let 131
rimée und die Unbekannte 142
. 158
emens 165
Gedankenmoden 184

IV. Aus dem zünftigen Schriftthum Deutſchlands.

G. G. Gervinus 11
Einiges über den Verfall der deutſchen Sprache und der deutſchen Geſinnung 2
Ueber hiſtoriſches Wiſſen und hiſtoriſchen Sinn 3
Ueber Sprachvermengung 3

V. Aus dem unzünftigen Schriftthum Deutſchlands.

Schopenhauer und das deutſche Publikum 3
Zum Schopenhauer-Denkmal 3
Zur neueſten deutſchen Memoirenliteratur 3
Der Verſtorbene 3
Rahel, Varnhagen und ihre Zeit 4

Vorwort.

erfaſſer, der im Begriffe ſteht, dem literariſchen
aus, dem er ſich nahezu fünf Jahre hindurch
auf lange Zeit, vielleicht auf immer, Valet zu
abt ſich hier eine Anzahl Eſſays und Feuille-
der wogenden und ſchwindenden Fluth der
d Monatspreſſe zu retten und gleichſam in's
bringen. Es wäre ihm ein Leichtes geweſen,
ung um Vieles umfangreicher zu machen, hätte
dieſen fünf Jahren von ihm geſchriebenen
t aufnehmen wollen; allein er hat es vorge-
eigentlichen Recenſionen, ſoviel Arbeit ſie auch
den mögen, hier auszulaſſen, ſobald ſie eben
ionen waren, d. h. das betreffende Werk in
Gegenſtand, nicht nur Anlaß des Aufſatzes war,
nur die mehr oder minder ausführliche Ana-
ie mehr oder minder eingehende Beurtheilung
thielt. Ja, ſelbſt in den von ihm ausgewählten
t er den kritiſchen und analytiſchen Theil, wo
ılich, weggeſchnitten und ſich beinahe nur auf
ıgabe der Werke beſchränkt, die ihm die Ge-
ıboten, ſeine Anſichten über Epochen, Nationen,
ıten, hiſtoriſche und literariſche Fragen aus-

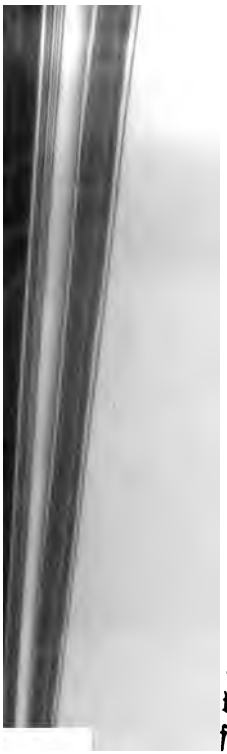


...Inhalte, der Form
gegeben hat. Viele der hier wi
überhaupt gar nicht bei derg
Veranlaſſungen entſtanden, ſond
achtung oder dem Nachdenken he
namentlich von den im nächſt
(„Aus und über England“) zu
ſowie von den ſchon in „Frankr
mitgetheilten Studien, die der
erſten Band dieſer Sammlung an
Die Wiederholungen und Widerſp
von Monat zu Monat oder gar v

*) Sämmtliche Aufſätze ſind in der
Zeitung“, der „Deutſchen Zeitung“, der „
„Spener'ſchen Zeitung“, den „Preußiſchen
wart“ und der „Deutſchen Rundſchau“ er
teren Biographieen und Eſſays, die der
deux Mondes, dem Fortnightly Revie
Review, der Nuova Antologia und den
geben, ſind zwar auch zum größern The
entſtanden und ſchließen ſich den hier
Arbeiten an; aber ſie ſind dem ganzen
nach, zu ausſchließlich für das Ausland
ſie in deutſcher Ueberſetzung hätte wied
dürften bald erſcheinen.

ufſätzen kaum vermeidlich ſind und denen man den Meiſtern des Genres oft begegnet, wären ſammenſtellung und Wiederherausgabe leicht n geweſen; da es aber dem Verfaſſer weniger am, ſeine Conſequenz oder ſeinen Reichthum an und Kenntniſſen zu zeigen, als den jedesmal Gegenſtand ſo vollſtändig zu behandeln, als ihm Umſtänden möglich war, ſo hat er dieſe nach- peration nicht vornehmen zu müſſen geglaubt. eiten wollen ja auch geleſen ſein, wie ſie ge- orden: ſtückweiſe.

Abſicht und Geſinnung des Autors muß natürlich ſelber Auskunft geben. Die erſte Hälfte des n Bandes iſt ganz objectiv gehalten, während mehr polemiſcher Natur iſt. Ob dieſe Polemik gerechtfertigt, ob ſie es in dem Munde des iſt, ob die Form derſelben die angemeſſene, dem Publikum überlaſſen zu entſcheiden. Eines be ja ohne Zweifel ſofort herausfühlen: daß kein Motiv irgend einer Art den außer allen poli- r literariſchen Parteien der Heimath Stehenden haben kann, und daß ſeine Rügen die eines ſind, der gerne ſein Vaterland in jeder Beziehung nd folglich auch deſſen Lehrſtand wieder wie ehe- der Höhe freimenſchlicher Bildung ſehen möchte, es ſeine Aufgabe iſt, den Nährſtand zu heben welcher der Wehrſtand anerkanntermaßen ſchon t er diesmal das zünftige Gelehrtenthum und avagante Selbſtbewunderung etwas unſanft an- ſo wendet er ſich vielleicht ein ander Mal gegen



...s zuneymen —, welchen
leicht, jenes zu ſchwerfällig un
ſchon der Meinung, nicht Wen
gediegene literariſche Nahrung
unſchmackhaft, eine gefällige nid
zu ſein brauche; vor Allem abe
ausſchließlich darin beſtehe, vor
nicht zu ſehen. Daß aber „der
unſerm Gelehrtenſtand geiſtig w
trag gethan, Hochmuth, Kaſtenſ
freieſte Bildung Europa's, die d
und ſo deren Verbreitung, wie d
Wege ſteht, deſſen wird man erſt
wenn man Hunderte von gebildete
Deutſchen ſich, oft umſonſt, abmi
Eindruck auszulöſchen, den die Ta
treter der „deutſchen Wiſſenſchaft"
Freunden hervorgebracht. So hat
Fremde lebender deutſcher Schriftſ
Autorität zu ſein, das Recht, ſein
auf ihre Fehler aufmerkſam zu m
kennen ſie ja genugſam. Daher gla
faſſer dieſer Blätter

Vorwort zur zweiten Auflage.

ı ich dieſe neue, etwas vermehrte Auflage der it übergebe, fühle ich mich verpflichtet, den enſchaft abzulegen über die Veränderung, durch elbe von der früheren unterſcheidet.

alle Correcturen und Stylverbeſſerungen vom elbſt herrühren und nach deſſen eigenhändig n Angaben getreu und ohne Zuſatz meinerſeits worden ſind, brauche ich wohl kaum zu ver=

anders verhält es ſich mit der Einſchaltung des „Ein Schopenhauerdenkmal“. Der Verfaſſer Abſicht dem erſten Schopenhauer=Eſſay einen ureihen und zu dieſem Zwecke ſollte die hier ne Schrift zu einer allerdings viel umfaſſen= it erweitert werden. Dazu iſt es nun leider men: drei Monate nach der Veröffentlichung „Gegenwart“ beſtimmten und dort abgedruckten arb der Verfaſſer. Gerade dadurch aber, daß te iſt, was mein Mann geſchrieben hat, dürfte



gewissermaßen ergänzt und
flüssigen Zusatz bildet.

Florenz, October 18



I.

Zur Renaissance.

Petrarca.

trarca's Ruhm iſt ein dreifacher: ſeine Zeit wie die
nden Jahrhunderte verehrten und verehren in ihm
hter, den Patrioten und den Humaniſten. Seine
im Leben war eine einzige. Der Sohn eines Notars,
im Exil, aufgewachſen in der Fremde, ohne Glücks-
ihne Amt, ohne Adelstitel, war er von Städten
rſten, ja von Papſt und Kaiſer geehrt, wie kaum
riftſteller vor oder nach ihm, übte er auf ſein
id einen beſtimmenden Einfluß, auf die ganze moderne
die nachhaltigſte Wirkung.*) Gioſuè Carducci, in
hönen Studie über die Entwicklung der italieniſchen
l-Literatur, bemerkt ſo fein als treffend: „Petrarca's
z auf dem Capitol, unter dem Beifallsrufe des
in glücklicher Abweſenheit von Papſt und Kaiſer,
ichſam die Weihung der Renaiſſance inmitten des
terigen Europa, auf das er zum großen Vortheile
ltur ſeiner Zeit dieſelbe Dictatur oder vielmehr
bung des Geiſtes ausübte, welche Erasmus von

---

*) Die dieſem Aufſatze vorausgehende Recenſion des trefflichen
von L. Geiger (Petrarka, Leipzig 1874) iſt hier weg-
vorden.



seine zahlreichen Briefe, seine
Gegenwart. Das „Epistolari
weniger umfassend als die „Cor
und obschon der Verfasser lieber
keit als die des Witzes gebrauch
Jahrhundert ganz dieselbe Bedeutu
brieflichen Mittheilungen des „P
dieser in der Jugend und im M
Zurückgezogenheit der Provinz, l
Paris, heute in England, morge
lang am Hofe des Königs von P
zum Lebensschlusse auf dem eige
schrieb und wirkte, so lebte Petr
Mailand oder Prag an den H
Visconti oder Kaiser Karl's IV.,
gezogenheit, sei's im Thale von Vau
Arquà, durchzog Frankreich und De
besuchte Rom und Neapel, Parma
sich erst spät entschließen, sich da
entlegenen Orte zu gönnen. Das
für seine Wirksamkeit bediente, war,
gerade geltende Universalsprache, zu
die er besser kannte

s eines ſolchen das ganze Trecento. Sein Huma=
aber, und dieſer Punkt kann nicht genug betont
war ausſchließlich römiſch: daher der ſo grund=
ne Geiſt und die ſo grundverſchiedene Form, wenn
Renaiſſance des italieniſchen Quattrocento, die er
te, und den deutſchen Humanismus der Refor=
eit mit einander vergleichen. So durchgreifend
der Einfluß Petrarca's, verbunden und unterſtützt
Wahlverwandſchaft der römiſchen Bildung und der
hen Nationen, daß noch heute das lateiniſche Element
das griechiſche vorherrſchende in der Cultur der
en Völker geblieben iſt. Eigentlich war die Tradition
Rom nie ganz erloſchen in Italien. Die einzelnen
ien betrachteten und nannten ſich Töchter Roms
n ſich Verfaſſungen, welche in Benennungen und
an die Republik Scipio's erinnerten. In Rom
eſen ſchon im zehnten und zwölften Jahrhundert
centius und Arnaldo die Erinnerungen an jene
ublik an, gerade wie Petrarca's Freund Cola di
im vierzehnten. Die Continuität des römiſchen
ums von Cäſar bis auf Karl den Großen, Otto I.,
Barbaroſſa wurde auch von Dante, der ein
s Dogma daraus machte, nie in Zweifel gezogen,
Tradition war eine, ich möchte ſagen, unbewußte,
Petrarca war der Erſte, der ſie wiſſenſchaftlich
te, denn Dante's „Monarchia“ iſt rein aprioriſtiſche,
che Scholaſtik, verglichen mit Petrarca's politiſchen
1. Dante kannte, mit Ausnahme Virgil's und
untergeordneter Lateiner, das claſſiſche Alterthum
n Hörenſagen. Petrarca ſuchte und fand eine große



liche Entdeckung ſo vieler ver
die kritiſche Wiederherſtellung de
der lateiniſchen Philologie dar
ſeine ſehr bezeichnende Geringſch
ratur, die er nicht kannte, obſch
die griechiſche Sprache zu erlern
heute allen aufrichtigen Roman
denſelben Gründen (Verwandtſch
auch National-Eitelkeit und un
Griechiſchen) ſtand die helleniſche
die römiſche, Cicero höher, weil n
Demoſthenes, Virgil als Homer,
Das rhetoriſche Gewand, das die
minder dem von Griechenland ü
körper übergeworfen hatten, wog
reichlich den Mangel an Originali
der römiſchen Literatur nicht leug

Indeß wenn auch Petrarca
das römiſche Alterthum an der C
auch, welcher es ohne kirchliche Nebe
ganz frei ſtand auch er ihm nich
tiſchen Traditionen

vard er äußerlich zum Ghibellinen, doch nur
Innerlich fühlte er ſich mit Recht, wie Dante,
Parteien. Carducci läßt ſich, wie nur zu häufig,
republikaniſchen Sympathien beſtimmen und irre=
venn er Petrarca „kalt für das Kaiſerthum“
meint, ſein Ideal ſei die italieniſche „Commune“,
Muſter der alten Republik, geweſen. Niemand
Gegentheil begeiſterter für die Idee des Kaiſer=
s Petrarca. Seine Briefe an den nüchternen,
ien Karl IV., ihn zum Römerzug anzufeuern,
n ſo flammenden Worten geſchrieben, als Dante's
n den enthuſiaſtiſchen Romantiker Heinrich VII.
ſich gegen Ludwig den Baier feindlich verhielt,
es aus perſönlichen Gründen; denn er war
Ludwig's Römerzug in inniger Freundſchaft mit
inden, den Colonna und Robert von Neapel,
. Wenn er ſo lebhaft Partei nahm für Cola
den Volkstribun und Wiederherſteller der alten
ſo war dieß nur vorübergehend und als pis-aller;
s alte Kaiſerthum nicht haben konnte, ſo wollte
tens den alten Freiſtaat; im Grunde war er,
öhergebildeten ſeiner Zeit, wie auch die meiſten
ler des römiſchen und griechiſchen Alterthums,
leiſchter Ariſtokrat und Volksverächter. „Er lebe
er dem härteſten Joche eines Einzigen, als unter
chaft eines tyranniſchen Volkes“, erklärt er mehr
al und ſpricht von der „Menge“ nur in dem
Shakeſpeare'ſchen Coriolan. Selbſt das Papſt=
er, der Imperialiſt, an, damit es Rom wieder
Glanze bringe, und wird auch nicht müde, die



ein Patriotismus, de
nicht ganz verleugnen kann.
italienischer Seite sehr fein
Petrarca's Entfernung von
sammenhängt, seine Gleichgül
innerhalb der einzelnen italienis
machten, die Umrisse des Vater
Das Heranreifen in der Fremde
die ein lebhaftes Gefühl für Z
tiefes Bedürfniß des Zusammen
Schule des Patriotismus gewe
sieht leicht vor Bäumen den Wa
stehenden geht erst der rechte Sinn
aller Verschiedenheiten und Wider
des Vaterlandes ausmacht: die B
die Vorzüge desselben in hellem
die kleinen Unebenheiten, die in
letzen, und der latente Gegensa
eigenen Väter, der selbst den Eing
überall umgiebt, fordert eine R
heraus.

Ganz anders der Patriotis
Mannesalter

es iſt die Abſtraction „Italien“. Selbſt Rom
ner nur in ſeinen Augen mit dem Glanze der
, verklärt durch die Reflexion: kein naives Heim-
: ihn zur gewohnten und geliebten Stelle. Auch
i dem Patrioten Petrarca durchaus nicht genügt
ein Vaterland als ein einiges, unabhängiges,
d glückliches, gleichberechtigt mit andern Ländern
zu ſehen; nein, er verlangt durchaus für das-
i Primato; er will es nur als herrſchendes
Für ihn iſt die Wiederherſtellung der italieniſchen
chaft gleichbedeutend mit der Ehre und dem
ines Vaterlandes. Die bei allen Italienern des
ers, ja bei den meiſten Italienern des Jahres
ch heimlich lauernde Vorausſetzung einer directen,
ebrochenen nationalen Entwicklung von Romulus
die Gegenwart iſt bei Niemandem je abſoluter,
er geweſen, als bei Petrarca. Die Kluft, welche
Nordländer Mittelalter und Alterthum von ein-
ennt, beſteht durchaus nicht für ihn; er ſpricht
Heeren Scipio's und den Schriften Cicero's nur
den „Unſrigen“. gleich als ob der römiſche Staat,
römiſche Cultur und die römiſche Sprache ſich
lien des vierzehnten Jahrhunderts verhielten, wie
nkreich Ludwig's XI. zu dem Ludwig's XV.
i ſieht Petrarca, wie Dante, wie dieſes ganze
ter der Renaiſſance, noch ganz im Geiſte des
ers, die Einheit überall: in Kirche und Staat, in
ung und Sprache; Italien aber iſt in ihren Augen
erwählte Volk, das der Welt dieſen univerſellen
nd dieſe univerſelle Kirche, dieſe einheitliche Geſetz-

bens in Babylon-Avignon Schritt hielten mit diesen wissenschaftlichen Kreuzzügen. Als sein Freund Boccaccio ihm einst mittheilte, wie ein Mönch ihm von einem Traumgesichte erzählt, in welchem Christus ihn beauftragt habe, ihn, den Verfasser des „Decameron", wie seinen Freund, den Dichter der „Africa", vor der Beschäftigung mit profanen Wissenschaften zu warnen, welche zur Ketzerei führen müßten, antwortete Petrarca, der schon gar oft als eifriger Leser des „Zauberers" Virgil unchristlicher Gesinnungen bezichtigt worden war, in folgenden Worten: „Wozu sollen wir die heidnischen Dichter und Schriftsteller meiden, welche von Christus nichts wissen, da man doch ungescheut die Werke der Ketzer liest, die Christus kennen und ihn doch leugnen? Glaube mir: Vieles, was Zeichen der Feigheit und Trägheit ist, wird als Wirkung klugen Rathes und ernster Gesinnung ausgegeben. Die Menschen verachten oft, was sie nicht erreichen können; und gerade der Unwissenheit ist es eigenthümlich, das zu verurtheilen, was ihr versagt, und Keinen dahin gelangen zu lassen, wohin ihr der Zutritt verwehrt ist. Wir aber, die wir die Wissenschaften kennen, dürfen ihnen weder durch Mahnung zur Tugend, noch zur Androhung des Todes entzogen werden, denn sie erregen dem strebenden Gemüthe die Liebe zur Tugend und vernichten oder vermindern wenigstens die Todesfurcht; sie halten aber ihren Besitzer nicht von dem Wege der Vervollkommnung zurück, sondern unterstützen ihn und ebnen ihm den Pfad. Wie aber der kranke und schwache Magen manche Speisen abweist, welche der gesunde und hungrige wohl verträgt, so mag dem schwächlichen Geist Manches Verderben bringen, das dem heilen und kräftigen

gen anſehen, wie das vorhergehende, für welches
men dieſer Denker exiſtirten? Wie ganz anders
n der Trauer, des Mitleidens und der Weh-
dem ein Dante von den großen Philoſophen
n des Alterthums ſpricht, die, des Heiles
, zu ewiger Verdammniß, wenn auch nicht zu
len verurtheilt ſind, als die heiter bewundernde
der Petrarca von einem Cicero redet, um deſſen
e Hölle er ſich nicht beſonders viel Sorgen zu
mt. Auch durch ſeine geographiſchen Studien —
Petrarca die erſte Karte Italiens — wirkte er
ähnlich befreienden Sinne, wie durch ſeine
dien; galt es doch hier wie dort, die Wirklich-
eitsſeits zu erkennen, an der Stelle aprioriſtiſcher
und Weltconſtruction die Kenntniß des That-
t ſetzen. Und wie gegen die ariſtoteliſche Scholaſtik,
ie herrſchende Juriſterei, die er in Bologna zur
men gelernt hatte und deren Wiedergeburt er,
underte vor Savigny, nur in einer geſchichtlichen
gsweiſe erkennen will, welche in der Aufdeckung
klungsganges des römiſchen Rechtes das einzige
ſtem desſelben ſieht. Auch die Aſtrologie und
n, welche damals nicht viel beſſer als Aſtrologie
mie war und, wie dieſe, anſtatt von der Beob-
von willkürlicher Theorie ausging, bekämpfte
unverdroſſen und räumte auch dadurch auf für
ende Jahrhundert, das wahre Jahrhundert der

Wunder, wenn die Pfaffen ihm gram waren,
muthigen Denunciationen des ſchamloſen Trei-



habe, ihn, den Verfaſſer de
Freund, den Dichter der „Af
mit profanen Wiſſenſchaften zu
führen müßten, antwortete Pet
eifriger Leſer des „Zauberers
ſinnungen bezichtigt worden w
„Wozu ſollen wir die heidniſche
meiden, welche von Chriſtus r
ungeſcheut die Werke der Ketzer
und ihn doch leugnen? Glaube
der Feigheit und Trägheit iſt, n
Rathes und ernſter Geſinnung a
verachten oft, was ſie nicht erre
der Unwiſſenheit iſt es eigenthüm
was ihr verſagt, und Keinen d
wohin ihr der Zutritt verwehrt
die Wiſſenſchaften kennen, dürfen il
zur Tugend, noch zur Androhung t
denn ſie erregen dem ſtrebende
Tugend und vernichten oder ve
Todesfurcht; ſie halten aber ihre
Wege der Vernunft

ɔ zur Beherrſchung ſeiner ſelbſt. Eine wunderbare iſt über dieſe ganze Natur ausgegoſſen; man ſieht ſeinen Worten wie in ſeinem ganzen Leben, daß Ernſt war um die Erlangung der Wahrheit, daß Scheine feind war, daß er es ehrlich mit ſich ieren meinte. Wie harmoniſch heiter iſt dieſer ɔoch, verglichen mit dem düſteren Dante, den er haben ſoll, er, der die „Göttliche Comödie“ vom Geiſt ſelber dictirt nannte. Alles iſt Maß und ɨicht: die Leidenſchaft iſt wohl da und wärmt wohl= ɨs ganze Weſen des herrlichen Mannes. Wiſſen= ɨterland, Geliebte, Freunde umfaßt er mit innigſter, ɔſter, dauerndſter Liebe, aber nirgends und nie ie Leidenſchaft vulkaniſch zerſtörend über. Wie ɨrhundert ſpäter am Zielpunkt der modernen unſer Göthe, ſo ſteht am Ausgangspunkte dieſes ngsganges Petrarca als ein vollkommen „Humaner“ ɨer Gründer des Humanismus, welcher die Stelle ɨlich=kirchlichen Cultur einnehmen ſollte, ſelber ein der Humanität. „Sein Ruhm,“ ſagt ſein neueſter Biograph, „während ſeines Lebens ſchon weit tet, erfüllte nach ſeinem Tode die ganze Welt, ɔird dauern, ſo lange Alterthum, Vaterland und ɨbare Güter bleiben für Bildung und Erziehung ſchheit.“

18. Juli 1874, zur fünften Säcularfeier Petrarca's.

Lorenzo de' Medici.

I.

Es giebt zwei Namen in der Weltgeſchichte, welche das Vorrecht haben, hell und heiter wie keine anderen an das Ohr der Menſchen zu klingen: Athen und Florenz. Die lichten Namen aber zaubern uns ſofort eine beſtimmte Zeit vor die Augen: das fünfte Jahrhundert vor und das fünfzehnte nach Chriſtus, die Zeitalter des Perikles und Lorenzo's des Prächtigen.*) Es iſt indeß nicht allein der Glanz, den Kunſt und Poeſie über jene beiden Flecke und Momente ausgebreitet, welcher jenen einzigen Eindruck hervorbringt; auch nicht die größere Menſchlichkeit, die ſie vor anderen Staaten und Zeiten auszeichnet; an Blut hat's auch in Athen und Florenz leider nicht gefehlt, wenn's auch ſparſamer als beiſpielsweiſe in Argos oder Perugia gefloſſen, und weder Perikles noch Lorenzo ſcheuten vor Gewaltmitteln zurück, ſo oft es die Unterdrückung der Gegner galt, wenn ſie auch ſchonender als ein Philipp von Mace-

*) Die dieſem Aufſatze vorausgehende Recenſion über A. v. Reumonts neueſtes und ausgezeichnetſtes Werk (Lorenzo de' Medici, i Magnifico, Leipzig 1874) iſt hier weggelaſſen worden.

ıer ein Ludwig XI. verfuhren. Was jenen beiden
hunkten den unwiderſtehlichen und unvertilgbaren
eiht, den kein Großſtaat der Geſchichte je geübt
die Harmonie, in der hier Natur und Menſch,
Materie, Inhalt und Form, Staat und Kunſt

Man wird gewahr, wie wenig auf die Aus=
nkommt, wie es die vollkommene Uebereinſtimmung
ltniſſe iſt, und wären ſie die beſcheidenſten, welche
ligen Eindruck, die dauerndſte Wirkung hervor=
„Im kleinſten Punkte die größte Kraft“.

das kleine Städtchen im Arnothale zum erſten=
ickt, iſt kaum überraſcht: nichts Gewaltiges, Un=
es ſtört ſeine Phantaſie heftig auf. Erſt nach
wirkt der Zauber dieſes lieblichen Maßes. Nichts
enes in Natur noch in Menſchenwerk. Mäßige
ſchließen das offene, villenbelebte Thal, in dem
frei und doch begrenzt fühlt. Die Vegetation iſt
d die Stadt trägt nicht umſonſt den Namen der
dt; aber ſie iſt nicht luxuriös, noch ihre Formen
. Zwiſchen dem weichen Blumengrün des beſchei=
venlaubes zieht ſich der Grundton der braunen
und die dunkle Cypreſſe giebt Charakter und
Nit wunderbarem Natur= und Formenſinn haben
r des Quattrocento Klöſter und Kirchen, Land=
d Schlöſſer den Linien des Terrains angepaßt,
e dieſelben abzuſchließen, zu vollenden ſcheinen,
r Schmuck die Schönheit eines anziehenden Weibes.
rum vereinigen ſich, wie in inniger Umarmung,
d Landſchaft: nie fühlt ſich der Bewohner der
fremdet, in künſtlicher Atmoſphäre, wie der Groß=

Lorenzo d

I.

Es giebt zwei Namen in
Vorrecht haben, hell und heite
Ohr der Menſchen zu klingen
lichten Namen aber zaubern un
vor die Augen: das fünfte
fünfzehnte nach Chriſtus, die
Lorenzo's des Prächtigen.*) Es
Glanz, den Kunſt und Poeſie üb
Momente ausgebreitet, welcher
hervorbringt; auch nicht die größ
vor anderen Staaten und Zeite
hat's auch in Athen und Florenz le
auch ſparſamer als beiſpielsweiſe
gefloſſen, und weder Perikles noc
Gewaltmitteln zurück, ſo oft es die

ls hält ſich das Florenz des Mittelalters fern
Uebertreibung. Intoleranz oder gar Fanatismus
ben ſo unbekannt, als revolutionäres Auflehnen
beſtehende Kirche*). Blutdürſtige Tyrannen, wie
ißt es nicht aufkommen; der nordiſche Feudal=
nt die municipale Entwickelung nicht und muß
dem eingeborenen Bürgerthum den Platz räumen.
ncher Veränderungen behielt das Gemeinweſen
ſen Tag den bürgerlichen Charakter, auch darin
ſamliche Continuität aufweiſend, die alles Flo=
bezeichnet. Wir im Norden ſind durch eine
Deutſchland durch den dreißigjährigen Krieg, Eng=
) die große Rebellion, Frankreich durch die Re=
– von unſerer Vergangenheit getrennt; hier iſt
ige Tradition in den meiſt noch blühenden Ge=
welche ſchon im dreizehnten Jahrhundert geglänzt
b den Zuſammenhang lebhaft empfinden, den
Mittelalterliche Inſtitutionen, wie die Misericordia
nomini di San Martino, die Compagnia de'
uns noch heute vor die Sinne rufen. Jenes
Sinne demokratiſche Gemeinweſen war eben am
des Quattrocento, nach vielen Umwälzungen und
hen Verfaſſungs=Experimenten bei einer Regierungs=
langt, welche ihm erlaubte, ſich von den Stürmen
ab auszuruhen und ſich in Sicherheit einem ver=
ebensgenuſſe heiter hinzugeben. Und als nun
gt „Athen mit ſeinem heimiſchen Boden und all
be in die tusciſche Stadt einzog“, wie Poliziano

*) Savonarola war bekanntlich kein Florentiner.

meinte, da verrieth sich sogleich die Wahlverwandtschaft. Kein Volk assimilirte sich die athenische Cultur wie die florentinische — ohne sich je selber dabei zu verlieren.

Der Moment, wo ihm diese neue Nahrung zuströmte, war der glücklichste; denn ohne Glück gedeihen auch die besten menschlichen Dinge nicht. Florenz war in jener empfänglichen Frühlingsperiode, wo der ausgeruhte, frische und sorgsam bebaute Boden das aufgenommene Samenkorn zu raschem Aufgehen fördert. Als Petrarca und Boccaccio starben, als die Loggia de' Lanzi sich erhob, sah man schon der neuen Offenbarung mit der Gewißheit entgegen, mit welcher der Landmann die reifende Junisonne erwartet. Nahezu ein halbes Jahrhundert brauchte Florenz, das Neuaufgenommene zu verarbeiten; und während dieses halben Jahrhunderts schweigt die Muse der Dichtkunst. Nicht so die bildende Kunst, die ohne Weiteres ans Werk geht, beinahe gleichzeitig empfangend und wiedergebend: Brunelleschi, Donatella, Masaccio gehören der Zeit Cosimo's, des Pater patriae, an, als kein italienisches Lied mehr ertönte. Nie wieder hat die Weltgeschichte — mit Ausnahme Athens — ein so einziges Zusammentreffen von glücklichen Umständen aufzuweisen, als in jener Blüthezeit der Renaissance von 1470 bis 1495 etwa. Es ist der rasch vorübergehende Moment, wo der Jüngling sich zum Manne entwickelt. Florenz ist wie jener jugendliche Held Shakespeare's:

> Sein Haupt noch grün, jedoch sein Urtheil reif,
> An Jahren jung, doch an Erfahrung alt.

Volle Zeugungskraft, nach Abschüttelung des Joches wilder Sinnlichkeit. Auch aus dem abstracten Enthusiasmus

t, der auf der Unkenntniß der Dinge beruht, iſt
ling-Mann heraus; aber noch iſt er dem Skep-
nicht verfallen, den der Kampf ums Leben,
e Enttäuſchung, Gewohnheit dem Alternden auf-
Den Idealismus hat er ſich bewahrt; noch glaubt
uch außer der greifbaren Wirklichkeit eine Welt
och trennt er nicht das Ideal vom Leben; noch
ine Perſönlichkeit aufzugeben, um einem Höheren
Wiſſenſchaft, Vaterland — das ſeine perſönlichen
unberührt läßt, nachzuſtreben; noch iſt er der
ng fähig, aber er begeiſtert ſich nicht länger für
der Wahrheit oder des Inhalts entbehrt. Er
Renſchen und weiß, wie das Gemeine alles bändigt,
o höher hält er jene kleine Freiſtätte, die in den
n Alles bändigenden Joche ſich entzieht. Er ver-
Stunden nicht mehr in ſteriler Träumerei, noch
i Sinnentaumel; er verliert ſich ſelber noch nicht
etäubung der Arbeit oder dem Scheinleben der
a, ſondern greift thätig ein in das handelnde
dem er ſich den Sinn für das Beſchauliche der
der Philoſophie wahrt. Auch thäte man Unrecht,
ſchon ein Geſchichtsſchreiber des folgenden Jahr-
„wollte man den Florentinern, weil ſie Kaufleute
l der Geſinnung abſprechen und ſie für niedrig
iſch halten. Oft habe ich mich im Stillen ge-
fährt der Mann in patriotiſchem Stolze fort,
e, die von Kindheit an ſich mit Wollenballen und
ngen herumſchleppen oder gleich Sklaven den Tag
i Theil der Nacht am Webſtuhl und am Farb-
Arbeit zu verrichten pflegen, häufig, wo es noth-



Der Moment, wo
war der glücklichſte; d
beſten menſchlichen Din
empfänglichen Frühlings
und ſorgſam bebaute Bod
zu raſchem Aufgehen förd
ſtarben, als die Loggia de
der neuen Offenbarung mit d
der Landmann die reifend
ein halbes Jahrhundert br
nommene zu verarbeiten; u
hunderts ſchweigt die Muſe
bildende Kunſt, die ohne We
gleichzeitig empfangend und
Donatella, Maſaccio gehören
patriae, an, als kein italieni
wieder hat die Weltgeſchichte
ein ſo einziges Zuſammentref
aufzuweiſen, als in jener P
1470 bis 1495 etwa. Es
Moment, wo der Jüngling
Florenz iſt wie jener jugend-

nicht von der Betrachtung der höchſten Fragen,
Genuſſe der edelſten Erzeugniſſe des Menſchen-
wenden läßt; ein Gelehrten- und Künſtlerſtand,
noch nicht von dem Leben in's Studirzimmer und
ſtätte zurückgezogen hat; eine Geiſtlichkeit, die ſich
t dem ſchönen Diesſeits in einſeitiger ſittlicher
g oder in pfäffiſchem Kaſtengeiſte ſchroff gegen-
ſondern in griechiſcher Weisheit ein Morgenroth
ſtenthums, in griechiſcher Kunſt einen Abglanz
r Schönheit zu ſehen wagt: das war die Bühne,
ndelnden, die der Nachwelt das ſchöne Schauſpiel
Renaiſſance boten. Auf dieſer Grenzlinie ſtand
als es ein Staatsweſen und eine Geſellſchaft, eine
d eine Poeſie entwickelte, dergleichen, ſei's an
's an Eigenthümlichkeit, ſei's an Schönheit, die
nicht aufzuweiſen hat.

Fleck der bewohnten Erde, nicht einmal Athen,
fruchtbar an bedeutenden Männern und großen
jeder Art, als dieſe Viertel-Quadratmeile am
Und dieſer Reichthum hat nichts Ueberwältigendes,
gendes; er iſt anſpruchslos anſprechend. Die
ie hier Alles durchdringt, tritt uns menſchlich
dem ſie auch das Gemeinſte veredelt, das ganze
rſchönert, weder am häuslichen Herd noch im
s, weder beim Feſt noch in der Rathsverſamm-
t. So entſtand dieſe einzige Cultur, in der ſich
it Bildung vereint, wo das Wiſſen den Schwung
hmt, wo, wie zu Sokrates' Zeiten, unter mildem
ſich verhältnißmäßig natürliche Sitten bei höchſter
Entwicklung aufrecht erhalten, wo die gedruckte

thut, solche Hochherzigkeit und Seelengröße bekunden, daß sie so schön reden wie handeln. Die Luft, zwischen der scharfen von Arezzo und der schweren von Pisa die Mitte haltend, ist gewiß von Einfluß auf diese Erscheinung. Wer Natur und Sitte der Florentiner wohl beachtet, wird zum Schlusse kommen, daß sie mehr zum Herrschen als zum Gehorchen geschickt sind.“*)

Dem sollte freilich anders werden und der Florentiner nach der Entmannung erscheint nicht gerade als zum Herrschen geboren; die Familienähnlichkeit ist noch immer da; aber die unzerstörbaren Character- und Geistesanlagen erscheinen unter den letzten Mediceern greisenhaft carrikirt: die Sparsamkeit ist Geiz, die Ironie Witzelei, der Sinn für Maaß ist Aengstlichkeit, die Achtung der bestehenden Religion Bigotterie oder Conventionalismus, die Sinnlichkeit Corruption geworden unter dem Régime des XVII. Jahrhunderts. Wie anders unter den Ersten des Geschlechts.

Ein wohlgeordnetes Staatswesen, das der Freiheit und der Entwickelung des Einzelnen Spielraum läßt, ohne das Interesse des Ganzen zu opfern, gleich entfernt von militärischem Zwang und roher Pöbelwillkür; ein Volk, das sich willig einer bedeutenden Persönlichkeit unterordnet, aber nicht in ihre Hände abdankt; das Geist und Wissen zu schätzen weiß, aber nicht vergißt, daß Geburt und Reichthum reelle Mächte sind, die man nicht ungestraft ignorirt; ein bürgerlicher Adel, der sich friedlichem Erwerb widmet, wohl aber, wenn es nothut, die Waffen zu führen versteht, der am öffentlichen Leben theilnimmt, aber sich durch

*) Benedetto Varchi, citirt von Reumont. (II. S 441.)

hatten — Lorenzo liebte das Vergnügen wie ein
g, war weder dem Becher noch den Schönen ab-
erachtete keineswegs kostbaren Schmuck und reiche
g, war ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und
hneter Kenner, wußte, obschon einfach im täglichen
chönere und glänzendere Feste als irgend ein Fürst
tliebenden Zeit zu veranstalten, zeichnete sich aus
Falkenjagd wie im Turnier und gefiel sich in
r und munterer Gesellschaft. Doch wußte er schon
n Werth der lärmenden Kameraden wohl zu unter-
von dem der happy few, mit denen er in kleinem
eiteren, geistig angeregten Verkehr pflegten, wenn
ollen Treibens müde war und die Staatsgeschäfte
Muße ließen. Niemand wußte besser als er, be-
Menschen herauszufinden, an sich zu ziehen, zu
Das hatte er vom Großvater gelernt; und ob-
enzo's Stellung, als Urenkel Giovanni d'Averardo's,
n Medicäers von überwiegendem Einfluß im Staat,
lichere war als die Cosimo's, blieb das Verhältniß
tlern und Gelehrten, wie zu den Spielgenossen aus
entinischen Adel, doch dasselbe, wie früher im
r Via Larga (jetzt stupiderweise in Via Cavour
st), ein Verhältniß der Gleichheit; und weder an
sen, noch an Eleganz der Rede, noch an Dialektik,
rfülle und Gedankentiefe stand er irgend einem der
n Humanisten, Dichter und Künstler seines Kreises
luch die Arbeit im Geschäfte verschmähte der prinz-
gene nicht, der, ebenso gut als heute ein Rothschild,
wie's auf dem Komptoir zuging, was ihn freilich
hinderte, die Kasse des Hauses Medici bedenklich



Weisheit und
Gedanken und der Werke
vollendung die Naivetät der
welche nicht, wie das sechzel
die Alten nachzuahmen such
dachten und schufen, wie d
empfanden.

I.

Lorenzo war einundzwan
Piero starb, dreiundvierzig, al
Bild lebt im Andenken der
„Jünglings näher dem Manne
treter seiner Zeit, dieser reifen
Wäre Lorenzo schön gewesen, e
ein athenischer Schüler Platon'
des hellenischen Ideals gelten;
von Antlitz, wenn auch männlich
angeborene Kraft und Biegsamkeit d
ritterlicher Spiele erhöht, deren
ausgesuchte, geschmackvolle Tracht
Lorenzo, der seine politische Laufbal
Jahre mit einer

in jene anregenden Geſpräche und die Hauptredner
vor unſere Vorſtellung bringen, vor allen jenen
ı Leon Battiſta Alberti, mit Lionardo den viel=
n und liebenswürdigſten Vertreter der Cultur jener
Natürlich durfte auch Marſilio Ficino, der Ueber=
s „göttlichen Philoſophen", nicht fehlen, und ſpäterhin
wohl Angelo Poliziano's Witz ſolchen Abenden eine
mene Würze geben.
renzo hatte dem früh von Coſimo entdeckten und
ten Dichter nicht nur die Erziehung ſeiner Kinder
en, ſondern ihm noch eine einträgliche Profeſſur am
di Firenze verſchafft. Doch ſcheint ein Unſtern
fang an über dieſer Anſtalt geſchwebt zu haben;
mal reorganiſirt, reichlichſt dotirt, wollte ſie doch
recht dauerhaftem Gedeihen gelangen. Lorenzo ſchien
einzuſehen, daß anderswo mit wenigen Mitteln
ı und mehr geleiſtet werden könne, und ohne der
niſchen Schule ſeine ſplendide Hilfe zu entziehen,
r die Univerſität von Piſa auf glänzende Weiſe
her. Welche politiſchen Nebenabſichten auch dabei
ıfen ſein mögen, das Intereſſe für die Wiſſenſchaft
denfalls das Hauptmotiv. Vieles von Lorenzo's
gen lebt noch heute; ihm dankt Florenz die voll=
te Handſchriften=Sammlung der Welt, mit welcher
mals nur die urbinatiſche des großen Federigo von
eltre wetteifern konnte. Und Geld allein that es
ſelbſt treffliche Agenten wären ungenügend geweſen:
ußte ſelbſt Intereſſe und Verſtändniß hinzubringen,
Mühe ſcheuen, überall ein wachſames Auge haben,
bliotheken wie die Laurentianiſche und die von

mit der des Staates Florenz zu vermengen, anfangs zum eigenen Nachtheil, später wohl auch zum eigenen Vortheil.

Die häuslichen Tugenden der Ahnen scheint Lorenzo nicht besessen zu haben, obschon er des Familiensinnes nicht entbehrte und von Jugend auf von edlen Frauen umgeben war. Voller Deferenz vor seiner klugen Großmutter, Contessina de' Bardi, der liebevollste Sohn für seine talentvolle, hochgesinnte und bei aller Gelehrsamkeit durchaus weibliche Mutter, Lucrezia Tornabuoni, ein aufmerksamer, sorglicher Gatte für Clarice Orsini — eine echt adelige Prinzenmutter — überließ er die Erziehung seiner Söhne doch vorzugsweise ihr und dem Freunde Poliziano, der sich nicht zum besten mit der Mutter seiner Zöglinge vertrug; hörte keineswegs auf, seiner schönen Geliebten, Lucrezia Donati, seine persönlichen und gereimten Huldigungen darzubringen, später mit Bartolommea de' Nasi in intimstem Verhältniß zu leben, und bewegte sich vorzugsweise in Männergesellschaft. Diese war die gewählteste und der in derselben herrschende Ton, wenn auch ein heiterer, keineswegs ein frivoler. Sei's, daß man sich in der waldigen Bergeinsamkeit von Camaldoli oder auf der nahen Villa von Careggi, wo schon der Großvater die bedeutendsten Männer seiner Zeit um sich versammelt, zusammenfand; ob man mit jüngeren Genossen gleichen Standes oder mit Aelteren von verschiedener Lebenssphäre verkehrte, die Unterhaltung drehte sich beinahe ausschließlich um die höchsten Fragen, und der Name der platonischen Akademie war durchaus kein bloßes Aushängeschild. Landino, der platonisirende Commentator der „Divina Commedia", hat uns, den sokratischen nachgebildete, Dialoge hinterlassen, die uns ein-

lit dieſen Künſtlern nun lebte er in vertrauten
n Verkehr — man erinnere ſich nur aus Miche
's Leben, wie er als angehender Jüngling täglich
Tafel Lorenzo's ſeinen Platz hatte; noch näher aber
ihm die Dichter und Gelehrten. Die Pulcis, ob
erarmt, mochten immer noch als Standesgenoſſen
in noch höherem Grade Pico von Mirandola und
i, nicht ſo Angelo Poliziano oder Bernardo Accolti
ſt genug geſchätzte Verfaſſer der „Virginia“. Es iſt
ht der Ort, auf das Verdienſt dieſer Dichter und
eller einzugehen. Der neueſte Biograph Lorenzo's
eſchichtsſchreiber ſeiner Zeit, Herr v. Reumont, läßt
n, mit Ausnahme des einzigen Angelo Poliziano,
ie Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen zukommt,
lich geht er zu leicht über Lorenzo's eigene poetiſche
gen hin. Die Formvollendung und die Feinheit des
der „Giostra“ und des „Orfeo“ erreichen freilich
Luigi Pulci noch Lorenzo de' Medici. Dagegen iſt
riſche, Kraft und Naturtreue in beiden. Die poetiſche
rung des Turniers von Sta. Croce, aus dem Lorenzo
ger hervorging, iſt ſicherlich nicht zu vergleichen mit
en, welche Poliziano uns von dem Turnier Gui-
hinterlaſſen, doch iſt ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach
on Luigi, ſondern von Luca Pulci, und wäre ſie
n Erſterem, es iſt nicht billig, ein untergeordnetes
ines Dichters mit dem Meiſterſtücke eines anderen
allele zu ſtellen. Denkt man aber an den „Morgante
re“, ſo wird ſich das Verhältniß ſchon anders
n. Ebenſo iſt der „Orfeo“ ohne Zweifel ein drama-

tiſches Werk, das Lorenzo's Mirakel von „S. Giovanni und Paolo“ in jeder Beziehung weit überlegen iſt;*) doch möchte es ſchwer ſein, bei dem Dichter von Montepulciano irgend etwas zu finden, das an Heiterkeit, Leben, Natürlichkeit den Idyllen Lorenzo's, vor Allem der „Nencia da Barberino“ gleichkäme. Selbſt die etwas derberen „Beoni“ und die Falkenjagd haben jene einzige Naivetät und Volksthümlichkeit, welche der Malerei und Sculptur dieſer Zeit eigen ſind. Der etwas realiſtiſche, aber durchaus poetiſche Geiſt eines Philippino Lippi ſpricht aus allen Gedichten Lorenzo's, nicht am wenigſten aus ſeinen Tanzliedern und Carnevalsgeſängen, die man jetzt noch aus dem Munde des Volkes vernehmen kann und welche ſelbſt die witzigen Canzoni und Rispetti des florentiniſchen Voltaire, Meſſer Angelo's, weit hinter ſich laſſen an Schwung und Bewegung.

Doch nicht von Lorenzo dem Dichter, von Lorenzo dem Dichterfreund ſoll hier die Rede ſein; es genügt anzudeuten,

---

*) Man erlaube dem Schreiber, ausnahmsweiſe ſich ſelber zu citiren und hier ſchnell über dieſe Seite ſeines Gegenſtandes hinwegzugehen, da er ſie anderswo ſchon ausführlich behandelt hat und ſich nicht abſchreiben will. In ſeinen „Etudes historiques et littéraires. Tome I. Etudes italiennes“ (Paris, 1868) finden ſich zwei Eſſays über „La politique dans le mystère et Laurent de Médicis“ und über „La religion dans le mystère et Jérôme Savonarole“ (p. 204—263.) Beide bildeten urſprünglich Theile eines akademiſchen Curſus von Vorleſungen über die Geſchichte des italieniſchen Theaters, welche der Verfaſſer, jahrelang bevor d'Anconas treffliche Sammlung von Rappresentazioni (Florenz, Lemmonier, 1872) dieſe Schätze der Volksdramatik dem großen Publikum zugänglich gemacht hatte, hielt. Vergleiche noch ebenda (p. 96—142) die Abſchnitte über das humoriſtiſch-romantiſche Heldengedicht von Luigi Pulci.

Mit diesen Künstlern nun lebte er in vertrautem täglichen Verkehr — man erinnere sich nur aus Michel Angelo's Leben, wie er als angehender Jüngling täglich an der Tafel Lorenzo's seinen Platz hatte; noch näher aber standen ihm die Dichter und Gelehrten. Die Pulcis, obschon verarmt, mochten immer noch als Standesgenossen gelten, in noch höherem Grade Pico von Mirandola und Ruccellai, nicht so Angelo Poliziano oder Bernardo Accolti, der nicht genug geschätzte Verfasser der „Virginia". Es ist hier nicht der Ort, auf das Verdienst dieser Dichter und Schriftsteller einzugehen. Der neueste Biograph Lorenzo's und Geschichtsschreiber seiner Zeit, Herr v. Reumont, läßt denselben, mit Ausnahme des einzigen Angelo Poliziano, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen zukommt, namentlich geht er zu leicht über Lorenzo's eigene poetische Leistungen hin. Die Formvollendung und die Feinheit des Dichters der „Giostra" und des „Orfeo" erreichen freilich weder Luigi Pulci noch Lorenzo de' Medici. Dagegen ist mehr Frische, Kraft und Naturtreue in beiden. Die poetische Schilderung des Turniers von Sta. Croce, aus dem Lorenzo als Sieger hervorging, ist sicherlich nicht zu vergleichen mit derjenigen, welche Poliziano uns von dem Turnier Guiliano's hinterlassen, doch ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Luigi, sondern von Luca Pulci, und wäre sie auch von Ersterem, es ist nicht billig, ein untergeordnetes Werk eines Dichters mit dem Meisterstücke eines anderen in Parallele zu stellen. Denkt man aber an den „Morgante Maggiore", so wird sich das Verhältniß schon anders gestalten. Ebenso ist der „Orfeo" ohne Zweifel ein drama-

tiſches Werk, das Lorenzo's Mirakel von „S. Giovanni und Paolo" in jeder Beziehung weit überlegen iſt;*) doch möchte es ſchwer ſein, bei dem Dichter von Montepulciano irgend etwas zu finden, das an Heiterkeit, Leben, Natürlichkeit den Idyllen Lorenzo's, vor Allem der „Nencia da Barberino" gleichkäme. Selbſt die etwas derberen „Beoni" und die Falkenjagd haben jene einzige Naivetät und Volksthümlichkeit, welche der Malerei und Sculptur dieſer Zeit eigen ſind. Der etwas realiſtiſche, aber durchaus poetiſche Geiſt eines Philippino Lippi ſpricht aus allen Gedichten Lorenzo's, nicht am wenigſten aus ſeinen Tanzliedern und Carnevalsgeſängen, die man jetzt noch aus dem Munde des Volkes vernehmen kann und welche ſelbſt die witzigen Canzoni und Rispetti des florentiniſchen Voltaire, Meſſer Angelo's, weit hinter ſich laſſen an Schwung und Bewegung.

Doch nicht von Lorenzo dem Dichter, von Lorenzo dem Dichterfreund ſoll hier die Rede ſein; es genügt anzudeuten,

---

*) Man erlaube dem Schreiber, ausnahmsweiſe ſich ſelber zu citiren und hier ſchnell über dieſe Seite ſeines Gegenſtandes hinwegzugehen, da er ſie anderswo ſchon ausführlich behandelt hat und ſich nicht abſchreiben will. In ſeinen „Etudes historiques et littéraires. Tome I. Etudes italiennes" (Paris, 1868) finden ſich zwei Eſſays über „La politique dans le mystère et Laurent de Médicis" und über „La religion dans le mystère et Jérôme Savonarole" (p. 204—263.) Beide bildeten urſprünglich Theile eines akademiſchen Curſus von Vorleſungen über die Geſchichte des italieniſchen Theaters, welche der Verfaſſer, jahrelang bevor d'Ancona treffliche Sammlung von Rappresentazioni (Florenz, Lemmonier, 1872) dieſe Schätze der Volksdramatik dem großen Publikum zugänglich gemacht hatte, hielt. Vergleiche noch ebenda (p. 96—142) die Abſchnitte über das humoriſtiſch-romantiſche Heldengedicht von Luigi Pulci.

im ſich in einen Kampf für ſie einzulaſſen. Er
ur Commines ſelber; aber auch Commines ver-
hts über den eigenſinnigen heftigen Genueſer im
Zudem ging's ſchlecht im Felde.
florentiniſchen Truppen waren überall im Nach-
ch einmal entſchloß ſich Lorenzo, diesmal ernſt-
einzutreten. Wohl war ſeine Regierung eine
, wie man heute zu ſagen pflegt, aber er wies
flichten einer ſolchen Regierung nicht zurück und
t ſeiner Perſon, wenn's galt. Er beſchloß, ſich
f ſeines Feindes, König Ferrante's zu begeben,
wohlverſtandenes Intereſſe, an die Freundſchaft
e zu appelliren, die Macht ſeiner eigenen Perſön-
ihm zu verſuchen. Aber König Ferrante's
nde Eigenſchaft war nicht der Edelmuth und die
eit, und jene Zeit hielt es eher für eine Thorheit
Schande, die Gelegenheit nicht zu benützen, einen
Gegner aus dem Wege zu ſchaffen. Lorenzo
daß er ſich in Gefahr begebe", ſo ſagte er den
en Notabeln im Palazza Vecchio; „aber er ſchätze
Beſte geringer als das allgemeine, ſowohl der
es jeden Bürgers gegen ſein Vaterland als ſeiner
Pflicht wegen, da Keiner gleich ihm Gunſt und
on der Bürgerſchaft erlangt habe." Das gewagte
en gelang vollſtändig: Ferrante ward gewonnen,

—

n politiſchen Traditionen, als wegen der Aehnlichkeit der
gen und der ſittlich-religiöſen Weltanſchauung, die dem
den Franzoſen näher rückt, verſtändlicher macht als jeden
nden.



Lorenzo's Stellung
je. Als Retter und
Ungestraft konnte er d
ändern, eine neue Versch
Sohne die Nachfolge f
(1380—1434), welche d
aristokratischen Regierunge
war vom Großvater gestürz
Anhang ins Exil gesendet w
war die Macht der Pitti ge
der Pazzi auf immer verni

Jetzt wurde die Gewal
Medici concentrirt und so ur
buhlern dem Freistaate die
Politik nach Außen verschaff
Monate wechselnden Signoria
Und die Folgen ließen nicht
Stellung und die der Rupubli
über war glänzend zu nennen.
wurden zurückerobert, Pisa, fü
versöhnt. Frankreich

men. Das italieniſche Gleichgewicht war recht der politiſche Gedanke Lorenzo's, und er verwirk- inmitten der größten Schwierigkeiten, bei einer tät der Bündniſſe und der Gegnerſchaft, von der eit, die doch die Verſöhnung Oeſterreichs und vier Jahre nach Cuſtozza erlebt, keinen Begriff . Niemand dachte damals an eine Einigung der ; aber die Unabhängigkeit derſelben hat Lorenzo ase höher geſchätzt und beſſer bewahrt, als Julius II. em prahleriſchen fuori i barbari. Kein fremder ſetzte den Fuß auf italieniſchen Boden, ſo lange Politik die herrſchende blieb. Kaum hatte er n geſchloſſen, ſo gebot der Franzoſe in Mailand, nier in Neapel.

ilich, Alles war nicht Verdienſt oder Tugend. ick war Lorenzo günſtig; auch die andern Regie- anden ihren Vortheil bei der Zuſtimmung zu ſeiner Die Schmeichelei der befreundeten Schriftſteller, über den großen Staatsmann berichten, mag viel- ngemalt haben. Liſt und ein wohlverſtandener s halfen gar oft mit zum Erfolge: die Verheirathung ohnes Piero mit einer Orſini, einer Verwandten diejenige der Tochter Maddalena an den Sohn ' VIII., Franceschetto Cybo, die Erhebung des ährigen Lieblingsſohnes Giovanni (ſpäter Leo X.) dinal — Letzteres damals noch unerhört — waren ch Klugheit, Einſchüchterung, Anwendung aller, delicater, Mittel erlangt worden. Auch miſchten ßtöne in all den Jubel, und Lorenzo brauchte kein Juwel zu opfern, um der Götter Neid zu

beſchwören. Er war kein guter Finanzmann — die italieniſchen Staatsmänner ſind's nie geweſen; die mediciäiſche Bank in Lyon entging nur mit Noth dem Bankerott; ſchon hatte die Creditanſtalt für Mitgiften (monte delle doti) herhalten müſſen, um die ungeheuren Ausgaben des Leiters der Republik zu decken. Auch gegen den Luxus des öffentlichen Lebens und die freiere religiöſe Anſchauung von Lorenzo's Kreiſe begann ſich die Oppoſition zu regen, die bald nach ſeinem Tode die Oberhand gewinnen ſollte.

Trübe Ahnungen überkamen den friſchen Geiſt Lorenzo's. Schwere Todesfälle trafen die Familie; raſch hinter einander ſtarben Lucrezia, die hochverehrte Mutter, und Clarice, die kluge, umſichtige Gemahlin und Leiterin des Hauſes. Lorenzo's Briefe nach dieſen Verluſten ſind unaffectirt im Ausdrucke tiefer Trauer. Die körperlichen Leiden, die ihn ſchon früh geplagt, wurden immer quälender, und als das Ende nahte (8. April 1492), trat ſchon neben die hellen, heiteren Geſtalten Pico's de la Mirandola und Angelo Poliziano's an das Sterbebett des Prächtigen die finſtere Mönchsgeſtalt des Ferrareſer's, die ſechs Jahre lang den florentiniſchen Tag überſchatten ſollte. Mit Lorenzo ſank die Blüthe der Renaiſſance ins Grab; ihm folgten auf dem Fuße Poliziano, Pico, Ficino, Barbaro, Bojardo, Landino, meiſt in noch blühendem Mannesalter, und wohl mochte Poliziano ſich dem Schmerze hingeben und in dem Tode Lorenzo's den Tod ſeiner Generation beſingen:

Wer giebt zur Klage Stimm' und Muth,
Wer meinem Aug' die Thränenfluth?
Daß ich bei Tag in dieſem Weh,
Im Jammer mich bei Nacht ergeh'!



So klagt der Tauber, einſam, müd',
So ſingt der Schwan ſein Sterbelied,
Die Nachtigall, wenn Lenz entflieht;
O weh mir Armen, trüb und bang,
O bitt'rer Schmerz, der mich durchdrang!

Vom Blitze liegt da jäh gefällt
Der Lorbeer (Laurus, Lorenzo), Zierde dieſer Welt,
Der Lorbeer, den der Muſen Chor
Und Nymphen pries vor unſerm Ohr;
In deſſen Schatten Poeſie
Und alles Schönen Harmonie
In froher Herrlichkeit gedieh.
Stumm iſt nun Alles ringsumher,
Taub iſt es wie auf ödem Meer.

September, 1874.

Die Borgia.

I.

Nur zu jener Uebergangszeit, da Italien die Beute der Fremden zu werden anfing und die Renaissance schon zu ergreifen begann, konnten die Borgia zu der Bedeutung gelangen, die sie in der Geschichte haben; und Gregorovius bemerkt sehr richtig, daß sie nur durch die Bühne, auf der sie auftraten, die grelle Beleuchtung erhalten haben, in welcher sie sich uns stets darbieten.*) Aber es ist nicht allein, wenn auch vorzugsweise, der kirchliche Hintergrund und der durch ihn erzeugte Gegensatz zwischen einer gewissen, stets vorausgesetzten, Heiligkeit des Amtes und der thatsächlichen Ruchlosigkeit des Geschlechtes, es ist der ganze Rahmen, welcher den Scheußlichen ihr eigenthümliches Relief giebt.

Alles ist groß, übertrieben, düster in Rom: die Natur, die Kunst, die Geschichte. Nichts muthet uns an als unseres Gleichen. Nichts lädt zum Annähern, Vertrautwerden ein. Nichts erheitert unser Gemüth. Wir fühlen

*) Die diesem Aufsatze vorausgehende Recension von Gregorovius' Lucrezia Borgia (Stuttgart, 1874) ist hier weggelassen worden.

ung, welche es heute und im Norden in engere Grenze
n würde, die ungeheuerlichen Proportionen, die es uns
reiflich machen. Der Kern aber iſt etwas ganz All
es, heute wie damals: es iſt der vornehme Tauge

Bei dem Sohne liegen die Dinge ſchon anders: d
t ſchon eine noblere Eigenſchaft, der Ehrgeiz übe
iſucht und Eitelkeit vor. Auch iſt der Sohn wenige
thig und populär — die Italiener würden ſagen
tico — als der Vater. Er iſt ein Verbrecher i
r Style, obſchon nicht viel gräßlicher als ſeine Zei
n: er will für Italien ſein, und wenn wir Ma
li glauben ſollen, war er auf dem Punkte es z
r, was Ferdinand für Spanien, Ludwig XI. fü
reich, Heinrich VII. für England waren; und er wa
viel ſchlimmer als ſie. Ihm fehlte nur der End
um als Gründer des großen modernen National
und als Vernichter des weltlichen Papſtthums vo
eſchichte geprieſen, oder doch wenigſtens anerkann
rden. Eine ganz ausgezeichnete Geiſteskraft vereinigt
ihm mit der größten Willenskraft. Er begann ſein
ahn als Siebenzehnjähriger und beendete ſie al
undzwanzigjähriger. Er war kaum einunddreißi
alt, als er in den Pyrenäen den Kriegertod ſtar
r weder grauſam, noch feige, aber gänzlich gewiſſe
hne eine Ahnung von dem Unterſchiede zwiſchen gu
öſe. Er, wie beinahe alle ſeine Landsleute und Zei
en, würde es gar nicht verſtanden haben, wenn ma
er Anwendung unrichtiger Mittel bezichtigt hätte. G
htete die Ermordung eines Unbequemen, die Hinte

Wie ſollte auch Friſche und Geſundheit blühen auf dieſem Boden angehäuften Detritus', mit dem eklen Blutgeruch, wo jeder Stein ſpricht von Republikanerhärte, Cäſarenwahnſinn, Pfaffentrug, von Mord, Nothzucht, Zerſtörung, Raub, Martyrthum, Aberglauben und Verrath? Hat doch die ganze römiſche Geſchichte nicht eine heitere Seite aufzuweiſen, wie die perikleiſche Athens, oder die erſte Medicäerzeit in Florenz, nicht eine der Begeiſterung, wie ſie die deutſche und franzöſiſche, die engliſche und ſpaniſche ſo zahlreich bieten. Selbſt Patriotismus und Pflicht haben ſchon vor dem Erſcheinen des Chriſtenthums, d. h. ehe noch unſer Aller Geſchichte eigentlich anfängt, aufgehört, treibende Motive in Rom zu ſein. Was Wunder, daß die vaterlandsloſe „Weltbeherrſcherin" mit gieriger Dienſtbefliſſenheit Herren annimmt — Kaiſer oder Päpſte — aus Syrien und Pannonien, aus Spanien oder Frankreich; weiß ſie doch, die Herren werden ihr dienen müſſen, die Welt geißeln, ausſaugen, um den Quiriten Schauſpiele zu bereiten. So wird das Einzige, was Rom ſelber geſchaffen, die politiſche wie die geiſtliche Univerſalmonarchie, das Grab der italieniſchen Nationalität. Daher der Haß aller Patrioten Italiens gegen das Papſtthum.

Auf ſolchem Boden, in ſolcher Zeit wuchert die exotiſche Schlingpflanze der Borgia auf. Italien war ſeit Ezzelino an Blut und Verrath gewöhnt. Die Visconti in Mailand, die Malateſta in Rimini, die Baglioni in Perugia hatten die Halbinſel mit Schaudern erfüllt. Doch blieb den Fremden die Krone: einem Alfonſo und einem Ferrante von Aragon, der in Neapel hauſte, und deſſen Sohn von noch perfideren Fremden, Ferdinand „dem Katholiſchen"

em „guten" Ludwig XII., überliſtet werden ſollte.
och iſt Ferrante's Namen vergeſſen, während der
Borgia's fortlebt, Dank jener römiſchen Umgebung
mk Machiavelli. Auch die Sittenloſigkeit der Borgia
ine vereinzelte Erſcheinung. Die ihnen vorgeworfene
ande iſt nicht erwieſen und im Uebrigen gab ihnen
ein italieniſcher Machthaber der Zeit etwas nach.
ränkter Egoismus, Berechtigung aller Mittel, ſelbſt
uſamſten, um zum Ziele zu gelangen, Befriedigung
innlichen Begierden, galten überall für ſelbſtver-
ſ; aber bei Alexander dem VI., dem romaniſirten
r, iſt weder eine Spur ſtaatsmänniſcher Abſichten,
ner mildernde Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt,
ſeine Zeitgenoſſen, wenn nicht entſchuldigt, ſo doch
uſe höher ſtellt als dieſen genußſüchtigen Wüſtling,
Feſte ſich durch Nichts ſo ſehr auszeichneten als
n brutales Kanonieren und ſtrömenden Wein. Man
ch ihn vorſtellen als einen äußerſt begabten, aber
ıgebildeten, gründlich verwöhnten Sohn einer reichen
ichtigen Familie, der in den geiſtlichen Stand ge-
wie er in den Militärdienſt getreten wäre, wenn
ımilie dem Militärſtande angehört hätte, um durch
der Gunſt zu einträglichen Stellen zu gelangen.
von Geſtalt und Antlitz, von eherner Geſundheit,
ßter Eleganz, prachtliebend, verſchwenderiſch, lebt er
wie wir in Paris und London hunderte von vor-
Elegants hinleben ſehen, ohne irgend ein höheres
ɛ und ohne nur je an die Möglichkeit zu denken,
ɛm Wunſch zu verſagen, auf eine Laune zu ver-

Dieſer geiſtliche Louis XV. nun ſitzt auf keinem ererbten Throne; er muß bei Lebzeiten ſeinen Baſtarden — legitime Kinder kann er als Papſt nicht haben — eine fürſtliche Exiſtenz für die Zukunft ſichern: das koſtet Geld, faſt ſoviel als die Maitreſſen, der Luxus des Haushalts und der Kleiderprunk: man preßt und erpreßt, wo man kann, verkauft Pfründen, Ablaß und Begnadigungen; „nicht zehn Papſtthümer würden ausreichen, dieſe Sippſchaft zu befriedigen", ſchreibt der ferrareſiſche Geſandte an ſeinen Herzog, den künftigen Schwiegervater von Alexanders Tochter. Bei alledem iſt der ewig junge Dandy, der ſeinen Kindern jeden Willen thut, wie man ihm jeden gethan, ſeinem geliebten Ceſare, vor dem er zittert, nichts abzuſchlagen vermag, nicht einmal das Leben von ein paar Biſchöfen mehr oder weniger, der aus lauterer Vaterliebe ſtiehlt und aus Familienſinn mordet, nicht nur ein vollendeter Comödiant und poseur, ſondern auch ein guter Chriſt, trotz eines belgiſchen zouave pontifical oder eines franzöſiſchen Legitimiſten aus dem Jockeyclub. Die Religion verträgt ſich ja ſehr wohl mit dem Vergnügen; und Alexander iſt nicht der Mann, den Platon zu leſen und ſich durch ihn am Chriſtenthum irre machen zu laſſen. Das überläßt er Lorenzo oder Pico, auf die er gerade ſo herabſieht, wie ein moderner adliger Lebemann auf gewiſſe „pedantiſche" Standesgenoſſen, die „ſich auszeichnen" wollen. Dieſes ganze Treiben des eitlen, verſchwenderiſchen, liebenswürdigen Wollüſtlings bekommt erſt durch die Stellung des Mannes als Hauptes der Chriſtenheit, durch ſeine ungeheuren Mittel, durch das Theater der ewigen Stadt, auf dem es ſich abſpielt, durch die Abweſenheit der öffentlichen

Meinung, welche es heute und im Norden in engere Grenzen bannen würde, die ungeheuerlichen Proportionen, die es uns so unbegreiflich machen. Der Kern aber ist etwas ganz Alltägliches, heute wie damals: es ist der vornehme Taugenichts.

Bei dem Sohne liegen die Dinge schon anders: da herrscht schon eine noblere Eigenschaft, der Ehrgeiz über Genußsucht und Eitelkeit vor. Auch ist der Sohn weniger gutmüthig und populär — die Italiener würden sagen: simpatico — als der Vater. Er ist ein Verbrecher im großen Style, obschon nicht viel gräßlicher als seine Zeitgenossen: er will für Italien sein, und wenn wir Machiavelli glauben sollen, war er auf dem Punkte es zu werden, was Ferdinand für Spanien, Ludwig XI. für Frankreich, Heinrich VII. für England waren; und er war nicht viel schlimmer als sie. Ihm fehlte nur der Enderfolg, um als Gründer des großen modernen Nationalstaates und als Vernichter des weltlichen Papstthums von der Geschichte gepriesen, oder doch wenigstens anerkannt zu werden. Eine ganz ausgezeichnete Geisteskraft vereinigte sich in ihm mit der größten Willenskraft. Er begann seine Laufbahn als Siebenzehnjähriger und beendete sie als Siebenundzwanzigjähriger. Er war kaum einunddreißig Jahre alt, als er in den Pyrenäen den Kriegertod starb. Er war weder grausam, noch feige, aber gänzlich gewissenlos, ohne eine Ahnung von dem Unterschiede zwischen gut und böse. Er, wie beinahe alle seine Landsleute und Zeitgenossen, würde es gar nicht verstanden haben, wenn man ihn der Anwendung unrichtiger Mittel bezichtigt hätte. Er betrachtete die Ermordung eines Unbequemen, die Hinter-

liſtung eines Feindes, wie ein parlamentariſcher Führer oder Miniſter unſerer Tage ein Parteimanöver oder die Beeinfluſſung der Wahlen, um eine ergebene Kammer-Majorität zu erlangen und unbequeme Rivalen aus dem Hauſe fern zu halten.

Freilich kommt bei ihm der Brudermord hinzu: aber bei dieſem Familienleben kann man ſich wohl denken, daß der Bruder ihm gerade ſo fern ſtehen mußte, als ein Fremder. Auch hat er nicht die geiſtigen Intereſſen anderer italieniſcher Fürſten ſeiner Zeit: er legt weder Bibliotheken noch Kunſtſammlungen an, wie die Monteſeltre in Umbrien, die Gonzaga in Mantua; er läßt keine plautiniſchen Comödien aufführen, wie Ercole und Eſte: zu alledem iſt er zu ſehr Spanier, ſteht er dem Geiſte der Renaiſſance zu fern; aber er hat einen hohen Sinn, liebt es, bedeutende Menſchen um ſich zu ſehen, und es gelingt ihm, ſie anzuziehen, nicht um Gewinnſt allein, ſondern durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit — man denke nur an Lionardo da Vinci. Wie monſtrös es uns auch erſcheinen mag, nicht ſein wahnwitziges Wüthen, wie Burckhardt meint, nur die ſeit Karl's VIII. Zug überwiegende Macht der Fremden verhinderte ihn, das allgemein von ihm erwartete, von Machiavelli erträumte Werk zu verwirklichen: die Einigung Italiens und die Zerſtörung der Papſtmacht.

II.

Von Ceſare's Geſchwiſtern iſt es nicht leicht, ſich ein Bild zu machen. Juan, den er aus der Welt ſchaffte, muß wohl ſchon deshalb der bedeutendſte geweſen ſein; Joſré und Lucrezia ſtanden ihm nie im Wege; auch war Juan

Alexander's Lieblingssohn; doch fiel er zu jung — etwa dreiundzwanzigjährig — dem brüderlichen Ehrgeize zum Opfer, als daß er sich hätte besonders hervorthun können. Die andern Beiden scheinen ganz passive Naturen gewesen zu sein. Die Geschichte verzeichnet keine That, kein Wort Lucreziens: sie läßt Alles über sich ergehen, widersetzt sich nie, findet sich erstaunlich schnell in jede neue Lage, in die sie von Vater oder Bruder versetzt wird. Die Briefe, die uns von ihr erhalten sind, verrathen keine Persönlichkeit: sie sind ganz correct, farblos, ohne Leidenschaft, ohne Witz, ohne eigene Beobachtung und stechen in ihrer Leerheit sonderbar ab gegen die lebendigen Briefe ihrer Correspondentin und Schwägerin, der schönen, geistvollen, angeregten Marchesa Isabella Gonzaga, die es wohl verstanden hat, durch die trockene Form der damaligen Epistolographie ihre reizende Persönlichkeit durchscheinen zu lassen. Ob Lucrezia leidenschaftlich für Jemanden gefühlt, ob sie überhaupt einer Leidenschaft fähig gewesen, ist aus ihrem Lebenslaufe nicht zu ersehen. Man ist versucht zu wünschen, Herrn Gregorovius' scharfsinnige Hypothese von einem illegitimen Sohne, Giovanni, dem „römischen Infanten", möchte sich erweisen lassen, ohne das man den Bruder oder gar den Vater als den Erzeuger anzunehmen brauchte, wie's Andre gethan: man könnte sich doch für seine Heldin interessiren. Schönheit und Anmuth, wenn wir sie nur von Hörensagen kennen, reichen dazu nicht aus.

Lucreziens Existenz ist ganz die einer fürstlichen Dame: nur verlief die erste Hälfte derselben in der corruptesten Umgebung, die es vielleicht je gegeben. Doch scheint es, als ob sie niemals über diese Umgebung nachgedacht. Alles

immer als ganz ſelbſtverſtändlich genommen habe. Die Zweideutigkeit aller Verhältniſſe muß wohl auch die Zeitgenoſſen kaum beſonders frappirt haben, ſo gewohnt war man in Rom an dieſe Unregelmäßigkeiten; ſo alltäglich ſind noch heute auf jenem ſonderbaren Boden die ſonderbarſten Familienverhältniſſe. Lucrezia wird nie einen Augenblick von ihrer Mutter, der Geſellſchaft, dem Geſetz, noch von ſich ſelbſt als die Tochter des Mannes dieſer ihrer Mutter, eines päpſtlichen Beamten, angeſehen, noch behandelt. Den zweiten Mann ihrer Mutter, einen Freund Angelo Poliziano's und hochgebildeten Humaniſten, ſcheint ſie kaum gekannt zu haben. Ganz jung wird ſie in das Haus einer vornehmen Verwandten Alexanders, Adriana Orſini, gebracht, wo ſie eine vornehme Erziehung erhält; eine elegante Scheinbildung, wie ſie mutatis mutandis noch heute Töchtern fürſtlicher Familien zu Theil wird. Sie lernt ſich ſchön kleiden und bewegen und wird an ſtrengſte Religionsübung gewöhnt. Neben dieſer Gewöhnung, die ihr bald aus der conventionellen Frömmigkeit eine zweite Natur macht, ſchreitet eine Art Geiſtesbildung, aber eine ganz äußerliche, mechaniſche, nicht eine lebensvolle, anregende wie die, welche Iſabella von Mantua am väterlichen Hofe zu Ferrara oder Lorenzo's Mutter, die hochſtrebende Lucrezia Tornabuoni, in Florenz erhalten. Sobald die claſſiſche Bildung Rom berührt, wird ſie entſeelt, zu nackter akademiſcher Form reducirt, in auswendig zu lernende Compendien gebracht. Als die Jeſuiten es vierzig Jahre ſpäter unternahmen, das claſſiſche Alterthum zu entmannen, ehe ſie's ihren Schülern zuführten, hatte man ihnen in Rom ſchon den Weg vorgezeichnet. Ob Lucrezia auch griechiſch gelernt, wiſſen wir

nicht. Lateiniſch ſchrieb ſie geläufig; ſie ſprach Spaniſch und Italieniſch, wie eine vornehme Ruſſin heutzutage Engliſch und Franzöſiſch.

Sie wird verlobt — zweimal ſogar — als ſie elf Jahre zählt, verheirathet als ein dreizehnjähriges Kind, an einen Wittwer, von nicht gerade appetitlichem Charakter. Natürlich proteſtirt die Kleine ſo wenig gegen dieſe frühzeitige Ehe, als ſie ſich ihrer früheren Doppelverlobung widerſetzt hatte. Nach vier Jahren wird ſie wieder geſchieden, weil die Familie ihres Mannes — er war ein Sforza — im Sinken iſt und das augenblickliche Intereſſe Alexanders und Cäſars einen Anſchluß an das Haus Aragon in Neapel anrathen. In der That heirathete ſie nach einem halben Jahre einen aragoneſiſchen Prinzen, wie ihr Bruder Joſré eine Prinzeſſin deſſelben Hauſes geheirathet hatte. Natürlich wurde ſie nicht mehr befragt, als man überhaupt Fürſtentöchter zu befragen pflegt. Auch dieſe Ehe ſollte keine zwei Jahre dauern: denn ſchon gingen Ferdinand von Spanien und Louis XII. von Frankreich mit der Entſetzung der aragoneſiſchen Dynaſtie um; und Ceſare dachte ſchon an eine andere Verwendung des ſchönen Inſtruments, das ihm in ſeiner Schweſter gegeben war. Lucrezien's Gatte fiel durch Meuchelmord und die ſchöne zwanzigjährige Blonde war zum zweiten Mal Wittwe. Für ihren dritten Gemahl war ſchon geſorgt, es war der Erbprinz des mit dem jetzt allmächtigen Frankreich verbündeten Ferrara. Wir wiſſen, daß der Herzog von Ferrara ſich nur ungern zu der Sache verſtand, daß gar ſein Sohn durchaus Nichts davon wiſſen wollte: von einer Einrede Lucrezien's meldet die Geſchichte aber Nichts. Als, Dank dem guten

Rathe Louis XII., alle Schwierigkeiten beseitigt sind, zieht sie in unverwüstlicher „Heiterkeit" und in der geschmackvollsten Toilette in ihre neue Heimath ein.

Sie hatte bis jetzt in einer recht lockeren Gesellschaft gelebt — und scheint sich ganz gut darin gefallen zu haben. Es ist keine Spur zu finden, daß sie irgendwie choquirt gewesen vom Treiben ihrer Freundinnen, der Donna Adriana Orsini, die das „Auge", und deren Schwiegertochter, Donna Guilia Orsini, die das „Herz" des heiligen Vaters, oder auch wohl witzig „die Braut Christi" genannt wurde — die Erstere hatte selber die junge Gemahlin ihres Sohnes, ihrem heiligen Vetter und einstigen Geliebten, zugeführt; und Julia's Schwester, Girolama Farnese, trieb's ähnlich. Auch Lucrezien's Schwägerin, die kleine Sancia von Neapel, scheint ein recht ausgelassenes Wesen zu sein, dem's Amüsement vor Allem geht. Das waren nun Feste, Bälle, Soupers, Toiletten ohne Ende; und Lucrezia scheint sich Alles das haben gefallen zu lassen, wie später am ferraresischen Hofe die Dichterhuldigungen. Aufgewachsen in der Umgebung und dem Treiben fand sie wohl alles Das ganz in der Ordnung, und wie man in einer gewissen sehr vornehmen Gesellschaft unserer Zeit ganz ungenirt von seines Vaters oder Gatten Liebschaften redet, ohne aufzuhören eine treffliche Tochter zu sein und das Interesse des Gemahls, wie das ganze Familieninteresse recht eifrig zu befördern, so lebte auch Lucrezia ganz gelassen weiter; und man hat den Eindruck, als ob Mangel an Sinnlichkeit und Temperament sie allein davon abgehalten habe, auch thätig mitzuspielen. Einmal in Ferrara änderte sich das Alles, ohne daß sich Lucrezia selber zu ändern brauchte:

sie ist die ewig Gleiche, immer Heitere, immer Anmuthige, sich in Alles Schickende: sie ist überall zu Hause; sie liebt nicht und haßt nicht, sie weint und ereifert sich nicht — und bezaubert Alle.

Zuvörderst den Schwiegervater, einen genauen Rechner und guten Hausvater, der sich nicht am Letzten durch Lucrezien's reiche Mitgift hat bestimmen lassen, auf die mésalliance einzugehen, und das wurde sie ja, sobald der Papst-Vater nicht mehr war und die ganze Abenteurer-Familie in ihr Nichts zurückfiel — und das Haus Este war das älteste, beinahe einzige legitime Fürstengeschlecht der Halbinsel. Er war bald gewonnen. Schon schwerer hielt's mit dem Sohne. Alfonso war ein schwerverständlicher, jedenfalls ganz eigenthümlicher Charakter; die Eleganz und der ganze Prunk, den seine Frau ihm aus Rom herüberbrachte, wollte dem Einfachen, etwas Ernsten gar nicht behagen, während der Vater Ercole, wie ein reicher Kaufmann, seine Freude am Prunk hatte, wenn er auch die Rechnungen genau revidirte. Doch auch Alfonso war schnell ausgesöhnt: er behielt zwar seine bürgerliche Geliebte, aber er war sehr zufrieden mit seiner ruhigen, sicheren Gemahlin, um so mehr als sie, äußerst fruchtbar wie solche Temperamente zu sein pflegen, das Haus Este berufsgemäß mit Prinzen versorgte. (Von ihrem kleinen Sprößling zweiter Ehe scheint sie fürderhin nicht viel Notiz mehr genommen zu haben.) Alfonso's Schwester, Isabella Gonzaga, empfing die Neuangekommene mit entschieden ungünstigem Vorurtheil. Isabellen, die sich wohl die „Calandra" und die „Mandragola" in Mantua aufführen ließ, war das römische Treiben denn doch etwas zu stark. Etwas Eifersucht auf

Lucrezien's Reize mag sich bei der schönen Frau, wie bei ihrer Schwägerin von Urbino, der nicht minder anziehenden Elisabeth von Montefeltre, wohl zu den sittlichen Bedenken gesellt haben: Lucrezia entwaffnete Beide; ja, es bildete sich zwischen ihr und der geistreichen Marchesa von Mantua ein leidlich intimes Freundschaftsverhältniß. Die Poeten gar und die Gelehrten lagen bald Alle zu Lucrezien's Füßen.

Es gehörte eine große Biegsamkeit und ächt weibliche Neutralität der Natur dazu, so schnell auf diesem ganz neuen Terrain Fuß zu fassen. Der Schritt aus dem Rom Alexanders in das Ferrara Ercole's und Alfonso's war wie ein plötzlicher Uebergang aus der platten und wüsten Orgie des Directoire in die geistig angeregte, verhältnißmäßig anständige Gesellschaft der ersten Jahre Louis Philippe's. Und diesen Uebergang machte die Récamier der Renaissance über Nacht, zweiundzwanzig Jahre alt, während ihre französische Nachfolgerin sich doch Jahre dazu nahm, um aus der Freudengenossin von Mme. Tallien, Joséphine und Hortense Beauharnais der ruhig waltende, reine, correcte Genius der Abbaye au bois zu werden. Aus der ganz weltlichen durchaus frivolen Atmosphäre des Vatican's, wo auch nicht eine Spur von geistigem Interesse lebte, fand sich Lucrezia, für deren Koffer hunderte von Maulthieren nicht ausreichten — brachte sie doch allein 200 Hemden mit sich, jedes im Durchschnitt 200 Dukaten werth — mit einem Male in der Stadt Bojardo's und Guarino's da Verona, deren Gestalten noch frisch in aller Andenken lebten und welche aus Ferrara die hohe Schule des Humanismus, wie die Heimath der Ritterdichtuug gemacht. Es war die glänzendste Zeit dieses zweiten Sitzes der italienischen

:r junge Bembo, vielleicht der Cieco, jedenfalls
en der Geſellſchaft einen höheren Ton. Bald
muthige Papſttochter der Gegenſtand unzähliger
d Verherrlichungen. Die beiden Strozzi namentlich,
Sohn, waren Feuer und Flamme und Bembo
in heftigſter Leidenſchaft für ſie.*) Lucrezia aber
Huldigungen der Dichter und Literaten mit der
Würde einer Fürſtin entgegenzunehmen, wie ſie
m die zweideutigen Späße oder die faden Com=
r Höflinge des Vaticans mit lieblichem, wahr=
bweiſendem Lächeln angehört hatte. War ſie
r lächelnd und heiter. War doch dieſe ewige
und Grazie das Geheimniß von Lucrezien's
, die auch hierin an die ſchöne Freundin Chateau=
innert. Sie war nicht regelmäßig ſchön, auch
tätiſch, aber ein unwiderſtehlicher Liebreiz ſcheint
gegoſſen geweſen zu ſein. Ihr lieblich=kindliches
etwas Pikantes, alle Dichter ſangen von ihren
elche den ſchlafenden Cupido in ihrem Mohn=

Lucrezien's Reize mag sich bei der schönen Frau, wie bei ihrer Schwägerin von Urbino, der nicht minder anziehenden Elisabeth von Montefeltre, wohl zu den sittlichen Bedenken gesellt haben: Lucrezia entwaffnete Beide; ja, es bildete sich zwischen ihr und der geistreichen Marchesa von Mantua ein leidlich intimes Freundschaftsverhältniß. Die Poeten gar und die Gelehrten lagen bald Alle zu Lucrezien's Füßen.

Es gehörte eine große Biegsamkeit und ächt weibliche Neutralität der Natur dazu, so schnell auf diesem ganz neuen Terrain Fuß zu fassen. Der Schritt aus dem Rom Alexanders in das Ferrara Ercole's und Alfonso's war wie ein plötzlicher Uebergang aus der platten und wüsten Orgie des Directoire in die geistig angeregte, verhältnißmäßig anständige Gesellschaft der ersten Jahre Louis Philippe's. Und diesen Uebergang machte die Récamier der Renaissance über Nacht, zweiundzwanzig Jahre alt, während ihre französische Nachfolgerin sich doch Jahre dazu nahm, um aus der Freudengenossin von Mme. Tallien, Josephine und Hortense Beauharnais der ruhig waltende, reine, correcte Genius der Abbaye au bois zu werden. Aus der ganz weltlichen durchaus frivolen Atmosphäre des Vatican's, wo auch nicht eine Spur von geistigem Interesse lebte, fand sich Lucrezia, für deren Koffer hunderte von Maulthieren nicht ausreichten — brachte sie doch allein 200 Hemden mit sich, jedes im Durchschnitt 200 Dukaten werth — mit einem Male in der Stadt Bojardo's und Guarino's da Verona, deren Gestalten noch frisch in aller Andenken lebten und welche aus Ferrara die hohe Schule des Humanismus, wie die Heimath der Ritterdichtuug gemacht. Es war die glänzendste Zeit dieses zweiten Sitzes der italienischen

Renaiſſance, als Lucrezia einzog, und während der ſieben-zehn Jahre, die ſie dort bis an ihr frühes Ende verbrachte. Die beiden Giraldi, Calcagnini, Tebaldeo, Tito und Ercole Strozzi, der junge Bembo, vielleicht der Cieco, jedenfalls Arioſt gaben der Geſellſchaft einen höheren Ton. Bald war die anmuthige Papſttochter der Gegenſtand unzähliger Gedichte und Verherrlichungen. Die beiden Strozzi namentlich, Vater und Sohn, waren Feuer und Flamme und Bembo entbrannte in heftigſter Leidenſchaft für ſie.*) Lucrezia aber wußte dieſe Huldigungen der Dichter und Literaten mit der tactvollen Würde einer Fürſtin entgegenzunehmen, wie ſie wohl in Rom die zweideutigen Späße oder die faden Com-plimente der Höflinge des Vaticans mit lieblichem, wahr-ſcheinlich abweiſendem Lächeln angehört hatte. War ſie doch immer lächelnd und heiter. War doch dieſe ewige Heiterkeit und Grazie das Geheimniß von Lucrezien's Triumphen, die auch hierin an die ſchöne Freundin Chateau-briands erinnert. Sie war nicht regelmäßig ſchön, auch nicht majeſtätiſch, aber ein unwiderſtehlicher Liebreiz ſcheint über ſie ausgegoſſen geweſen zu ſein. Ihr lieblich-kindliches Profil hat etwas Pikantes, alle Dichter ſangen von ihren Augen, welche den ſchlafenden Cupido in ihrem Wohn-

*) Gilbert glaubt nachweiſen zu können, daß die berühmte blonde Haarlocke, welche nebſt Briefen Lucrizien's an Bembo in der Ambroſiana zu Mailand gezeigt wird, nicht von ihr herrührt. Jeden-falls hat er Recht, wenn er meint, daß das desiderosa gratificarvi, welches einen ihrer Briefe an den Dichter beſchließt, durchaus noch nicht das Recht giebt, auf eine Gegenliebe Lucrezien's zu ſchließen. Es iſt das allergewöhnlichſte herablaſſende Fürſtencompliment für Jeden, der Italieniſch kennt.

zimmer — es war der antike, nicht der Michel-Angelo's*) — verſteinert haben ſollten. Ihr langwallendes goldgelbes Haar war berühmt. Ihre Geſtalt war biegſam, und, bei aller Schlankheit voll und rund. „Es war nicht Hoheit", ſagt Gregorovius, „noch claſſiſche Schönheit, ſondern unbeſchreibliche Anmuth von etwas Geheimnißvollem und Fremdartigem, wodurch dieſe merkwürdige Frau alle Menſchen bezauberte". Sie war eben das vollendete Weib, ſtets empfangend und, indem ſie das Empfangene in verſchönernder Geſtalt zurückgiebt, immer wieder anziehend. Jeder ſucht bei ihr, was nicht da iſt, und iſt befriedigt, ſelbſt wenn er Nichts findet und ohne ſagen zu können, was ihn an ihr feſſelt und beſeeligt, wenn nicht eben das ewig Weibliche. Das aber gerade iſt das Vergängliche im Sinne des Hiſtorikers, und Gregorovius hat wohl Recht zu ſagen, daß der päpſtlich-römiſche Hintergrund allein Lucrezien zu einer hiſtoriſchen Perſönlichkeit gemacht: „Wenn ſie nicht die Tochter Alexander's VI. und die Schweſter Cäſar's geweſen wäre, ſo würde ſie kaum in der Geſchichte ihrer Zeit bemerkt worden ſein, oder nur als ein reizendes vielumworbenes Weib in der Maſſe der Geſellſchaft ſich verloren haben."

Juli, 1874.

*) Wie Burckhardt (Cultur der Renaiſſance, S. 274) fälſchlich annimmt; dieſes war bei Eliſabeth von Urbino und kam ſpäter an Iſabella von Mantua.



II.

Zeitgenössisches aus Italien.





Aleſſandro Manzoni.

Ein Nachruf.

Ei fù; Er iſt nicht mehr. Faſt wollte es Einen bedünken, er wäre ſchon lange nicht mehr, ſo ferne liegt uns die Zeit, in welcher der einzige Mann gedichtet und gedacht. Gedichtet und gedacht, nicht gehandelt; und doch, wer kann ſich rühmen, mehr gewirkt zu haben als Aleſſandro Manzoni? Wenn ſo ein Ueberlebender uns verläßt, ein letzter Zeuge einer anderen Welt, dann wird man erſt mit einemmale recht klar, welch einen Einſchnitt die Jahre 1859 und 1866 in die Weltgeſchichte gethan haben.

Wer das Glück gehabt hat, im vorigen Jahrhundert geboren zu ſein, und hätte er auch nur die erſten unmündigſten Jahre darin verlebt, der hat noch die Luft des alten Europa eingeathmet; er iſt ein Anderer als wir. Und Manzoni iſt von 1784. Er war ein frühreifer Jüngling, da der erſte Conſul ſich als Kaiſer entpuppte und der lateiniſchen Welt die Form und Richtung gab, in der ſie fortan verharren ſollte. Es war ein ſchönes, liebenswürdiges Geſchlecht, das Geſchlecht der Reſtaurationszeit — dieſes Spätſommers des achtzehnten Jahrhunderts, und es war eine ſchöne,

heitere Zeit, trotz Laibach und Verona, trotz Metternich und Polignac, trotz Spielberg und Demagogen-Verfolgung. Schon regte sich überall das erwachende Nationalgefühl, und noch war das humane Weltbürgerthum des vorigen Geschlechtes nicht verflogen. Man begann wieder zu fühlen, daß die Religion nicht eitel Priesterthum und Heuchelei ist, und doch bewahrte man noch von dem Jahrhundert der Aufklärung her jene liebenswürdige Duldung, die so wohlthuend contrastirt mit dem politischen, halb fanatischen, halb geschäftlichen Religionstreiben unserer Zeit. Ein Horazischer, praktischer Skepticismus, sagen wir lieber: eine anmuthige Ironie, erheiterte noch die ganze Lebensanschauung und hielt ihn ferne, den „sittlichen Ernst", der seine pedantischen Schatten so dicht über unsere Zeit wirft, vielleicht nur um die Rohheit unseres Materialismus ein wenig zu verhüllen. Es war ein schöner, blühender Egmont, dieses Geschlecht von 1820, liebend, singend, spielend, und doch im Innersten getragen von edlem, den Leichtsinn veredelndem Idealismus. Auch Byron — um vier Jahre jünger als Manzoni — liebte, sang, spielte; aber er ging in den Tod für eine Sache, die wir, mephistopheliſch-klug, für eines solchen Opfers durchaus unwerth erklären. Die goldene Zeit, da Rossini und Malibran die Welt entzückten, da man Fanny Elßler und Henriette Sontag die Pferde ausspannte, da Lamartine und Hugo, Byron und Walter Scott, Heine und Uhland, Leopardi und Manzoni sangen — da Goethe beifällig und theilnehmend dem heitern Treiben zusah!

Manzoni war ein liberaler Aristokrat, wie das ganze Egmont'sche Zeitalter; sein Vater ein herabgekommener

lombardiſcher Graf, hatte, obſchon faſt illiterat, mit dem franzöſiſchen Adel für die „franzöſiſchen Ideen“ geſchwärmt. Seine Mutter war die Tochter Beccaria's und ſo ward ihm Humanität ein ſtets hochgehaltenes Erbtheil, eine liebe Familienpflicht, eine ruhmvolle Tradition. Seine Erziehung war franzöſiſch, wie es in der Zeit lag; ſo war die aller ſeiner Altersgenoſſen, und noch beruht das ganze moderne Italien auf franzöſiſcher Bildung. Blieb doch ihm und allen ſeinen Landsleuten die deutſche Civiliſation ein mit ängſtlicher Scheu von ferne betrachteter Infolio mit ſieben Siegeln. Früh kam er nach Paris, ſah den Sieger von Auſterlitz im Zenith des Ruhmes und mochte beſſer als ein Anderer die ſchwindlige Tiefe des Falles ermeſſen, als ſechzehn Jahre ſpäter (1821) die Kunde erſcholl vom einſamen Tode des Titanen.

Fù vera gloria? Ai posteri
L'ardua sentenza. Nui
Chiniam la fronte al massimo
Fattor che volle in lui
Del creator suo spirito
Più vasta orma stampar.

Goethe hat den Cinque Maggio verdeutſcht — recht mittelmäßig — er iſt in Jedermanns Gedächtniß, eines der größten, vielleicht das größte Gedicht jener an großen Gedichten reichen Zeit. Hätte Manzoni nichts weiter geſchrieben, die Nachwelt würde von ihm ſagen können, was er von Napoleon nur zweifelnd zu fragen wagte: Fù vera gloria!

In Paris ſchloß er Freundſchaft mit Fauriel, einem der beſten Franzoſen jener ſchönen Generation von Fran-

zoſen. Ihm widmete er ſeinen „Grafen Carmagnola“, die Kriegserklärung der italieniſchen Romantik gegen den Claſſicismus der Alfieri, Parini, Monti, Foscolo, der noch in voller Blüthe ſtand. Die Tragödie mag von Goethe überſchätzt worden ſein, wie der „Adelchi“ jedenfalls überſchätzt ward: die drei Chöre der beiden Trauerſpiele gehören zum Wunderbarſten, was die Energie und der Wohllaut der italieniſchen Sprache geleiſtet, zum Vollendetſten, was romaniſcher Formenſinn, Geſchmack, Gewiſſenhaftigkeit hervorgebracht, denn — man geſtehe es nur — kein Deutſcher noch Engländer darf ſich mit dem Italiener, dem Franzoſen vergleichen in dem Reſpekt vor der Sprache, in der Sorgfalt der äußern Behandlung. An dieſe Werke ſchloß ſich die neue Schule an, die Lombarden Groſſi, Silvio Pellico, der Toscaner Niccolini, der Romagnole Leopardi.

Doch es war nicht allein eine Revolution in der dichteriſchen Form; es war der Heroldsruf des erwachenden Nationalgefühles der zwiſchen den Zeilen ertönte, es war die Empfindung religiöſer Sehnſucht, welche das ganze durchbebte. Nicht nur den claſſiſchen drei Einheiten war der Krieg erklärt, auch dem Geiſte der Aufklärerei und der univerſaliſtiſchen Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts; Manzoni zur Seite dachten, ſchrieben, forſchten, handelten Rosmini, Gioberti, Gino Capponi, Ceſare Balbo. Der Neokatholicismus wie der Patriotismus athmeten nicht nur in den „Inni sacri“ und der „Ode an Theodor Körner“ — ſie ſprechen die dichteriſcheſte und hinreißendſte Sprache in den Chören „Adelchi's“ und „Carmagnola's“. Wie klangen die Worte wider in jeder italieniſchen Bruſt, als die Zerſtückelung des von der Natur ſo ſcharf als Eines gegliederten



eines Romans. Die liebenswürdige Ironie, die ſanfte Gottergebenheit, die über dem Ganzen ſchweben, ſind unausſprechlich wohlthuend. Die Menſchen — Don Abbondio, der furchtſame Landgeiſtliche, und ſeine alte Dienerin, Renzo und Lucia in ihrer friſchen, natürlichen, geſunden Unſchuld, der milde Cardinal Federigo — ſie Alle ſind nicht etwa gewandte Schauſpieler, wie Scott's Perſonagen, die ihre Rollen meiſterhaft ſpielen, ihre geſchichtlichen Coſtüme natürlich tragen, es ſind die Menſchen ſelber, wie ſie zur Zeit der finſtern ſpaniſchen Herrſchaft da oben gelebt am Strande des Lecco-Sees und in den engen Straßen Mailands. Und welche Naturſchilderungen! Wer hat den Reſegone mit ſeinen gezackten Umriſſen, wer hat die grüne lombardiſche Ebene nicht immer vor Augen? Dazu die Sprache. Man warf ihr vor, zu franzöſiren. Die toscaniſchen Pedanten ſchrieen laut auf; die Cruscanti fielen in Ohnmacht, ermannten ſich aber bald und ſtürzten her über den Kühnen, der zu ſchreiben wagte, wie man ſpricht, nicht wie man im „Cinquecento“ in den florentiniſchen Akademien ſprach und ſchrieb. Manzoni ſelbſt lenkte ſpäter ein und gab nach. Viel richtiger war der Inſtinct des Vierzigjährigen, der fühlte, daß die toskaniſche Sprache eine todte ſei; daß aber moderne Ideen, Gefühle, wie moderne Thatſachen, Erfindungen, ſich gar nicht ausdrücken laſſen in einer todten Sprache; daß der Italiener, der heute nur toscaniſch reden will, ſich auf den kleinſten Ideenkreis beſchränken muß, vieles Thatſächliche ſelbſt gar nicht mittheilen kann. Heute zu ſchreiben im Style des Firenzuola oder des Losca iſt nicht beſſer, als es zu Bembo's Zeiten war, in Plautus' und Terenz' Sprache

hten. Auch als er vor wenig Jahren den Puriſten
glaubliche Conceſſion machte, die „Promessi sposi"
Toscaniſche zu überſetzen, that er's mit feinſtem Ge-
und ſprachlichem Tacte, indem er die heutige Sprache
lorenz, nicht die des Cinquecento conſultirte.
Zeit den „Verlobten" lebte Manzoni, wie Roſſini ſeit
elm Tell", ohne zu produciren, doch keineswegs nur
end, ſchlafend, genießend. Seine innig geliebte erſte
lin, eine Genferin — die Bande zwiſchen Nord-
und der Schweiz waren damals noch enger als
auch zwiſchen den Cavours und de la Rives beſtand
dung — eine Proteſtantin, die ſich und ihn zum
t Katholicismus bekehrt hatte, war ihm früh ge-
; dies ſteigerte noch ſeine religiöſe Stimmung. Doch
Manzoni nie Papiſt: ein Gemüthszuſtand, der den
ten Katholiken unſerer Zeit in Frankreich, Belgien
d und Oeſterreich unbegreiflich iſt. Er ſah in der
on Roms die ruhmreiche Vollendung der Geſchick
s, wenn er auch die Verlegung der Hauptſtadt auf
den Hügel nicht billigte. Es war eben mit ſeiner
ſität wie mit ſeinem Patriotismus: beide Gefühle
innig, warm, aber keineswegs aggreſſiv. Manzoni
offenkundig der liberalen und nationalen Partei
er nie hat die öſterreichiſche Regierung in fünfund
Jahren einmal daran gedacht, ihn zu beunruhigen
ſtit der eifrigſten Theilnahme verfolgte der greiſ
die Geſchicke ſeines Vaterlandes; ſeine Schwieger
der lebhafte, nach Außen gerichtete, ariſtokratiſch
nteſe d'Azeglio, der feine claſſiſch gebildete, ängſtlich
ezogene Toscaner Giorgini, ſuchten ihn oft auf in

seiner Villa am Comer-See und brachten den Pulvergeruch des öffentlichen Lebens, die Echos florentiniſcher Fronde und Satire in ſeine Einſamkeit. Er empfing gern und viel Beſuch. Ein unglaubliches Gedächtniß kam ſeiner wunderbaren Unterhaltungsgabe zu Hilfe. Er hatte in einer bedeutenden, bewegten Zeit gelebt, alle bedeutenden Zeitgenoſſen gekannt, und hatte Ereigniſſe und Menſchen mit bedeutenden Augen angeſehen. Er galt für einen Meiſter der Plauderei; claſſiſche Citationen und ein attiſcher Humor belebten ſie. Couſin beſuchte ihn häufig, vindicirte ihn nicht ganz ohne Unrecht, als einen halben Franzoſen, und man kann ſich denken, wie der alte Herr, kaum merkbar lächelnd, dem großen Komödianten mit den Glühaugen, dem beredten Geſtus, dem vollen Redeſtrom von ſeinem Lehnſeſſel aus zugehört. Auch Thiers war ein häufiger Gaſt. „Cette fois-ci nous avons fondé l'édifice," ſagte er ihm einſt triumphirend und in ſeiner Weiſe die Händchen reibend nach Einſetzung der Juli-Monarchie. „Cette fois-ci, il ne croulera plus — à moins que la foudrl . . ." — „Eh, quand on a peur de la foudre, il ne faut pas tripoter dans les nuées," antwortete Manzoni dem damals noch jugendlichen Sanguiniker. der heute immer noch jugendlich und — Sanguiniker geblieben.

Auch gekrönte Häupter pflegten den Dichter in ſeiner Zurückgezogenheit aufzuſuchen. So noch vor zwei Jahren der edle hochgebildete Kaiſer von Braſilien, Dom Pedro II. Manzoni dankte ihm für dieſe hohe Ehre. „Ihnen ſchulde ich Dank, Ihnen, die Sie mich in ihrem Zimmer empfangen," antwortete der Monarch. „Bald wird man nicht mehr

wiſſen, wer Dom Pedro von Alcantara war; von Manzoni werden die kommenden Geſchlechter und nicht nur in Italien reden.“ Mit den Worten des modernen Alfonſo des Weiſen, will ich dieſe kurze Notiz ſchließen; vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit und Muße, den deutſchen Landsleuten zu ſagen, was Manzoni der Patriot, der Menſch, der Dichter, für Italien war; heute, noch unter dem Eindrucke der Nachricht, die uns den Himmelfahrtstag von 1873 — ohne ihn zu trüben — für immer denkwürdig machen wird, drängte es mich ein Wort zu ſagen über den bald neunzigjährigen Dichter, der uns vorgeſtern verlaſſen und mit dem wieder Einer, und einer der Letzten jener großen Zeit dahingegangen, der wie ein heiterer Epilog die ganze Geſchichts-Epoche abſchließt, welche mit dem heiteren Prolog der erſten Renaiſſance ſich eröffnete und vier Jahrhunderte voller Arbeit, Kampf, Schlechtigkeit und Heldenmuth, Fortſchritt und Rückſchritt, Blut und Thränen brauchte, um ihr grandioſes Thema zu erſchöpfen. Ein neues Stück hat begonnen; möchten wir und unſere Kinder es nicht ſchlechter ſpielen, als unſere Väter und Vorfahren das Ihre, und möchte auch unſeren Enkeln, wenn ſich die Tragödie zu Ende neigt, ein lieblicher Sänger erſtehen, der wehmüthig, nicht ſchmerzlich, ergreifend, nicht erſchütternd, ſein melodiſches Lied ſingt, ein Lied, in dem alle Gefühle und Gedanken, welche die Zeit ſtürmiſch oder leiſe bewegt, noch einmal, aber milde verklärt durch das Dichtergemüth, wiederklingen.

Mai 1873.

Guerrazzi.

Francesco Domenico Guerrazzi ist am 23. d. M. (September 1873) in seinem Landhäuschen la Cinquantina zu Cecina bei Livorno im 69. Jahre seines Lebens eines unerwarteten Todes gestorben und, während ich hier dies schreibe, wird dem Veteranen der toskanischen Romantik und der toskanischen Revolution in Livorno auf die pomphafte italienische Weise die letzte Ehre erwiesen. Guerrazzi's Ruhm, der selbst in Italien nicht besonders hell mehr strahlte, ist längst für Deutschland verblichen, obschon auch Deutschland einst die „Schlacht von Benevent" so eifrig las, so hoch bewunderte, als die „Verlobten", welche wenige Monate vor des Livornesen Jugendwerk erschienen waren. Nicht länger war der Zwischenraum, der den Tod des lombardischen Patrioten und Romantikers von dem des Toscaners trennte. Guerrazzi selber rief einst, als er von dem Tode seines Collegen im Triumvirat, Montanelli, hörte, in seiner volksthümlich prägnanten Weise aus: „Ist's doch wie am Charfreitag. Bei jedem Psalm, den wir singen, erlischt eine Kerze." In der That, bald werden sie alle erloschen sein, die Leuchten, welche

n in der langen bangen Nacht von 1815 bis 1859
. Seit es Tag geworden, wollte man freilich nur
efährliche Brandfackeln in ihnen ſehen und machte
eere um ſie: Guerrazzi iſt geſtorben, ein Mazzini
wie Garibaldi ſterben wird, ein wenn nicht Ver-
er, ſo doch ſtillſchweigend Beſeitigter für das Geſchlecht
länner, ein unbekannter, ein Name höchſtens für das
inglinge; und doch hat er als Politiker und als
ſteller eine bedeutende Rolle in Italien geſpielt, ob-
ie Nachwelt — und ſie hat für ihn bereits bei ſeinen
en begonnen — jene ephemere Wirkung des Mannes
e Zeit bald vergeſſen wird, ja zum größten Theil ſchon
n hat. Nicht an Geiſt gebrach es dem italieniſchen Victor
und ſein Charakter war rein und ehrenhaft. Was
hlte, war das Gleichgewicht, welches der geſunde
enverſtand allein herzuſtellen vermag. So war's
rſagt, als Schriftſteller wie als Politiker das zu
, wozu ihn die freigeberiſche Natur beſtimmt zu
ſchien.

uerrazzi hat ſelbſt die erſte, größere Hälfte ſeines
erzählt, und von allem, was er geſchrieben, iſt wohl
ief an Mazzini, in welchem er es that und den er
n Kerker zu büßen hatte (1847), das Beſte. Der
and, der Wirklichkeit entnommen, iſt intereſſanter
gend einer, den er in ſeinen Dichtungen behandelt,
e Form iſt einfacher, anſpruchsloſer als die Art
r Proſa, die er in ſeinen Romanen in Mode brachte
che auf eine höchſt unangenehme Weiſe Chateaubriand'
Schwulſtmit Hugo'ſcher Uebertreibung paart. Höchſt
ſt die Schilderung des Vaters, eines herben,

düstern, strengen Verrina, von dem der Sohn den Grundzug seines Wesens geerbt zu haben scheint. Nur zufällig und Folge des Zeitgeschmackes, dem Niemand zu entrinnen vermag, war, daß der Vater seine Ideale im classischen Costüme der Cato und Brutus, der Sohn sie im romantischen des Michel-Angelo oder Ferruccio sehen wollte. Auch das Porträt seines alten geistlichen Lehrers, für den Cardinal Bembo das unerreichte Muster des Styls geblieben, ist reizend; das ganze Geschlecht der akademischen Pedanten des vorigen Jahrhunderts lebt auf in dieser kräftig und heiter gezeichneten Gestalt. Welches Gegengewicht dieser Classicismus früh in der wüstesten, ungeordnetsten Lectüre fand, mittelst deren Voltaire und Ariost, Baco und „Tausend und Eine Nacht", „Die Geheimnisse Udolph's" und Homer, Ossian und Cook Eingang in den jugendlichen Kopf fanden und sich da drollig genug herumbalgten, hat er ebenfalls anschaulich erzählt.

Schon mit sechzehn Jahren*) kam der frühreife Jüngling auf die Universität, von der er, kaum immatriculirt, auch schon relegirt wurde, weil er den andern Studenten die Nachrichten aus Neapel vorgelesen, wo gerade damals (1820) die Verschwörung Pepe's und Caracciolo's ephemere Triumphe feierte. Als er nach Pisa zurückkehrte, mit einer Tragödie, „Priamo", in der Tasche, begegnete er Byron. „Mi parve Apollo del Vaticano", schrieb er noch ein Menschenalter später. Die Begegnung war in der That entscheidend für den jungen Italiener, der in seinem Vater-

*) Guerrazzi (Francesco Domenico) war geboren im August 1804, nicht 1805, wie alle Nekrologe sagen.

der eigentliche Vertreter des Byronismus werden
„Gierig füllte ich mir Sack und Buſen mit dieſem
, das mir durchaus lauter ſchien, und für viele
ſah und fühlte ich nur durch Byron.“ Noch mehr
ie Jugendgedichte des Urbildes ſind die Jugendwerke
achahmers heute veraltet, vergeſſen, mit Ausnahme
Titel. Seine Tragödie: „Die Schwarzen und die
n“ fiel gleich durch vor dem Publikum bei Livorno;
ſo ſein erſter Roman, die „Schlacht bei Benevent“
ganz Italien mit gruſelndem Entzücken geleſen ward
eiflung und Hoffnung, ſataniſches Zähneknirſchen
gsvoller Glaube, Tyrannenhaß und wilder Patrio-
s klingen verwirrt darin wider; der italieniſche Leſer
1827 fühlte nur das ihm Angenehme heraus: den
otismus, und das Buch ward eine Art patriotiſcher

Die toscaniſche Regierung verzieh es dem Autor
bei der kleinſten unſchuldigſten Peccadille ward er
gewinnreichen Thätigkeit auf dem Forum entriſſen
n die Verbannung nach Montepulciano geſchickt. Hier
wo er ſich mit Mazzini, der ihn heimlich dort auf
für's Leben verband.

Ungewöhnlich begabt mochte der zweiundzwanzigjährige
ing wohl ſein, der die „Schlacht bei Benevent“ ſchrieb
anz Italien in patriotiſche Bewegung verſetzte. Auch
Aſſedio di Firenze“ und „Iſabella Orſini“, in frühe
erdacht und geſchrieben, athmeten den Geiſt jenes
ectiven Patriotismus, an dem ſich Italien zu
ichen Vaterlandsliebe herangebildet. Weder Maſſimi
lio's noch Manzoni's Romane durften ſich eines ſ
blicklichen, ſo allgemeinen Erfolges rühmen; freili

auf Kosten einer dauernden Anerkennung. Tendenzromane altern schnell. Der stets gehobene Ton der Leidenschaft ermüdet selbst den Leidenschaftlichen, wie vielmehr den Beruhigten, Ernüchterten. Gar die Unarten der Zeit, denen Guerrazzi einen so reichen Tribut zahlte, wollen uns lächerlich scheinen, während sie unsere Väter mit behaglichem Schaudern erfüllten. Guerrazzi gehörte dem ersten französischen Romantismus an; die Byron'schen Nachtgestalten hatten's ihm eben, wie Jenen am Seinestrand, angethan; die Conrad, die Lara, die Manfred spukten unheimlich in seinem Geiste. Aber während der englische Dichter sich der finstern Modetracht zu entledigen wußte und seinen reizenden Genius in der nackten Natürlichkeit des „Don Juan" zu zeigen wagte, blieb der Italiener bis an sein Ende ein überzeugter Ténébreux. Noch „Veronica Cybo" (1847) ist voll der um 1825 modisch gewesenen Ungeheuerlichkeiten und unmenschlichen Gräuel.

Dem grausamlichen Inhalt entsprach die übertriebene Form. Guerrazzi mochte sich rühmen, von Anbeginn die elliptisch-rhetorische, fieberhaft aufgeregte Sprache entdeckt zu haben, auf die Victor Hugo erst gegen die Neige seines Ruhmes verfiel. Zu seinem Glück war Guerrazzi ein Toscaner, und einem Toscaner ist nun einmal ein gewisser Grad von Geschmacklosigkeit, in welchen selbst der Franzose fallen kann, ja mehr als irgend ein anderer Europäer verfällt, sobald er die nationale Tradition verläugnet, aus der nationalen Zucht desertirt, durchaus unmöglich. In des Livornesen Romanen sind Gespräche voll derber Volksthümlichkeit, ist beinahe durchgehends eine Art kräftigen Erdgeruches, der stets bezaubert, wenn die Erde toscanischer

iſt immer verſucht, ihm zuzurufen: Tu te fâches
tu as tort.

Natürlich brachte auch ihn 1859 zurück nach Toscan
er fühlte ſich fremd in der neuen Zeit. Für d
: des ſubalpiniſchen Parlaments, in der ein Cavou
in Rattazzi Schach ſpielten, war der toscaniſche Co
or nicht gemacht. Er gehörte einer andern Schul
andern Geſchlecht, einer andern Geiſtes- und Charakte
ıg an, als die 10 bis 15 Jahre jüngeren Männe
, ſich um Cavour ſchaarend, ganz Italien in Piemont
m zogen. Ganz hatte er nie den Verſchwörer, de
smann" — Livorno iſt die einzige Stadt Toscana's
lcher das demokratiſche Evangelium irgendwelchen An
gefunden — den Gefühlspatrioten abgethan. E
ſich desorientirt unter der klugen Jugend, die all
neinheiten, alle Begeiſterung wie abgetragenes orato
Theatercoſtüm anſah. Verdrießlich und mürriſ
arf er ſich mit allen Parteien. Von Mazzini trennt
) durch die Anerkennung der Monarchie, von ſeine
iſchen Freunden durch die Bitterkeit, mit der er da
ſiſche Protectorat tadelte, von Cavour durch ſeine
ſt gegen die Preisgebung Savoyen's und Nizza's
puritaniſche Anſchauungsweiſe erlaubte ihm nicht
lachſicht der lavirenden Staatskunſt zuzuſchauen, die
günſtigem Winde unterſtützt, das junge Königreic
) nach elf Jahren in den Hafen bringen ſollte. Daz
r, der die Feder ſo leicht führte, mit der Feder all
ſchaften aufzuwühlen wußte, nie ein Redner geweſen
hlte, daß er ſeine Rolle ſchon 1849 ausgeſpielt, un

trat ab, nicht ohne über die Undankbarkeit der Nation, [illegible] Regierung zu klagen. Gereizt, verstimmt, enttäuscht, empf[illegible] lich, zog er sich vom Parlamente, dann sogar vom Sta[illegible] leben zurück und verbrachte die letzten Lebensjahre m[illegible] seinen Büchern, mit seinen Neffen und Großneffen, in de[illegible] Mitte der sonst so bittere Mann gern heiter und freund[illegible] wurde, auf seinem Gütchen bei Cecina.

Von bäuerlichen Lebensgewohnheiten umgeben, [illegible] brachte er dort die letzten Jahre in ländlicher Zur[illegible] gezogenheit. Die Verstimmung verließ ihn nicht mehr. Die unangenehmen Auftritte in der Kammer, in denen er den Kürzern gezogen zu haben sich nicht läugnen konnte, blieben stets in seiner Erinnerung. So oft er das Wort ergriff, war es die bittere Sprache der Mißbilligung. Wie Mazzini, wie Garibaldi, wie Tommaseo, wandte er sich ab vom neuen Italien, das nicht geworden war wie er es gewollt, wo er keine passende Stelle für sich sah. Die Persönlichkeit spielt eine gewaltige Rolle in Italien. In den Männern, die seit 1859 den Staat leiten, sieht man keine Schule, keine Partei, keine Kaste, sondern eine Kameradschaft, zu persönlichen Zwecken verbunden und nur diese verfolgend. Die gekränkte Eitelkeit, welche nichts verträgt und sich nicht zu gestehen wagt, daß die eigene Persönlichkeit entbehrlich geworden, nimmt dann gern die herbe, bittere Weise des cynischen Philosophen an, und da es an allem Menschlichen immer genug zu tadeln gibt, weidet sie sich an den Fehlern der Glücklicheren. Ganz unredlich gegen sich selber sind diese schwarzsichtigen Mäkler nicht! sie haben ein vages, halb republikanisches, halb christliches Ideal in ihrem Busen; danach bemessen sie die

lassen, wendet er sich für eine Zeit von der Politik ab, schreibt die „Veronica Cybo", die „Isabella Orsini" — ein Gegenstand, den auch unser Tieck in seiner „Vittoria Accorombona" versucht hat — zwei Greuelgeschichten im Geschmacke der Zeit, doch ohne politische Tendenz. Eine Zeitlang schien er der Politik den Rücken kehren zu wollen, lebte nur der Advocatur, in der er glänzte, und der Familie, die er sich in hilfreichem Edelmuth selber aufgebürdet. Man sollte glauben, es sei ihm nur noch um Gelderwerb zu thun, so fleißig betreibt er sein Geschäft als Anwalt, seit der Tod eines zweiten Bruders ihn zum Vormund und Vater dreier Kinder gemacht. Doch qui a bu, boira: wer einmal von dem berauschenden Gifte des Politisirens gekostet, läßt so leicht nicht mehr davon. Schon mit den gegen die Moderantisten gerichteten „Neuen Tartuffes" kehrt er wieder zur revolutionären Sache zurück, und bald darauf compromittirte er sich mehr als je durch seinen Brief an Mazzini, jene reizende Autobiographie, von welcher wir oben geredet (1847). Auf einer Festung der Insel Elba mußte er die darin an den Tag gelegten republikanischen Gesinnungen büßen. Dort fand ihn die Februar-Revolution, und machte aus dem Verfolgten einen Triumphator, bald sogar einen großherzoglichen Minister, freilich einen großherzoglichen Minister, der den Krieg mit seines Großherzogs Verwandten und Schützer, dem Kaiser von Oesterreich, auf's leidenschaftlichste betrieb. Nach Leopolds II. Flucht zum Triumvir neben Montanelli und Mazzoni ernannt, zeigte er unerschrockenen Muth, an der Spitze der treugebliebenen Truppen marschirte er gegen General Laugier und die großherzoglichen Regimenter, die er in die Flucht trieb. Auch an Mäßigung

trat ab, nicht ohne über die Undankbarkeit der Nation, der Regierung zu klagen. Gereizt, verstimmt, enttäuscht, empfindlich, zog er sich vom Parlamente, dann sogar vom Staatsleben zurück und verbrachte die letzten Lebensjahre unter seinen Büchern, mit seinen Neffen und Großneffen, in deren Mitte der sonst so bittere Mann gern heiter und freundlich wurde, auf seinem Gütchen bei Cecina.

Von bäuerlichen Lebensgewohnheiten umgeben, verbrachte er dort die letzten Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit. Die Verstimmung verließ ihn nicht mehr. Die unangenehmen Auftritte in der Kammer, in denen er den Kürzern gezogen zu haben sich nicht läugnen konnte, blieben stets in seiner Erinnerung. So oft er das Wort ergriff, war es die bittere Sprache der Mißbilligung. Wie Mazzini, wie Garibaldi, wie Tommaseo, wandte er sich ab vom neuen Italien, das nicht geworden war wie er es gewollt, wo er keine passende Stelle für sich sah. Die Persönlichkeit spielt eine gewaltige Rolle in Italien. In den Männern, die seit 1859 den Staat leiten, sieht man keine Schule, keine Partei, keine Kaste, sondern eine Kameradschaft, zu persönlichen Zwecken verbunden und nur diese verfolgend. Die gekränkte Eitelkeit, welche nichts verträgt und sich nicht zu gestehen wagt, daß die eigene Persönlichkeit entbehrlich geworden, nimmt dann gern die herbe, bittere Weise des cynischen Philosophen an, und da es an allem Menschlichen immer genug zu tadeln gibt, weidet sie sich an den Fehlern der Glücklicheren. Ganz unredlich gegen sich selber sind diese schwarzsichtigen Mäkler nicht! sie haben ein vages, halb republikanisches, halb christliches Ideal in ihrem Busen; danach bemessen sie die

Wirklichkeit, dieſe proſaiſche, alles Idealen bare Wirklichkeit der jetzigen italieniſchen Zuſtände, und da muß es ja wohl zu einer Mißſtimmung kommen. Freilich weder angenehm, noch nützlich, noch anregend ſind dieſe theoretiſchen Optimiſten und praktiſchen Peſſimiſten, welche die Unzufriedenheit und die üble Laune à la Gervinus in ein Syſtem gebracht haben; aber ſie ſind zu bedauern. Weder Guerrazzi noch Tommaſeo ſind glückliche Naturen; Italien iſt ſtets reich geweſen an ſolchen Charakteren und Geiſtern; genial in der Begabung, von fleckenloſer Ehrenhaftigkeit, ſtolz bis zum Hochmuth, verbitterte Idealiſten — und jämmerliche Politiker. Dante ſelber gehört in die Familie, freilich wie der Löwe zur Katzenfamilie.

In ſeinem Bauerngütchen hat Guerrazzi der Tod überraſcht, mitten im Kreiſe ſeiner Familie, mit der er eben ein munteres Mahl eingenommen. In einem letzten ſchönen, beruhigenden Accorde ſollten ſich alle die Discorde löſen, welche ſeinem ganzen Leben wie allen ſeinen Schriften den Charakter der Zerriſſenheit, des Widerſpruches, der Krankhaftigkeit geben und eine kräftige, reichbegabte Natur weder zu innerm Frieden, noch zu reiner Kunſt, noch zu nützlicher öffentlicher Thätigkeit kommen ließen. Guerrazzi hat mehr als einmal die italieniſche Jugend gewaltſam-geräuſchvoll aufgeſchreckt, wenn ſie einzuſchlafen drohte; er hat kein Lied hinterlaſſen, an dem ſich kommende Geſchlechter noch erfreuen könnten.

Schon beginnen die Condolenz-Adreſſen der Municipien von überallher in Livorno einzulaufen; ſchon iſt ein Platz der Stadt Piazza Guerrazzi getauft; ſchon ſind 10,000 Fr. vom Gemeinderath zu einem projectirten Monument aus-

Trauernden aufzunehmen, welche aus allen Provinzen des Königreichs herbeigezogen, wie von den Berg- und Küstenländern, welche noch unter österreichischer Herrschaft stehen und wohl noch lange stehen werden. Jenes Leichenbegängniß galt dem Menschen und dem Freunde, diese Feierlichkeit mag als der letzte Tribut der Verehrung betrachtet werden, welche dem Patrioten und dem Schriftsteller dargebracht wurde.

Wer und was war Tommaseo? Wie kommt's, daß sein Tod durch ganz Italien empfunden wird, als ob ein Manzoni oder Cavour ausgeathmet hätte? Hat er, wie Jener, ein Werk geschrieben, das dauern wird, so lange die italienische Sprache dauert? Hat er eine That vollbracht, wie Dieser, welche die Erlösung der Nation nach sich gezogen oder ein neues Zeitalter eröffnet? Nichts von alledem; und um den ungeheuren Ruf zu begreifen, den er erlangt, muß man das südliche Leben überhaupt und Italien insbesondere kennen, wie es vor 1848 war, oder von den Ueberlebenden gehört haben, wie es war. Es ist bekannt, daß Tommaseo vor 1848 kein politisches Amt bekleidet, überhaupt nicht öffentlich theilgenommen hatte an der Politik, und obschon seine besten Werke seitdem erschienen sind, so liegt doch die Periode seines wirksamen Einflusses hauptsächlich zwischen 1828 und 1848, zur Zeit, wo die Grundlagen des neuen Italien in den Herzen und Köpfen der Nation gelegt wurden.

Auf der Oberfläche schien es, als gäbe es kein politisches Leben in Italien. Die Presse existirte noch nicht. Jeder freie Ausdruck des Gedankens ward als ein Verbrechen betrachtet und demgemäß bestraft. In dieser allgemeinen

Niccolò Tommaseo.

Ein Nekrolog.

Am 1. Mai (1874) ist Tommaseo beinahe plötzlich verschieden; und so wenig der berühmte Schriftsteller auch in seinem Leben die Toscaner und speciell die Florentiner geschont hat, Florenz trägt's ihm nicht nach; sein unerwartetes Ende erregte allgemeine und aufrichtige Theilnahme. Der Nestor des Florentinischen Adels und des italienischen Liberalismus, der 82jährige Marchese Gino Capponi ließ sich noch eine Stunde vor dem Tode seines alten Kampfgenossen an dessen Sterbebett geleiten und die blinden Greise wechselten noch einmal Händedruck und Worte der Freundschaft. Am folgenden Tage wurde nach florentinischer Sitte und unter ungeheurem Zudrange des Volkes die Leiche bei Fackellicht aus dem bescheidenen Häuschen am Ponte alle Grazie nach dem ländlichen Friedhofe von Settignano gebracht, wo die Gattin des Verstorbenen ruht. Acht Tage darauf öffneten sich die Thore des italienischen Pantheon von Santa Croce, wo Machiavelli, Galilei, Alfieri und so viele andere große Italiener begraben liegen, um die ungeheure Menge der

Trauernden aufzunehmen, welche aus allen Provinzen des Königreichs herbeigezogen, wie von den Berg- und Küstenländern, welche noch unter österreichischer Herrschaft stehen und wohl noch lange stehen werden. Jenes Leichenbegängniß galt dem Menschen und dem Freunde, diese Feierlichkeit mag als der letzte Tribut der Verehrung betrachtet werden, welche dem Patrioten und dem Schriftsteller dargebracht wurde.

Wer und was war Tommaseo? Wie kommt's, daß sein Tod durch ganz Italien empfunden wird, als ob ein Manzoni oder Cavour ausgeathmet hätte? Hat er, wie Jener, ein Werk geschrieben, das dauern wird, so lange die italienische Sprache dauert? Hat er eine That vollbracht, wie Dieser, welche die Erlösung der Nation nach sich geführt oder ein neues Zeitalter eröffnet? Nichts von alledem; und um den ungeheuren Ruf zu begreifen, den er erlangt, muß man das südliche Leben überhaupt und Italien insbesondere kennen, wie es vor 1848 war, oder von den Ueberlebenden gehört haben, wie es war. Es ist bekannt, daß Tommaseo vor 1848 kein politisches Amt bekleidet, überhaupt nicht öffentlich theilgenommen hatte an der Politik, und obschon seine besten Werke seitdem erschienen sind, so liegt doch die Periode seines wirksamen Einflusses hauptsächlich zwischen 1828 und 1848, zur Zeit, wo die Grundlagen des neuen Italien in den Herzen und Köpfen der Nation gelegt wurden.

Auf der Oberfläche schien es, als gäbe es kein politisches Leben in Italien. Die Presse existirte noch nicht. Jeder freie Ausdruck des Gedankens ward als ein Verbrechen betrachtet und demgemäß bestraft. In dieser allgemeinen

Stille begann der persönliche Einfluß die Bedeutung wiederzugewinnen, die er einst besessen. Ein Mensch wirkte durch sein Gespräch, seine Haltung, sein Betragen, wie in den Zeiten Sokrates'. Die Druckerei, welche in unsern Tagen überall das einzige Vehikel des Gedankens zu sein scheint, kam gar nicht in Frage. Selbst zehn Jahre später noch gingen Giusti's Gedichte handschriftlich von Hand zu Hand und waren darum nicht weniger jedem Kind einer irgendwie gebildeten Familie in der ganzen Halbinsel bekannt. Männer, die ihr Leben über kaum einen Zeitungsartikel geschrieben und nun Senatoren oder Geheimräthe sind, wurden als die Schiedsrichter in Sachen des Geschmackes, oder als Muster der Tugend, oder als Vorkämpfer des Liberalismus in ganz Italien anerkannt; und ihre Stellung ist nicht im Geringsten erschüttert, seit die Oeffentlichkeit ihre Bedeutung wiedererlangt hat. Die Männer, welche in Turin um Gioberti und Balbo, an den lombardischen Seen um Manzoni und Rosmini, in Florenz um Gino Capponi und Vieusseux sich sammelten, waren ebenso viele Apostel, welche die gute Botschaft von Ort zu Ort trugen, die gute Botschaft eines neuen Italiens, katholisch und liberal zugleich, und von ihm nicht nur die Erneuerung der Kirche und des Staates erwarteten, sondern auch die Herstellung von Dante's und Petrarca's Vaterland zum einstigen Primato. Geselliger Verkehr und gemeinsames Studium dienten als der Tiegel, aus dem der neue Glauben hervorgehen sollte. Die Patrioten verbanden sich durch Reisen von Stadt zu Stadt in einer Art stillschweigender Freimaurerei — zu der der italienische Volkscharacter von der Natur ganz besonders organisirt scheint — und gelehrte

Commentare über Dante und Virgil sprachen zu der ga
Nation wie durch eine geheime Zifferſprache; wäh
Andere, welche der That mehr als dem Gedanken, L
oder Glauben trauten, ſich in Verſchwörungen zuſam
thaten und gelegentlich ihrer patriotiſchen Leidenſchaf
voreiligem Losbrechen Ausdruck gaben. Florenz ward da
das Aſyl für die literariſchen Opponenten, welche von
öſterreichiſchen Provinzen, aus dem jeſuitiſchen Piemont
dem deſpotiſchen Neapel dorthin eilten, ſich um den le
der Capponi, den würdigen Vertreter eines würdigen
ſchlechtes, zu ſchaaren. Hier gründete Vieuſſeux die A
logia, eine offenbar gegen Oeſterreich gerichtete Zeitſch
Hierhin zog ſich Leopardi zurück, hier lebten Balbo, Po
Niccolini, und endlich auch Tommaſeo, damals ein
junger Mann, aber ſchon die Individualität, die er
an ſein Ende bleiben ſollte. Eine ungewöhnliche Gel
ſamkeit, unterſtützt von einem ausgezeichneten Gedäch
und begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit der Fe
war damals ſchon der hervorſtechende Zug des merkwürd
Schriftſtellers, in deſſen fleckenloſem perſönlichen Charc
ſich cyniſche Philoſophie und ſtrenger Republikanism
glühende Vaterlandsliebe und brünſtige Frömmigkeit
einigten. Tommaſeo konnte nie dazu gebracht werden,
Stelle, einen Orden, einen Heller von irgend einer h
ſchenden Gewalt anzunehmen. Er lebte von ſeiner Fe
armſelig genug, aber ſo ſtolz in ſeinem fadenſcheini
Gewand als Antiſthenes ſelber. Als er Geſandter
Venetianiſchen Republik in Frankreich war, lebte er in Pa
mit 4 Franken täglich, welche er aus ſeiner eigenen Ta
zahlte, und der ganze Betrag ſeiner frais de représentat

nd sechs Monaten kostete die Republik nicht mehr al
Lire (= 480 R. M.).

Niccolò Tommaseo war überhaupt eine eigenthümlic
inung. Als Schriftsteller, als Politiker, als Mens
entarisch, launenhaft, voller Lücken, stets thätig, ab
stets zersplittert, kam er mit allem und allen in B
ng, und hat doch keine bleibende Spur hinterlasse
Name ist bekannter als der seinige; aber weni
seine Werke gelesen, wenige billigten seine Stellu
ffentlichen Leben, wenige blieben ihm lang' eng
ndet. Im Anfange des Jahrhunderts in Dalmati
n und im Seminar erzogen, kam er fünfzehnjähr
Padua um die Rechte zu studiren. Dort verband
i Freundschaft mit dem sieben Jahre älteren Rosmi
größten lebenden Philosophen Europa's", wie er i
838 nannte; ward durch diesen mit Manzoni bekan
ührte bald in Venedig, bald in Roveredo, bald
nd oder Padua ein ungebundenes Literatenlebe
Gewohnheiten ihm bis an sein Ende anhinge
rauisch, empfindlich, kränkelnd, stand er immer alle
ugend auf. Tommaseo hat sehr viel über sich selb
eben, und schildert sich als Knaben wie wir ihn a
i und Greis gekannt: unzufrieden mit sich, mit d
n, immer zur Kritik geneigt und Meister in der Ku
ehler anderer aufzudecken, freilich auch seine eigen
ennen und sich damit zu quälen, aber ohne ernstli
rsuchen sich ihrer zu entledigen. Er blieb sein Leb
ein Kritiker in dem alten Sinne des Wortes, und
es seine Kritik vornehmlich an denen zu üben, wel
Besitze waren. Daher denn auch seine Populari

unter den Neidern und den Mittelmäßigen; sie wußten dem Manne Dank, der mit Geist, Gelehrsamkeit, reiner Gesinnung ihr Spiel spielte, meist ohne sich dessen selber bewußt zu sein. Bei Tommaseo, der überhaupt viel an den verstimmten Hypochonder von Weimar erinnert, thut man wohl sich ins Gedächtniß zu rufen, was Goethe bei der Beurtheilung Herders anempfahl: die moralische Wirkung krankhafter Zustände zu beachten, sich zu hüten manche Charaktere ungerecht zu beurtheilen, indem „man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solchem Maße betragen sollen."

Auch nachdem Tommaseo, gegen Ende der Restauration, nach Florenz gekommen, dort von dem zehn Jahre ältern Gino Capponi herzlichst empfangen worden, an Vieusseux's „Antologia" einen thätigen Antheil genommen hatte, blieb er in der heiteren Umgebung und der regelmäßigen Thätigkeit im Grunde der Unstäte, Düstere, der er immer gewesen war. Toscana war, wie schon bemerkt, damals die liberale Oasis Italiens, und in Florenz hatte sich der immerhin zahme Widerstand gegen die Zustände des Vaterlandes concentrirt. Das Organ der kleinen patriotischen Gruppe war die „Antologia"; die Waffe war, wie zu einer Zeit in Deutschland, die literarhistorische Kritik. Kein Mitarbeiter hatte eine ätzendere Tinte als Tommaseo. Auch sollte er der berühmten Zeitschrift ihr Ende bereiten. Im Jahre 1834 ward sie zweier Aufsätze halber, die dem Zaren und dem Kaiser von Oesterreich mißfielen, beide aus Tommaseo's Feder, unterdrückt. Der gelehrte Journalist selber mußte seinen Stab weiter setzen, und wanderte nach Frankreich, noch immer der freie unabhängige Cyniker, der

: Feſſel ertragen, ſich nie zu einer beſtimmten A
ung, ja nur zu einer regelmäßigen Thätigkeit verbind
le. Seine Tonne genügte ihm bis ans Ende, und
) nie an, jeden der ihm in die Sonne trat, und wä
llexander geweſen, namentlich wenn es Alexander w
ciſch wegzuweiſen. Sein kleines ererbtes Einkomm
ſeine Feder genügten dem enthaltſamen oder vielm
cfnißloſen Manne; alle Lehrſtühle, die man ihm anb
er ſtets zurück.

Dem Dreißigjährigen ging ſchon ein wohlbegründe
voraus, als er ins Exil wanderte. Eine unendli
hl von gelehrten und andern Aufſätzen, Broſchür
cſetzungen, Commentaren, vor allem ſein „Dizionar
Sinonimi“ (1832), hatten ſeinen Namen in ga
en bekannt gemacht, und bald ſollte er ſich mit ſei
r bereiten, ſtets aufs ſchärfſte zugeſpitzten Feder a
rankreich einen Namen machen. Ich glaube nicht, d
dein Fremder in dieſem Jahrhundert das Franzöſiſ
derſelben Leichtigkeit, Eleganz und einſchneidend
jeit geſchrieben als Tommaſeo. In Paris war
wo er ſeinen Commentar zu Dante, der von Juge
ſeine wie ſeiner ganzen Generation Lieblingslecti
en war, beendigte. Tommaſeo war im höchſten Gra
ich einen ungeduldigen Schriftſteller nennen möch
n hatte er eine Idee empfangen, ſo mußte ſie a
auf's Papier geboren werden; kaum hatte er
:geſchrieben, ſo mußte ſie auch in den Druck und vo
ikum. Von Dante ſpringt er plötzlich auf ein ande
ſammelt, auch darin an Herder erinnernd, illyriſc
atiſche, corſiſche Volkslieder, und geht zu dieſem Zw

selber nach Corsica, von wo ihn die Amnestie von 1838 zurückruft. In den zehn Jahren, die folgten, veröffentlichte Tommaseo seine einzigen einigermaßen componirten Werke: Fede e Bellezza und die Memorie poetiche — einen mittelmäßigen Roman und eine unerfreuliche Selbstbiographie; freilich auch das ganz in Tommaseo's Art aus tausend Brillantscherben zusammengesetzte ästhetische Lexikon; es trug ihm einen Sessel in der Crusca ein.

Eine leidenschaftliche Natur, gepaart mit einem bittern und unverträglichen Temperament, ließ ihm keine Ruhe. In allen seinen Schriften ist eine fieberhafte Rastlosigkeit. Als Schriftsteller war er in der That, was die Franzosen einen mauvais coucheur nennen. Mit einem hervorragend kritischen Verstande und einer agressiven Gemüthsstimmung mußte er stets Alles und Alle angreifen. Obgleich Republikaner und Katholik, lebte er weder mit Mazzini noch mit dem Vatican in Frieden. Ein aufopfernder Patriot sein ganzes Leben über, bekämpfte er entschieden und beständig jede Allianz mit Piemont; und, obgleich ein erklärter Gegner der weltlichen Macht des Papstes, konnte er der herrschenden Partei die Einnahme Rom's nie verzeihen, wie er auch nie, selbst nach Jahren nicht, Cavour's Cession von Nizza und Savoyen hatte gutheißen wollen.

Selbstthätig, nicht kritisch oppositionell, griff Tommaseo zuerst 1848 in die Politik ein. Eine Rede, die er im venetianischen Athenäum gegen die Censur gehalten, ein Brief an die Bischöfe, in dem er sie aufforderte in Wien auf die Autonomie Lombardo-Venetiens hinzuwirken, hatte die Aufmerksamkeit der österreichischen Gerichte auf ihn gezogen. Er wurde, zugleich mit Manin, verhaftet im

Januar des verhängnißvollen Jahres. Natürlich wurden beide zwei Monate später freigesprochen, jubelnd vom Volke durch die Straßen der Lagunenstadt begleitet und zu den obersten Leitern der wieder erstandenen Republik ernannt. So war es Tommaseo's Einfluß zuzuschreiben, wenn Venedig das savoyische Bündniß ablehnte; und, wie's bei solchen Charakteren zu gehen pflegt, je mehr ihm die Ereignisse Unrecht gaben, desto mehr steifte er sich, in Gervinus'scher Art, auf seine Unfehlbarkeit. Tommaseo hat sich eigentlich nie mit dem Königreich Italien ausgesöhnt. Der Republikanismus und der Katholicismus saßen ihm zu tief im Blute: denn ein Gläubiger und ein gereizter Gläubiger ist er geblieben.

Als Botschafter der venetianischen Republik nach Paris gesandt, lebte er dort, wie er einst als junger Flüchtling dort gelebt, in einem Dachstübchen. Nach Besiegung der Revolution segelte der Ex-Dictator nach Corfu, wo er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufnahm, hunderterlei Gegenstände in hundert Schriftchen besprach, darunter die religiöse Frage, damals wie später nach 1860, nach 1870, mit ausgesprochener Sympathie für Pio Nono, der während seiner kurzen Gefangenschaft sich für ihn in Wien verwendet hatte, unter Nachweis der Nothwendigkeit, wo nicht eines Kirchenstaates, so doch eines unabhängigen Patrimoniums für den Nachfolger Petri. Obgleich noch immer antipiemontesisch gesinnt, geht er endlich doch nach der einzigen Stadt, in der damals ein Italiener frei reden, schreiben, athmen konnte, nach Turin, wo er aufs freudigste empfangen wird, wo man ihm sogleich einen Lehrstuhl anbietet, den er, wie früher in Florenz, ausschlug, um seine Unabhängig-

venetianiſchen Republik, obſchon er in deren Verthei[illegible] große Energie und Feſtigkeit an den Tag legte; oder [illegible] ſeine literariſchen Werke, welche die aufſteigende Ju[illegible] kaum noch lieſt. Es iſt das Leben des Mannes und [illegible] Beiſpiel, das er der Nation gegeben, welches ihm eine [illegible] hohe Stelle anweiſt in der Geſchichte der politiſchen Wie[illegible] geburt Italiens. Die ſchlichte Entſagung, mit der er o[illegible] je zu murren die lange Nacht der Blindheit ertrug; [illegible] unermüdliche Beharrlichkeit, mit der er bis zur letzten Stunde ſeines Lebens fortarbeitete — denn er ſaß über dem Werke, das ſtets ſeinen ſichtbarſten Rechtsanſpruch auf den Ruhm ausmachen wird, dem Wörterbuch der italieniſchen Sprache, als der Tod ihn überraſchte. In einer Stellung, wo er Wohlhabenheit, Popularität und Ehren hätte gewinnen können, hat er ſie immer verachtet, und iſt als armer Mann geſtorben, wie er als armer Mann gelebt hat. Als die Ereigniſſe Alles um ihn her verändert hatten, durfte er mit Horaz ausrufen;

„Mihi res, non me rebus submittere conor"

und wacker in der That ſchwamm er ſein ganzes Leben über gegen den Strom, treu ſeinen gleich unpopulären Idealen: Republik und Religion. So ſpricht denn die Inſchrift, die bei der Leichenfeier den 7. Mai über dem Thore von Santa Croce zu leſen war*), wohl den Gefühlen der Nation, wenn ſie ſagt:

„Für die Chriſtenſeele Niccolò Tommaſeo's, des Dalmatiers, bittet Gott um Frieden in dieſer Kirche, in der

*) Verfaßt von dem ausgezeichneten Philologen, Prof. J. del Lungo, dem gelehrten Herausgeber Dino Compagni's.

Fragt man sich aber beim Schluß eines so ereignißvollen, unausgesetzt thätigen Lebens: welche Resultate denn eigentlich vorliegen, so kann man eben nicht anders als constatiren, daß dieser scharfe Verstand, diese riesenhafte Gelehrsamkeit, dieses wunderbare Gedächtniß, diese stylistische Begabung — Tommaseo, obschon manchmal etwas manierirt und gequält im Ausdruck, ist doch einer der besseren Meister der italienischen Prosa — dieser rastlose Fleiß, diese antike Ehrenhaftigkeit, diese Zähigkeit des Charakters und der Gesinnung doch nichts dauerndes in Werk oder That zu vollbringen vermochte.

„So oft it chances in particular men
That — -- — — — — —
— — — — the dram of ill
Doth all the noble substance often dout . .“

Dieser eine Fehler aber, der so viele und so große Eigenschaften des Mannes fortwährend hemmte und lähmte, war, wenn wir nicht irren, ein überreiztes Selbstgefühl. Wenn trotz alledem ganz Italien bei der Nachricht von seinem Tode so tief erregt wurde, wenn es Tommaseo einen Platz neben Garibaldi, Mazzini, Manin und Manzoni einräumt, so ist es nicht der Mangel an Perspective, der den Italienern eigenthümlich ist und sie so oft zu den sonderbarsten Parallelen verleitet; auch nicht jene andere Eigenthümlichkeit des italienischen Volkes: die etwas gar zu willige Bewunderung jedes einigermaßen überlegenen Mannes — gewiß eine liebenswürdigere Schwäche als das deutsche Bekritteln jeder Superiorität, die den Erfolg noch nicht für sich hat. Noch weniger ist es seine ephemere Regierung der

Giosue Carducci's neueste Gedichte.

Ein Bändchen neuer Gedichte von Carducci; so gut wird's einem nicht alle Tage.*) Viele sind's freilich nicht; aber wenn's erlaubt wäre eine dreiste Hand an die bescheidenste Zeile eines Alten zu legen, so möchte man wohl hier, mit leichter Umsetzung der Worte, Martials knappen Vers wiederholen: Sunt *mala*, sunt quaedam mediocria, sunt *bona* plura. Und giebt es wohl viele poetische Sammlungen heutzutage, von denen man dasselbe zu sagen versucht wäre? Giosuè Carducci (sein Kriegsname war lange Enotrio Romano) ist ohne Zweifel der bedeutendste Dichter, den Italien seit Leopardi's Tod hervorgebracht — ja, ich wage weiter zu gehen, Europa hat, seit es Heine verloren, nicht Viele auftreten sehen, welche ihm gleich kämen, und selbst der helle Stern des Westens, Bret Harte, verbleicht etwas vor diesem Glanze. Freilich wird Carducci nicht jedem zusagen, und seine neuesten, vollendetsten Gedichte werden noch mehr und noch mehrere verletzen als alle früheren. Für zarte Ohren ist seine Sprache nicht gemacht;

*) Nuove Poesie di Enotrio Romano (Giosuè Carducci). Volume Unico. Imola. Ignazio Galeati e figlio. 1873.

iſt überhaupt ſeine Muſe keine freundlich lächeln
r geſellige, nachſichtig milde:

No, le luci non ha di Maddalena
Molli e del pianger vaghe;
No, balsami non ha la mia Camena,
Per le fetenti piaghe.

Carducci iſt ein gebildeter und genialer Baudelai
da glaubt, was er dichtet. Aber ein Baudelaire, w
einwenden, der Genie, Bildung und Geſinnung h
in Baudelaire mehr. Doch wäre ein ſolcher Einwa
bſer als ſchlagend. Baudelaire hat den äußerſten Cyn
in die reichſte Form gekleidet, welche ſeine Sprache i
n konnte: dasſelbe thut Carducci; nur iſt bei ihm Na
bei jenem Abſicht iſt; nur findet er ſtets mühelos,
peinlich ſucht; nur athmet hier Alles überſtröme
ndheit, wo dort ekle Krankheit wohlgefällig ihre P
n aufdeckt; nur macht bei dem Italiener wirkl
gnatio versum, während ſie beim Franzoſen ihn b
ıgeben ſcheint. Auch ſteht unſerem wiedererſtande
nen der Geſchmack des Claſſikers ſtets als rathen
tor zur Seite, und bedeutet ihn, wo Trivialität
ı iſt, wo nicht; vor allem ſeine Meiſterhand ſpielt
ſte zugleich und ſtärkſte, das volltönendſte und reic
Inſtrumente, nicht das, für den poetiſchen Gebra
gſtens, unbiegſamſte, ärmſte, klangloſeſte. Zudem
ucci mehr als eine Saite an ſeiner Leier, und
Cynismus, ſelbſt des farben- und formenreichſten, üb
ſig wird, hat nur das Blatt zu wenden, um ſein A
lieblichſten Idyll zu weiden, um der ſüßeſten Elegie
hen. Heidniſch unmittelbar, kräftig wie der Ger

des frisch umgewühlten Ackerfeldes, ist das wunderbare Sonett an den Ochsen; Goethisch gefühlt ist der Zusammenhang des Menschlichen mit der Natur im Gespräch mit den Bäumen. Eine Schilderung, wie die des Spaziergangs der beiden Liebenden auf dem Kirchhof unter rieselndem Regen ist von einer dichterischen Wahrheit und Evidenz, wie sie nur den ganz wenigen Günstlingen der Muse vergönnt ist in Worten hervorzuzaubern.

Gelido il vento pe' lunghi e candidi
Intercolonnii feria: su i tumoli
Di garzonetti e spose
Rabbrividian le rose
Sotto la pioggia che, lenta assidua,
Sottil, da un grigio cielo di maggio
Battea con faticoso
Metro il piano fangoso.

Plastisch wie eine antike Statue, und dabei farbenhell wie ein Rubens, tritt die blonde Maria der Maremma-Idylle vor uns hin auf dem Hintergrunde des gesunden, einfachen Bauerlebens im Style des alten Latiums. Beinahe einzig in der modernen italienischen Poesie ist die lyrische Verherrlichung des Weines; man wird an die Alten, an die besten unserer unzähligen deutschen Trinklieder erinnert, was freilich dem Dichter seine nüchternen Zeit- und Landesgenossen nicht verzeihen werden. Ist doch ihrer gesitteten Anständigkeit das Gefühl für das Poetische in der Bacchusgabe ganz abhanden gekommen.

Indeß bleibt die Satire doch der liebste Tummelplatz des Dichters: nirgends ist er origineller, mächtiger. Das ist nicht die feine und heiter lächelnde Plauderei Montaigne-

azens; das ſind nicht die ſchweren Keulenſchläge Juvena
Parini's klatſchende Peitſchenhiebe, noch die Streic
wie ein glitzernder Arlecchino durch die Maskenmen
end, Guiſeppe Giuſti, bald mit der Pritſche, bald
ſchwanken Gerte rechts und links austheilt; das iſt
irrende Bogen des Archilochos, und wir glauben
mern des Lykambes und ſeiner Töchter zu vernehm
der Unbarmherzige getroffen mit ſeinen vergifte
len. Gerecht oder ungerecht, eingegeben vom Haß o
der Entrüſtung, reißt dieſe Satire uns mit fort.
Ausdruck vermag uns nicht zu beleidigen; denn
es iſt nicht Gefallen am Schmutz, es iſt die Heftig
Leidenſchaft, welche ihn inſpirirt. Grauſam, unerbitt
tet er ſeinen Köcher aus, ſelbſt über brave Leute, di
ſo ſtreng verdient hätten; und doch können wir d
ſchrockenen Schützen nicht gram werden. Was li
daran, ob die unſchuldigen Opfer bluten mit
digen; ob die Knute fällt, wo's der Ruthe ge
Wir ſehen den Züchtiger vorüberſauſen auf ſein
adfuchs, ſtrahlenumglänzt gleich Eugène Delacr
bus, ſtrahlenſendend, tödtliche Strahlen, und die
uer der verpeſteten Niederungen ſich bäumend,
mend in der verſengenden Gluth ſeiner Dicht
ſtät.

anti, avanti, o sauro destrier della canzone!
aspra tua chioma porgimi, ch'io salti anche in arcione,
Indomito destrier.
noi la polve e l'ansia del corso, e i rotti venti,
il lampo delle selici percosse, e dei torrenti
L'urlo solingo e fier.

Wer gewisse Lieder liest, beginnt zu begreifen, was die Alten erzählen von dem Selbstmorde dessen, den die rabies des Archilochos getroffen, proprio iambo. Gleich im ersten Gedichte, A certi censori, sind drei Porträts von der mitleidslosesten Aehnlichkeit! Und welche Sprache! Selten war classischer vollendetere Form von brennendster Leidenschaft beseelt. Auch die Eigennamen fehlen nicht, und wie in Bronce gegossen bleiben die Züge für ewig stehen: so leben, Dank Pascal, Dank Voltaire, für ewig die Namen Escobars und Frérons. Daran waren wir nicht mehr gewöhnt im Vaterlande der Rücksicht, und, oh, wie einem der reinigende Sturmwind wohthut nach all dem schwülen Gesäusel in Prati's monotoner Aeolsharfe! Wie einen der Strom dieser mächtigen Symphonien, erweckt, ergreift, trägt, wenn man eingeschlafen war unter dem Geklimper der Alleardischen Guitarre!

Auch ist nicht alle Satire persönlich. „Der Gesang Italiens beim Betreten des Capitols" — um nur eines zu citiren — ist wie der Gewissensschrei Italiens selber, der sich aus beklemmter Brust hervorringt. Er ruft aus, was gar manchem Italiener tief am Herzen nagt, wenn er's auch sich und andern nicht zu gestehen getraut: Weniger eigne Kraft als fremde Gnade oder fremdes Interesse haben dir dein Vaterland erobert. Was du auch früher gewagt und gelitten haben magst, die Entscheidung fiel nicht durch dich. Was du selber dazu gethan, war nicht so sehr würdevolle Mannesthat, muthiges Opfer, Einsetzen des Lebens, daß dir das Leben gewonnen sei: es war Klugheit und Mäßigung, weise Schonung und behende Gewandtheit. In weichen Socken bist du aufgetreten, um ja niemanden

dem Schlafe zu wecken; aus der Vorſicht und de
ıcte“ haſt du der Tugenden höchſte gemacht. Ka
ſter haſt du erbrochen, das verätheriſch hätte klirr
ıen; geſtohlen haſt du dich ins Erbe deiner Ahn
ıhlen haſt du dir die Hauptſtadt, während die beid
ıtigen gefürchteten Schutzherren auf Leben und T
ıen.

Zitte, zitte! Che è questo frastuono
Al lume della luna?
Oche del Campidoglio, zitte! Io sono
L'Italia grande e una.

— — — — —

Brava
Io fui tanto e sottil, che sono entrata
Quand'egli (Brennus) se ne andava.

So von der Metze Fortuna protegirt, rechts u
ſich verbeugend, dich windend zwiſchen dem K
der Pickelhaube, ſtets auf den Knieen, kamſt du z
::

Cosi la eredità vecchia di Troia
Potei raccapezzare
A frusto a frusto, via tra una pedata
E l'altra, su bel bello:
Il sangue non è acqua: e m'ha educata
Niccolò Machiavello.

Und nun, da du endlich dein eigener Herr zu
ıſt oder vorgiebſt, ſucheſt du nicht, an's Dienen
ıt, ſchon mit den Augen den neuen Gebieter? Geſt
klatſchteſt du dem Turco Beifall:

. . . oggi i tuoi bimbi gravi
Si vestono da ulani.

Angelangt da oben, wie ſchmiegeſt du dich und biegſt dich; wie fürchteſt du dem Pfäfflein auf die Füße zu treten, der dir denn doch am Ende die Pforte des Himmels verſchließen könnte; wie lebſt du von Mitteln und Mittelchen, wie ſtreicheſt du wechſelnd dein gebrechlich Kütſchlein an, bald grün, bald blau, und bleibt doch immer dasſelbe.

E cosi d'anno in anno, e di ministro
In ministro, io mi scarco
Del centro destro sul centro sinistro
E'l mio lunario sbarco;
Fin che il Sella un bel giorno, al fin del mese,
Dato un calcio a la cassa,
Venda a un lord archeologo inglese
L'augusta mia carcassa.

Das Meſſer ſchneidet tief, viel zu tief ſicherlich, und doch, wer ſollte zweifeln, daß es ſelbſt ſo wohl thut: ferrum sanat. So übertrieben das Gefühl auch ſein mag, ſo grell der Ausdruck dieſes Gefühls, es iſt gut, daß es exiſtirt. Es giebt kein beſſeres Zeichen für Italiens Zukunft, als daß, der Nothwendigkeit, der Ohnmacht zum Trotz, mit der ſich Italien in ſeinen eigenen Augen ſo leicht entſchuldigen könnte, doch der Jugend das Blut in die Wangen ſteigt, wenn ſie daran erinnert wird, daß es ihr nicht gegeben war, ihre Hauptſtadt dem übermüthigen Protector zu entreißen; und, wie wahnwitzig auch vor dem nüchternen Verſtande die Unternehmen von Aſpromonte und von Mentana ſein mögen, es iſt ehrenvoll, daß es Italiener giebt, welche Aſpromonte und Mentana nicht vergeſſen, und nicht müde werden zu klagen, daß Italien ſeine Vollendung nicht auf dieſem Wege gewinnen konnte. Das werden nun

freilich die meiſten ihrer Landsleute gewiß nicht zugeben wollen, und da kein Volk der Welt einen kitzlicheren Patriotismus beſitzt, ſo werden ſie gar bitter über die Ungerechtigkeit des Dichters klagen. Sie wollen nun einmal nicht einſehen, daß man Jemanden lieben kann und ihm doch unangenehme Wahrheiten zu ſagen hart genug iſt; während doch gerade die Männer, welche die italieniſche Empfindlichkeit am wenigſten geſchont, ſich noch immer als die beſten Freunde ihres Vaterlandes erwieſen haben. Sind aber die unangenehmen Wahrheiten gar ſo offenbar übertrieben, wie ſie es bei dem poetiſchen Jeremias ſind, deſſen neueſte Zornergüſſe wir hier mittheilen, ſo kann man ſich denken, wie der Patient aufſchreit.

Sobald unſer Dichter die Waffe der Satire wegwirft und, anſtatt ſich vom Kampfplatze zurückzuziehen und ins ſtille Landleben zu ſeiner blonden Maria oder auch in ſeine friedliche Bibliothek*) zu flüchten, den Streit mit dem Hymnus der Begeiſterung weiterführen zu können glaubt, ſcheint ſein Arm wie ſeine Stimme ſofort zu ermatten. Eine kräftige, gedrungene Originalität des Ausdrucks und des Gedankens macht platten Gemeinplätzen und großen Worten Platz: es iſt, als ob der Dichter abdanke, es einem Schüler überlaſſe, den Kampf auszukämpfen. Man leſe z. B. gleich im erſten Gedichte die rhetoriſchen Stolbergs-Phraſen über die „Tyrannen“ und „den bleichen Jüngling, der den Tod für die Freiheit träumt“, welche, freilich nach

*) Gioſuè Carducci iſt einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Kritiker Italiens. Seine Ausgabe Angelo Poliziano's iſt ein wahres Meiſterwerk.

einem wunderbar poetiſchen Uebergang, ſich an die erwähnten ſatiriſchen Porträte großartigen Styls anſchließen, wie ein Zimmer voll moderner Gypswaaren aus Modeladen an einen Saal der Renaiſſance, den edle Sculpturen des Alterthums ſchmücken. In dem Poëm an einen „Heinianer Italiens“ iſt das Gegentheil der Fall. Es ſchließt mit einem ariſtophaniſchen Hohngeſang auf die italieniſchen Nachahmer, der nicht niederſchmetternder und nicht lebendiger ſein könnte, während er mit einem Phantaſie-Porträt Heine's beginnt, das auch nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem deutſchen Dichter hat, und worin der Italiener einfach ſich ſelber im Spiegel malt. Er nimmt Heinen viel zu ſehr beim Worte, glaubt an Heine'ſche ſittliche Entrüſtung, an Heine'ſches Apoſtolat u. ſ. w. Der Gaſſenjunge, der „Juddebub“ in Heine entgeht ihm gänzlich. Wohl Wenige unſerer Generation haben die Gelegenheit gehabt, Heine, den Dichter und den Menſchen, genauer zu kennen, als der Schreiber dieſer Zeilen und er weiß beſſer als irgend einer, welch unerſchöpflicher Quell von Geiſt und Witz da immerfort ſprudelte, welche künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit — Rahel ſagte von ihm: er habe ein Sieb in ſeinem Ohre, das nichts Geſchmackloſes durchlaſſe — welche dichteriſche Redlichkeit in dem Manne war, mehr als das, welche Herzensgüte ſich mit ſeiner Genialität vereinte; aber — uns Heinen als einen heldenmüthigen Tyrtäus, als einen Blutzeugen des neuen Evangeliums darſtellen zu wollen, das heißt uns denn doch zu viel zumuthen, ſelbſt von Seiten eines Poeten.

Es iſt eben wieder einmal der leidige Perſpectivfehler, der uns ſo vieles an dem wirklich großen Talente Car-

es verdirbt. Der Mann ist noch auf der kindlichen –
nicht zu sagen kindischen — Stufe, auf der alles
t und Raum Entfernte schön und groß erscheint, all
jeliegende aber häßlich und mesquin ist. Omne remotu
magnifico. Nun ist bei einem Greise diese Gewohnhe
laudator temporis acti zu machen, manchmal re
nswürdig, immer ganz natürlich; wie's nun einm
Wesen des Menschengeistes ist, leiht er den Gege
den, was ihm selber gehörte: den Glanz der Jugen
r wenn ein junger Mann sich alles Ernstes einbild
r Jahrhundert sei die Zeit der Gesinnungslosigke
heit und Gemeinheit par excellence, das Ferne ab
er nur abstract, nicht concret sieht, sei eitel Ehrsamk
Tugend, so beweist er dadurch blos, daß es ihm to
philosophischem Blicke fehlt, und den braucht doch w
moderner Dichter. Kann er nicht wie die Halbgöt
Parnasses, wie ein Shakespeare, ein Goethe, die W
die Menschheit sehen wie sie sind, im Guten und
en, und sie in dieser göttlichen Unparteilichkeit wied
geln, so mag er sie immerhin, je nach seinem Tem
ent (wie wir's ja Alle thun), optimistisch oder pessimisti
hen, das muß er mit sich selber ausmachen, und
uns bedünken, als ob Carducci wie Leopardi entschie
letzteren Anschauungsweise hinneige — aber Zusamm
g, Einheit muß doch in der Weltauffassung sein,
denn auch gerade bei Leopardi überall durchgefühlt wi
Dichter, der da glaubt: alles Schöne und Erhab
alles Häßliche und Gemeine der Menschheit ge
r Zeit an, kann die Menschennatur nicht begriffen ha
das gehört doch wohl zum Dichter. Auch heißt

ſich die Sachen doch gar zu bequem machen, da man nicht geſtehen will, daß die Menſchheit eben doch nicht viel taugt, ſich an den Zeitgenoſſen zu halten, und den nun der Vorwelt zu Ehren in den Koth zu ziehen. Jedenfalls beweiſt es, daß man die Welt nicht kennt, und „keck aus ſeinem heißen Kopfe der Dinge Maß nimmt, die ſich ſelber richten.“ Das fühlt denn der heißköpfige Dichter doch auch manchmal ſelber:

Che mai canta, susurrano, costui torbido e sol?
Ei canta e culla i queruli mostri della sua mente,
E quel che vive e s'agita nel mondo egli non sente.

Solche Anwandlungen der Aufrichtigkeit und des Beſinnens aber ſind ſelten und dauern nicht lange: gar bald hat die „Partei“ den Dichter wieder. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden: auch Ariſtophanes war ein Mann der Partei — freilich der entgegengeſetzten; aber das Credo der politiſchen Partei, zu der Hr. Carducci geſchworen, iſt eben ein gar armſeliges und vor Allem ein gar unpoetiſches. Solange es nicht unmittelbar ſelbſt in den Vordergrund tritt, und der Poet ſich begnügt, den Krieg ins feindliche Lager zu tragen, iſt alles recht gut, und wir — obſchon unverbeſſerliche Conſervative und unerſchütterliche Patrioten — ergötzen uns gern an den pittoresken und plaſtiſchen Carricaturen, die unſere Parteigenoſſen, unſer Vaterland, ja unſern alten Kaiſer ſelber ins Lächerliche ziehen; aber nun will der Künſtler doch auch ſeine Götter malen; allein, o Jammer, da hilft ſelbſt ſein Talent nicht aus: ſie ſind zu nichtsſagend, als daß der geniale Maler etwas aus ihnen machen könnte. Dazu kommt noch, daß der Hohn offenbar dem Manne viel natürlicher iſt und ihn ganz

anders inspirirt als der Enthusiasmus. Liest man gewisse Hymnen auf die Freiheit, so glaubt man versificirte Briefe Garibaldi's aus Caprera zu lesen. Es ist das sehr charakteristisch für südliche Dichter, und erklärt uns gar manches, selbst bei den Alten, etwa wie die durchaus natürlichen, keineswegs affectirten Attitüden unserer italienischen Volksmänner uns jene Schlagworte und Posen plutarchischer Helden erläutern, die wir nüchterneren Nordmänner so oft versucht sind, als rein theatralische Effecte anzusehen. Ebenso können wir eine große dichterische Begabung uns nur schwer mit einem ganz hohlen Ideal zusammenträumen. Bei uns ist eben immer das Ideal reich, während die sinnliche Form oft arm, öfter geschmacklos ist. Uns wird es demnach nie leicht werden, zu verstehen, wie ein bedeutender Mensch, der über die Marquis-Posa-Jahre hinaus ist, sich noch immer mit Worten begnügen, ja berauschen kann, an der Oberfläche kleben bleibt, jeden Kleon für einen Gracchus hält, jeden Cäsar für einen Nero; wie eine dichterische Natur auf die nüchternsten aller Menschlichen, auf Marat, Robespierre und Saint-Just Hymnen dichten und an dem Evangelium von 1793 Gefallen finden kann; wie ein Mann, der gedacht und gelesen hat, den Despotismus bewundern mag, sobald er nur eine rothe Mütze trägt, und in die blinde Wuth des Stiers geräth, dem ein rothes Tuch vorgehalten wird, sobald er nur eines Thrones ansichtig wird, mag auch die unbedingteste Freiheit und die schönste Cultur sich um und unter diesem Thron entfalten.

Und wenn der Dichter sich nun einmal durchaus „auf die Zinne der Partei" stellen will, so mag er's immerhin



Auffaſſung erlaube. Mar
wir ohne Parteileidenſchaft
behaupten, indem wir zuge
wie ein Denker, ein Hiſtori
Namen verdient, allen Ernſt
andere politiſche Ideal, wel
lehnt ſich doch an etwas, g
Gefühl, in der Phantaſie, in
oder wenigſtens einem permane
liegt; das franzöſiſch-republika
inhaltslos, eine bloße Form,
Product des mechaniſchſten Rati
denken, wie eine derbe, einfach
gleich derjenigen des alten Latiur
für ſittlich geſtimmte Naturen
wie das Patriarchenthum frühe
ſprechen mag. Auch das legiti
Gnaden appellirt doch immer
Die conſtitutionelle Monarchie
gegenſeitiger Pflicht, und die pe
Nation als Vorausſetzung und
beruht auf dem

und ein ausgeprägtes Gefühl der Würde. Wie unheilvoll auch factisch die hochfliegenden Ansprüche einer gregorianischen Theokratie oder einer Dante'schen Universalmonarchie gewesen, wie utopisch auch der platonische Traum eines von „Philosophen" gelenkten Staatswesens sein mögen, da ist überall ein Höheres, Selbstloses, das angerufen wird; ja sogar im Communismus ist ein tiefer warmer Zug der Menschlichkeit nicht zu verkennen. Aber umsonst suche ich in dem Ideal von 1793 irgend etwas, das einem tieferen Gedanken oder einem berechtigten, dauernden, realen Interesse entspräche, das auf Selbstvergessen als auf eine Pflicht hinwiese. Ich stoße nur auf sesquipedalia verba: zum höchsten auf eine Art chinesischer Conception des Staates, welche die Persönlichkeit neutralisirt, alles auf wohlverstandenen Egoismus, sicheren Besitz und Genuß zurückführt, mit der Vergangenheit bricht, an die Stelle des Organismus den Mechanismus setzt, und schließlich praktisch die Gebildeten unter die Herrschaft nicht etwa der Ungebildeten brächte — die wäre zu ertragen, denn der Ungebildete ahnt die Harmonie der Gesellschaft, welche der Gebildete erkennt — nein der Halb- und Viertelgebildeten, d. h. der Arbeiter, Handwerker, vornehmlich aber der Kleinbürger der Städte, wenn sie den Staat nicht, wie in Nordamerika, sammt und sonders den Schwindlern und Unsauberen ausliefert. Auch die anderen politischen Organisationen führen praktische Nachtheile in ihrem Gefolge, ja sittliche Gebrechen, als Heuchelei, Servilität, Schlendrian, Hochmuth und so vieles andere, das sich freilich auch in der modernen Demokratie wiederfindet; aber sie lassen doch immer Raum für die Persönlichkeit, die in der Demokratie

sich nur durch Confiscation der Demokratie, d. h. durch Cäsarismus, geltend machen kann.

Zur Noth begreift man noch, wie dieses prosaisch nüchterne Ideal, dessen Verwirklichung die unumschränkte Herrschaft der Mittelmäßigkeit stabiliren würde, welches in seiner kalten Abstraction geradezu die Verneinung der Kunst wie der Geschichte, wie überhaupt des organischen Lebens ist, vor einem halben Jahrhundert, als es noch eine gewisse Jugendfrische besaß — die Franzosen nennen das la beauté du diable, und meinen, das nichtssagendste Mädchengesicht habe sie einmal im Leben — man begreift, sage ich, wie zur Zeit der Juli-Revolution ein französischer Dichter, wie Auguste Barbier, dessen Grundzug tribunicische Rhetorik ist, daß ein aus preußischem Junkerthum geflüchteter Widerspruchsgeist, halb Romantiker, halb Jude, sich für das Ideal von 1793 habe begeistern können — aber ein Classiker wie Carducci, ein poetischer Polytheist im Jahre 1873, wenn jenes Ideal sich nur all zusehr rings um uns her verwirklicht hat, der sollte doch wahrlich den Anachronismus nicht begehen, seiner eigenen Natur nicht so weit untreu werden, daß er sich vor der Déesse Raison, dem Etre Suprême oder auch nur vor dem Mene Tekel der liberté, égalité, fraternité in den Staub lege. Mich will's bedünken, als ob es Heine, noch mehr als Barbier, dem Italiener angethan. Die Seite Heine's, die wir lange überwunden haben, die nur der Mode jener Zeit ihre vorübergehende Popularität zu danken hatte, nicht aber, wie bei Barbier, in der nationalen und individuellen Natur begründet war, sie scheint Carducci besonders imponirt zu haben; und seine Nachahmungen dieser schon im Original falschen Manier

gehören nicht zum Glücklichen in seiner Sammlung: wir werden der repubblica vergine, der repubblica santa — es handelt sich von der Robespierre's und Gambetta's — bald genug müde.

Und nicht allein die hochtrabende Juli-Phraseologie Heine's, auch seine schlechten Witze — denn Heine war der Meister im schlechen Witz, wie er es im guten war — hat er ihm nachgemacht: das „Madame, ich liebe Sie," jener Vergleich zwischen Immanuel Kant und Maximilian Robespierre — die Vornamen spielen eine Hauptrolle in dieser Heine'schen Manier — deren einer Gott, der andere den König guillotinirt, das „du alter Frühling, du langweilst mich", und so vieles andere, ist treulich wiedergegeben.

Auch die wirklichen Uebersetzungen sind nicht zum Gelungenen zu zählen, weder die Heine'scher noch die Platen'scher Dichtungen. Ueber die Wörtlichkeit wollten wir schon nicht klagen, obgleich man sie heute denn doch etwas übertreibt und das Original, anstatt es, wie in einem geistreichen Stahlstich, mit ganz verschiedenen Mitteln auf ganz verschiedene Weise erst in sich und dann für andere wiederzuschaffen, chromo-lithographisch reproduciren will, woraus denn immer etwas ungefüges und total irreführendes wird. Schlimmer ist die ebenfalls in Italien erst seit einiger Zeit, unter uns Deutschen schon früher in Aufnahme gekommene Manie, die prosodischen Maße des Originals servil zu copiren. Der wahre Uebersetzer — wenn's denn durchaus Uebersetzer geben muß — sollte stets nur den Vers anwenden der in seiner Sprache für ähnliche Gegenstände und Stimmungen gebraucht wird. So sollte man z. B. den zwölfsylbigen französischen Alexandriner, wie den griechischen

jambiſchen Trimeter im Deutſchen ſtets nur durch den fünf-füßigen Jambus, den Hexameter von Horazens Satire nur in Wieland'ſchem Bummelvers, die tragiſchen Chöre der Attiker nur in Schiller'ſchen Reimen wiedergeben, um dem Geiſt des Originals wie dem unſerer Sprache treu zu bleiben. Hr. Carducci irrt ſich ſehr, wenn er glaubt, daß ſeine holprigen, peinlich correcten Nachahmungen des „Königs von Thule", des „Pilgrims von Sanct Juſt" oder des Heine'ſchen „Gangesliedes" irgendwie den Tonfall der deutſchen Gedichte oder gar das Anſchmiegen der Form an das Gefühl hervor-bringe, das wir an jenen bewundern; viel beſſer hätte er friſchweg die Form des stornello, des Sonetts und der Terzine angewandt. Sehr gelungen wollen mir dagegen die Ueberſetzungen der „Weber", „Karls I." und des „Kaiſers von China" bedünken. Hier nähert ſich der Dichter wieder der Satire, und auf dem eigenen Grunde fühlt er ſich wieder ſicher und gewandt. Noch mehr freilich fühlt er ſich wohl und von der Welle getragen, wenn er der Satire die claſſiſche Form geben kann; denn im Grund iſt doch Carducci noch immer, wie bei ſeinem Début, ein impöni-tenter Claſſiker.

Als Vorkämpfer des guten alten Claſſicismus — nicht des arkadiſch-conventionellen, ſondern des echten helle-niſchen — wie ihn ſein Landsmann Angelo Poliziano ver-ſtand, hatte er ſich einſt in ſeinen „Juvenilia" offenbart; wenn auch noch manchmal etwas Seicentismus mitunterlief; als ein Vorkämpfer des antiken Claſſicismus zeigte er ſich noch vor wenigen Jahren in den „Decennali", und auch heute wieder tritt er auf als Vorkämpfer für das gute alte ambroſiſche Recht des Menſchen- und Götterfrühlings von

Hellas. Da mag denn manchmal immer noch etwas zu viel Mythologie, latinisirende Wortstellung, complicirte Inversionen mitunterlaufen; man vergißt es gerne, sobald man an Gedichte kommt wie jenes, welches den classischen Sonnengott gegen die romantische Mondgöttin vertheidigt:

„Su le guglie gotiche ti adorni
Di lattei languori
E civetti a' poëti perdigiorni
E a' disutili amori.
— — — —
Odio la faccia tua stupida e tonda
L'inamidata cotta,
Monacella lasciva et infeconda
Celeste paolotta.*)

Das ganze Gedicht ist reizend, voll heidnischen Naturgefühls und robuster Sinnlichkeit, schön gedacht und gesagt, schöner gefühlt und gesehen, und selten hat wohl der Sonnencultus einen einfacher poetischen Ausdruck gefunden als hier. Auch das Lied „Panteismo" gehört hierher, ebenso das letzte der drei Primavere elleniche. Man fühlt, das Heidenthum des Mannes ist keine Rolle, in die er sich hineingedacht; es ist Natur und Wahrheit, wenn er, ein poetischer Julian Apostata, ausruft:

Muoiono gli altri Dei: di Grecia i numi
Non sanno occaso: ei dormon ne' materni
Tronchi e nei fiori, sopra i monti i fiumi
I mari eterni.

*) Dies der Name, den die Italiener den Klerikalen geben.

Nein, ſo dichtet, ſo fühlt nur ein wahrer Gläubiger, und die unvergängliche Macht des Alterthums ſpricht wieder einmal unmittelbar zu uns durch einen der Beneidenswerthen, die man für jene Günſtlinge der Camöne halten möchte, von denen Horaz ſingt:

Graiis ingenium. Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui.

November 1873.

Bei Gelegenheit einer italieniſchen „Fauſt“-Ueberſetzung.

Die Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Italieniſ
hren ſich auffallend in den letzten Jahren und liefe
ie Beweiſe, daß nach und nach der Einfluß deutſch
ltur die einſt allmächtige Herrſchaft der franzöſiſch
dung in der Halbinſel zu erſchüttern anfängt. Anfäng
ſſen wir wiederholen. Noch iſt das ganze Geſchle
er, die Italien wieder hergeſtellt haben, in franzöſiſch
ſchauungen befangen, politiſch, philoſophiſch, literariſch; a
ügſten freilich in letzter Beziehung, wo die Emancipati
der franzöſiſchen Lehrmeiſterin ſchon ziemlich weit vo
hritten iſt. Natürlich hatte und hat die deutſche Literat
folglich auch der deutſche Geiſt eine Schwierigkeit
rwinden, welche dem Eindringen der franzöſiſchen Bildu
t im Wege ſtand, dasjenige der ſpaniſchen und engliſch
in geringem Grade aufhielt: die Sprache. Und zw
dieſes Hemmniß von viel größerer Bedeutung ſeit d
zinne des vorigen Jahrhunderts als je zuvor. D
iloſophie und Wiſſenſchaft bediente ſich in Spanien u
zland noch der mittelalterlichen Univerſalſprache, d
einiſchen, als die ſpaniſche und engliſche Dichtung in d

Bulgärſprache ſchon ihren Höhepunkt erreicht, ja hinter ſich hatte. Nicht ſo in Frankreich; und wenn die Ideen eines Montesquieu, Diderot, Rouſſeau ebenſo ſchnell in Europa durchdrangen, als die der Lateinſchreibenden Bacon, Hobbes, Newton, ſo iſt es allein der Sprache zuzuſchreiben, welche als eine neulateiniſche ihrem Wortſchatze nach, als eine analytiſch-logiſche ihrer Syntax nach, gar leicht in den Beſitz der geſammten gebildeten Menſcheit übergehen konnte.

So war es denn ganz natürlich, daß Italien nicht nur in den Zeiten Galiani's, Beccaria's, Filangieri's franzöſiſch dachte, daß ſelbſt Miſogallen, wie Alfieri und Monti, in franzöſiſchen Formen dichteten, ſondern daß noch bis auf unſere Tage die philoſophiſche, wiſſenſchaftliche, ja ſelbſt die literariſche Bildung überwiegend franzöſiſch war. Noch heute lieſt jeder gebildete Italiener über Vierzig die neueſte Revue des deux Mondes, ehe er ſeine eigene Antologia, geſchweige denn eine engliſche oder deutſche Zeitſchrift zur Hand nimmt. Der ungeheure Anſtoß, den die franzöſiſche Revolution und das erſte Kaiſerreich dem politiſchen Leben des Continents gaben, trug nicht wenig dazu bei, dieſen Einfluß franzöſiſcher Bildung in Italien zu beſtärken. Erſt ſpät begann man, anfangs noch ſehr verworren, zu ahnen, daß der franzöſiſchen Geiſtesarbeit des vorigen Jahrhunderts eine deutſche gefolgt war, welche jene erweitert, ja überflügelt hatte und auf dem Punkte war, dieſelbe in ganz Europa, wo nicht zu verdrängen, ſo doch ihr das Feld ſtreitig zu machen. Merkwürdigerweiſe war es durch die Franzoſen ſelber, durch das Medium franzöſiſcher Sprache, daß den Italienern dieſe erſte unklare Kenntniß von dem Ideenſchatze kam, den Deutſchland von Herder's Auftreten bis zu Goethe's Tode

angehäuft hatte. Auch war man versucht, sich bei dieser unvollständigen Kenntniß zu begnügen, indem man immer die geheime Ueberzeugung nährte, diese neue Bildung, die letztgekommene Europas, werde doch immer nur abstracter Natur bleiben und wenig oder keine Wirkung auf das praktische Leben ausüben. Ein Anderes noch stand dem Eindringen der deutschen Ideen in Italien entgegen: die österreichische Herrschaft. Man wollte sich nicht mit einer Literatur befreunden, welche die Sprache des verhaßten Fremdherrschers sprach. Endlich drangen, beinahe zugleich mit den deutschen Ideen, die neuenglischen durch, und da sie an sich leichter zu fassen sind, als die unseren, auch in einer leichter faßbaren Sprache sich darboten, so machten sie den deutschen eine gefährliche Concurrenz, und Italien war in Gefahr, ein Glied, und zwar das wichtigste, in der Kette europäischer Bildung zu überspringen, das deutsche.

Fassen wir nämlich den Bildungsgang Europas richtig auf, so haben die einzelnen Nationen, welche im Mittelalter gleichzeitig an der Culturaufgabe arbeiteten, seit der Renaissance aufeinanderfolgend ihren Beitrag zur Lösung derselben beigebracht: zuerst Italien (1470—1530), dann, nach siegreichem Kampfe gegen Deutschland und Protestantismus, Spanien (1550—1600). Ihm folgte England (1600—1700), an dessen Stelle Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts trat, bis Deutschland auch dieses ablöste und, nachdem es sich in sechzig Jahren harter Arbeit und genialen Schaffens (1770—1830) eine eigene Bildung begründet, die geistige Hegemonie auszuüben begann. Auch letzteres scheint seitdem wieder die Führung an England abgetreten zu haben. Italienischer Skepticismus hatte

also spanischen Dogmatismus hervorgerufen, und der englische Empirismus war im Grunde nur eine Reaction gegen diesen. An ihn schloß sich der französische Rationalismus fortführend, erweiternd an und gab seinerseits wieder dem deutschen Historismus den entscheidenden Anstoß; es ist aber nicht zu verkennen, daß die Grundidee der deutschen Cultur die Idee der Evolution, des organischen Werdens, die Mutter der neuenglischen Idee — die Idee vom Kampf ums Dasein — gewesen ist. Diese letztere nun, wie sie schon vor Darwin durch die großen englischen Oekonomisten ausgeführt worden und seitdem sich sonderbar mit dem positivistischen Protest gegen die Metaphysik und dem Bentham'schen Radikalismus verquickt hat, ist in Italien zugleich mit der deutschen Idee eingedrungen und hat diese kaum aufkommen lassen: eine gar empfindliche Lücke in der italienischen Bildung, deren schlimme Folgen nicht ausbleiben konnten. Beinahe die ganze herrschende Partei leidet an diesem Gebrechen, es fehlt die idealistische Grundlage, und die utilitarische Rücksicht ist die bestimmende Richtung ihres Handelns und Denkens. Bislang nun freilich haben die gescheiten Leute von ausschließlich anglo-französischer Bildung, im Gefühle der erzielten Erfolge — ein wenig auch in dem Stolze der Ignoranz, die so gerne verachtet, was sie nicht kennt — etwas hochmüthig auf diese ganze deutsche Bildung, als auf eine unpraktische, theoretische, schwerfällige Masse herabgesehen. Seit aber, in den letzten zehn Jahren, die Resultate dieser so belächelten Cultur auch politisch und commerziell hervorgetreten sind, beginnen sich die Herren doch zu besinnen, und wären sie jung genug, sie würden sich gewiß an die Arbeit machen, das Versäumte nachzuholen.

Indeß hatten ſich glücklicherweiſe für Italien ſe
jener Generation, tüchtige Einzelne, ſei es durch
nſtände mit Deutſchland in Berührung gebracht, ſei
ch die eigene Natur zur deutſchen Bildung hingezo
ſer genähert, ſie zu erfaſſen geſucht, ſie ihren Landsleute
mitteln unternommen. Ihnen hauptſächlich iſt es zu dan
m die jüngere Generation, die Männer von Zwanzig
nzig, ſofern ſie überhaupt arbeiten, ſich vorzugsweiſe au
eignung deutſcher Bildung geworfen haben. Hier tritt in
at das umgekehrte Verhältniß ein: die Minderzahl hul
liſchen Ideen — und zwar bezeichnenderweiſe nicht der deu
liſchen Strömung, ſondern der franzöſiſch-engliſchen Str
z eines Mill und Genoſſen — während die Majorität ſich
udium deutſcher Philoſophie und Geſchichte, deutſcher Wi
iſt und Literatur zugewendet hat. In dieſer Generation
die deutſche Poeſie ebenſo populär, als es in der
gehenden die franzöſiſche war. Kein Italiener im reif
nnesalter, der nicht Victor Hugo und Lamartine
ſelben Liebe und Bewunderung ans Herz geſchlo
ſeine eigenen Leopardi, Niccolini und Giuſti. N
mit den jüngeren Männern; ihnen ſtehen, ſelbſt wenn
Deutſchen nicht mächtig ſind, die deutſchen Dichter,
en Goethe und Heine, viel näher als Muſſet
ranger. Auch Schiller, Uhland, Platen ſind ihnen d
erſetzungen näher gebracht; indeß ſind es vor Allen
den Obengenannten, die ihnen in den vielfältigſten
ten zugänglich und familiär geworden.

Maffei, in ſeinen volltönenden, mäßig declamatori
rſen, die namentlich Schiller's etwas rhetoriſirende P
ſlich wiedergeben, hat vielleicht am meiſten dazu

getragen, den Weg zu öffnen. Man vergißt so ganz bei seiner schwungvollen Cadenz, daß man es hier mit Uebersetzungen zu thun hat, daß der italienische Leser, erstaunt und erfreut, den gewohnten Ton zu hören, ihm willig folgte, und wenn er auch nicht immer eine getreue Idee des Originals bekam, so begann er sich doch mit dem fremden Geiste zu befreunden. Auch Zendrini's, vielleicht etwas zahme, Versionen Heine's fanden viel Beifall und haben sich auch eine große und verdiente Popularität erworben; denn sie geben mit innigstem Verständniß, feinstem Geschmack, dichterischstem Gefühl die Orginale wieder. Ihm werden freilich Chiarini's schwerfällig-genaue, Carducci's wort- und versgetreue Uebertragungen schulmeisterlich entgegengehalten, doch will uns bedünken, daß auch dieser talentvolle Dichter — möglicherweise der bedeutendste unter den lebenden — auf seiner Seite ebensoweit geht, als Maffei auf der seinen. Seine Verse — wir sprechen natürlich nur von denen seiner Uebersetzungen — sind kaum noch italienisch zu nennen, der deutsche Gedanke bleibt dem Italiener beinahe ebenso fremd und unvermittelt, als wäre er in seinem nordischen Gewande geblieben. Versmaße, die er nie gehört, grammatische Verbindungen, die ihm schier widersinnig erscheinen müssen, eine holprige Cadenz, die Einem wie ungelenke Prosa vorkommt, sollen ihm den Ton und die Weise des Originals näher bringen, erregen aber in ihm nur die Vorstellung einer bizarren Wort- und Bildanhäufung.

Nicht so Guerrieri, der verdienstvolle Uebersetzer von Treitschke's „Cavour". Seine Uebertragungen des „Faust" und „Hermann und Dorothea's" *) sind wahre Meisterwerke und halten wunderbar die Mitte zwischen dem Auf-

ben und dem ängſtlichen Feſthalten des Originals, wel
: Scylla und die Charybdis der Ueberſetzer zu ſein pfleg
ie ſind weder Nachahmungen, wie die Maffei's, n
hotographien, wie die Carducci's.

Peruzzini hat in ſeiner trefflichen und reichen A
ahl deutſcher Lyriker, Zendrini in „Heine", S. Menas
ch ſchon gezeigt, wie beide Klippen poetiſcher Ueberſetzu
ohl zu vermeiden ſind; doch kommt Guerrieri hierin
almе zu. Er giebt geiſtreiche, verſtändnißinnige, t
etiſche Nachſchöpfungen. Man denkt unwillkürlich an
rrlichen Kupferſtiche vergangener Zeiten, die uns in ih
eiheit und durch ſo ganz verſchiedene Mittel eine ſo
nere und im höchſten Sinne künſtleriſchere Idee
benvollen Originals gaben, als unſere Lichtbilder, wel
e Schattirung fälſchen, jeder Linie eine übertriebene
utung geben. Guerrieri iſt in der That verfahren
n geiſtreicher und empfindender Künſtler, der, ſich
rſchiedenheit ſeines Materials ganz bewußt, nur mit
ſem Material eigenthümlichen Mitteln den Sinn
bildes wiederzugeben unternimmt. So überſetzte e
ieland, anſtatt im ſteif-holprigen, undeutſchen Hexam
lopſtock's, die Epiſteln und Satiren des Horaz
quemen Verſe des „Nathan"; ſo übertrug Schiller
imeter des Euripideiſchen Dialogs und die kunſtvo
riſchen Versmaße ſeiner Monodien in einfache echt deut
genannte) fünffüßige Jamben und in volltönende Rei
nlich denen ſeiner Chöre in der „Braut von Meſſin

*) Fausto. Parte Prima. Erminio e Dorotea di
ago Goethe. Traduzioni di Anselmo Guerrieri Gonza
renze, 1873.

ſo derſelbe Schiller und Göthe die Alexandriner Racine's und Voltaire's in jenes, unſer dramatiſches, Versmaß.

Das epiſche oder, richtiger zu ſprechen, das erzählende Versmaß der Italiener iſt die ottava rima; in ihr haben, ſeit Bojardo, Pulci, Arioſt, Taſſo, alle heiteren und ernſten Erzähler zu ihren Hörern und Leſern geſprochen; ſie entſpricht vollſtändig dem Hexameter der Griechen, weit mehr als unſer eigener, auf einem ganz falſchen Principe beruhender, durchaus künſtlicher Hexameter, welcher, Dank **Göthe, in unſere dichteriſche Sprache eingebürgert worden und, Dank ſeinem Genie, uns eine liebe Form geworden iſt, der aber ohne dies ſein Genie ſicherlich ebenſowenig hätte deutſch werden können, als es der alcäiſche und** ſapphiſche Vers je geworden ſind. Um ſich von der Willkürlichkeit des ganzes Proceſſes, der auf einem coloſſalen, ſeitdem längſt berichtigten Mißverſtändniſſe beruht, eine adäquate Vorſtellung zu machen, denke man ſich einmal das Gegentheil, das auch wirklich exiſtirt, das Wiedergeben des deutſchen Reimes und Accentfalles in lateiniſchen Reimen und in Arſen und Theſen ſtatt der Längen und Kürzen. Es wäre höchſt merkwürdig zu wiſſen, was wohl ein Römer für eine Miene gemacht hätte zu:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Gaudeamus igitur,
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Juvenes dum sumus.

Ebendasſelbe iſt doch im Grunde unſer Hexameter mit ſeinen Daktylen und Trochäen, wie „lebenden“ und „edelſt“. Doch wir reden ja nicht von deutſchen Ueberſetzern, ſondern von Italienern, und da könnten wir nicht genug die

lethode Guerrieri's anempfehlen, ſtets in ſeiner Spr
s Versmaß auszuwählen, welches demjenigen entſpri
welchem die fremde Nation Gegenſtände wie der ge
rliegende zu behandeln pflegt. Iſt es möglich, natürlic
rſe zu ſchreiben und dabei doch getreuer das Origi
Gedanken, Gefühl und Ausdruck wiederzugeben,
B. in der Strophe, in welcher die vier Göthe'ſchen V
erſetzt ſind, die uns Hermann's Mutter ſchildern, wie

Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.

Der Italiener verſucht nicht einmal den „ſtrotzend
hl zu überſetzen, er wählt einen total verſchiedenen A
ck, der, auf ſeine Weiſe wirkend, doch vor den Au
Leſers ein ähnliches Bild hervorzaubert. Er denkt n
an, in vier Verſe zuſammenzudrängen, wozu er
ucht; ihm genügt es, uns in dieſelbe Stimmung
ſetzen, die im Original herrſcht:

E vede il pero, e vede il pomo bellô,
Che sotto il dolce peso han curvi i rami,
E rimette i sostegni a questo e a quello,
Dove più forti appoggi il carco brami;
E toglie via da un cavolo modello,
Che anch' esso par che il suo soccorso chiami,
Alcuni bruchi che rodean le foglie;
Chè non fa un passo invan l'accorta moglie.

Noch beſſer als die beſchreibenden und erzähle
ellen gelingen dem Ueberſetzer die etwas ſchwungvol
obenen, wie die am Anfange des ſechsten Geſanges

fremden Richter in den Mund gelegten, worin er die Hoffnungsfreudigkeit der ersten Revolutionstage schildert:

E i primi banditor del gran messaggio
Non für quant' altri riveriti e conti,
Cui mai splendesse delle stelle il raggio?
Non s'eressero allor tutti le fronti?
E la lingua, lo spirito, il coraggio
Non l'attinsero tutti a quelle fonti?

Diese Göthe'sche Einfachheit, welche den Italienern seit Ariosto ganz abhanden gekommen schien, ist hier vielleicht noch bewundernswerther als der harmonische Tonfall. Doch will uns scheinen, als ob der Uebersetzer in seiner Wiedergabe des „Faust" noch größeres geleistet habe. Nur wer die romanischen Sprachen und ihre Literatur durchaus besitzt, kann sich eine Vorstellung machen, wie schwer es ist, in denselben den familiären, volksthümlichen, etwas archaischen Ton anzuschlagen, der im „Faust" vorherrscht, ohne trivial zu werden. Die Bestimmtheit aller Versformen einerseits, die Reinlichkeit und Noblesse des Ausdrucks andererseits sind den Romanen dermaßen zum Bedürfniß geworden, daß es kaum möglich scheint, Verse wiederzugeben wie:

Es möchte kein Hund so länger leben,

ohne sie entweder recht gesittet zu umschreiben oder aber die Entrüstung aller Leser herauszufordern. Guerrieri hat es gewagt, durch Anschlagen des alten Tones, wie er so vielfach im Morgante Maggiore, mehr noch in den Rappresentazioni oder Mysterien des Mittelalters wiederklingt, selbst solche Kühnheiten vor sein prüdes Publikum zu bringen. Die Sprache ist so natürlich, so fließend, so ganz die Sprache der Unterhaltung, und dabei doch eines so poetischen

ben und dem ängſtlichen Feſthalten des Originals, wel
Scylla und die Charybdis der Ueberſetzer zu ſein pfleg
e ſind weder Nachahmungen, wie die Maffei's, n
otographien, wie die Carducci's.

Peruzzini hat in ſeiner trefflichen und reichen A
hl deutſcher Lyriker, Zendrini in „Heine", S. Menas
h ſchon gezeigt, wie beide Klippen poetiſcher Ueberſetz
hl zu vermeiden ſind; doch kommt Guerrieri hierin
ilme zu. Er giebt geiſtreiche, verſtändnißinnige, t
tiſche Nachſchöpfungen. Man denkt unwillkürlich an
rlichen Kupferſtiche vergangener Zeiten, die uns in ih
eiheit und durch ſo ganz verſchiedene Mittel eine ſo
uere und im höchſten Sinne künſtleriſchere Idee
benvollen Originals gaben, als unſere Lichtbilder, wel
e Schattirung fälſchen, jeder Linie eine übertriebene
tung geben. Guerrieri iſt in der That verfahren
geiſtreicher und empfindender Künſtler, der, ſich
rſchiedenheit ſeines Materials ganz bewußt, nur mit
ſem Material eigenthümlichen Mitteln den Sinn
bildes wiederzugeben unternimmt. So überſetzte e
ieland, anſtatt im ſteif-holprigen, undeutſchen Hexam
opſtock's, die Epiſteln und Satiren des Horaz
emen Verſe des „Nathan"; ſo übertrug Schiller
imeter des Euripideiſchen Dialogs und die kunſtvo
iſchen Versmaße ſeiner Monodien in einfache echt deut
genannte) fünffüßige Jamben und in volltönende Rei
nlich denen ſeiner Chöre in der „Braut von Meſſin

*) Fausto. Parte Prima. Erminio e Dorotea di
go Goethe. Traduzioni di Anselmo Guerrieri Gonza
enze, 1873.

findet, so ist er bewandert genug in der deutschen Literatur-Geschichte, um sogleich an Humboldt's Landhaus zu denken, und er braucht kein Lexikon und keine Sprachlehre um Rath zu fragen, wenn er sich von dem Sinne des Wortes „spuken" und dem Gebrauche des Neutrums „es" Rechenschaft ablegen will; daher er denn auch wohl nie „Es spukt in Tegel" übersetzen wird: „Man speit in den Tiegel" (on crache dans le creuset), wie ein berühmter französischer Uebersetzer es that.

Es wird immer eine offene Frage bleiben, inwieweit metrische Uebersetzungen überhaupt berechtigt sind, und ob ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts für einen wirklich gebildeten gelten kann, so lange er nicht die fünf modernen Culturſprachen, wenn nicht reden, so doch wenigstens lesen kann. Indeß wenn poetische Uebersetzungen, welche mehr als Hilfsmittel zum Lesen des Originals sind, irgendwie Berechtigung haben, so ist es der Fall, wenn sie so in jedem Sinne vollendet sind als die Guerrieri's, in denen Treue im Wesen, Italianität in der Form, Verständniß des Originals so vollständig vereinigt sind. Ist es ein Wunder, wenn die italienische Jugend — ich spreche von der freilich wenig zahlreichen, welche überhaupt intellectuelles Interesse hat — diese Uebersetzung des größten Dichterwerkes der neueren Zeiten sich so schnell angeeignet, wenn Hunderte von Versen aus derselben schon heute Sprichwörter geworden sind? Wer weiß, ob nicht in fünfzig Jahren, wenn die politische Leidenschaft sich einigermaßen gelegt hat, Guerrieri's „Faust"-Uebersetzung in Italien den Platz einnehmen wird, den bei uns die Voß'sche Homer-Uebersetzung, die deutsche Vulgata, wie Heine sie witzig nannte, noch immer einnimmt?

Januar 1874.



III.

Französisches.

er muß zugeben, daß, was ein Friedrich der Große und ein Leopold für Preußen und Toscana gethan, wohl auch hätte für Frankreich geschehen können, wenn Choiseul ein Friedrich, ein Leopold, ja nur ein Tanucci, ein Aranda oder ein Pombal gewesen wäre. Weit entfernt, ohnmächtig und unfruchtbar zu sein, hat der aufgeklärte Despotismus sich als die bestmögliche und wünschenswertheste Staatsform, wenigstens für Frankreich, bewiesen, das nie weniger unter Favoritismus und Willkür gelitten als unter Napoleon III. und das, sogleich nach seinem Falle, die „persönliche Regierung" — so lautet ja wohl der Mode-Ausdruck für despotisme éclairé — wiederhergestellt hat. Wenn Josef II. nicht so glücklich in seinen Reformen war als sein großer Zeitgenosse, so war es durchaus nicht die vom Fatum vorherbestimmte Sterilität der „Reform von Oben", wie's uns die festländischen Liberalen glauben machen möchten, sondern weil er zu hastig und unüberlegt dabei vorging, weil er stets, wie Friedrich von ihm sagte, den zweiten Schritt thun wollte, ehe er den ersten gethan hatte.

Auch den Einfluß der Ideen des 18. Jahrhunderts auf die Herbeiführung der großen Revolution scheint uns Herr Lotheißen übertrieben zu haben, wie Sybel denselben zu gering geschätzt, während er zu viel Werth auf die materiellen Ursachen, namentlich das Elend der Landbevölkerung, gelegt hat. Die Wahrheit liegt, wenn wir nicht irren, mitten inne. Die unglückliche äußere Politik Ludwig's XV., namentlich der Verlust der Colonien, hatte die höheren Classen, welche damals allein die öffentliche Meinung bildeten, mißstimmt. Das niedere Volk war, durch Hunger und Elend gereizt, zum Aeußersten bereit; die Mittelclassen, genährt mit Mably's

Ueber einige revolutionäre Gemeinplätze.

Ueber den wissenschaftlichen Werth der Schrift Lotheißens über das Frankreich der großen Revolution*) haben wir uns an anderem Orte ausgesprochen; ebenso über das nicht unbedeutende literarische Verdienst desselben; hier möchten wir nur einige Worte über gewisse Vorurtheile des Verfassers, welche Vorurtheile einer ganzen Generation und einer ganzen Partei sind, sagen. Da lesen wir zum hundertstenmale das alte Gerede, das uns in Frankreich in jeder Zeitungsspalte begegnet, von der unabweislichen Nothwendigkeit der Revolution, von dem tiefen Verfall Frankreichs vor derselben, von dem vergeblichen Bemühen des aufgeklärten Despotismus, dem Ausbruche zuvorzukommen.

Wer jene Zeiten aufmerksam, namentlich aber unbefangen und parteilos studirt hat, der muß anerkennen, daß der vielberufene sittliche und politische Verfall Frankreichs im Vergleiche mit dem des Deutschen Reiches und Italiens ein glänzender Zustand genannt werden konnte;

*) Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789/94. (Zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Ferdinand Lotheißen. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1872).

und weder vor Martyrtod noch grausamster Verfolgung zurückbebte, als es galt, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben? Wie darf man wagen, die Freiheits-Ideen des französischen Adels einen „Zeitvertreib müßiger Geister" zu nennen? Also die Lameths und die Lally-Tollendals, die Lamarcks und die Mirabeaus amüsirten sich nur mit den Idealen des Jahrhunderts? Also nur zum Zeitvertreib zogen Lafayette und seine adeligen Freunde über die See, um die Rebellen gegen England zu vertheidigen? Also nur auf eine geistreiche Unterhaltung war das Leben Derer gerichtet gewesen, die den 4. August, die schönste, wenn nicht die politischste That der Revolution vollbrachten? Nein, nicht zum „Zeitvertreib" opfern „müßige Geister" in einer Nacht der Begeisterung tausendjährige Privilegien, um sich dem Bürgerstande gleich zu machen; nicht zum Zeitvertreib gründete ein Labourdonnaye ein modernes Reich in Indien.

Und Paris sollte damals nur „die hohe Schule der Galanterie, der Höflichkeit, der zierlichen Oberflächlichkeit" gewesen sein! Herr Lotheißen muß doch die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten gelesen haben, die Briefe Walpole's oder Mlle. de L'Espinasse's, Rousseau's „Confessions" oder Madame d'Epinay's „Memoiren". Also das Paris Diderot's und d'Alembert's, Holbach's und Helvetius', Grimm's und Buffon's war nur eine hohe Schule der Galanterie? Die Salons von Madame du Deffand und Madame de Choiseul waren nur Zeugen einer zierlichen Oberflächlichkeit? Madame de Luxembourg und Madame du Chatelet konnten einen Rousseau und einen Voltaire nichts lehren als Höflichkeit. Nie war mehr Ernst im französischen Leben als gerade damals, nie mehr wahre

legeiſterung, nie mehr Einfachheit — man erinnere
ur des berühmten Kalbsbratens von Madame du Def
i größerem Raffinement verſtiegen ſich die beru
oupers des verleumdeten Jahrhunderts ja nicht.

Auch die Sentimentalität jener Epoche war dur
ine falſche, wie Herr Lotheißen uns wohl glauben m
dchte. Nie vorher und nachher ſah Frankreich ſo
hre Leidenſchaft, ſo innige Liebes- und Freundſc
erhältniſſe. Oder war Rouſſeau's Liebe zu Ma
houdetot, dieſer zu Rouſſeau's edlem Freunde ſ
entimentalität? War Mlle. de L'Eſpinaſſe's Leidenſ
e ſie aufrieb und in ein frühes Grab brachte,
omödie? War Madame du Deffand's ſpäte rüh
eigung zu Walpole, war Mme. de Choiſeul's eh
ewunderung für ihren Gatten, war die Liebe des Cher
Boufflers und der Mme. de Sabran, war Alles
heuchelt, ſelbſt eingebildet, überſpannt und ohne
eiligung des Herzens? Daß die Damen Marquiſen
erzoginnen waren, iſt doch noch kein hinreichender Gr
bſt für einen Demokraten, ihnen Innigkeit und W
it des Gefühles abzuſprechen. Das Leben der N
lfirte eben damals noch im Adel. Erſt mit der
tion trat die Bourgeoiſie als ſolche auf die Bühne
n zum Mithandeln; und wahrlich, ſie hat ſich
ſſer bewährt in den achtzig Jahren, die ſeitdem verfl
s der franzöſiſche Adel des achtzehnten Jahrhunderts

Freilich war Frankreich in politiſchem Verfall,
es denn wahr, wie die Liberalen es als ein A
ſtellen und Herr Lotheißen es ohne weiteres als n
ruchlos annimmt, daß, „wo das öffentliche Leben

und weder vor Martyrtod noch grausamster Verfolgung zurückbebte, als es galt, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben? Wie darf man wagen, die Freiheits-Ideen des französischen Adels einen „Zeitvertreib müßiger Geister" zu nennen? Also die Lameths und die Lally-Tollendals, die Lamarcks und die Mirabeaus amüsirten sich nur mit den Idealen des Jahrhunderts? Also nur zum Zeitvertreib zogen Lafayette und seine adeligen Freunde über die See, um die Rebellen gegen England zu vertheidigen? Also nur auf eine geistreiche Unterhaltung war das Leben Derer gerichtet gewesen, die den 4. August, die schönste, wenn nicht die politischste That der Revolution vollbrachten? Nein, nicht zum „Zeitvertreib" opfern „müßige Geister" in einer Nacht der Begeisterung tausendjährige Privilegien, um sich dem Bürgerstande gleich zu machen; nicht zum Zeitvertreib gründete ein Labourdonnaye ein modernes Reich in Indien.

Und Paris sollte damals nur „die hohe Schule der Galanterie, der Höflichkeit, der zierlichen Oberflächlichkeit" gewesen sein! Herr Lotheißen muß doch die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten gelesen haben, die Briefe Walpole's oder Mlle. de L'Espinasse's, Rousseau's „Confessions" oder Madame d'Epinay's „Memoiren". Also das Paris Diderot's und d'Alembert's, Holbach's und Helvetius', Grimm's und Buffon's war nur eine hohe Schule der Galanterie? Die Salons von Madame du Deffand und Madame de Choiseul waren nur Zeugen einer zierlichen Oberflächlichkeit? Madame de Luxembourg und Madame du Chatelet konnten einen Rousseau und einen Voltaire nichts lehren als Höflichkeit. Nie war mehr Ernst im französchen Leben als gerade damals, nie mehr wahre

Begeisterung, nie mehr Einfachheit — man erinnere sich nur des berühmten Kalbsbratens von Madame du Deffand; zu größerem Raffinement verstiegen sich die berufenen Soupers des verleumdeten Jahrhunderts ja nicht.

Auch die Sentimentalität jener Epoche war durchaus keine falsche, wie Herr Lotheißen uns wohl glauben machen möchte. Nie vorher und nachher sah Frankreich so viel wahre Leidenschaft, so innige Liebes- und Freundschafts-Verhältnisse. Oder war Rousseau's Liebe zu Madame d'Houdetot, dieser zu Rousseau's edlem Freunde falsche Sentimentalität? War Mlle. de L'Espinasse's Leidenschaft, die sie aufrieb und in ein frühes Grab brachte, nur Komödie? War Madame du Deffand's späte rührende Neigung zu Walpole, war Mme. de Choiseul's eheliche Bewunderung für ihren Gatten, war die Liebe des Chevalier de Boufflers und der Mme. de Sabran, war Alles das erheuchelt, selbst eingebildet, überspannt und ohne Betheiligung des Herzens? Daß die Damen Marquisen und Herzoginnen waren, ist doch noch kein hinreichender Grund, selbst für einen Demokraten, ihnen Innigkeit und Wahrheit des Gefühles abzusprechen. Das Leben der Nation pulsirte eben damals noch im Adel. Erst mit der Revolution trat die Bourgeoisie als solche auf die Bühne und kam zum Mithandeln; und wahrlich, sie hat sich nicht besser bewährt in den achtzig Jahren, die seitdem verflossen, als der französische Adel des achtzehnten Jahrhunderts.

Freilich war Frankreich in politischem Verfall, aber ist es denn wahr, wie die Liberalen es als ein Axiom aufstellen und Herr Lotheißen es ohne weiteres als widerspruchlos annimmt, daß, „wo das öffentliche Leben eines

Volkes leidet, man mit Bestimmtheit schließen kann, daß auch seine geistige Thätigkeit krankt?" Beweist uns nicht die Geschichte das gerade Gegentheil? Wie zerfressen von der schlimmsten Demagogie Athen war, als Sophokles dichtete und Thucydides schrieb, sagt uns Aristophanes, und zu Plato's Zeiten war's gewiß nicht besser geworden. In Rom war gar keine Literatur zur Blüthezeit der Republik, und das geistige Leben begann erst mit dem Verfall des Staates, d. h. zur Zeit des Gracchus und des Marius. In Italien sah das Ende des Quattrocento und der Anfang des Cinquecento die höchste Geistesblüthe, welche die Menschheit gekannt, also zu einer Zeit, als Florenz dem Cäsarismus der Medicäer gehorchte, Rom unter Alexander VI. und Leo X. Zeuge der sittenlosesten Priesterherrschaft war. Nicht unter Karl V., erst unter Philipp II. und seinen Nachfolgern bis auf Philipp IV., d. h. während der Glanzperiode der Inquisition und des spanischen Absolutismus lebten und schrieben Cervantes und Lope de Vega, Calderon und Moreto. Ob Deutschlands öffentliches Leben sehr gesund war, als unsere geistige Thätigkeit sich am üppigsten und schönsten entfaltete, vermag jeder Halbunterrichtete zu beantworten. Frankreich aber hatte geradezu seine bedeutendste Epoche in geistiger Beziehung nach den Friedensschlüssen von Aachen und Paris, das heißt nach den Verträgen, die seinen tiefsten Verfall besiegelten. Und wie war das öffentliche Leben angethan unter Fleury und Choiseul, unter Madame de Pompadour und Madame du Barry? Welcher Unbefangene aber wird leugnen wollen, daß Frankreichs geistige Blüthe, trotz Montaigne und Rabelais, nicht im sechzehnten Jahrhunderte war, als noch

Alles unbeholfen italieniſirte, noch im ſiebzehnte
Descartes und Pascal, Molière und Racine,
Spanierthum kaum überwunden war und der fr
Geiſt noch keine ſpeziell nationale Cultur hervo
hatte. Nein, Frankreichs größte Zeit war die ſei
tiſchen Ohnmacht und des ſchlimmſten Abſolutism
Zeit Ludwig's XV., als die Ideen Montesquie
Voltaire's, Diderot's und Rouſſeau's die Welt beh
als die franzöſiſche Sprache die Sprache der eur
Bildung war, als für mehr denn hundert Jahre d
der franzöſiſchen Weltanſchauung über den Contin
breitet war, da die Encyklopädie und die Encykl
als Apoſtel eines neuen Evangeliums allüberall b
wurden, als jeder Hof Europas einen Repräſenta
franzöſiſchen Geiſtes zu Gaſte hatte, als der größt
des Jahrhunderts franzöſiſche Ideen verwirklichte u
ſie die Wiedergeburt Deutſchlands vorbereitete. N
abermals nein, wir wollen uns nicht, wie es der
nur zu viel gethan, von der Phraſe und dem Ge
beherrſchen laſſen, wir wollen uns nicht dem Pa
gefangengeben, wir wollen den Muth haben, z
das geiſtige Leben iſt unabhängig vom politiſc
größte Revolution der Neuzeit iſt in vielem Gut
ſie geſtiftet, das Werk der Privilegirten, in vielem Sc
das des dritten Standes; die geſellſchaftlichen Zuſt
18. Jahrhunderts, die unſere Väter vertilgt haben
ihr Schönes; die Sittlichkeit — wenn man darun
die correcte Lebensführung, ſondern den idealen G
Lebens verſteht — die Sittlichkeit des franzöſiſch
vor der Revolution war größer und höher als

französischen Bürgerthums unter Ludwig Philipp und Napoleon III.; die Revolution, die in Frankreich die letzte Tradition des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens zerrissen hat, brachte keine verjüngte und erstarkte Thätigkeit auf dem geistigen Felde zu Tage, und es bedurfte erst des Opfers einer ganzen Generation (1790 bis 1820), ehe das geistige Leben Frankreichs wieder aufblühen konnte.

September 1872.

Jules Michelet.

Der Tod räumt gewaltig auf in dem „Geſchlechte von 1830", wie man in Frankreich die Männer zu nennen pflegt, welche, um die Scheide des Jahrhunderts geboren, kurz vor und nach der Juli-Revolution in vollſter Mannesblüthe ſtanden. Immer lichter wird der herrliche Wald, und jeder mächtige alte Stamm, der fällt, zeigt nicht nur die eigene Größe, ſondern auch die Kleinheit des Nachwuchſes in hellerem Lichte. Nach Couſin Villemain, nach Villemain Sainte-Beuve, Mérimée, Alexander Dumas, denen Delacroix, Ingres, Hector Berlioz um wenig Jahre oder Monate vorausgegangen waren. Nur die vier großen Hiſtoriker der Revolution — Guizot*), Mignet, Thiers, Michelet — ſchienen dem Alter wie dem Gram trotzen zu wollen. Jetzt iſt auch Dieſer Einer ins Grab geſunken, und immer einſamer ragen die Ueberlebenden aus dem Menſchengeſtrüppe empor, mit dem der umwühlte Boden Neufrankreichs bedeckt iſt.

---

*) Wir denken hier an Guizot's „Engliſche Revolution", worin die Nutzanwendung auf Frankreich offenbar der Grundgedanke des Verfaſſers iſt.

Michelet war einer der Reichsten jenes reichen Geschlechtes; und doch war er Pariser, wie Victor Cousin: das heißt er gehörte einer Race an, die schon mit verarmtem Blute und verkümmerten Seelenkräften auf die Welt zu kommen und mehr durch Feinheit und Schärfe, als durch Fülle und Kraft des Geistes sich auszuzeichnen pflegt. Aber er stammte nicht aus dem blasirten Kleinbürgerstande der Hauptstadt, wie der Philosoph, sondern aus einem Stamme von Arbeitern, damals noch der gesündesten Volksclasse von Paris. Ein rüstiger Arbeiter ist er geblieben bis in sein Alter: noch vor zwei Jahren, hier in Florenz, pflegte der Vierundsiebzigjährige um fünf Uhr Morgens an die Arbeit zu gehen. Man sah der untersetzten Gestalt, dem glänzenden Auge, dem breiten Munde über breiter Kinnlade die strotzende Fülle der Natur wohl an: Charakter, Geist, Phantasie — Phantasie vor Allem — waren mächtiger in Michelet, als in irgend einem seiner Altersgenossen. Vor Kampf und Streit bebte der Mann nie zurück. Ungleich den meisten seiner Landsleute, rechnete er stets mehr auf sich selber als auf Andere, opferte er ohne Zaudern eine officielle Stellung, ein sicheres Einkommen, wenn es galt, eine Sache zu vertheidigen, die ihm am Herzen lag, und was er ergriff, lag ihm am Herzen. So groß war sein Unabhängigkeitssinn, daß er nicht einmal von einem Verleger abhängen wollte. Er gab alle seine Werke selber heraus, und der Mann, der stets im Reiche der Träume zu verweilen schien, verstand es sehr wohl, sich sein Plätzchen auf dieser festgegründeten Erde zu sichern, das er nur sich selber danken wollte. Auch sein hohes Selbstgefühl, das freilich später, wie bei so vielen Franzosen,

in Selbſtvergötterung ausartete, auch ſeine, wenigſten
der erſten Hälfte ſeines Lebens, durchaus geſunde Sinn
keit verriethen überſtrömende Kraft.

Michelet's Laufbahn als Menſch und Schriftſt
heilte ſich in der That in zwei Hälften, die einander w
ihnlich ſahen. Er begann mit einer Ueberſetzung G. B. Vi
en er ſozuſagen Frankreich offenbarte als den Schöpfer
hiloſophie der Geſchichte lange vor Herder; dann w
i die Tiſchreden Luther's, die er ins Franzöſiſche ü
ug. Zwei treffliche, ja unübertroffene Schulwerke folg
e Tableaux synchroniques und der Précis der neu
eſchichte. Bald treffen wir auf vollſtändigere Werke
elehrter Forſchung, wie die „Geſchichte der römiſchen
ıblik“ und die „Origines du droit français“, in d
e deutſche hiſtoriſche Wiſſenſchaft den Franzoſen z
nſtlich vermittelt ward. Die erſten ſechs Bände
Histoire de France“, welche ihm den Lehrſtuhl Daun
n Collége de France, einen Platz im Inſtitute, die S
s Geſchichtslehrer bei Prinzeſſin Clementine eintru
llten die beſten Jahre dieſer erſten Periode (1833—18
ıs. Dann begann der Kreuzzug, den er, verbunden
dgar Quinet, gegen die Jeſuiten predigte. Seine V
ſungen im Collége de France und die drei volksthüm
haltenen zündenden Bücher, die daraus hervorgi
Des Jésuites“, „Du Prêtre“, „De la Femme et de
amille“, „Le Peuple“), fanden ein ungeheueres G
as war nicht Voltaire's ſcharfe, ziſchende Waffe,
aren Keulenſchläge, die hallend niederfielen. Um ſo
hrlicher war der Angriff, als man es hier mit ei
anne des neunzehnten Jahrhunderts zu thun hatte,

den Geiſt der Religionen wohl verſtand, nicht allein ihm gerecht geworden war, ſondern tiefe Sympathien dafür gezeigt. Das war kein Mann der Schlagworte, das war ein Gelehrter von gründlichem Wiſſen, der im Jeſuitismus die Fälſchung der Religion, nicht die Religion ſelber angriff. Das war ein Poet, der zur Phantaſie und zum Gemüthe zu ſprechen wußte, ein Denker, der den tiefen Sinn des wahren Chriſtenthums beſſer verſtand, als ſeine Gegner, die privilegirten Vertheidiger des Katholicismus.

Für Michelet ſelbſt, für die franzöſiſche Literatur war dieſer Kampf kein Glück. Die Leidenſchaft bemächtigte ſich des Mannes, nahm ihm die Ruhe, die zum Suchen der Wahrheit und zur Sicherheit des Urtheils, wie zum reinen Ausdruck beider nöthig iſt. Die Schaar der Schmeichler that das Uebrige; nächſt Victor Hugo war Michelet wohl der Mann ſeiner Generation, dem am plumpſten geſchmeichelt wurde und dem es am meiſten geſchadet hat. Er begann, ſich als einen Propheten anzuſehen, jedem ſeiner Worte ſelber zu lauſchen, ſich für verpflichtet zu halten, nur im Tone der Orakel zu reden. Ich lernte ihn kennen als blutjunger Menſch, in jenen Jahren ſeiner Uebergangs-Periode, wo der Gelehrte ſich ſchon als Tribun entpuppt hatte — ſoviel ich mich erinnere, hatte Heine, der große Stücke auf ihn hielt, mich an ihn adreſſirt — und ich ſah ihn erſt zwanzig Jahre ſpäter wieder, als ſeine politiſche Weltanſchauung mir eine noch unüberſteigbarere Schranke entgegenſetzte, als ſein Genie, ſein Ruhm, ſein Alter und die Nationalität. Letztere war durchaus nicht verletzend, wie ſie es bei den jüngeren Franzoſen zu ſein pflegt. Jene große Generation, die ihr Vaterland

über Alles liebte, ſo ſtolz darauf war, ſo viel Rec
ſtolz darauf zu ſein, trug das furchtbare Geſchick n
anderer Würde und Humanität, als die Vierzig
Fünfziger es thun. Michelet hatte der Zuſamm
des modernen Frankreich ſelbſt gebrochen; aber
und zartfühlend war er — mehr ſo als klarſich
wahr — wenn er mir ſagte: „Alles das iſt
großes Mißverſtändniß zwiſchen Deutſchland und
reich.“ Ich ſah ihn zum letztenmale auf dem grüne
in Piſa, wo die vier herrlichen Marmorgebäu
Mittelalters in einſamer Schönheit leuchten. Ein
wandelte er da umher unter den Ruinen: q
mutatus ab illo, dem wir Jungen in jenen
welche dem Staatsſtreiche vorausgingen, gelauſch
mit Ehrfurcht und Begeiſterung, nicht nur wenn d
mühevolle Rede ſich ſtoßweiſe, wie pythiſche Inſpir
den Lippen des Lehrers entrang, auch in der Unter
da jedes der ſententiöſen Urtheile, in denen er ſic
gehen liebte, uns eine Offenbarung tiefſter Weisheit
Er war damals gerade damit beſchäftigt, die nüch
und proſaiſcheſten aller Sterblichen, die Männer vo
zu poetiſiren, mit der einzigen Ausnahme Robe
den er nicht leiden mochte, in dem er den eh
Jeſuitenzögling witterte, und die Jeſuiten war
Manne noch unerträglicher, als es ihm Kaiſer un
ſpäter wurden. Ich habe ihn im Verdacht, ſe
wunderung der Architektur des Mittelalters, de
ſchöne Seiten gewidmet, nur deßhalb in Verachtu
Verunglimpfung derſelben umgeſetzt zu haben, wei
Chriſtenthum, nach der clericalen Reaction von 18

nicht mehr ohne Jesuitismus denken konnte. Und wer sollte es ihm verargen?

Von diesem zweiten Michelet, wie er sich von 1847 bis 1852 metamorphosirt hat und bis an sein Ende geblieben ist, wird wohl wenig übrig bleiben, obschon auch hier, zumal in der Revolutionsgeschichte, Geist, Phantasie, Gelehrsamkeit die Fülle ist. Den Michelet der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aber wollen wir uns nicht durch die bald leidenschaftlich-unmäßige, bald greisenhaft-sinnliche Production der letzten zwanzig Jahre verdunkeln lassen.

Wenn Thiers' Geschichtsschreibung durch die unvergleichliche Intelligenz, Guizot's durch philosophische Tiefe, Mignet's durch einzige Objectivität, Thierry's endlich durch künstlerische Vollendung, bei wohlthuender Wärme und festester gelehrter Grundlage, diejenige der Engländer und Deutschen weit hinter sich läßt, — Macaulay und Ranke nicht ausgenommen, welche freilich jene Franzosen durch andere Eigenschaften überragen — so ist es bei Michelet die Lebendigkeit der Phantasie, welche den Leser fesselt oder immer wieder anzieht. Selten ist die intuitive Kraft eines Menschen, der eigentlich nicht Künstler noch Poet war, intenser und zugleich schöpferischer gewesen. Denn er erräth nicht allein, was in dem tiefsten Grunde der Personen, welche in der Weltgeschichte handeln, wie der Massen, die darin dunkel streben und treiben, sich unseren blöden Augen entzieht, er zaubert es auch herauf für uns, und wenige Striche genügen ihm. Man lese selbst noch in seiner „Renaissance", in seiner „Réforme" (Tome VII und VIII seiner „Histoire de France") die Porträts von Mar-

garethe von Oeſterreich, der alten Tante am Spi
welche die Fäden des Hauſes Burgund um ganz
ſpinnt; dasjenige Maximilian's ſelber, des Kaiſ
coudes percés, dont la vie fut un perpétuel
qui avait les jambes du cerf, et la cervelle
Freilich iſt hier ſchon Manier, aber doch noch im
lebhafteſtem Colorit. Noch belebter und zugleich g
voller ſind die Schilderungen in den erſten ſechs
ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, welche ein Zeitra
fünfzehn Jahren von den acht letzten trennt. Di
ſchaft Galliens, die Natur der Celten, der Röm
Franken, weiterhin der hundertjährige Krieg und de
frau von Orleans Siegeslauf und Ende; vor All
wig's XI., des Gründers von Frankreichs Einheit
und unheimliches Wirken: das ſind Seiten, die m
wieder vergißt, wenn man ſie auch nur Einmal
Hier iſt die Fülle der Phantaſie noch nicht ausgea
ſpäterhin, bald in traumhaftes Irrereden, bald in
Spielen mit Worten, Bildern, fixen Ideen. Hie
Sprache bei aller Freiheit noch maßvoll, bei all
einfach; es iſt ein neues, bis dahin unbekanntes Fr
aber es iſt doch noch Franzöſiſch. In ſpäteren
verließ der Hiſtoriker immer mehr die Traditio
franzöſiſchen Geſchmackes, muthete er der Sprache
ſie nicht leiſten kann, ward er ihrem Geiſte untreu.
ſchärfſte aller Werkzeuge des menſchlichen Geiſtes
ſeinem Munde ein ſibylliniſches Lallen. Den M
der Ellipſe namentlich trieb er bis zur äußerſten
Copula, Verbum drohten ganz aus ſeiner Satzbil
verſchwinden. Von einer fortlaufenden Erzählung



Gedanken, die u
dunkel durch Mißbrauch
er weiß seine Phantasie
wie Carlyle den ahnun
Form gerinnen zu lasse
Skizzen, aber Farbenfl
Manchmal glaubt man n
den letzten Bildern des g
Jahrhunderts, wie vor de
Turner, dem der Franzos
ähnelt. Auch würde man s
glühenden Styl mit Victor
vergleichen, die im Grunde
armung. Alles ist gesucht,
unter der Hand des Verfass
fließt natürlich aus Ueberfülle
er müßte sich Gewalt anthun,
die sie ihm aufdrängen, abe
drängen, für die er Worte su
gebilde, denen er einen Sinn
sieht es jedem Satze Hugo's a
den Kopf, etwas recht Bizarres,
oder aber er läßt sich

Uebrigens mag Michelet als Schriftſteller einen ſchl
Einfluß ausgeübt haben, als Victor Hugo; dieſer
Grunde doch einer franzöſiſchen Tradition oder, um ge
ſprechen, jener ſpaniſch-franzöſiſchen Tradition des Geſ
welche ſeit Corneille neben dem echten Fluſſe der na
Sprache hinſtrömt. Michelet, der ſpätere Mich
durchaus unfranzöſiſch in der Sprache, ganz ind
wer ſeine Wege geht, ohne ſeinen Compaß zu hab
nur in Manier gerathen; wer einen der befahrenen
franzöſiſcher Ueberlieferung verfolgt, mag auch ohne
ſich zurechtfinden und mit der Nation in Fühlung

Schlimmer noch als mit der Sprache iſt es
Ideen, ich ſollte ſagen, den fixen Ideen Michelet'
Ende ſeiner Laufbahn war er ganz parti pris g
Nicht allein ſtand ſein Urtheil feſt über Alles und
einer glänzenden Phraſe ſo fertig ausgemeißelt, da
mehr daran zu ändern war: auch das Bild, das
von einem Zuſtande, einer Perſon gemacht, war
geronnen und nicht wieder flüſſig zu machen.
Monomanie, ſeine friſch erworbenen mediciniſchen K
zu verwerthen, die einem gewiſſen ſenilen Sinnlich
ſonderbar zuſagten und nicht nur ſeine kleinen patl
naturwiſſenſchaftlichen Schriften — wie „L'Amou
Femme", „L'Oiseau", „L'Insecte" — aus jedem
Haushalte entfernen müſſen, ſondern auch ſein
Geſchichtswerke gar ſehr verunzieren. Nicht allein de
ſoll uns die Encyklopädie erklären, auch Ludwig
Verdauung muß herhalten, noch mehr ſeine Krank
den Erbfolgekrieg explicirt, wie die noch minder ap
Franz' I. die italieniſchen Verwicklungen. Ja,

ſogar unterſucht, was wohl Ludwig's XIII. körperliche Stimmungen geweſen ſein mögen, als er — Ludwig XIV. zeugte! So kam es denn, daß ſeine Phantaſie, und zwar in den letzten Jahren eine unreine Phantaſie, ihm oft die feſteſten Thatſachen verrückte und ihre eigenen Gebilde an deren Stelle ſchob. Da er wenig mehr las in der letzten Zeit — wenig Urkundliches meine ich, denn er trieb nur gar zu viel Allotria — ſo mußte die Erinnerung herhalten, und der Mann, der nicht allein die hiſtoriſchen Archive Frankreichs verwaltet, ſondern auch beſſer als einer ſeiner Landsleute ſtudirt und benützt hatte, nahm die „ſchwankenden Geſtalten, die früh ſich einſt dem trüben Blicke gezeigt", am Ende für Wirklichkeiten und gab ſie naiv als ſolche.

Man kann ſich wohl eine Vorſtellung machen von dem, was die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts geworden wäre, welche er in den letzten zwei Jahren, und zwar mit durch die Krankheit bedenklich erſchütterten Geiſteskräften, plante und ſchon theilweiſe niederſchrieb. Zeitungen, Werke dritter Hand, Auszüge von Auszügen, Zeitſchriften-Eſſays ſollten ihm ſtatt der Documente dienen; er verließ ſich auf ſeinen „Blick", aber die Augen des alten Sehers waren trübe geworden; der Gram um ſein Vaterland hatte ihn ſchon vor vier Jahren tödtlich getroffen, und die Hand, die ſo viele glänzende, lebensvolle Geſtalten gemalt, war gelähmt. Der Tod war eine ſpäte Erlöſung. Muß er es nicht für alle die Männer eines Geſchlechtes ſein, welches an Frankreich und die Revolution geglaubt ſein Lebenlang mit jenem naiven und innigen Glauben, mit dem die Hugenotten des ſechzehnten Jahrhunderts an Chriſtum und ſein heiliges Wort glaubten? Nicht die rohen, leidenſchaftlichen

Haſſer des jüngeren Geſchlechtes, kalt im Grunde
Seele, und deren leidenſchaftlicher Haß nur verletzte
keit iſt, ſind zu bedauern in der furchtbaren Kata
Frankreichs, wohl aber jene Männer, die etwas auß
zu lieben, für etwas außer ſich zu leiden vermochte
Keiner mehr als Michelet, der Geſchichtsſchreiber Fra
und der Revolution.

Februar



Prosper Merimée und die Unbekannte.

I.

Es ist schwer sich in Deutschland eine Vorstellung von dem Aufsehen zu machen, welches die Veröffentlichung der intimen Briefe eines der geistreichsten Zeitgenossen in Paris hat hervorrufen müssen.*) Merimée's Ruf war zwar nie ein lärmender, populärer, oder auch nur ein verbreiteter, wie Victor Hugo's, Lamartine's, Georg Sand's; aber er war ein gediegenerer und die kleine Gemeinde seiner Bewunderer, anfangs nur aus den Erwähltesten der Nation bestehend, hat sich von Tag zu Tag vermehrt, wird sich von Jahr zu Jahr vermehren, vielleicht gerade in dem Maße als die Eigenschaften des Schriftstellers seltener und folglich immer mehr Ausdruck einer unwiederbringlichen, vergebens zurückgesehnten Vergangenheit werden.

Geboren im Jahre 1803, gestorben während des Krieges von 1870, gehörte Merimée zu jenem glänzenden Nachwuchse, den der umgewühlte Culturboden Frankreichs in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Verwunderung

*) Lettres à une Inconnue par Prosper Merimée. Paris. Michel Lévy 1874. Zwei Bände in 8.

und Bewunderung Europas noch einmal hervortrieb. Es war ihm beschieden, wie den Zenith des neuen Frankreichs (1825 bis 1835), so den Bankrott desselben, zu schauen und in jedem Sinne durchzuleben. Da nun aber in Frankreich, Dank der Centralisation, die bedeutenderen Zeitgenossen stets auch Lebensgenossen sind, so hatte er mit allen literarischen und politischen Persönlichkeiten der dreißiger und vierziger Jahre in Verbindung gestanden. Zugleich Novellist und Historiker, Mitglied zweier Akademien, Sohn eines geschätzten Malers, dabei Generalinspector der Monumente Frankreichs, gehörte er der Gelehrten- und Künstlerwelt ebenso sehr an, als der schönen Literatur. Sein Freundschaftsverhältniß zur Gräfin von Montijo — sagte man doch ziemlich laut vor zwanzig Jahren, der geistreiche Schriftsteller habe die Heirath des Kaisers mit der Tochter seiner Freundin zu Wege gebracht — näherte ihn dem kaiserlichen Hof und brachte ihn mit den Kreisen des Bonapartismus in nächste Berührung, welche von der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts tonangebenden Gesellschaft so sehr verschieden waren. Ein gern gesehener Gast in Saint-Cloud und Fontainebleau, in Compiègne und Biarritz, zugleich Senator des Kaiserreichs, war er in der Lage, einem guten Theil der Weltkomödie hinter den Couliſſen und bei den Proben zuzusehen. Merimée sprach vier der fünf Hauptsprachen Europas geläufig und ohne fremden Accent, las außerdem deutsch und russisch ohne Schwierigkeit, kannte die Literaturen aller dieser Sprachen aus dem Grunde. Er war viel gereist, hatte den Orient verschiedene Male besucht; in Spanien und England, wo er sehr häufig erschien, war er wie zu Hause. Italien und Deutschland

waren ihm nicht unbekannt. Viele bedeutende Fremde, namentlich Engländer und Spanier, aber auch Deutsche und Italiener, wie Bismarck und Cavour, waren ihm persönlich nahe gekommen. Vor Allem, er war ein scharfer und unbefangener Beobachter, und da er nicht ahnen konnte, daß diese vertraulichen Plaudereien je das Licht der Oeffentlichkeit sehen würden, so ließ er der „unbekannten" Freundin gegenüber gerne seinem Witze wie seinem Aerger oder seiner Wehmuth die Zügel schießen. Ganz Paris muß also wohl ein so zu sagen persönliches Interesse an diesen Briefen haben, etwa wie Berlin es an Varnhagen's Tagebuch nahm, nur daß den Franzosen die Kurzweil von einem ungleich bedeutenderen, geschmackvolleren, leidenschaftsloseren Schriftsteller und Menschen bereitet wird. Der Anekdotenjäger, wie der Liebhaber feiner Ironie und exquisiter Sprache wird seine Rechnung beim Lesen dieser Briefe finden; mehr noch der Geschichtschreiber, der nicht viele so unparteiische und so gescheidte, dabei so trefflich gestellte Zeugen der Ereignisse unserer Zeit finden dürfte; am meisten aber der Philosoph, insbesondere der Psychologe, und der geistige Epikuräer, welchem es gar selten so gut wird mit einem so liebenswürdigen, feinen, redlichen Collegen zusammenzutreffen, als welchen unser Briefschreiber sich durchaus zeigt.

Wir wollen hier keine Analyse dieser merkwürdigen Correspondenz geben, die sich überhaupt kaum analysiren läßt. Solche Bücher wollen gelesen sein: ein paar Citationen thun's nicht: und zwar wollen sie gelesen sein, wie man Göthe's Gespräche mit Eckermann liest, mit Muße, je nach Stimmung, eine Seite heute, die andere morgen.

Gleichgestimmte Leser werden es in ihrer Bibliothek haben wollen, als ein „Besitzthum für immer", wenn nicht neben, so doch auch nicht allzufern von Cicero's Briefen an Atticus. Denn, so groß auch das anekdotische und augenblickliche Interesse sein mag, das Beste an dem Buche ist der tiefe Sinn, mit dem hier die Welt angeschaut wird; und wie bei allen wirklich bedeutenden Werken der Art, ist die Subjectivität des Verfassers von viel mehr Interesse, als der Gegenstand oder die Gegenstände, mit denen sich derselbe zufällig abgiebt. Der Roman, der zu Grunde liegt, erweckt unsere Neugierde nicht besonders und wir überlassen es gerne dem Leser, sich die verschiedenen Peripetien desselben aus den ewigen Zerwürfnissen und Versöhnungen der beiden Correspondenten, welche namentlich das erste Viertel des Buches füllen, zusammen zu construiren. Die Dame, an welche die Briefe gerichtet sind, will ihr Incognito gewahrt wissen und, obschon es der Alles überwältigenden Neugierde geglückt zu sein scheint, den Namen zu entdecken, wollen wir hier thun, als hätten wir ihn nicht gehört, zumal dieser Name selbst dem besten Kenner der Pariser Gesellschaft gar Nichts sagt. War es zartfühlend oder nicht von Seiten der Dame, diese Briefe ihres Verehrers zu veröffentlichen? Die Antwort überlassen wir den hyperempfindlichen Richtern weiblichen Tactes; wir danken der „Unbekannten", uns diesen Schatz nicht vorenthalten zu haben. Sie hat in der That um so mehr Verdienst, als sie selber in den Augen des Lesers eben nicht viel dabei gewinnt. Vielleicht sieht sie, nach Frauenart, eine genügende Entschädigung darin, daß ihre Eitelkeit die ganz besondere Befriedigung hat, dem persönlichen Kreise

von Bekannten, für welche das Incognito nicht existiren kann, zu wissen zu thun, wie einer der bedeutendsten und feinsten Männer des Jahrhunderts dreißig Jahre lang, erst als unglücklicher Liebhaber, dann als nie ganz beruhigter Freund, zu ihren Füßen gelegen. Eine gar unschuldige Genugthuung, wenn man bedenkt, wie wenig der stürmische Freund sich selber über die Natur seiner Empfindungen, wie über den Werth seiner Göttin, irgend welchen Illusionen hingegeben.

Eine äußerst anmuthige, ja schöne Erscheinung, obwohl in bescheidener, ja abhängiger Lage, doch von allem Reiz aristokratischer Gewohnheiten umgeben, als Fremde — sie war Irländerin — pikant für den der französischen Einförmigkeit ganz besonders müden Mann, und doch ohne die äußerlichen Geschmacklosigkeiten, welche der Franzose den Frauen anderer Nationen so gerne vorwirft; Meisterin in der Kunst der Anempfindung, aller modernen Sprachen, trotz der vornehmsten Russin, mächtig und noch gewandter als irgend eine Tochter des Nordens im Anblättern fremder Literaturen, noch glücklicher im täuschenden Anschein des Interesses und des Verständnisses; vor Allem aber ungeheuerlich kokett, stets reizend, nie befriedigend, leise vorgehend, um sich rasch wieder zurückzuziehen, eingehüllt in ihre Eisrinde, hinter welcher sie zuweilen eine heimliche Gluth ahnen läßt, die gar nicht da ist, — behexte sie den Mann, so lange die persönliche Gegenwart dauerte, nicht einmal immer so lange; sobald er dem Zauber des, freilich höchst veredelten oder vielmehr höchst verfeinerten Geschlechtstriebes entronnen ist, schaut er wieder klar die geistige und sittliche Inferiorität der Geliebten, wie nach Winckel-

mann und Schopenhauer der wahre Bekenner der Schönheit die Inferiorität der phyſiſchen Natur des Weibes erkennt, ſobald er nicht mehr in den Banden der Sinnlichkeit liegt. Lieſt man die harten Worte, welche der wahrheitsliebende, rauhe, nie rohe, Mann in der üblen Laune, dem moraliſchen Katzenjammer, der jedem Zuſammentreffen folgte, ausſtößt, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß er im Grunde ſeiner ſchönen Correſpondentin gegenüber in der Stimmung Leopardi's zu ſeiner Aſpaſia war:

. . . ciò che inspira ai generosi amanti
La sua stessa beltà, donna non pensa
Nè comprender potria. Non cape in quelle
Anguste fronti ugual concetto. E male
Al vivo sfolgorar di quegli sguardi
Spera l' uomo ingannato, e mal richiede
Sensi profondi, sconosciuti, e molto
Più che virili, in chi dell' uomo al tutto
Da natura è minor. Che se più molli
E più tenui le membra, essa la mente
Men capace e men forte anco riceve.

Nur war dieſe Aſpaſia eine tugendhafte im buchſtäblichen, thatſächlichen, ich möchte ſagen, zuchtpolizeilichen Sinne des Wortes. Ja, nicht nur tugendhaft, prüde ſogar, und mehr als einmal muß ſie ſich ob dieſer Geſchmackloſigkeit von ihrem unbarmherzigen Verehrer durchſchelten laſſen. Selbſt empfinden, ſelbſt denken, inſoweit es ſich nicht auf perſönliche Gegenſtände bezieht, iſt überhaupt bei Frauen noch ſeltener als bei Männern, bei denen es doch heutzutage gewiß ſchon ſelten genug iſt. Nicht eine eigene Beobachtung, nicht ein eigenes Urtheil, nicht einen eigenen Eindruck vermag der Freund von der Freundin zu er-

langen, wenn sie in Algier eine fremde Civilisation und Natur, wenn sie in Italien neue Kunstwerke sieht, und ihr der Mann fehlt, der sie auf das Interessante, auf das Bedeutende aufmerksam macht, in welchem Falle sie freilich sich das Schönste gar schnell anzueignen scheint. In der That macht die Empfängerin dieser reizenden Briefe ganz den Eindruck jener correcten Produete einer ganz conventionellen Gesellschaft, bei denen die Leidenschaft nie zum Worte kommt, — außer bei gekränkter Eitelkeit —, bei denen die Rücksicht auf das, was „man" thut und was „man" sagt, immer die oberste ist. **Das Bild, das man sich von ihr entwirft, ist ganz das einer geistig und sittlich vorwurfsfreien Person, die absolut unfähig ist, je einen** dummen Streich zu begehen. Sie hat eben vom modernen französischen Frauenwesen, das sich einerseits ganz verroht, — sit venia verbo; „verwildert" giebt die Idee nicht wieder — andrerseits petrificirt hat, die schlimmere Seite angenommen, was ihr häufiger und langer Aufenthalt in der Provinz zur Genüge erklärt: die Provinzialrespectabilität, die Furcht, sich zu compromittiren, etwas zu thun, was die Andern nicht thun, spricht aus allem ihren Thun und Lassen.

II.

Merimée war, trotz eines gewissen mehr angenommenen als wirklichen Cynismus, was Goethe eine „frauenhafte" Natur nennt. Er konnte ohne weiblichen Umgang nicht leben. Derselbe war seinem etwas verwöhnten inneren Menschen so nöthig, wie später seinem immer empfindlicher gewordenen Körper die weiche Luft der Provence. Dazu

der Begeisterung, der Naturliebe, dem Kunstgen
Wissenschaft, dem Glauben gesagt. Was er such
wahre Leidenschaft, wahres Gefühl, die er nur g
fand; er bekämpfte aber die Worte, welche jene
sollen, nur um jenen Raum zu schaffen. Den prin
Gefühlsmenschen à la Chateaubriand und Lamartin
über, welche wie Schauspieler nur vor'm Publiku
Gefühle haben, im Grunde der Seele aber wen
Andere von Egoismus und Eitelkeit frei sind, n
wohl gern den Mephistopheles spielen: aber hier
Tage, was ein wirklich empfindsames Herz vor de
der Menschen verschloß: der ritterliche Muth, mit
seines Freundes Libri von allen aufgegebene Sa
die Welt und die weltliche Gerechtigkeit ergriff,
Kummer um sein ins Verderben rennendes Vaterl
ihm am Herzen nagte; die Liebe zu den Thieren,
Zeichen tief und stark empfindender Naturen;
hänglichkeit und Treue an alte Diener und Jugend
Alles offenbart das warme Gemüth in dem sch
Cyniker. Als eine der zwei alten Engländerinn
denen er in den letzten Jahren zusammenlebte,
krank wurde, überraschte ein Freund den sprüc
gewordenen Gefühllosen in heißen Thränen.

Ebenso rein und echt sind seine geistigen I
keine Arbeit, keine Langeweile, kein Opfer scheut er
gilt, etwas wirklich Schönes zu genießen, zu
wissenschaftlichen Resultaten zu gelangen, seiner C
den vollendetsten knappsten Ausdruck zu geben.
sucht er, in Büchern wie im Leben, nach den
stellten Hervortreten der Menschennatur, ja m

ſchätzen wiſſen. Hier haben wir mit dem Menſchen allein zu thun und finden auch in ihm ein ſchönes Exemplar des feingebildeten und edelgeſinnten Franzoſen jener beſſeren Zeit. Taine in einer, ſeinen anderen Arbeiten ſehr untergeordneten Einleitung, giebt mit gewohnter Syſtematik und gewohntem parti pris eine ganz falſche Idee von Merimée. Der Seſam-Schlüſſel der maitresse qualité reicht einmal nicht aus, das Räthſel eines individuellen geiſtigen und ſittlichen Organismus zu erklären, abſonderlich wenn es ſich um eine Individualität wie die des Verfaſſers der Venus d'Ille handelt. Taine will in ihm nur den Mann ſehen, der aus Furcht die Dupe irgend eines Menſchen oder irgend eines Dinges zu werden, am Ende Dupe ſeiner ſelbſt wurde; bei dem das zum Lebensprincip gewordene Mißtrauen alle Schaffens- und Lebenskraft lähmte, dem die angenommene Maske der Unbeweglichkeit zur andern Natur geworden und was der unnöthigen Erklärungen einer ſehr einfachen, obſchon ſehr ſeltenen, Natur mehr ſind.

Die Wahrheit iſt, daß Merimée ein ganz urſprünglicher Charakter und ein ganz urſprünglicher Geiſt war. Selbſt ſein Skepticismus war kein erworbener, angelernter; er war ein natürlicher, wie der Montaigne's: es war der Skepticismus der Wahrheitsliebe: ihm waren vom Anbeginn die großen Worte, ſowie die Berauſchung durch Worte und die daraus folgende Selbſttäuſchung in der Seele zuwider: er haßte allen Schein. „Die Liebe entſchuldigt Alles — ſagt er einmal in dieſen ſeinen Briefen — nur muß man ſicher ſein, daß es wirklich Liebe iſt.“ Er hätte gewiß dasſelbe vom Patriotismus, der Freundſchaft,

die die Specialiſten der Philanthropie ſie als kalte, une
findliche Egoiſten verſchreien und die unerbittliche Wal
aftigkeit, mit welcher ſolche Geiſter auf den nicht e
mmer gar ſchönen Grund der Menſchennatur zu ge
legen, als Menſchenhaß hinſtellen möchten. Wer nä
ſieht, wer überhaupt ſelber Wahrheitsſinn mit dem geringſ
rade von Scharfſicht verbindet, wird die ungeſchmin
erbheit eines Merimée, die nie in Rohheit ausartet, ni
niger reſpectiren, als unſeres Göthe behutſames Si
rückziehen vom gewöhnlichen Menſchenkehricht.

Auch der Leſer, bei dem das pſychologiſche Intere
ht das vorherrſchende iſt, wird ſeine Freude an die
ieſen haben, namentlich nach der erſten Hälfte des erſ
ndes, wenn ſich der Sturm einigermaßen gelegt h
d die etwas monotonen Klagen über die Kälte oder
unen der Geliebten ſich weniger häufig wiederholen. D
ch hier muß man dieſe Sammlung ganz unmeditir
rzensergießungen, welche ohne Hilfe irgend welcher Hera
erſcheere in den Druck gekommen, nicht mit Rah
ieſen oder der Göthe-Schiller'ſchen Correſpondenz v
ichen wollen. Auf der andern Seite liegt freilich a
ade wieder ein großer Zauber in der unberührten Fo
d in der offenbar ganz unabſichtlichen Natur die
immungsbilder und Plaudereien. Ein großer Leſer u
fflicher Kritiker, wirft Merimée in beinahe jedem Br
feinſten und ſchlagendſten Urtheile über alte und n
ücher hin — über alten amentlich; denn er gehört zu
uten, welchen die Natur den Abſcheu des Mittelmäßi
it der feinſten Spürkraft für dasſelbe ertheilt; da a
m unſere Zeit ſelten etwas Anderes als Mittelmäßi

sagen, sein ganzes Leben war nichts Anderes, als ein Suchen nach der wahren Menschennatur unter der einhüllenden Rinde der Civilisation oder abseits des großen Stromes unserer Cultur: das Herauskehren, das ins Lichtstellen des wahren Menschen war ihm zu einer Art fixer Idee geworden. Er aber, der alles Ungefähr haßte, das als Mantel für unklares oder faules oder feiges Denken diente, er, dem Klarheit das erste Lebensbedürfniß war, gefiel sich in jenem Halbdunkel, wo das Begreifliche und das Unbegreifliche, seelische und körperliche Kräfte, All und Individuum aneinanderstoßen, sich kreuzen, sich gegenseitig beeinflussen. Er war nicht nur in der Darstellung der Zustände und Ereignisse, welche in diese Sphäre fallen, ein unerreichter Meister: er fühlte eine eigenthümliche Vorliebe für „der Menschheit bestes Theil, das Schaudern", das ihn magnetisch anzog. Dieser tiefpoetische Zug gerade macht Merimée auch den Nichtfranzosen so interessant. Die gesunde Antipathie aber gegen alles Falsche, in Literatur und Wissenschaft, im Staat wie in der Gesellschaft, machten ihn natürlich wie alle Besseren, wie alle Redlichen in dem Vaterlande der Eitelkeit zum Skeptiker: denn man kann beinahe immer sicher gehen, wenn man die echte Gesinnung vorzugsweise bei den Skeptikern dieser vielgeprüften und vielschuldigen Nation sucht. Ist's ein Zufall, wenn der französische Denker, dessen Name gleichbedeutend mit Skepticismus geworden, wenn Montaigne sich einem La Boétie in unverbrüchlicher, glühender Freundschaft hingab? Freilich müssen solche Verächter falscher Sentimentalität und falscher Begeisterung es über sich ergehen lassen, wenn die beschränkten Schwärmer, denen jede Oberfläche genügt, so gut

wie die Specialisten der Philanthropie sie als kalte, unempfindliche Egoisten verschreien und die unerbittliche Wahrhaftigkeit, mit welcher solche Geister auf den nicht eben immer gar schönen Grund der Menschennatur zu gehen pflegen, als Menschenhaß hinstellen möchten. Wer näher zusieht, wer überhaupt selber Wahrheitssinn mit dem geringsten Grade von Scharfsicht verbindet, wird die ungeschminkte Derbheit eines Merimée, die nie in Rohheit ausartet, nicht weniger respectiren, als unseres Göthe behutsames Sichzurückziehen vom gewöhnlichen Menschenkehricht.

Auch der Leser, bei dem das psychologische Interesse nicht das vorherrschende ist, wird seine Freude an diesen Briefen haben, namentlich nach der ersten Hälfte des ersten Bandes, wenn sich der Sturm einigermaßen gelegt hat, und die etwas monotonen Klagen über die Kälte oder die Launen der Geliebten sich weniger häufig wiederholen. Doch auch hier muß man diese Sammlung ganz unmeditirter Herzensergießungen, welche ohne Hilfe irgend welcher Herausgeberscheere in den Druck gekommen, nicht mit Rahel's Briefen oder der Göthe-Schiller'schen Correspondenz vergleichen wollen. Auf der andern Seite liegt freilich auch gerade wieder ein großer Zauber in der unberührten Form und in der offenbar ganz unabsichtlichen Natur dieser Stimmungsbilder und Plaudereien. Ein großer Leser und trefflicher Kritiker, wirft Merimée in beinahe jedem Briefe die feinsten und schlagendsten Urtheile über alte und neue Bücher hin — über alten amentlich; denn er gehört zu den Leuten, welchen die Natur den Abscheu des Mittelmäßigen mit der feinsten Spürkraft für dasselbe ertheilt; da aber nun unsere Zeit selten etwas Anderes als Mittelmäßiges

hervorbringt, so bleibt er seinen Alten getreu: Griechen und Römern, Spaniern und Franzosen, Engländern und Deutschen. Braucht er leichtere Lectüre, so liest er Reisebeschreibungen in fremden Ländern, zum Höchsten substantielle Geschichtswerke und Biographien, wo er Thatsachen statt Phrasen findet, oder aber schlechte Romane: ein Bedürfniß, das den höchsten Grad der Bildung verräth, wenn ich mir einen Ausspruch, den ich oft aus verehrungswürdigstem Munde vernommen, aneignen darf. Die Mordgeschichten Ponson du Terrail's waren Merimée's Lieblingslectüre in den letzten Jahren seines Lebens.

Viele Briefe sind aus dem Auslande datirt und seine humoristischen Schilderungen deutschen „Gemüthes" und deutschen Appetits, englischer Heuchelei und spanischer Natürlichkeiten sind nicht minder unterhaltend als seine beißende chronique scandaleuse der vornehmen Pariser Gesellschaft. Ein Virtuose im Erzählen und Beschreiben, erinnern seine Skizzen oft an Mme. de Sévigné's berühmteste Anecdoten. Die Porträts, vom Gassenjungen in Fleetstreet bis zu Herrn Gladstone, von der catalonischen Küchenmagd bis zu Ihrer katholischen Majestät, Isabella II., treten hervor aus der Leinewand, wie Köpfe des Velasquez. Reizend sind seine Beobachtungen der Thiere, deren innere Vorgänge zu errathen er nie müde ward, und die er vielleicht noch besser studirt hatte als die Menschen. Auch seine Küchenrecepte sind nicht zu verachten und würden Brillat-Savarin und Alexandre Dumas alle Ehre gemacht haben: denn Merimée, wie alle echten Franzosen und alle feinorganisirten Naturen, hielt außerordentlich viel auf gute Küche. Auch das Klima und das Wetter ist ihm ein Gegenstand

ſtumm geworden wäre. Manchmal glaubt man
des großen Jeſuitenfeindes ſelber zu hören, und de
mit dem er ſeine unfaſhionablen philoſophiſchen
in den faſhionablen Kreiſen der Hauptſtadt wo
Schau trägt, doch männlich bekennt, iſt eine zu
Erſcheinung im heutigen Frankreich, als daß man
bewundernd hervorheben ſollte.

Es iſt nicht leicht, ſtrenger für ſeine Nation
ſeine Zeit zu ſein, als Merimée ſich hier zeigt;
iſt es ſchwer, ihm zu widerſprechen, unmöglich ihn z
legen, wenn er in Bitterkeit ausruft: Je suis acc
honte quand je pense à ce XIXe siècle et q
trouve de toute façon si inférieur à ses prédéc
Er freilich iſt ganz ein Mann des vergangene
hunderts; wie in der Geſinnung und in der Weltanſ
ſo in der Sprache: knapp, relief, lebendig, voll.
keine Spur von Rhetorik, aber auch kein Flecken, d
läſſigkeit oder Unklarheit zurückgelaſſen hätten. Die
des Ausdruckes iſt ungeſucht; die Conciſion des
iſt nie dunkel, die Einfalt iſt nie trocken. Es iſt d
gute, alte Franzöſiſch, deſſen Traditionen heute
verloren ſind. Wer ſich davon überzeugen will,
einen dieſer Briefe, den unbedeutendſten, und gre
zu den beſten Schriftſtellern der zweiten Hälfte dieſ
hunderts, zu Renan, zu Taine, zu Dumas fils,
wird augenblicklich fühlen, welche Kluft auch i
Beziehung das neue Frankreich von dem alten tre

Janua

Geschichte zu protestiren. Aber Merimée war ein viel zu feiner Kopf, als daß er die rohe Leidenschaft oder die heuchlerische Sittlichkeit des Parteimannes in sich hätte aufkommen lassen. Er stand zu den Ereignissen etwa wie Göthe, nur mit mehr Patriotismus, wie es beim Bürger einer lange geeinten Nation von großer Geschichte nicht anders denkbar ist; doch verhinderte ihn dieser Patriotismus so wenig, in Fürst Bismarck den einzigen großen Staatsmann unserer Zeit zu sehen, als Göthen weder sein Deutschthum noch seine Humanität hinderten, in dem Unterjocher Deutschlands und dem Zermalmer der Menschen das größte Genie aller Zeiten zu erblicken. Ganz deutlich sieht Merimée den Ruin des französischen Staates kommen, wie er den Verfall der französischen Gesellschaft als schon längst eingetreten betrachtet: Nous nous en allons à tous les diables", sagt er vom ersteren, lange vor dem Kriege. Qu'est devenue la société française d'autrefois? fragt er sich, wenn er die geschmacklosen Uebertreibungen der vornehmen Kreuzfahrerinnen anhören muß. Was ist aus dem französischen Geist, was aus der französischen Sprache geworden? möchte man ausrufen, wenn man wieder einmal so einen echten Vertreter jenes altfranzösischen Geistes, in echtem Französisch reden hört, einen Nachkommen Regnier's und Molière's, Larochefoucault's und Labruyère's, Bayle's und Voltaire's, Chamfort's und Courier's. Wie gesund empört ist der Mann über die Verlogenheit der Demokraten, die Illusionen der Parlamentarier, den Fanatismus der Klerikalen; denn es ist eine wahre Wohlthat, Merimée neben Sainte-Beuve als den einzigen conservativen Franzosen seiner Generation zu sehen, der nicht auf seine alten Tage

fromm geworden wäre. Manchmal glaubt man ein Echo des großen Jesuitenfeindes selber zu hören, und der Muth, mit dem er seine unfashionablen philosophischen Ansichten in den fashionablen Kreisen der Hauptstadt wo nicht zur Schau trägt, doch männlich bekennt, ist eine zu seltene Erscheinung im heutigen Frankreich, als daß man sie nicht bewundernd hervorheben sollte.

Es ist nicht leicht, strenger für seine Nation und für seine Zeit zu sein, als Merimée sich hier zeigt; und doch ist es schwer, ihm zu widersprechen, unmöglich ihn zu widerlegen, wenn er in Bitterkeit ausruft: Je suis accablé de honte quand je pense à ce XIXe siècle et que je le trouve de toute façon si inférieur à ses prédécesseurs. Er freilich ist ganz ein Mann des vergangenen Jahrhunderts; wie in der Gesinnung und in der Weltanschauung, so in der Sprache: knapp, relief, lebendig, voll. Da ist keine Spur von Rhetorik, aber auch kein Flecken, den Nachlässigkeit oder Unklarheit zurückgelassen hätten. Die Präcision des Ausdruckes ist ungesucht; die Concision des Satzbaues ist nie dunkel, die Einfalt ist nie trocken. Es ist das ächte, gute, alte Französisch, dessen Traditionen heute so total verloren sind. Wer sich davon überzeugen will, der lese einen dieser Briefe, den unbedeutendsten, und greife dann zu den besten Schriftstellern der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, zu Renau, zu Taine, zu Dumas fils, und er wird augenblicklich fühlen, welche Kluft auch in dieser Beziehung das neue Frankreich von dem alten trennt.

Januar 1874.

E. d'Alton.

Graf d'Alton Shée ist, nach langjähriger, heiter und würdig ertragener Blindheit, im 65sten Jahre seines bewegten Lebens gestorben. Aus einer irischen Familie stammend, welche mit Jacob II. nach Versailles gekommen und dort naturalisirt worden war, und in seiner Jugend als Wildfang am Hofe Karls X., als eccentric unter Louis Philipp berühmt, lebte er in den Jahren, in den ich ihn persönlich zu kennen das Glück hatte, als ein bescheidener bürgerlicher Familienvater, äußerst mäßig und anspruchslos, nur in den vornehmen Formen schlichtester Höflichkeit noch die Herkunft und Ueberlieferung verrathend. Schon hatte er alle seine Excentricität auf ein ganz anderes Feld, das der Politik, geworfen, wo er sich schon früh der allerradikalsten Seite der Opposition angeschlossen hatte. Der durchaus unbescholtene Mann ist vielfach verkannt worden: er, der in seinem Ausdruck stets ein so sicheres Maaß zu halten wußte, war in seinem Betragen stets übertrieben: die Welt kannte ihn nur als tollen Wüstling, oder als rothen Demagogen: nur die intimsten Freunde wußten, welche gediegene Reserve an Loyalität, altfranzösischer Bildung und sicherem Geschmack er sich neben diesen Auswüchsen einer allzu lebendigen Natur bewahrt hatte, und wie kein

wohlbestallter Professor der Nationalliteratur seinen
oder Racine auswendig wußte, gleich diesem vor
Lebemann.

D'Alton ist auch als Schriftsteller aufgetreten.
Denkwürdigkeiten*) hatten ihrer Zeit einen großen
Nach wenig Wochen war eine zweite Auflage de
vorher in einer gelesenen Zeitschrift veröffentlichen
nöthig geworden. Kein Wunder eigentlich; denn da
zösische Publikum hat seinen natürlichen Geschmack
so durchaus nationalen Genres stets bewahrt und es
schwer sein, Bände zu finden, in denen die Tra
des Genres reiner bewahrt wären als in denen d
Alles was die französischen Mémoiren charakteri
ihren eigenthümlichen Reiz ausmacht, ist hier in
Grade vereinigt: Natürlichkeit und Leben, pikante A
und feine Beobachtungen; vor Allem eine urspr
Individualität, um welche sich die Ereignisse gruppi
Personen bewegen.

Diese Ereignisse und Personen aber müssen Je
interessiren, denn es sind die jener zwanzig schöner
während deren Frankreich seine Strahlen über ganz
warf, nicht die Strahlen seiner hundert Tause
Bayonetten, wohl aber die seiner Ideen, seines
der Sympathie, die es bei den übrigen Völkern zu
wußte, mehr noch der Beängstigungen, die es den
Herrschern des Festlandes einflößte. Niemand wo

*) Mes Mémoires (1826 à 1838) par le Comte d'Al
ancien pair de France. Paris. Librairie internationa
et suiv.

gestellt, als d'Alton, das glänzende Schauspiel des damaligen Frankreich zu beobachten, des politischen sowohl als des literarischen und gesellschaftlichen Frankreich. Geburt und Familienverbindungen brachten ihn natürlich der officiellen Welt, wie der Welt des Vergnügens nahe; seine Neigungen führten ihn bald zu der literarischen und künstlerischen Welt. Seine Beziehungen zu den Protagonisten des öffentlichen Schauspiels gaben ihm sogar eine Rolle im Stück; aber diese Rolle hinderte ihn nicht zu sehen, zu beobachten und nachzudenken. Sein von Natur zur Beobachtung geneigter Geist war wie dazu gemacht, die wesentlichen und bezeichnenden Züge der Dinge und der Menschen, die er unter den Augen hatte, zu ergreifen und wiederzugeben; denn er war weder von Doctrinen noch Abstractionen, weniger noch von Vorurtheilen, religiösen, wie gesellschaftlichen, umnebelt. Er scheute sich in seinen Denkwürdigkeiten nicht, an die großen Fragen heranzugehen, die in jener Zeit der Discussionen angeregt und erörtert wurden; aber in einem Land und in einer Zeit, wo die Freidenker jeden Gläubigen als einen Narren oder Heuchler zu betrachten pflegten, während der Fromme in dem Philosophen nur den Atheisten und Bösen sehen wollte, wo die höheren Classen der Gesellschaft dem Volke wie einem Feinde mißtrauten, wo das Volk jeden Adelstitelbehafteten als einen Verräther ansah, vermochten so engherzige Leidenschaften das Auge des jungen Beobachters nie zu trüben: sein Blick blieb klar, heiter, offen, die Dinge einfach aufnehmend und einfach wiedergebend, wie ein getreuer Spiegel.

Dieses ist auch der Charakter seines Hauptbuches. Der Styl belebt ohne Künstelei, originell ohne Neologismen

noch Archaismen, individuell ohne Bemühung, er
unwillkürlich an jene auch in Frankreich ſo ſeltenen Mä
die doch Frankreich beinahe allein hat hervorzubringe
ſtanden, an die Männer, die Schriftſteller waren
Autoren von Handwerk zu ſein. Alles iſt geſchrieben
wie ein Mann aus der beſten Geſellſchaft reden
bei dem die ſogenannte „Diſtinction“ noch nicht alle
lichkeit und Urſprünglichkeit verwiſcht hat. Eine
Genauigkeit im Ausdruck, — was man die Aufrichtigk
Sprache nennen könnte — leiht dieſer Lectüre einen
beſonderen Reiz, dem man heute nicht häufig mehr beg
denn das Buch lebt durch die Dinge, nicht durch die
Kurze, treffende Anekdoten, die zu denken geben, ohn
der Erzähler es übernähme, an der Stelle des Leſe
Gedanken daraus zu ziehen, erzählt mit hinlänglicher
cretion, Niemanden zu verletzen, mit genug Freih
Neugierde zu reizen und zu befriedigen, wechſeln mi
ungemein gelungenen Porträts. Seien es nun e
Bleiſtiftſkizzen, wie die fünfzehn bis zwanzig Silh
der Stammgäſte des Café de Paris im Jahre
ſeien es freigezeichnete und groß ausgeführte Ge
welche die Züge vertrauter Freunde oder hiſtoriſche
ſönlichkeiten wiedergeben, dieſe Porträts laſſen ſte
Geſtalten, die dem Verfaſſer geſeſſen haben, vor uns
Man meint, man habe ſie immer gekannt, oder ma
ſie wieder wie man ſie einſt geſehen, ſo gut
d'Alton, wie durch plötzliche Intuition, den weſe
Zug eines Jeden herauszufinden. Man leſe nur di
niſſe Berryer's, der ſo lange der Mentor des junge
de France war, die Heinrich Heine's, Alfred de M

Armand Carrel's, Emil de Girardin's, Achille Bouchet's, Major Fraser's namentlich.

Man ist versucht zu glauben, jene ganze Zeit lebe wieder auf vor unserm innern Auge, jene Zeit tiefer Aufregung und großartiger Eleganz, die noch einen letzten Schimmer der alten französischen Gesellschaft, wie man sie sich vorzustellen liebt, auf sich trug: verliebt in allgemeine Ideen, leicht eingenommen, jung in jedem Lebensalter, eine Poesie und ein Theater lebhaft genießend, die sich noch nicht beifallen ließen zu moralisiren anstatt zu unterhalten; fähig die Pferde einer jener anmuthigen, damals so zahlreichen Bühnenköniginnen auszuspannen, aber auch bereit sich in den heißesten Kampf zu stürzen, um einer Idee zum Siege zu verhelfen; weniger vorsichtig in ihren Urtheilen als unsere hyperkritische Zeit, aber ursprünglicher und frischer in ihren Schöpfungen: ein St. Martins Sommer jenes herrlichen XVIII. Jahrhunderts, des französischsten der französischen Geschichte, dessen Wirklichkeit zahlreiche Ueberlebende damals noch bezeugten. Mitten in dieser Umgebung ein junger Edelmann, kaum den Pagenkleidern entschlüpft, herbeigeeilt von dem äußersten Ende Italiens, um dem letzten Acte der Julirevolution beizuwohnen, vergnügungstoll und deß kein Hehl tragend, in allen körperlichen Uebungen Meister, etwas lärmend vielleicht, aber primesautier, lebensprudelnd, fähig sich in Diderot zu verlieben und für Rousseau zu begeistern, wo nöthig die Nacht des 4. August in Scene zu setzen oder Washington zu Hülfe zu eilen, und der uns, bei der Rückkehr, seine Jugendzeit erzählt und den seltenen und exquisiten Genuß bereitet, uns mit einem Menschen zusammenzubringen, da die Gewohnheit uns fürchten ließ

nur einem Autor" zu begegnen. Hätte der Erzähler
on dieſer Reiſe in's Land der radikalen Demokratie
och gewiſſe Theorieen mitgebracht, die man nicht th
nn und welche die lebhaften Farben der perſönli
rinnerungen etwas trüben, wären ſeine Urtheile
weilen allzu abſprechend, begegnete man nicht hie un
nigen leichten Ungleichheiten in der Ausführung, ſo w
h zu ſagen wagen, jener Genuß ſei ungemiſcht.

In der That, der Page war alt geworden und ko
och die Pagenſtreiche nicht laſſen: ſchon im Oberh
on 1830 waren ſie kaum am Platze. Dem Sechzigjähr
er bei den letzten Wahlen des Kaiſerreichs im Jahre 1
urch ſeine Candidatur beinahe die Wahl Thier's ſche
achte, verzieh man ſolchen Muthwillen nicht. Doch w
ier wie immer ſeine Motive ganz rein, und das Publi
uch wie immer, roh in ſeiner Auffaſſung. D'Alton
ben ſein Leben über ein enfant terrible: wie er in ſ
ugend die Ariſtokratie, der er angehörte, durch ſeine
erechenbarkeit compromittirte, ſo in ſeinem Alter die O
ition, in der er ſich einen Platz gemacht. Die Eit
onnte ihm ſchlimme Streiche ſpielen: das perſönliche Int
ie. Er hatte ſein Vermögen durch Verſchwendung,
n tollen Geſchäften verſchleudert: nie hat er geſuch
urch die Politik wiederherzuſtellen. Ehrlich, muthig, u
roſſen hat er von ſeiner Feder gelebt lange Jahre: w
at er von der Politik Nichts verlangt. In ihm war e
on Alcibiades und Catilina: aber es fehlte ihm
Genie des Atheners, die Gewiſſenloſigkeit des Rön
ätte er in den Zeiten der alten Monarchie gelebt,
Name würde, ohne Mißklang, neben dem des Chev

de Grammont genannt werden. Im Frankreich der Revolution sollte dieser Name einem leidenschaftlichen Rhetor zur Amplification einer politisch-oratorischen Thesis dienen. Léon Gambetta hat am Grabe d'Altons versucht, den modernen französischen Radikalismus an die alten französischen Traditionen anzuknüpfen, die diesen Radikalismus selbst roh und systematisch zerrissen. Die Freunde des demokratischen Grafen hätten ihm einen anderen Lobredner gewünscht.

Juni 1874.

Delirium tremens. . .

I.

Ein ſonderbareres Buch iſt wohl nie geſchrieben wo
als dieſes, und ganz ſonderbar iſt auch die Wirkung,
es auf den Leſer hervorbringt.*) Hat man ſich durch
paar Seiten durchgearbeitet, ſo fragt man ſich erſta
wie ein vernünftiger Menſch und noch dazu ein bedeute
Schriftſteller ſolchen Wahnwitz drucken laſſen könne.
ſeltſame Rahmen erſcheint Einem in ſeiner anſpruchsv
Kindlichkeit als ein recht läppiſcher Einfall. Der a
häuften Gelehrſamkeit traut man nicht recht. Auch iſt
verſucht, ſie unnütz und durchaus nicht am Platze,
noch recht ermüdend zu finden. Man möchte ſich entri
über die corrupte Sinnlichkeit, die wie ein Unterton d
die ſinnverwirrende Theologie und Metaphyſik, wie d

*) La tantation de Saint-Antoine par Gustave Flau
Paris, Charpentier 1874. 1 Band in 8°.

Wir machen hier eine Ausnahme von der uns ſelbſt ge
Regel, nur ſolche Recenſionen in dieſe Sammlung aufzune
welche allgemeine Fragen behandeln oder eine bedeutende Perſönli
charakteriſiren: hier iſt das beſprochene und analyſirte Werk
die Charakteriſtik einer Seite, und zwar einer wenig gekannten
des franzöſiſchen Geiſteslebens.

auch der Traum nie ein angenehmer, wohlthuender,
er doch immer einer, der dem Erwachenden noch
und Anlaß zum Nachdenken giebt. Was Roſenkran
Göthe ſagt: daß er die Atmoſphäre des Infernaliſche
Mephiſtopheles her durch das Mittel des Abſurden h
gebracht habe, läßt ſich auch auf den Luftkreis anw
in den uns die „Verſuchung des heiligen Antonius“
ſetzt. Man glaube deshalb ja nicht, daß wir, w
franzöſiſcher Kritiker in Herrn Thiers' Specialzeitu
dieſe Lucubration Flaubert's für „bedeutender als G
Fauſt“ halten oder gar für „eines der unſterblichen
dieſes Jahrhunderts“, ja, „das großartigſte (la
magnifique) dramatiſche Werk, das vielleicht je geſch
worden“. Nein, „die Verſuchung des heiligen Ant
iſt und bleibt die bedauerliche Verirrung eines ä
talentvollen, ſehr unterrichteten und — was ſelte
heutzutage — ausnehmend gewiſſenhaften Künſtlers;
es bleibt auch ein Hervorbringniß, das für Frau
welches eben Aehnliches durchmacht, äußerſt charakteriſti

Guſtave Flaubert iſt erſt als Dreißiger vor das P
kum getreten und hat jetzt die Fünfzig noch nicht er
Er hatte, obſchon ganz bürgerlichen Kreiſen angehöri
ſchönes Vermögen ererbt. Gründliche Studien, medic
wie philoſophiſche, weite Reiſen, ein wechſelndes Land
Stadtleben hatten ihn gereift, als er die Feder e
Sein erſtes Werk, „Madame Bovary“ (1856), wa
treffliche Sittenſchilderung, welche dem Verfaſſer ei
richtliche Verfolgung wegen Verſtoßes gegen die öffe

*) S. „Le Bien public“ vom 8. April 1874.

igte Erzeugniß Flaubert's nicht nach den erſten
30 Seiten aus den Händen zu legen.
Flaubert behauptet, ſiebenundzwanzig Jahre an dem
uerlichen Buche gearbeitet zu haben, und wir wollen's
erne glauben; denn man ſieht dem Werke die Arbeit
ar zu ſehr an. Die Reſultate einer ganz ungewöhn-
Erudition in orientaliſcher Geſchichte, namentlich
ionsgeſchichte; die Beobachtungen, die der Schriftſteller
ederholten und langen Aufenthalten im Morgenland
melt; die Einflüſſe Comte'ſcher Philoſophie und des
nges mit materialiſtiſchen Aerzten und Naturforſchern,
leicht zu erkennen. Dabei gehört der Verfaſſer zu
, leider immer ſeltener werdenden Franzoſen, welche
Cultus für ihre Sprache haben und einen Satz
al umzuſchreiben bereit ſind, bis es ihrem Ohr, ihrem
mack und ihrem Gedanken ganz genug thue. Doch
t die viele Arbeit offenbar dem Buche; denn die
ufung gelehrter Details, aufgenommener Localnotizen,
artiger Wörter und noch fremdartigerer Gebräuche,
ufzählung von Stoffen, Parfüms, Ornamenten, reli-
i Secten, phantaſtiſchen Thieren, ekeln Götzen u. ſ. w.,
r ſie berechnet ſein mag, jenen traumartigen Eindruck
rzubringen, von dem wir ſprachen, wird immer die
n Leſer abhalten weiter einzudringen, und erreicht in
That manchmal einen Grad von Puerilität, der eine
andere Wirkung als die beabſichtigte hervorbringt.
Ein zuſammenhängender Sinn iſt indeß in dieſem
rbaren Rauſchgeſichte, das, wie ein anderes Deli-
i aus dem übertriebenen Genuß geiſtiger Getränke,

Kunſt, ihren Geiſt in feſte Rubriken zu theile
während in dem einen Kämmerlein unverdroſſe
Erforſchung des Seienden gearbeitet wird, während
andern der Verſtand an ſeinem aprioriſtiſch-mathe
Gebäude weiter baut, im dritten Gemache ruhig
bauen, als ob daneben nicht gehämmert würde
neuen Tempel, gerüttelt an dem alten, zu dem
Es iſt wohl der Mühe werth, näher zuzuſehen,
etwas heute vor ſich geht, wo ſtatt der Mathem
zu Descartes' und Pascal's Zeiten, die Phyſiol
Chor der Wiſſenſchaften leitet; zu erfahren, auf
verſchlungenen Wegen der denkende Franzoſe z
Ziele der Entſagung, zu jenem Gehorſam des
kommt. So ſei denn in einem folgenden Abſch
ungemein geſchickt und erfolgreich, durch Ueberſtic
reiche Umhüllung verborgene Faden des Gewebes
das uns unter dem ſo bunten Bilde des Morg
im IV. Jahrhunderte, den geheimen Gedankeng
immer mehr zuſammenſchwindenden Theiles der
ſiſchen Nation ſchildert, welcher ſich noch zu de
Mühe giebt.

II.

Der heilige Antonius ſitzt gegen Abend allein
Einſiedlerhütte am Ufer des Nil. Die Schatten
länger, die Nacht ſteigt herauf: mit ihr die Erin
an Jugend und Leben, an Mutter und Geliebte
und Schüler, Leidens- und Kampfgenoſſen, an
folgungen, die Triumphe, die inneren Zwiſtigk
Kirche. Wehmuth, Mißzufriedenheit, Langeweile ü

die schimmernden Bilder und die verrückten Situationen durchklingt. Man bedauert, daß eine so schöne Sprache durch so viele fremde und gesuchte Ausdrücke, die gerade dem Französischen so schlecht stehen, verunstaltet, und daß diese Kunst der Sprache überhaupt auf einen so abstrusen Gegenstand verwendet worden. Dringt man weiter vor durch dieses Gestrüpp kindischer Albernheiten, mystischen Tiefsinns, seltsamen Wortgeklingels, bizarrer Traumgestalten, so wird's Einem selber nach und nach ganz wirr; man möchte rufen wie Faust in der Hexenküche: „Weh mir! ich werde schier verrückt," und erwartet jeden Augenblick, auch der Verfasser werde mit Mephistopheles bekennen: „Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken."

Läßt man sich nun aber gehen, liest Seite um Seite, träumt fort mit dem tollen Dichter, so fühlt man sich unversehens unter einer Art Alpdruck, von dem man sich nicht mehr befreien kann, kaum mehr befreien mag. Es ist, als habe man Hatschisch geraucht und sei fortgetragen in den heißen Orient und in die fernen Jahrhunderte, wo sich Neuplatonismus, Christenthum, ägyptischer Geheimdienst und buddhistische Weisheit im Schatten der Pyramiden und Sphinxe begegneten. Die Luft ist geschwängert mit geiler Wollust und spitzfindiger Dogmatik, eine Riesenvegetation steigt betäubend aus dem fetten Boden; allerhand seltsam Gethier umwimmelt Einen; von allen Seiten lugen Einen ungeheuerliche Götzenbilder an: alte Priester führen wunderliche Reden in fremden Sprachen und, wenn es glückt, und wenn es sich schickt, so sind's „Gedanken". Nach und nach kommt Sinn und Zusammenhang in den Traum, manchmal sogar ein recht tiefer Sinn, und wird

r nicht mehr in den Straßen der ägyptiſchen Hauptſt
ıdern in Nicäa im Concil ſtreitender Kirchenväter
ederum in der Loge des Kaiſers zu Byzanz, währ
ten im Circus die Kutſcher der Grünen und Blauen
m Rennen rüſten: da wird das Amphitheater eine Ta
s Rennen ein Bankett, der Kaiſer Nebukadnezar inmit
ner Frauen, Antonius ſelber wird Nebukadnezar
echt auf allen Vieren. Plötzlich fährt er auf und gr
r Geißel; aber im Schmerze der Geißelung erwacht
efühl der Wolluſt und eine neue Todſünde naht he
Geſtalt der Königin von Saba.

Alle Künſte der Toilette, aller Luxus betäube
ohlgerüche, alle Koketterie der Stellungen, alle Reize
aze, alle Verlockungen ſüßer Reden und verſproche
ceuden verſchwendet die Gefährliche — umſonſt, das Zei
s Kreuzes rettet den Einſiedler, unverrichteter Sache z
e Verführerin ab; auf der Schwelle aber, wo ſie geſtan
gt ein wunderlich Kind, das ihm bekannt ſcheint.
cht Hilarion, einſt ſein geliebter Schüler? Auch
rſucht ihn, mit Eitelkeit, Stolz, Neid, und faſt gelin
m: wie wohlgefällig erhebt ſich ſchon der Einſiedler
nen alten Freund Athanaſius. Auch die Falle
ophismus iſt nicht leicht zu meiden: „Heuchler, der
die Einſamkeit verliert, um ſich beſſer dem Ueberſtrö
ner Begierden hingeben zu können! Du entſagſt üppi
peiſe, dem Wein, warmen Bädern, Sclaven, Ehren;
ie läßt du dir von deiner Phantaſie Bankette, W
rüche, nackte Weiber und klatſchende Mengen biet
eine Keuſchheit iſt nur eine verfeinerte Verderbniß
eſe Verachtung der Welt nur die Ohnmacht deines Ha

Sittlichkeit und eine Freisprechung zuzog. Es reiht sich würdig an Balzac's und Stendhal's Romane an, ohne die Poesie des Ersteren, ohne den politisch-religiösen Hintergrund, den der Letztere seinen Erzählungen zu geben pflegt; knapper, fester, wahrscheinlicher als Beide. Der karthaginiensische Roman, den Flaubert 1862 veröffentlichte, bekundete große Kraft und umfassende historische, topographische und archäologische Forschungen; auch er war sehr wahrheitsgetreu, aber die Wahrheit, die er schilderte, keine wohlthuende. Die Fremdheit des Stoffes, die Mischung von Grausamkeit und Wollust — ein tiefer Zug der Menschennatur, den auch Shakespeare in den Töchtern Lear's genial verwerthet hat, Flaubert aber zu craß, zu detaillirt, mit zuviel Wohlgefallen ausmalt — die an's Lächerliche streifende Seltsamkeit der Einzelheiten schadeten dem Buche sehr in den Augen des Publikums; doch fehlte auch die Anerkennung der Urtheilsfähigen — deren Lob oder Tadel, wie Hamlet meint, die eines ganzen Hauses voll Gründlinge überwiegen sollte — einzelnen Partien des merkwürdigen Buches nicht, das sie im Ganzen als einen Mißgriff bezeichnen mußten. Die zwei vorletzten Werke Flauberts, einen Roman (1869) und ein Drama (1874), die ein vollständiges Fiasco gemacht, ist der Schreiber dieser Zeilen durch zufällige Umstände verhindert worden zu lesen. Indeß der Eindruck der beiden ersten Werke, sowie die Persönlichkeit des einst flüchtig gekannten Mannes, die Achtung, die Sainte-Beuve für sein Talent stets gegen den deutschen Schützling an den Tag gelegt, gaben diesem den Muth (und er brauchte dessen nicht wenig), das neueste oben

geſetzten Seite Maximilla. Sie ſingen um die
das Lob des Meiſters und Gatten Montanus, bis ſie
n den Haaren liegen und der Prophet ſelber ſie beru
nuß. Doch da kommen ja ſchon andre Schaaren
Secten herangezogen, die Arcontiker, die Tatianier
Baleſier, die des Origenes That vollbringen, die Caï
o Sodoma anrufen, die Circoncellionen und wie ſie
heißen, und ſammt und ſonders proclamiren ſie im Tri
hre heiligen Dogmen; ſie ſchwellen an, ſie ſtürmen
Antonius ein: da faßt er ſich zuſammen und geht m
uf alle die Ketzer los: „Doctoren, Magier, Biſchöfe
Diakonen, Menſchen und Phantome, zurück, zurück,
eid Alle Lügen!“ Aber immer neue Häretiker z
heran, immer furchtbarer werden die Greuellehren, i
räßlicher die Riten, bis der Einſiedler von Neuen
Ohnmacht fällt.

Wie die Viſion wieder beginnt, ſieht er ſich in
Kerker, deſſen Thore ſich auf den Circus öffnen, n
nter den Chriſten, die den wilden Thieren der Aren
Beute dienen ſollen. Sie bedenken ſich, ſie weichen z
vor dem furchtbaren Ende; und noch im Augenblicke
die Beſtien ſchon erſcheinen, höhnen und verſpotten ſ
rthodoxem Hochmuthe den Montaniſten, der in einer
ückung aller Gegenwärtigen vergißt. Ein Schleier b
ich über die craſſe Scene: wie er ſich hebt, komme
Mondenſchein Patrizierinnen Rom's, Sclaven und
die Leichen der Märtyrer zu beſtatten. „Sie erzähle
die Geſchichten ihrer Qualen; der Schmerz wird E
mmer mehr der Libationen! Die thränenden Augen
ich auf einander. Sie ſtammeln vor Trunkenheit

aus dem unmäßigſten intellectuellen Régime entſtanden zu ſein ſcheint. Und zwar iſt der Sinn ein echt franzöſiſcher. Trotz der ſcheinbaren Discrepanz iſt's der alte franzöſiſche Geiſt, wie er mit Rabelais die Pfaffen gehöhnt, ſelbſt aber Pfaffe geblieben iſt; wie er mit Descartes an die Schwelle des Zweifels, mit Pascal über die Schwelle des Zweifels gedrungen, um zurückzuweichen in die Halbnacht der weihraucherfüllten Kirche. Alles iſt franzöſiſch an dem Buche: die Kunſt der Compoſition in anſcheinendem Chaos, die Sorgfalt und Reinheit der Sprache bei affectirter Kühnheit, das Wohlbehagen an der Zote um der Zote willen, die raffinirte Sinnlichkeit der Bilder und Situationen, die **göttliche Tragödie, in der alle Religionen der Kritik, der** Analyſe, dem Rationalismus erliegen; — auch ein bedeutender franzöſiſcher Maler, Chenavard, hat vor wenig Jahren den Tod aller Götter gemalt — das Verlieren des Ideals, ſobald es keine beſtimmte ſinnliche Geſtalt mehr hat; der Comte'ſche Verſuch, ſich die Ohren zu verſtopfen, um das Syrenenlied der Methaphyſik nicht hören zu müſſen und das ſofortige Verfallen in blinden Aberglauben; das leidenſchaftliche Intereſſe an die Frage von der generatio aequivoca, während man doch „poſitiviſtiſch" nur mit der Ordnung der Thatſachen beſchäftigt zu ſein, vorgiebt; vor Allem aber jene wunderbare disinvoltura, mit welcher das credo quia absurdum als die höchſte Weisheit dargeſtellt wird, welche ſich als Quinteſſenz aus dem Studium der Geſchichte, der Religionen, der Philoſophieen, der Naturforſchung, aus der Erfahrung des Lebens, aus dem eigenen Nachdenken ergeben ſoll. Niemand hat's je ſo weit gebracht wie die Meiſter der Analyſe, die Franzoſen, in der

neinſten, vorſündfluthlichen Ungeheuern bis zu
ſiergeſtalten, die wir kennen, in den lächerlichſten
nurten der Phantaſie bis zu den grauſamſten Menſch
ven, ziehen ſie vorüber, bald das Lachen, bald
haudern, bald den Ekel des Zuſchauenden erregend.
mer klarer, beſtimmter, ſchöner werden die Geſtalt
iſt Brahma, und das Trimurti, und hier kommt
nſchlichſte aller Götter, Buddha. Wie Hilarion
jeht, bei jeder That des indiſchen Menſchgewordenen
pügliche Belegſtelle aus den Evangelien parodirend
iren, die in der That auf den Gott des Ganges p
e auf den des Jordan! Und je höher, reiner, ſchö
: Lehre des Gottes, den Hunderte von Millionen glaub
ſto ſchwächer fühlt ſich Antonius, bis er endlich zuſamm
ckt. Da erſcheinen ſie alle, die aſſyriſch-babyloniſc
ottheiten, und die Phoenizier und die Aegypter, die Cl
:er und die Parſis: Oannes und Baal und die Jungfe
ſer von Babylon, Ormuzd, der Ahriman unterliegt,
heſiſche Diana mit ihren hundert Brüſten, Cybele,
ıte Göttin, und Atys, ihr Sohn und Geliebter. Ado
rbt und die Jungfrauen beweinen ihn. Iſis ſteigt
ıd erzählt, wie ſie ſich mit ihrem Gott in Liebe ge
ıd unter ihrer Umarmung die lechzende Erde den
:om wie berauſcht einſog, da der Typhon Alles verſe
ıtte. „Alles, was Antonius geſehen, vermengt ſich
nem Geiſte. Ihm iſt wie in der Betäubung einer Re
ı Uebelſein eines Rauſches. Er möchte haſſen, aber
ıbeſtimmtes Mitleid erweicht ſein Herz. Er beginnt bit
. weinen.“ Hilarion ſucht ihm ſeine Wehmuth auszured
ı ſteigt der Götterfrühling von Hellas vor ihm a

den Eremiten; Seufzer und Lieder der Sehnsucht tönen herauf aus den Wellen des heiligen Stromes wie Wiederhall eigener Gedanken; Schakale knuppern und schnüffeln an der angelehnten Thüre. Seltsame Schatten bewegen sich in dämmernder Beleuchtung. Ein Alpdruck wirft sich auf den durch das Fasten entkräfteten Körper, auf den durch das Fasten überreizten Sinn. Da lehnt sich der Teufel mit beiden Ellenbogen über die Hütte; gleich einer riesigen Fledermaus, die ihre Jungen säugt, trägt er die sieben Todsünden unter seinen Flügeln.

Antonius schlummert ein; sonderbare Träume entführen ihn auf seiner Strohmatte, die sich zu einem weich geschaukelten wellenumspülten Nachen gestaltet. Lockende Speisen steigen auf vor dem Hungernden, der schon die lüsternen Hände danach ausstreckt, aber sich plötzlich besinnend, die Tafel trotzig umstößt, auf der sie ihm credenzt werden. Nicht ganz so glücklich widersteht der Gequälte dem Zauberreize des Goldes; doch der Schwäche folgt der Gewissensbiß auf dem Fuße und in der Reue bemächtigt sich seiner ein Bedürfniß zu wüthen gegen sich, gegen Andere: und siehe, er befindet sich in der altbekannten Weltstadt Alexandria, mit den großen prächtigen Palästen, den schiffbelebten Häfen, den wimmelnden Straßen, dem bunten Volke aller Weltgegenden. Auf einmal bleibt die Menge stehen und alle Blicke richten sich nach Westen, von wo die Mönche der Thebaide, knittel-bewaffnet, unter Hymnengesang heranstürmen, an ihrer Spitze Antonius selber. Vor ihnen flieht das entsetzte Volk; sie aber schonen Niemandes; überall häufen sich die Leichen der Erschlagenen; bis zum Knöchel waten die Frommen im Blute: aber schon sind

Gürtel löſen, Subigo ſie auf das Bett niederlegen, Pr
ihre Arme öffnen und ihr ſüße Worte in's Ohr ſa
Auch die Kindergötter: „Oſſipago, ſo dem Kleine
Knie feſſelt, Barbatus, der ihm den Bart, Stimula
ihm die erſten Begierden, Volupia, die ihm den
Genuß gegeben, Fabulinus, der ihn zu reden, Numer
ihn zu zählen, Camoena, die ihn zu ſingen, Cenſus
ihn zu denken gelehrt", ziehen vorüber. Ihnen folge
Laren, ja der Gott Crepitus ſelber, humoriſtiſchen
gedenkens, den Ariſtophanes auf die Bühne gebracht
Claudius Druſus an die Kaiſertafel geſetzt, der ohne Sk
geduldet ward, wie die anderen Bedürfniſſe des L
„Mena, die Qual der Jungfrauen, und die ſanfte Ru
welche den vollen blauadrigen Buſen der Amme beſc
auch ſie verſchwinden mit einem Seufzer: nur Je
bleibt, der Herr der Heerſchaaren, doch nicht länge
nöthig iſt, ſeinen Fall zu erzählen.

„Alle ſind vorüber!" ruft Antonius; da läß
eine Stimme vernehmen: „Ich bleibe." Es iſt Hil
verklärt wie ein Erzengel, glänzend wie eine Sonne.
biſt du?" „Mein Reich iſt die Ausdehnung des We
und mein Wunſch hat keine Schranken. Ich gehe
Unterlaß, befreie den Geiſt und wäge die Welten,
Haß und Furcht, ohne Mitleid und Liebe, ohne
Man nennt mich die Wiſſenſchaft." Eine unwiderſt
Neugierde bemächtigt ſich des Einſiedlers: er möch
Teufel ſehen, den Hilarion ihm zu zeigen verſpricht.
hat ihn Satanas ſchon mit ſeinen Hörnern gefaß
fort in's Unendliche! Entzücken der Erkenntniß, Sch
des Erkennenden! Die Berge, die Seen zeigen ſ

gegen ſie.“ Der Rationalismus geſellt ſich dazu, ihm die Motive der Märtyrer und ihre Satisfactionen, die Wunder und ihre natürliche Erklärung recht verſtändlich vorzurücken; die Kritik deckt ihm die Widerſprüche der Evangelien untereinander und mit ſich ſelber auf: die Wahrheit allein, die Erforſchung der Wahrheit iſt des Menſchen würdig.

Will er die Männer ſehen, die ſich ihr widmen? Er trete ein in die große Baſilika, wo die Menge wogt und fluthet wie die Meeresfläche. In der Menge unterſcheidet er Gruppen. Hier „Männer auf Schemeln, welche mit erhobenem Finger predigen; andere beten dort mit gekreuzten Armen, liegen auf der Erde, ſingen Hymnen, trinken Wein; **um einen Tiſch herum feiern Gläubige ihre Agapen;** Märtyrer wickeln ihre Binden auf, ihre Wunden zu zeigen; Greiſe erzählen, auf Stöcke gelehnt, ihre Reiſen.“ Antonius horcht auf, hört den Propheten Manes, der die Schöpfung der Welt erklärt; ſieht Saturnin, den Syrier, gegen ihn auftreten. Dem folgen Cerdon, Marcion, Ptolemäus, Barbeſanes, dieſen die Hernier, die Priscillianer, Valentin, der die Welt für das Werk eines delirirenden Gottes hält, Origenes, Baſilides, die Elkheſaiten, die Carpocratier, die Nicolaiten, die Marcoſier, die Helvidier, Meſſalier, die Paternier, die dem Teufel geben, was des Teufels iſt, Aetius, für den die Verbrechen Bedürfniſſe ſind, die Gott nicht ahndet, bis endlich Tertullian erſcheint und alle ketzeriſchen Sectirer hinausjagt: „Zerſtört die Bilder! Verſchleiert die Jungfrauen! Betet, weinet, geißelt Euch! Keine Philoſophie! Keine Bücher! Nach Jeſus iſt die Wiſſenſchaft überflüſſig!“ Doch auch er verſchwindet plötzlich. An ſeiner Stelle ſitzt Priscilla die Montaniſtin, auf der entgegen-

geſetzten Seite Maximilla. Sie ſingen um die Wette das Lob des Meiſters und Gatten Montanus, bis ſie ſich in den Haaren liegen und der Prophet ſelber ſie beruhigen muß. Doch da kommen ja ſchon andre Schaaren und Secten herangezogen, die Arcontiker, die Tatianier, die Valeſier, die des Origenes That vollbringen, die Caïniten, ſo Sodoma anrufen, die Circoncellionen und wie ſie Alle heißen, und ſammt und ſonders proclamiren ſie im Triumph ihre heiligen Dogmen; ſie ſchwellen an, ſie ſtürmen auf Antonius ein: da faßt er ſich zuſammen und geht muthig auf alle die Ketzer los: „Doctoren, Magier, Biſchöfe und Diakonen, Menſchen und Phantome, zurück, zurück, Ihr ſeid Alle Lügen!“ Aber immer neue Häretiker ziehen heran, immer furchtbarer werden die Greuellehren, immer gräßlicher die Riten, bis der Einſiedler von Neuem in Ohnmacht fällt.

Wie die Viſion wieder beginnt, ſieht er ſich in dem Kerker, deſſen Thore ſich auf den Circus öffnen, mitten unter den Chriſten, die den wilden Thieren der Arena zur Beute dienen ſollen. Sie bedenken ſich, ſie weichen zurück vor dem furchtbaren Ende; und noch im Augenblicke, wo die Beſtien ſchon erſcheinen, höhnen und verſpotten ſie in orthodoxem Hochmuthe den Montaniſten, der in einer Verzückung aller Gegenwärtigen vergißt. Ein Schleier breitet ſich über die craſſe Scene: wie er ſich hebt, kommen im Mondenſchein Patrizierinnen Rom's, Sclaven und Arme die Leichen der Märtyrer zu beſtatten. „Sie erzählen ſich die Geſchichten ihrer Qualen; der Schmerz wird Extaſe; immer mehr der Libationen! Die thränenden Augen heften ſich auf einander. Sie ſtammeln vor Trunkenheit und

Weh; allmählich berühren sich ihre Hände, einigen sich ihre Lippen, öffnen sich die Schleier und sie vermischen sich auf den Gräbern unter Bechern und Fackeln. — Der Himmel beginnt zu bleichen. Der Nebel befeuchtet ihre Gewänder; und wie ohne sich nur zu kennen, entfernen sie sich von einander auf verschiedenen Wegen, nach dem Land hin." Aber schon ist das Colosseum den Ufern des Ganges gewichen, ein heiliger Hain; ein Gymnosophist, der seinen Nihilismus lehrt mitten in den Flammen des Scheiterhaufens, der ihn verzehrt. Noch denkt der Einsiedler nach über die Tiefe dieser Weisheit, welche in allen Erscheinungen nur den täuschenden Schleier der Maja sieht, über die Heiterkeit dieses Martyrthums, da hört er seltsame bellende Stimmen und siehe, die Schaar der Thaumaturgen naht heran: Simon der Magier mit Helena Ennoia, Apollonius von Tyana mit seinem treuen Damis. War Jesus besser als dieser, war seine Lehre tiefer, sein Leben reiner, seine Gestalt schöner? Aber Antonius umarmt das Kreuz, indeß der Wunderthäter aufsteigt in jenes Reich jenseits der Formen, wo die Welt der Ideen lebt, voll des Wortes.

„Der da wiegt die ganze Hölle auf", sagt sich der gute Einsiedler. „Nebukadnezar hatte mich so nicht geblendet. Die Königin von Saba hat mich so nicht bezaubert. Seine Art, von den Göttern zu reden, giebt einem Lust, sie zu kennen. Ich erinnere mich deren Hunderte gesehen zu haben, auf der Insel Elephantine, zur Zeit Diocletians". Die Erinnerung wird lebendiger an jenes Götzendéfilé, bis endlich die Gottheiten selber auftauchen und reden, Hilarion aber plötzlich wieder da ist und den tollen Götterfasching, den religiösen Spuk zu commentiren beginnt. Von den

entfleiſchter noch als die Mutter: ſie preiſt ihm di
luſt des Todes; und ſchon ſteht ihr eine Andere zu
e, jung, fett, gemalt: ſie lädt ihn in's Lupanar; ſi
hen zu ihm, ſie ſingen zu ihm, Tod und Zeugung
nm", ruft die Eine, „ich bin der Troſt, die Ruhe
Vergeſſenheit, die ewige Heiterkeit!" „Ich bin di
ſchläferin", ruft die Andere, „die Freude, das Leben
unerſchöpfliche Wonne! Und Antonius ſchwankt zwiſche
en eklen Geſtalten; ſie aber ſtreiten, einigen ſich, faſſe
nder an und ſingen wechſelweiſe: „Ich beſchleunige di
löſung des Stoffes! — Ich erleichtere die Zerſtreuun
Samens! — Du zerſtörſt für meine Erneuerungen! —
zeugſt für meine Zerſtörungen! — Belebe meine Macht
Befruchte meine Fäulniß!" — Endlich ſchwinden ſie
r Tod iſt alſo nur eine Täuſchung," ruft Schopenhauer'
iebleriſcher Schüler, „ein Schleier, der ſtellenweiſe di
tinuität des Lebens verhehlt." Aber noch iſt er nich
Ende ſeiner Prüfungen. Dort drüben jenſeits des Ni
t die Sphinx, die unbewegliche, neben ihr die ſtets raſt
unſtäte Chimäre: Nachdenken und Leichtſinn, Gedank
Wahn. „Meine Füße," ſagt die Sphinx, „könne
nicht mehr erheben, ſeit ſie ausgeſtreckt ſind. Da
renkraut iſt wie eine Flechte um meinen Rachen gewachſe
habe ſo lange nachgedacht, daß ich Nichts mehr z
n habe... Du aber, Chimäre, biſt die unbezwinglich
ne, die geht und vorüberwirbelt."

Auch ſie ſchwinden und, wie unter dem Mikroſko
hen auf halbe, doppelte, ungeheuerliche Infuſionsthier
r Art: „den Kopf ſo nieder wie möglich! das iſt da

frühe Gewohnheit iſt ſtärker als der ſpäte Erwerb. Eindrücke der Jugend werden wieder lebendig. Die gebung macht's ebenſo: wozu ſie verletzen? Auch man nicht wiſſen. Sicher ſind wir doch nie. Sch kann's ja nicht. Und wenn es nun doch wahr w Ja, die Wette Pascals: der große Jeſuitenfeind war ein ſehr vorſichtiger Mann.

Mai 18

Vogelperspective, die Erde scheint nur noch ein Stern unter Sternen: „Sie ist also nicht der Mittelpunkt der Welt? Stolz der Menschen, demüthige dich!“ Immer weiter, immer höher; der Teufel-Wissenschaft zeigt dem Erstaunten, Hingerissenen die Unendlichkeit der Welten, unterworfen dem Gesetz, ohne Zweck, ohne Ziel. Antonius schwindelt's, er friert. Der Teufel aber argumentirt weiter, wie ein ächter Kantianer: „Die Dinge berühren Dich nur durch das Mittel Deines Geistes: wie ein concaver Spiegel verändert er die Form der Gegenstände — und jedes Mittel fehlt, ihre wirkliche Gestalt genau zu verifiziren.“ Noch einen Schritt weiter und der Teufel wird Schopenhauerianer: „Gut und Uebel gehen nur Dich an — wie Tag und Nacht, Vergnügen und Schmerz, Tod und Geburt, die sich nur auf einen Winkel in der Ausdehnung beziehen, auf eine bestimmte Atmosphäre, auf ein besonderes Interesse. Da das Unendliche allein dauernd ist, so giebt's ein Unendliches und — das ist Alles!“ Antonius aber wendet mit einer letzten Anstrengung den Hoffnungsblick nach Oben und — der Teufel verläßt ihn.

Als er wieder erwacht, zum Tode ermüdet, wie zerschlagen, steigen, wie beim Einschlafen, die Erinnerungen an vergangene Zeiten wieder auf, an vergangene Entzückungen, vergangene Gebete: Seine Mutter, die er böslich verlassen und die vielleicht ohne Begräbniß geblieben, ein Raub der Schakale, Ammonaria, die schöne Jugendgeliebte, die die sehnsüchtigen Arme wollüstig nach ihm ausbreitet: Selbstmordgedanken bemächtigen sich seiner: ein altes Weib erscheint ihm, schrecklich anzusehen, viel älter,

viel entfleiſchter noch als die Mutter: ſie preiſt ihm die Wolluſt des Todes; und ſchon ſteht ihr eine Andere zur Seite, jung, fett, gemalt: ſie lädt ihn in's Lupanar; ſie ſprechen zu ihm, ſie ſingen zu ihm, Tod und Zeugung: „komm", ruft die Eine, „ich bin der Troſt, die Ruhe, die Vergeſſenheit, die ewige Heiterkeit!" „Ich bin die Einſchläferin", ruft die Andere, „die Freude, das Leben, die unerſchöpfliche Wonne! Und Antonius ſchwankt zwiſchen beiden eklen Geſtalten; ſie aber ſtreiten, einigen ſich, faſſen einander an und ſingen wechſelweiſe: „Ich beſchleunige die Auflöſung des Stoffes! — Ich erleichtere die Zerſtreuung des Samens! — Du zerſtörſt für meine Erneuerungen! — Du zeugſt für meine Zerſtörungen! — Belebe meine Macht! — Befruchte meine Fäulniß!" — Endlich ſchwinden ſie. „Der Tod iſt alſo nur eine Täuſchung," ruft Schopenhauer's einſiedleriſcher Schüler, „ein Schleier, der ſtellenweiſe die Continuität des Lebens verhehlt." Aber noch iſt er nicht am Ende ſeiner Prüfungen. Dort drüben jenſeits des Nil ſteht die Sphinx, die unbewegliche, neben ihr die ſtets raſtloſe, unſtäte Chimäre: Nachdenken und Leichtſinn, Gedanke und Wahn. „Meine Füße," ſagt die Sphinx, „können ſich nicht mehr erheben, ſeit ſie ausgeſtreckt ſind. Das Farrenkraut iſt wie eine Flechte um meinen Rachen gewachſen. Ich habe ſo lange nachgedacht, daß ich Nichts mehr zu ſagen habe... Du aber, Chimäre, biſt die unbezwingliche Laune, die geht und vorüberwirbelt."

Auch ſie ſchwinden und, wie unter dem Mikroſkop, tauchen auf halbe, doppelte, ungeheuerliche Infuſionsthiere aller Art: „den Kopf ſo nieder wie möglich! das iſt das

Geheimniß des Glückes!“ Immer gräulicher werden die Geſtalten, halb Thier, halb Pflanze: es iſt, als ob alle vier Elemente der Materie ſich belebten und um ihn kröchen, ſchwömmen, glitzerten und ſchwirrten, im Schooße der Erde, in den Lüften, im Feuer, im Grunde des Meeres. „Inſekten ohne Magen fahren fort zu freſſen; verwelkte Farrenkräuter fangen von Neuem an zu blühen; verlorene Glieder wachſen wieder an.“ Endlich ſieht Antonius kleine kegelförmige Maſſen, dick wie Stecknadelköpfe, mit Wimpern rings umher. Eine Vibration erſchüttert ſie;“ und der Einſiedler jubelt wie im Rauſche: „O Wonne, o Wonne! Ich habe **das Leben entſtehen ſehen! ich habe die Bewegung beginnen ſehen!“ und es bemächtigt ſich ſeiner der glühende Wunſch,** „bis in die Materie hinunterzuſteigen, ſelber Materie zu werden.“ „Da erſcheint der Tag und wie die Vorhänge eines Tabernakels, die aufgehoben werden, öffnen goldene Wolken den Himmel, indem ſie ſich aufrollen in weiten Falten. Ganz in der Mitte und in der Sonnenſcheibe ſelber ſtrahlt das Antlitz Jeſu Chriſti. Antonius macht das Zeichen des Kreuzes und beginnt wieder zu beten.“

So wie Antonius aber betet am Ende jeder Franzoſe und bekreuzt ſich, auch der, welcher glaubt, er habe das Leben aus der Zelle ſpringen, die Monere entſtehen ſehen, auch der, welcher Condillac und d'Holbach, ja Kant und Schopenhauer ſtudirt, auch der, welcher die Evangelien ſeiner Kritik unterworfen und in jeder Religion etwas vom Chriſtenthum wiedergefunden hat, auch der, welcher Gott und ſeine Diener am Lauteſten geläſtert, — und, ſchlägt's letzte Stündlein, ſo läßt er den Herrn Pfarrer rufen. Die

wiſſen wir ja nicht, ob Herr Laugel, der auf jede
ſeines trefflichen Buches ſich von der Ueberzeugung
drungen zeigt, daß Geſetze und Einrichtungen Nicht
und daß nur Charakter und Gewohnheit die Freih
gründen oder unmöglich machen, in ſeinem Lebe
handelt, wie der von ihm als Politiker ſo hoch bew
Engländer es in ſeiner Sphäre thut.

Offenbar hätte uns Herr Laugel mit ſeiner
kenntniß, Lebenserfahrung, Einſicht, ein Buch geben
das geblieben wäre für die folgenden Generationen
reichs, die ſolcher Bücher ſehr bedürfen werden;
leider vorgezogen, uns ein Werk zu liefern, das
begierig geleſen werden mag, in zwanzig Jahre
geradezu ungenießbar ſein wird, und zwar einfach
weil Herr Laugel ſich auch in der Form der Mo
Tages unterworfen hat, der ſchlimmſten, unfranzöſ
der Frankreich je gehuldigt, und jedenfalls derjenig
Herrn Laugel's Talent am wenigſten angemeſſen iſt

In dem allgemeinen Verfall der franzöſiſchen
ditionen iſt der Verderb der Sprache eines der b
lichſten Symptome. Selbſt die nachläſſigſten Schri
des vorigen Jahrhunderts, ſelbſt die affectirteſten
künſtler aus der Zeit der précieuses blieben d
Grunde dem Geiſte der Sprache getreu, wenn ſie au
Maß überſchritten in der Licenz oder der Gez
Selbſt die Declamatoren der Schule Chateaubriand's
ermüdend werden; franzöſiſch aber blieben ſie
Michelet's zweite Manier und Taine's Styl dagegen
die ganze Eigenart der franzöſiſchen Sprache zu ze
Das verzeiht man nun gerne zwei ſo begabten

Styl- und Gedankenmoden.

Frankreich wird nicht umsonst das Land der Mode genannt. Nirgends ist der allgemeine Geschmack, die allgemeine Ideenrichtung unwiderstehlicher als dort. Nur verschwindend wenige Individuen wagen oder vermögen es, gegen die Strömung zu schwimmen oder auch nur abseits derselben ihre Gedanken im selbstgegrabenen Bette hinzuleiten.

Gegen diese Allmacht der Mode ist der „Zeitgeist", der England und Deutschland bald in dieser bald in jener Richtung fortreißt, ohnmächtig zu nennen. Bei uns folgen dergleichen Strömungen nicht nur viel schneller auf einander — man denke nur wie wenige Jahre Klopstock von Wieland, diesen von Herder, Herdern von Schiller, Schillern von Jean Paul, die Romantik vom Hegelianismus, Jung-Deutschland vom Gervinus'schen Rationalismus trennen —; sie lassen noch immer sehr bedeutende Persönlichkeiten beinahe unberührt: ein Winckelmann, ein Lessing, ein Schopenhauer werden nicht vom allgemeinen Strome fortgerissen. Und auch unter den Männern zweiten Ranges giebt es immer eine nicht unbedeutende Anzahl von Leuten, die ihre eigenen Wege verfolgen, ihre eigene Sprache reden. Nicht so in Frankreich: tritt ein Voltaire und Rousseau auf, so

wie mitzutheilen, den Leſer ermüden mag, es i
natürlich. Dem iſt nicht ſo bei Herrn Laugel.

Hier haben wir's offenbar mit einer nichts
als poetiſchen Natur zu thun. Der Verfaſſer iſt ei
Beobachter, ein ſcharfer Denker, und der elliptiſ
hafte Satz eines Michelet verräth in ſeiner Feder
ſicht: die Bilder in Taine'ſchem Geſchmack ſin
geſuchte hors d'œuvres, deren die Mahlzeit g
entrathen könnte. Bei Herrn Laugel laſſen ſich f
Gedanken eben auch nicht von den Worten gänge
die Gedanken commandiren auch nicht die Worte
und Gedanken laufen parallel neben einander h
ich ſo ſagen darf, als hätten ſie nichts mit ein
thun; oft greifen in einem Satze ſehr verſchieden
ineinander, weil eben die bildlichen Ausdrücke fü
Laugel abſtracte Vocabeln geworden ſind. So ſin
die conſtituirten Gewalten Englands „Façaden e
bäudes", „dieſe Façaden" werden im nächſten Satz
zeuge"; daneben ſind die nicht conſtituirten
„Rahmen", welche die erſten „Anſätze" des „Gewe
Nationallebens bilden; und während jene „Façа
die „ſchönen Springbrunnen in einer Landſchaft"
ſo erwecken dieſe „organiſchen Rahmen" den Geda
„Röhren und hydrauliſche Maſchinen", die un
Boden hinlaufen. Lieſt man dergleichen bei e
vieler Hinſicht ausgezeichneten Schriftſteller, ſo m
faſt glauben, die franzöſiſche Sprache ſei in einem
gangsſtadium begriffen; ſie ſetze jetzt die durch die
tiker und ihre Nachfolger in das Wörterbuch eing

eröffnen; und wer wäre berufener als Herr Laugel in Tocqueville's Fußstapfen zu treten, dessen Eroberungen zu erweitern, oder doch einen Theil des von ihm eroberten Gebietes von Grund aus zu bebauen? Kann doch nur immer Einer der Erste sein; und es wäre ja ein nicht hoch genug zu schätzendes Glück für die französische Nation, wenn die unter den Gebildeten herrschende Ideenrichtung — und diese ist durchaus die von Tocqueville gegebene — auch vom Kopf in den Busen, vom Intellect in den Willen herabstiege, woran leider nicht zu denken ist. In keinem Lande der Welt ist das meliora video proboque, deteriora sequor allgemeinere, ausnahmslosere Regel als in Frankreich. Alle demonstriren die Bewegung in Wort und Schrift; Niemand steht auf und bewegt sich um dieselbe zu beweisen. Daher der Widerspruch der trefflichsten politischen Einsicht und des erbärmlichsten politischen Handelns, den wir alltäglich bei unsern geistreichen Nachbarn constatiren: man lese z. B. Laboulaye's oder Scherer's Bücher und dann sehe man, wie sie sich in der Nationalversammlung geberden: oder man höre die täglich von Hunderten und Tausenden Gebildeter wiederholten und variirten Klagen über das Sichzurückziehen der Bessern in der Nation und erfahre dann mit Erstaunen, daß die Kläger nie daran denken selber Hand anzulegen. Indeß sind wir ja nicht so unbillig — oder soll ich sagen, so naiv? — diesen Einklang zwischen Theorie und Praxis von irgend einem Gliede der Nation zu fordern, welche immer theoretisch die Freiheit des Willens als das oberste Dogma ihrer Weltanschauung aufgestellt hat, practisch aber, mindestens so weit der Staat in Betracht kommt, nie einen Willen zu haben weiß. Auch

was einem literariſchen Erzeugniſſe Dauer ſichert. N
aber keine Literatur der Welt, welche eine größere
neuer Ideen, neuer Facten, eigener Empfindungen
Circulation geſchleudert hätte als die deutſche, und
um giebt es keine Literatur, die weniger langlebige
beſäße als die deutſche; denn Klopſtock's, Wieland's
der's, Fr. Schlegel's und ſo vieler Anderer Werke
doch nicht mehr, während die Gedanken, die Gefüh
an's Licht gebrachten Thatſachen, welche in jenen
enthalten waren, nicht nur Deutſchland, ſondern die
durchdrungen, erneuert, ja revolutionirt haben. Dies
doch wohl einzig von der mangelhaften Form; und
ich zum deutſchen Leſer wohl ſagen: tua res agitur,
ich mich bei einem geiſtvollen und lehrreichen Buc
Auslandes frage, warum daſſelbe aller Vorausſich
für die nächſte Generation ſchon nicht mehr exiſtiren

Herrn Laugel's treffliches Buch iſt, meines W
das erſte der Art. Obſchon es die Verfaſſung En
erklärt, ſo hat es doch wenig gemein mit Gneiſt
Bagehot's Werken; denn es iſt weder wiſſenſchaftl
das erſtere, noch philoſophiſch wie das zweite: es ſ
weder die abſtracten Formen, noch die abſtracten
ſätze der engliſchen Verfaſſung lehren, ſondern u
Leben derſelben zeigen. Auf der anderen Seite
giebt uns der Verfaſſer doch auch keine Bilder a
ſocialen Leben oder der Geſchichte Englands, wie E
oder Rodenberg oder Taine, ſondern er läßt u
Leben mitleben und zeigt uns in dieſer Geſchichte die
deſſen, was jetzt iſt. Kurz, Gneiſt iſt ein deutſc
lehrter, Bagehot ein Philoſoph der ächtengliſchen en

ſelbſt wenn ſie den Pinſel manchmal gar zu voll nehmen: es iſt eben ihre eigenſte Natur, es ſprechen ſich in dieſer gewagten Form bedeutende Individualitäten aus. Sie ſind die erſten Franzoſen, die einſeitige Coloriſten des Styles zu ſein wagten. Bis auf ſie herrſchte die Zeichnung ſtets vor: bei den größten Proſaikern — und unſerer unmaßgeblichen Anſicht nach iſt die vollendete franzöſiſche Proſa überhaupt die ſchönſte, die je geſchrieben worden — iſt vollkommenes Maß in Zeichnung und Farbe; bei denen, welche vor Michelet und Taine vorzugsweiſe durch die Farbe zu wirken ſuchten, war es Scenenmalerei, Bilderbogenfarbe, wie bei Théophile Gauthier und ſeiner Schule; anders bei dem großen, jüngſt verſtorbenen Hiſtoriker und dem im Auslande ſo viel bewunderten Hiſtorienmaler Taine, der ſich gern für einen Philoſophen und Kritiker geben möchte, weil er ſeine lebensvollen Gemälde in den uns ſo wohlbekannten Rahmen Herder'ſcher Geſchichtsphiloſophie zwängt und gerne die Werke Anderer zum Gegenſtande — oder ſollte ich ſagen zum Vorwande? — ſeiner Malerei wählt. Bei Beiden war's und iſt's die innerſte Natur, welche ſie zur Anwendung gerade dieſer ſtyliſtiſchen Mittel trieb: weder Taine noch Michelet laſſen ſich von dieſen Mitteln tyranniſiren. Nie iſt das Wort mächtiger als der Gedanke; oft aber wohl der Gedanke oder das Phantaſiegebilde zu mächtig für das Wort, für das franzöſiſche Wort; ſo erreichen ſie nicht immer jene abſolute genaue Deckung der Idee durch den Ausdruck, welche das Ziel alles Styls iſt: doch, wie ſehr das Ringen nach adäquatem Ausdruck, das Anhäufen der Sprachmittel, um nur den Gedanken irgend-

wie mitzutheilen, den Leſer ermüden mag, es iſt immer natürlich. Dem iſt nicht ſo bei Herrn Laugel.

Hier haben wir's offenbar mit einer nichts weniger als poetiſchen Natur zu thun. Der Verfaſſer iſt ein genauer Beobachter, ein ſcharfer Denker, und der elliptiſche ſeherhafte Satz eines Michelet verräth in ſeiner Feder die Abſicht: die Bilder in Taine'ſchem Geſchmack ſind herbeigeſuchte hors d'œuvres, deren die Mahlzeit gar wohl entrathen könnte. Bei Herrn Laugel laſſen ſich freilich die Gedanken eben auch nicht von den Worten gängeln, aber die Gedanken commandiren auch nicht die Worte; Worte und Gedanken laufen parallel neben einander her, wenn ich ſo ſagen darf, als hätten ſie nichts mit einander zu thun; oft greifen in einem Satze ſehr verſchiedene Bilder ineinander, weil eben die bildlichen Ausdrücke für Herrn Laugel abſtracte Vocabeln geworden ſind. So ſind z. B. die conſtituirten Gewalten Englands „Façaden eines Gebäudes", „dieſe Façaden" werden im nächſten Satze „Werkzeuge"; daneben ſind die nicht conſtituirten Gewalten „Rahmen", welche die erſten „Anſätze" des „Gewebes" des Nationallebens bilden; und während jene „Façaden" an die „ſchönen Springbrunnen in einer Landſchaft" erinnern, ſo erwecken dieſe „organiſchen Rahmen" den Gedanken an „Röhren und hydrauliſche Maſchinen", die unter dem Boden hinlaufen. Lieſt man dergleichen bei einem in vieler Hinſicht ausgezeichneten Schriftſteller, ſo muß man faſt glauben, die franzöſiſche Sprache ſei in einem Uebergangsſtadium begriffen; ſie ſetze jetzt die durch die Romantiker und ihre Nachfolger in das Wörterbuch eingeführten

Bilder in Abſtractionen um. Ein jedes, auch das abſtracteſte Wort aller Sprachen iſt bekanntlich im Urſprung concret geweſen und bildlich gebraucht worden, ehe es abſtract wurde. Ueberall, wo dieſe Transformation vollſtändig vollzogen iſt, wäre es eine Pedanterie, ſolche Worte noch als Bilder behandelt wiſſen zu wollen. Es fällt Niemandem ein, einem Schriftſteller einen Vorwurf daraus zu machen, daß er etwas ganz Unwägbares „erwägt", weil das Bild der Waage längſt in der Abſtraction erblichen iſt. Offenbar ſind auch für einen modernen Franzoſen eine Façade, ein Gewebe, ein Werkzeug, keine Bilder mehr, ſondern Abſtracta, wie die Worte Oberfläche, Zuſammenſetzung, Mittel, welche ihre concreten Beziehungen ſchon ſeit Jahrhunderten verloren haben. Auch der häufige Gebrauch von Neologismen, das Auslaſſen der Verbindungswörter, das ewige Voranſtellen von Adjectiven, die jeder ehrliche Franzoſe früherer Zeiten hinter das Subſtantivum zu ſetzen pflegte, ſind Angewohnheiten, die vom Wege der alten franzöſiſchen Proſa ableiten: dahingegen der Mißbrauch der Antitheſe und der Amplification ein uralter franzöſiſcher Fehler iſt, deren ein Mann wie Laugel ſich auch nicht ſchuldig machen ſollte.

Aber ich ſehe mit Bedauern, daß ich in einen ſchulmeiſterlichen Ton gerathen bin und ein Thema abhandle, das nur wenig Intereſſe für den deutſchen Leſer haben kann, während doch der Gegenſtand des Laugel'ſchen Buches des Intereſſanten ſo viel für uns bietet. Man erlaube mir indeß die impertinente Bemerkung, daß der deutſche Leſer Unrecht hat, wenn er ſich für das oben angeregte Thema gar nicht intereſſirt. Handelt es ſich doch zu wiſſen,

IV.

Aus dem zünftigen Schriftthum Deutschlands.

analytiſchen Schule; Taine ein geiſtreicher Maler, der ſich die Gegenſtände zurechtrückt, wie ſie am bequemſten in ſeine Compoſition gehen und ſie außen nur ſieht, wie er ſie ſchon im Voraus innerlich ſah; Esquiros iſt ein gewiſſenhafter und neugieriger Factenſammler von Geſchick und anmuthigſter Objectivität; Rodenberg ein Genremaler, der ſeine Phantaſie ſtets unter der Controle ſeiner Bücherſtudien hält, und uns immer nur die Oberfläche des engliſchen Lebens zeigt und zeigen will: ſie ſind alle dieſem engliſchen Leben gegenüber Zuſchauer geblieben und wären ſie auch zwanzig Jahre dort geweſen. Laugel aber hat das engliſche öffentliche Leben nicht etwa nur ſtudirt oder angeſehen, ſondern mitgelebt, wenn auch nicht äußerlich, ſo doch innerlich. Man ſieht, er hat Jahre lang in der engliſchen politiſchen Geſellſchaft verkehrt, ihre Parteileidenſchaften, Parteiintereſſen, Parteivorurtheile zu den ſeinigen gemacht, ihre Gewohnheiten angenommen; wäre er heute naturaliſirt worden, morgen hätte er ins Parlament eintreten können und alle geheimen Taſten des politiſchen Lebens ſo gut gehandhabt, als irgend ein junger talentvoller Commoner, den ſich eine adlige Sippe zu ihrem Anwalte herangezogen hätte. Nun werfen ihn die Ereigniſſe wieder hinaus, er recapitulirt, was er erlebt, und recapitulirt es auf ſeinem vaterländiſchen Boden, auf dem er ſich ſogleich ganz als Franzoſe wiederfindet, und er ſchreibt dies ausgezeichnete Buch, in dem offenbar der Gedanke an den Verfall Frankreichs eine noch größere Stelle einnimmt, als der an die in der Umwandlung begriffene Größe Englands. Nur jemand, der mitfühlend, mitwirkend, mitdenkend, mitleidend und mitgenießend am Leben eines fremden Volkes,

G. G. Gervinus.

„Mir dünkt, als ob man in Deutschland mit Nachbeterei und leerer Bewunderung unserer Koryphäen mehr geschadet hätte, als mit zu strenger Beurtheilung ihres Werthes.... Nur muß man nicht gleich den für gottlos oder hochmüthig, für unerkenntlich oder neidisch verschreien, der einmal wagt jenen Heroen mit freiem Blick in's Angesicht zu schauen."

G. G. Gervinus.
Gesam. kleine historische Schriften. S. 121.

möchte es dem heranwachsenden Geschlechte ein
Räthsel scheinen, wie ein Schriftsteller ohne
Gelehrter ohne Methode, ein Denker ohne Tiefe,
ker ohne Voraussicht, ein Mensch endlich ohne
der Macht der Persönlichkeit in der Geschichte
ds, der geistigen, sittlichen und staatlichen Ge-
utschlands, eine Bedeutung hat gewinnen können,
sehr wenige Männer des Jahrhunderts sich
nnen. Auch Rousseau hat einen ähnlichen Ein-
nd zwar nicht allein auf sein Vaterland, wie
sondern auf die Menschheit — ausgeübt, ohne
ker und Philosoph sich über die Mittelmäßigkeit
u haben, ohne im Stande gewesen zu sein, sich
h den Mitlebenden annehmbar zu machen. Indeß,

der Colonialpolitik. In jedem dieſer ſieben Abſchnitte finden wir dieſelbe Competenz, dieſelbe Gedankenfülle und Gedankenſchärfe, dieſelbe Tiefe der Anſchauung. Bei allem Patriotismus iſt der Verfaſſer nie knabenhaft national: ja er wagt es, zuerſt vielleicht in Frankreich, ſeinem Lande verſtehen zu geben, daß die franzöſiſche Revolution durch ihre Verbrechen, das Kaiſerreich durch ſeinen Ehrgeiz vielleicht eben ſo ſehr als engliſche Herrſchſucht Schuld waren an dem langen Kriege, der um die Scheide des Jahrhunderts die beiden Nationen gegen einander bewaffnete. Die Vaterlandsliebe des Verfaſſers ſpricht ſich auf eine noblere Weiſe aus, als es bei dem jüngeren Geſchlechte, dem er angehört, der Fall zu ſein pflegt. Offenbar iſt, bei aller Objectivität, die Grundabſicht des Werkes, den Landsleuten zu zeigen, daß nur der die „Freiheit und das Leben verdient, der täglich ſie erobern muß", wie ſchon unſer alter Weiſer ſang: und ich wüßte kein Buch, aus welchem die Franzoſen mehr lernen könnten, als aus dieſem.*)

---

*) Anm. Die hierauf folgende Analyſe und Detailkritik iſt hier weggelaſſen worden.

März 1874.



IV.

Aus dem zünftigen Schriftthum Deutschlands.

fallen lassen, daß man uns als Menschen und Autoren zugleich betrachtet." Nun hat bekanntlich kein deutscher Schriftsteller „das Subjective so walten lassen", wie Gervinus, und doch hatte er, schon bei Lebzeiten, das Glück, unter die Zahl derjenigen nationalen und sittlichen Autoritäten aufgenommen zu werden, die man nur aus ehrerbietiger Ferne betrachten darf. Haben wir Deutsche ja doch von jeher das Recht der pietätslosen Analyse, ja der alles Grundes entbehrenden Andichtung von Gebrechen, den Friedrich und Göthe gegenüber gestattet, die stets

„. . . der Heuchelei dürftige Maske verschmäht;"

während eine heilige Entrüstung die Unklugen traf und trifft, welche die profane Hand an Idole legen, deren Göttlichkeit die Prüfung aus der Nähe nicht so wohl vertragen kann, als die jener „echten Göttersöhne". Solche unberufene Tempelschänderei läuft eben noch immer in Deutschland Gefahr „den schonungslosesten Anfällen des Parteihasses, der ganzen Wuth des Gelehrtenadels, dem Mißtrauen aller uneingeweihten Zuschauer, dem Abscheu aller zartempfindenden Beobachter ausgesetzt und preisgegeben" zu werden. „Aber — der Wahrheit sei die Ehre."*)

I.

1. Darf man zum tausendsten Male Buffon's Wort le style c'est l'homme anführen, so ist's gewiß bei einer Besprechung von Gervinus,- dem Schriftsteller. Wie der Mensch, so war der Styl bei ihm früh fertig und hat sich

*) Gervinus, kl. hist. Schriften, S. 134.

in vierzig Jahren wenig oder nicht geändert. D
namhafte Werk, das er als achtundzwanzigjähriger J
in die Welt schickte, die Geschichte der florenti
Historiographie*) ist schon genau in derselben w
und apodiktischen Sprache geschrieben, in welch
Hinterlassenen Schriften abgefaßt sind. Di
losigkeit des Mannes bei prätendirter Mäßigung
stets sich vordrängende Selbstbewußtsein bei ang
Objectivität, finden in dieser Sprache und dieser Con
ihren treuesten Ausdruck. Wie der mächtige St
Gironde seine gelben Wassermassen zwischen flache
so wälzt Gervinus' Rede ihre unendlichen Sätze v
zu Seite. Sätze, sagen wir mit Absicht; nicht P
denn die Periode setzt Gliederung, Ebenmaß vora
nirgends ein Strudel, aber auch nirgends ein Ha
Abwesenheit aller Alineas ist da nicht zufällig, ä
sie gehört zum Styl, der nie einen Ruhepunkt
noch gewähren kann, eben weil das ganze Wer
eine große ungefüge Masse ist, wo kein Gelenke ver
Glieder aneinanderknüpft, wo jeder Einschnitt, wie
endlosen Gewebe, den Zusammenhang zerreißen wi
sich nur durch äußerliches Aneinandernähen wieder
ließe. Daher bei anscheinender, und in einem Sin
licher Gedankenfülle, die ermüdende Eintönigkeit
vinus' Styl. Der Schriftsteller dachte eben nie im
oder doch nur in allgemeinen Umrissen: er hatte ei

*) 1883. Die drei Jahre früher erschienene Gesch
Angelsachsen im Ueberblick ist eigentlich nur eine t
sammenstellung von Daten und Notizen.



...reusen, die ni...
...felten, ſeine Gen...
eine Form gegoſſe...
Giebt es einen g...
dem Hiſtoriker bef...
der, auf's Gewiſſen...
würden noch im S...
vimus zu leſen? ...
wir vermuthen, ſo w...
barſte unſerer Natio...
im Kampfe um Frei...
loren gegangen ſei:...
Klopſtock hätte uns eb...
Geiſtesthaten — und g...
nur durch die Form G...
langen.

Und doch iſt das ...
unlösbar. Der Augenbl...
die Entſchiedenheit, mit ...
pfundenen Gefühle und ein...
erfaßten Gedanken ...

vierzig Jahren wenig oder nicht geändert. Das e
mhafte Werk, das er als achtundzwanzigjähriger Jüngli
die Welt ſchickte, die Geſchichte der florentiniſch
ſtoriographie*) iſt ſchon genau in derſelben wuchti
d apodiktiſchen Sprache geſchrieben, in welcher ſe
nterlaſſenen Schriften abgefaßt ſind. Die M
igkeit des Mannes bei prätendirter Mäßigung und
ts ſich vordrängende Selbſtbewußtſein bei angeſtre
bjectivität, finden in dieſer Sprache und dieſer Compoſit
en treueſten Ausdruck. Wie der mächtige Strom
ironde ſeine gelben Waſſermaſſen zwiſchen flachen Uf
wälzt Gervinus' Rede ihre unendlichen Sätze von S
Seite. Sätze, ſagen wir mit Abſicht; nicht Period
nn die Periode ſetzt Gliederung, Ebenmaß voraus.
rgends ein Strudel, aber auch nirgends ein Halt.
bweſenheit aller Alineas iſt da nicht zufällig, äußerl
gehört zum Styl, der nie einen Ruhepunkt gewä
ch gewähren kann, eben weil das ganze Werk im
ne große ungefüge Maſſe iſt, wo kein Gelenke verſchied
lieder aneinanderknüpft, wo jeder Einſchnitt, wie bei ei
dloſen Gewebe, den Zuſammenhang zerreißen würde,
h nur durch äußerliches Aneinandernähen wiederherſte
ße. Daher bei anſcheinender, und in einem Sinne w
her Gedankenfülle, die ermüdende Eintönigkeit von
nus' Styl. Der Schriftſteller dachte eben nie im Vor
er doch nur in allgemeinen Umriſſen: er hatte ein ſol

*) 1883. Die drei Jahre früher erſchienene Geſchichte
ngelſachſen im Ueberblick iſt eigentlich nur eine trockne
mmenſtellung von Daten und Notizen.

Zutrauen zu ſich ſelber, daß er ſeine Feder laufen ließ, ohne ihr Halt zu gebieten. Und ſo wenig er über das zu Schreibende vordachte, ſo wenig dachte er über das Geſchriebene nach. Il n'eut jamais le temps d'être court, möchte man von ihm ſagen, wie ein geiſtreicher Franzoſe ſich ſelbſt entſchuldigte, indem er damit zugleich in prägnanteſter Weiſe die höchſte Kunſt und die erſte Pflicht des gewiſſenhaften Schriftſtellers charakteriſirte.

Gervinus war vor Allem ein amplificatoriſches Talent. Seine bändereichen Werke entwickeln im Grunde nur eine ganz geringe Anzahl von nicht gerade neuen, noch beſonders bedeutenden Ideen — das wahre Geheimniß, beiläufig geſagt, des Einfluſſes gewiſſer Schriftſteller auf die Zeitgenoſſen. Dieſe Ideen nun in's Unendliche variirend, aus ihnen alle nur erdenklichen Ableitungen, Bezüge, Anwendungen zu entwickeln, ſie in bis zur Tautologie gehenden Pleonasmen zu wiederholen, ſie mit allen ſich dem Schreibenden darbietenden Bildern oder Analogien zu illuſtriren, war Gervinus' eigentliche Thätigkeit. Das Opfern, dieſe Grundbedingung allen Styls, war ihm unerträglich. Die „Weisheit des Verſchweigens", die Schiller anempfiehlt, war ihm unverſtändlich. Jeder gute Einfall, jedes verlockende Gleichniß, jeder intereſſante Seitenblick ſchien ihm erlaubt; ja er rühmte ſich dieſes Sichgehenlaſſens als einer ehrlichen Natürlichkeit, fern von aller Affectation der Schriftſteller, die erſt Toilette machen, ehe ſie vor's Publikum treten. Dadurch hat denn auch ſein Styl den unbeſtreitbaren Vorzug großer Lebendigkeit; dagegen mußten Klarheit des Gedankens, Ebenmaß des Satzbaues, Geſchmack vor Allem natürlich nicht wenig dabei leiden. Nur ein Autor, der ſich alles erlaubt wähnt

und deſſen Feder in die Falle jedes Bildes fällt, da
ihr aufdrängt, kann Sätze ſchreiben wie dieſer: „Die P
des Thatſächlichen, die hier in typiſch einfacher Geſetzl
erſcheint, wird hoffentlich geſund und unverſtümmel
funden, und an der Blüthe des Urtheils, die hier u
in Knospen anſetzt, keine Spur einer Treibkunſt e
werden.“ Lieſt man dergleichen, ſo begreift man, w
Gervinus nie müde ward, Göthen ſeine Zeitverſchwe
vorzuwerfen: braucht es doch Zeit, ſich zu bedenken
man ſchreibt, ſich zu überleſen, ehe man druckt.
Gervinus von Schloſſer ſagt, daß er ſich nie an des
Stelle zu verſetzen wußte noch wünſchte, kann mit grö
Rechte von ihm ſelbſt geſagt werden. Auf den Leſer Rü
nehmen, das wäre ja eine unmännliche Conceſſion
mag folgen, wie er kann. Wo bliebe denn die Arbe
ihn, wenn man ihm die Sachen ſo leicht machte?

Was eigentlich Schönheit des Styles iſt, begriff
vinus ebenſowenig als die ganze Schloſſer'ſche Schule.
ich könnte, wenn ich wollte, meine Schriften auch, wi
es nennt, ſchön abfaſſen,“ rief der Meiſter und wied
der Schüler, Kriegk. Daß die Schönheit jeder Proſ
ſach auf der Klarheit des Gedankens und auf der Rich
und Anſchaulichkeit des Ausdruckes beruht, das ſah
von der Schule, ſelbſt Häuſſer nicht, ein: man verfiel
in die Rhetorik — in das, was man euphemiſtiſch Sc
zu nennen beliebt — mit andern Worten, man
affectirt, anſtatt ſchön zu ſein. Ein genaues Durchd
eine genaue Wahl des Ausdrucks und — was dam
ſammenhängt — das Wegſchneiden alles Entbehrliche
Feſthalten am Gedankengang, das Verwerfen alles

fähren, sei's nun im abstracten, sei's im bildlichen Ausdruck, das macht die Redlichkeit des Schriftstellers aus, die höhere Gewissenhaftigkeit, welche der deutsche Gelehrte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wohl gar als ein „Forminteresse" abzufertigen und herabzusetzen pflegte. Ein französischer, englischer, spanischer Schriftsteller, unter den Deutschen ein Lessing und Göthe, finden stets den knappsten Ausdruck für die Idee; und giebt ihn ihnen der Genius nicht ein, so suchen sie ihn, bis sie ihn finden. Das Wort, der Satz soll nicht Alles sagen; um anregend weiter zu wirken, — daß heißt, um der Thätigkeit des Lesers etwas übrig zu lassen — muß er wie in einem Keime die aufsteigende Gedankenreihe in sich schließen, durch welche der Schriftsteller zu einer Idee gelangt, zugleich aber auch die absteigende Gedankenreihe, die sich aus seiner Idee ergiebt, — und mit Anschauungen oder Bildern ist es ganz dasselbe wie mit Gedanken. Gervinus aber zählt dem Leser alle die Stufen auf, die er selber hat hinanklimmen müssen; er erläßt ihm keine deren, die weiterführen. In einem Göthe'schen Satze ahnen wir eine Welt: lesen wir ihn zum zwanzigsten Male wieder, so entdecken wir noch Neues, Bedeutendes; in einem Gervinus'schen Satze haben wir alle Blättchen und Fäserchen in der Hand: das Gesammtbild des Gedankengewächses ersteht nie vor unserm innern Auge.

Und wie mit dem Style geht's ihm mit der Composition. Alle seine Werke sind auf etwas Andres angelegt gewesen, als auf das was sie hinterher geworden sind. Die deutsche Unart, an den Druck eines Werkes zu gehen, ehe es beendigt ist, übte er mit einer beinahe Klein'schen

Freiheit. Ja, selbst bei einer wenig umfangreichen
vermag er sich keinem Plane zu unterwerfen, eben
an die Redaktion geht, ehe er noch seinen Gegenstan
studirt oder durchdacht hat. Er will eine Gesch
florentinischen Geschichtschreibung verfassen: es w
Charakteristik Machiavelli's daraus, in welcher sä
Vorgänger des Segretario kaum den dreißigste
füllen, die Zeitgenossen und Nachfolger ganz fehl
kündigt eine Geschichte des XIX. Jahrhunderts
Bänden an und braucht acht, um nur die geringe
seines Gegenstandes zu behandeln. Er machte
offenbar an ein ganzes Werk, wie an die jed
Tagesarbeit dieses Werkes; ließ sich von seiner
leiten, wie von seiner Feder: anstatt den Stoff zu
ergab er sich ihm willenlos. Daher das Uno
seiner Geschichtswerke. Wie auf der Seite keine
so im Bande keine Abschnitte, Kapitel, Paragrap
nur wenige, meist ganz unmotivirte. Von Verh
kann daher in diesen kyklopischen Gebäuden keine R
und eine Perspective sucht man umsonst. Wie a
chinesischen Gemälde der fernste Baum die Prop
des im Vordergrunde stehenden hat, so wird die
der südamerikanischen Revolutionen mit derselbe
erzählt wie die des europäischen Abendlandes un
Kämpfe. Der Leser soll eben einmal Theil nehme
ihn interessire oder nicht, an dem, was gerade dem
steller der Zufall in die Hand gespielt hat: er
folgen, wohin seine Laune ihn leiten will. Scho
nur muß man auch den Leser zu zwingen verstehe
bleibt nur das Unangenehme der Persönlichkeit,

ihre Liebhabereien aufnöthigen will und die wir uns beeilen im Stiche zu laſſen.

Daher denn auch, nächſt der Maßloſigkeit und der damit zuſammenhängenden Geſchmackloſigkeit in Gervinus' Form, der läſtige Ton des ſich ſelbſt Aufdrängenden, der ſeine Werke in ſo irritanter Weiſe erfüllt. Schon ganz jung, lange vor der Poeſiegeſchichte, deren wohlverdienter Erfolg wohl ſchon ein wenig Selbſtgefühl erwecken durfte, ſchlägt der Geſchichtſchreiber den richterlichen Accent an, dem er fortan nicht mehr zu entſagen wußte. Schon aus jeder Seite ſeines Machiavel lugt das Ich hervor, wie aus Antisthenes' Lumpen. Nicht einen Augenblick wird der Leſer zweifeln, wer zum Bilde des Florentiners geſeſſen hat, und der abſprechende Ton des Redenden möchte dem Uneingeweihten von den Lippen eines Greiſes zu kommen ſcheinen, der auf ein Leben, reich an nicht anerkannten Leiſtungen und ſchlecht belohnten Verdienſten um's Vaterland, zurückblickt, aus dem er, ſtatt weiſer Milde, nur bittre Strenge gelernt. Der Subjectivismus, wie er es in aller Unſchuld ſelbſt erklärt, ſchien ihm eben ein großes Verdienſt. Es ſei an der Zeit, gegen den ruhigen, parteiloſen, beſchaulichen Objectivismus zu reagiren, behauptet er; man müſſe ganz ſelbſt eintreten, das sine ira et studio vertrage ſich nicht mit der Aufgabe der Geſchichte. Da iſt's nun freilich nicht zu verwundern, wenn es dem Schriftſteller nicht glücken will, etwas Dauerndes zu ſchaffen. Wie ſein Styl ſchon heute gealtert, unlesbar geworden, wie ſeine Compoſition — man ſollte ſagen die Abweſenheit aller Compoſition — keine klare Ueberſicht erlaubt, die dem Leſer die großen Linien der Ereigniſſe für immer in's

Gedächtniß prägen — Mignet ist das z. B. wunde
seiner Revolutionsgeschichte gelungen, — so blei
von seinen Schilderungen und Bildnissen Nichts
Mommsen's Cäsar oder Hannibal werden uns stets
gegenwärtig bleiben, wie Macaulay's Karl II., wie T
Thomas a Becket. Häußer hat die Schlacht bei
so geschildert, daß wir dabei gewesen zu sein glau
giebt Scenen in Michelet's Ludwig XI., in D
Alexander, die an Dramatik mit Schiller'schen A
wetteifern. Welcher Leser erinnert sich eines
Porträts, eines einzigen Gemäldes aus Gervinus' G
werken? Hat doch die leidige pragmatische Nutzanw
unter dem Namen von historischen Gesetzen, alles
Leben der Geschichte in blasse Abstractionen gewande
sollte glauben, Menschen, Interessen, Leidenschafte
gar Nichts in der Weltgeschichte: abstracte Ideen
Alleinherrscher des Menschengeschlechts.

Und wie geht der „Künstler", — denn fü
solchen hält Gervinus sich trotz alledem — an seine
stand heran? Hat er sich lange mit ihm
getragen? ihn liebgewonnen? ihn vor seinem inner
wiedererstehen sehen? Fühlt er das dringende B
des Künstlers, diesen seinen Gegenstand, wie er
innerlich wiedergeschaffen, heraus in's Leben treten z
seiner, wie Göthe zu sagen pflegte, los zu werden
er, wie jeder wahre Künstler, der Mutter, wel
Frucht ihres Leibes sich unwiderstehlich unter
Schmerzen entringt? Nein, so gemeine naturgesc
Prozesse kennt der Künstler Gervinus nicht. Er
reiner Geist, ein freier Wille, der seinen Stoffen g

immer auf dem Punkte des liberum arbitrium indifferentiae steht. Ihm ist's ganz einerlei, welchen Gegenstand er behandelt, vorausgesetzt, er biete ihm Gelegenheit seine Theorien zu entwickeln und auf seine Zeit zu wirken, eine Weise der Kunstauffassung, die uns Deutschen seit Bodmer und Breitinger ganz abhanden gekommen war. Uns Göthe-verderbten wollte es bedünken, die Kunst schaffe zwecklos, nur sich selbst Zweck, aus Lust am Schaffen, aus Liebe zur Natur und dem Naturgeheimniß, das es zu deuten gilt — nicht um eine moralische Lehre zu ziehen, eine politische These, ein religiöses Dogma zu vertheidigen. Nicht so Gervinus im Begriffe ein „historisches Kunstwerk" zu schaffen, wie er bescheiden sagt. „Hätte ich die politische, die religiöse, die gesammtliterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte meines Volkes für passender und dringender zur Bearbeitung gehalten, so würde ich diese andere ergriffen haben, weil auch kein Lieblingsfach den Historiker ausschließlich fesseln soll." Er ließ sogar dem Verleger die Wahl zwischen einem Werke über die deutsche Dichtung einer politischen Geschichte Europas in der neueren Zeit und einer Politik!

2. Bei alledem hatte nämlich der junge Gervinus die naive Ueberzeugung, er sei berufen, eine Revolution in der Geschichtschreibung hervorzubringen, sie von dem Felde der Gelehrsamkeit, auf das sie sich verirrt, zu dem der Kunst zurückzurufen; und dieser selbstgefälligen Ueberzeugung blieb er treu bis an sein Ende. Man begreift, daß die Ansicht, die Geschichtsschreibung sei mehr als Kunst, denn als Wissenschaft zu behandeln, von einem Kritiker aufgeworfen und vertheidigt worden ist, welcher sich selber

nfähig fühlte, einer hiſtoriſchen Geſtalt Relief, eine
iſtoriſchen Ereigniß Leben zu verleihen. Auch wenn Leſſi
Emilia Galotti" nicht geſchrieben hätte, blieben die Theori
iner „Dramaturgie", wie die des „Laokoon" unantaſtb
lber daß Gervinus ſich ſelbſt dazu berufen gehalten h
ie Wahrheit ſeiner Anſicht durch die That zu erhärt
t doch ein Mangel an Selbſterkenntniß, der uns Spät
eborenen faſt unerklärlich ſcheinen will. Wenn wir hörte
aß ein Macaulay, ein Thierry, ja ein Häußer, im G
imen ſolche Prätentionen genährt, keinen von uns wür
ſonderlich befremden: von dem unerbittlichen Richt
enſchlicher Schwachheit ſind wir wohl berechtigt, etw
niger Selbſtüberſchätzung zu erwarten. Nicht mit Unre
inſchte Gervinus „die Ungenießbarkeit unſerer ſtreng
rten Werke mehr und mehr verſchwinden und eine frei
handlungsweiſe an die Stelle treten zu ſehen, die, ob
Gründlichkeit zu gefährden, einem größeren Publik
Früchte unſerer gelehrten Cultur annehmbar mach
entſchließt ſich „die ſterile Stoffſammlung" aufzugeb
n fortan iſt ja „die Kunſt der Darſtellung nöthig
s Muſter aber ſchwebt ihm vor ſeines Lehrers Schlo
eſchichte des XVIII. Jahrhunderts", in der er ſch
n eigentliches Kunſtwerk" ſieht!

Ob dieſe ganze Auffaſſung der Hiſtorik eine richt
laſſen wir dahin geſtellt*); neu war ſie jedenfalls ni

*) Ich habe dieſe Frage ſchon einmal vor Jahren ausführ
andelt (Dino Compagni, Paris 1862, p. 286 à 292) und n
h hier nicht wiederholen. Daſſelbe ſei von dem Verhältniß
loſſer'ſchen zur Ranke'ſchen Schule geſagt, das ich des Weite

und faſt Alles, was Gervinus über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers ſagt, war ſchon treffender und erſchöpfender von Wilhelm von Humboldt auseinandergeſetzt worden. Schon bei ihm, deſſen Name freilich in Gervinus' Erörterungen nicht erwähnt iſt, finden wir jene ganze Entwicklung von der Genealogie zur Chronik, von der Chronik zu den Denkwürdigkeiten, von dieſen zur eigentlichen Geſchichte, die Gervinus an uns vorüberführt, freilich mit Hinzufügung einer neueſten Phaſe, „für welche es noch keinen Namen giebt", die aber eine Geſchichtſchreibung des Wachſens und Werdens der Ideen, der Geſetze ſein ſoll, natürlich mit „künſtleriſcher Behandlung". Man mag zugeben, daß ein gewiſſe hiſtoriſche Schule Deutſchlands den Werth ihrer wiſſenſchaftlichen Methode überſchätzt; es mag ſogar unbeſtreitbar ſcheinen, daß die reconſtruirende Phantaſie des Geſchichtsſchreibers einen freieren Spielraum haben müſſe als ihr in jener Schule gegönnt wird; es mag endlich mit Recht behauptet werden, daß die aller Geſchichtsforſchung innewohnende Zufälligkeit und Unſicherheit, welche uns kaum erlaubt ein gleichzeitiges, von Tauſenden von Mitlebenden bezeugtes Ereigniß mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen, von unſeren Quellenforſchern nicht genugſam gewürdigt wird: es bleibt deßhalb nicht minder gewiß, daß der Hiſtoriker ohne Quellenkenntniß — und wollte er auch nur Künſtler ſein — ſich immer in großem Nachtheil befindet gegen den, der ſeine direkte Inſpiration aus den Quellen

in einem Aufſatze über „Ludwig Häußer" erörtert. (S. Revue Moderne 1. Octobre 1867, p. 57 à 96, und beſonders p. 59 à 62.) Beim deutſchen Leſer darf ich ja wohl dies Verhältniß als hinlänglich bekannt vorausſetzen.

ngt. Man möchte ihn dem Maler vergleichen, der
:mälden, Zeichnungen, Bildwerken, vielleicht auch im
ſpielhauſe die Natur ſtudirt hat, die er zu ſchildern
emühen will. Nun ſind aber ſämmtliche Werke von
mus Arbeiten zweiter Hand, ſeit ſeinem „Ueberblick
ıgelſächſiſchen Geſchichte“ bis zu ſeinem „Shakeſpeare“,
ɔenn auch ſeine erſte und einzige Publication auf
ogiſchem Gebiete, die in Verein mit Morſtedt beſorgte
ıbe des Thukydides, einen „Text nach den beſten
itäten“ und „Bemerkungen der beſten Ausleger“,
ıus aber nichts Eigenes bietet. Wo jedoch wirkliche
en benutzt ſind, wie in der „Geſchichte des XIX. Jahr-
rts“, iſt dieſe Benutzung ſo zufällig, ſo disproportionirt,
ntlich aber ſo kritiklos geweſen, daß ſie dem Geſchicht-
ber mehr Schaden als Nutzen brachte. Schon Andre
ı z. B. nachgewieſen, wie die Veröffentlichung von
:ſch-Oſten's Werk die ganze Darſtellung der griechiſchen
ıniſſe in Gervinus' Buche als durchaus verfehlt heraus-
lt hat; und ein Aehnliches könnte man durch Ver-
ıung anderer ſeitdem erſchienenen Werke — ich nenne
Baumgarten's ſpaniſche Geſchichte — an anderen
ien jener bändereichen Compilation zeigen. Sobald
ein Zufall dem Hiſtoriker ein wenig gekanntes Spezial
, ein Tagebuch, ein Memorandum, den Jahrgang einer
ıng in die Hände geſpielt hatte, die ihm und ſeiner zu
ɔeidigenden Theſe paßten, ſo vergaß er vollſtändig die
:enz jeder anderen Quelle und folgte ſeinem Lieblings-
lein blindlings und unverdroſſen.

Wir würden zögern, Gervinus daraus einen Vorwur
machen, ſich vorzugsweiſe an die Werke anderer Ge

lehrten gehalten zu haben, wenn er dieſe nur mit mehr Vorſicht gewählt, wenn er wirklich dem ihm vorſchwebenden Ideal künſtleriſcher Darſtellung etwas näher gekommen, vornehmlich aber, wenn er weniger ſtreng für ſolche geweſen, die ihn gerade von ſeinem Standpunkte aus ſo ſehr überragten. Wozu ſichteten und reinigten unſere Forſcher denn die Quellen, wenn jeder Nachfolgende ſie noch einmal aufrühren wollte? Wozu hieben unſere gelehrten Handlanger die Bauſteine zurecht, wenn kein Baumeiſter ſie zuſammenfügen wollte? Nur muß der Baumeiſter ein Künſtler ſein, nur muß er vor Allem wiſſen, was gutes, was ſchlechtes Material iſt. Wer Gervinus' Poeſiegeſchichte aufmerkſam geleſen, weiß wie unvorſichtig er zuweilen in der Wahl ſeiner Gewährsmänner, wie uneindringlich er oft im Studium ſeiner Texte verfuhr. Selbſt ſein Freund und Gönner, Jakob Grimm, wagte die wiſſenſchaftliche Schwäche des berühmten Werkes nicht zu leugnen, noch zu beſchönigen. Doch hinderte das Bewußtſein dieſer Schwäche den Literarhiſtoriker bekanntlich nicht, im gereizteſten Tone gegen die Lachmann'ſche Schule (in der Nibelungenfrage) zu polemiſiren, — eine Polemik, die lebhaft an die um Nichts beſſer gerechtfertigte des Meiſters gegen Otfried Müller erinnert, auch darin, daß Schloſſer, wie Gervinus, ſeinem Gegner an Kenntniß des beſonderen Terrains nicht im Entfernteſten gewachſen war. Ebenſo beweiſt die Arbeit über Machiavelli nicht nur eine ſehr unvollſtändige Kenntniß des Italieniſchen, ſondern auch eine ſehr flüchtige Bekanntſchaft mit der Geſchichte des Quattrocento. Die abfälligen Urtheile über Guicciardini, als über einen hohlen Rhetor, ſind nur Folgen jener ſchwerfälligen Tactloſigkeit und jenes

empfängt. Man möchte ihn dem Maler vergleichen, der in Gemälden, Zeichnungen, Bildwerken, vielleicht auch im Schauspielhause die Natur studirt hat, die er zu schildern sich bemühen will. Nun sind aber sämmtliche Werke von Gervinus Arbeiten zweiter Hand, seit seinem „Ueberblick der angelsächsischen Geschichte“ bis zu seinem „Shakespeare“, wie denn auch seine erste und einzige Publication auf philologischem Gebiete, die in Verein mit Morstedt besorgte Ausgabe des Thukydides, einen „Text nach den besten Autoritäten“ und „Bemerkungen der besten Ausleger“, durchaus aber nichts Eigenes bietet. Wo jedoch wirkliche Quellen benutzt sind, wie in der „Geschichte des XIX. Jahrhunderts“, ist diese Benutzung so zufällig, so disproportionirt, namentlich aber so kritiklos gewesen, daß sie dem Geschichtschreiber mehr Schaden als Nutzen brachte. Schon Andre haben z. B. nachgewiesen, wie die Veröffentlichung von Prokesch-Osten's Werk die ganze Darstellung der griechischen Ereignisse in Gervinus' Buche als durchaus verfehlt herausgestellt hat; und ein Aehnliches könnte man durch Vergleichung anderer seitdem erschienenen Werke — ich nenne nur Baumgarten's spanische Geschichte — an anderen Partien jener bändereichen Compilation zeigen. Sobald eben ein Zufall dem Historiker ein wenig gekanntes Spezialwerk, ein Tagebuch, ein Memorandum, den Jahrgang einer Zeitung in die Hände gespielt hatte, die ihm und seiner zu vertheidigenden These paßten, so vergaß er vollständig die Existenz jeder anderen Quelle und folgte seinem Lieblingsbächlein blindlings und unverdrossen.

Wir würden zögern, Gervinus daraus einen Vorwurf zu machen, sich vorzugsweise an die Werke anderer Ge-

bei Schloſſern bis zu einem gewiſſen Punkte gerechtfertigt ſcheinen: bei Gervinus war ſie's weniger; denn der Lehrer hatte eine weit umfaſſendere Lectüre voraus als der Schüler, und er behandelte ſeine ungeheuren Gegenſtände auf eine weit vielſeitigere Weiſe.

Es war unſtreitig ein großes Verdienſt Schloſſer's, die literariſchen und culturhiſtoriſchen Elemente in die Geſchichtſchreibung wieder aufgenommen zu haben; ich ſage nicht „eingeführt" wie Gervinus meint, der offenbar von Voltaire's Siècle de Louis XIV. und den ausgedehnten Kapiteln, welche darin der Kunſt, der Poeſie, der Wiſſenſchaft, den Religionsverhältniſſen, den Sitten, dem Handel, der Induſtrie, den Finanzen gewidmet ſind, keine Ahnung hatte. Gervinus gab jedoch gerade dieſe Behandlungsweiſe ſeines Lehrers wieder auf; theils weil er, wie ſchon erwähnt, von Finanzwiſſenſchaft und Nationalökonomie nicht allzuviel verſtand, theils auch weil er eben den Zuſammenhang der verſchiedenen Nationalthätigkeiten ſo wenig begriff wie das Wirken des Individuums. Iſt doch für einen ſo abſtracten Geiſt, der nur an die Action der Ideen glaubt, die preußiſche Handels- und Zollpolitik ſo unverſtändlich wie der Charakter Friedrich Wilhelm's III.: Beide beurtheilt er mit den Augen eines ſüddeutſchen Kammerliberalen aus der Rotteck-Welcker'ſchen Schule und — ſo ſehr er ſich auch dagegen wehren mag — ohne aus dem Ideenkreiſe eines Börne und Genoſſen herauszukommen. Und hier ſchon zeigen ſich die Symptome jener Abweſenheit aller idealen, ſpeculativen Anſchauungsweiſe, von der weiter unten zu reden ſein wird. Doch ſcheint Gervinus von allen dieſen Lücken ſeiner Bildung keine Ahnung gehabt zu haben und

ieht man ihn, nach dem Vorgange ſeines Lehrers, v
ornehmem Profeſſorendünkel auf einen Varnhagen her
licken, der in ſeinen unübertrefflichen Biographien ſo
mſte, gewiſſenhafteſte, umfaſſendſte Quellenforſchung
mmuthiger, eleganter Form zu verbinden weiß; ſieht m
n, den Verfaſſer einer „angelſächſiſchen Geſchichte“,
m vielleicht größten Geſchichtſchreiber des Jahrhunder
n Autor der Conquête de l'Angleterre hochmüthig v
ergehen, ſo iſt man denn doch verſucht anzunehmen, d
m Reformator der Geſchichtſchreibung weniger an
rwirklichung ſeines Ideals der „künſtleriſchen Form
jerer Grundlage“, als an ſeiner eigenen Miſſion gele
ır, dies Ideal zu verwirklichen.

Immerhin. Verzeihen wir dem durch frühe An
mung geblendeten, durch große Freunde verzogenen
rten die naive Illuſion, ſich für einen Künſtler gehal
haben; hat er ja doch Schloſſern auch für einen Künſt
r Hiſtorik und zwar für den größten nächſt Thukydi
d Machiavelli gehalten (sic). Schwerer wird's
n der Anklage der Oberflächlichkeit und der Unv
ndigkeit freizuſprechen. Wenn man ſich bei Gervin
erken nur langweilte, ſo möchte man ſich mit ſo vie
deren deutſchen Geſchichtswerken ſeit Schlözer und Spitt
s auf unſere Tage tröſten, von denen man denn doch Etw
lernt hat: aber man lernt eben durchaus Nichts
ervinus' Büchern, wenn nicht, was ſich der Verfaſſer
wiſſen Ereigniſſen oder Werken gedacht hat. Das gen
er doch nicht. Leſe ich ein Werk Ranke's oder Sybe
wird mir der diplomatiſche Zuſammenhang einer
ichtlichen Thatſache klar: Gervinus hat von Schlo

bei Schloſſern bis zu einem gewiſſen Punkte gerechtfertigt ſcheinen: bei Gervinus war ſie's weniger; denn der Lehrer hatte eine weit umfaſſendere Lectüre voraus als der Schüler, und er behandelte ſeine ungeheuren Gegenſtände auf eine weit vielſeitigere Weiſe.

Es war unſtreitig ein großes Verdienſt Schloſſer's, die literariſchen und culturhiſtoriſchen Elemente in die Geſchichtſchreibung wieder aufgenommen zu haben; ich ſage nicht „eingeführt" wie Gervinus meint, der offenbar von Voltaire's Siècle de Louis XIV. und den ausgedehnten Kapiteln, welche darin der Kunſt, der Poeſie, der Wiſſenſchaft, den Religionsverhältniſſen, den Sitten, dem Handel, der Induſtrie, den Finanzen gewidmet ſind, keine Ahnung hatte. Gervinus gab jedoch gerade dieſe Behandlungsweiſe ſeines Lehrers wieder auf; theils weil er, wie ſchon erwähnt, von Finanzwiſſenſchaft und Nationalökonomie nicht allzuviel verſtand, theils auch weil er eben den Zuſammenhang der verſchiedenen Nationalthätigkeiten ſo wenig begriff wie das Wirken des Individuums. Iſt doch für einen ſo abſtracten Geiſt, der nur an die Action der Ideen glaubt, die preußiſche Handels- und Zollpolitik ſo unverſtändlich wie der Charakter Friedrich Wilhelm's III.: Beide beurtheilt er mit den Augen eines ſüddeutſchen Kammerliberalen aus der Rotteck-Welcker'ſchen Schule und — ſo ſehr er ſich auch dagegen wehren mag — ohne aus dem Ideenkreiſe eines Börne und Genoſſen herauszukommen. Und hier ſchon zeigen ſich die Symptome jener Abweſenheit aller idealen, ſpeculativen Anſchauungsweiſe, von der weiter unten zu reden ſein wird. Doch ſcheint Gervinus von allen dieſen Lücken ſeiner Bildung keine Ahnung gehabt zu haben und

Unterrichtswesen bestellt war; wie Adel und Bü
sich gegenüberstanden; kurz wir lernen was, in
zugleich angenehm und lebhaft angeregt werden.
lehrt uns auf welchem Wege die Repräsentativv
sich entwickelt aus lokalen Verhältnissen, politisch
wendigkeiten und finanziellen Interessen. Hat ma
garten's spanische Geschichte gelesen, so hat m
klaren Begriff vom Parteigetriebe, dem Zusammen
verschiedenen Elemente, den Ursachen des Bürgerkri
Provinzialgeistes, der Bigotterie, des militärisch
flusses auf der unglücklichen Halbinsel. Bei Gervin
immer die alten abstracten Gemeinplätze von
Cabinetten, von öffentlicher Meinung und Absol
welche mit ihrem wesenlosen Wortgefechte die gan
erfüllen.

Ja, selbst aus der „Geschichte der Deutschen
lernt man doch eigentlich wenig, trotz ihrer auß
lichen Bedeutung für unseren nationalen Ideengang.
ist die Belesenheit — hüten wir uns zu sagen: di
samkeit — des Verfassers erstaunlich; freilich ist
dienst, auch das literarische, des Mannes nicht ho
anzuschlagen, der es zuerst versucht hat, die gei
schichte seiner Nation vollständig und im Zusamm
der Jahrhunderte zu erzählen; freilich ist die
regender aperçus, trotz ihrer Unordnung, die W
Leidenschaft, trotz aller Einseitigkeit, von größter
gewesen und regt sogar noch heute den Leser a
auch eher zum Widerspruch als zur Theilnahm
bei alle Dem treffen wir doch auch hier wieder ge
selben Fehler, welche Gervinus' politische Geschichtsc

gelernt, die Diplomatie zu verachten, folglich auch die Archive, in denen sie ihre Depeschen niedergelegt. In's innere Getriebe der Weltereignisse sehen wir somit nie; denn Gervinus steht, ohne sich selbst darüber recht klar zu sein, ganz auf dem Standpunkte jener modernen Schule, französischen Ursprungs, welche einen Ludwig XIV., einen Friedrich II., eine Maria Theresia von ihren Völkern trennt und was wir gewöhnlichen altmodischen Menschenkinder die Weltgeschichte nennen, kurzweg als Kabinetspolitik abthut. Da bleibt denn freilich Nichts übrig als die großen „Volksthaten", wie der Krieg von 1792 oder die Aufstände von 1821. Daß bei diesen Ereignissen, wo das Volk in höchsteigener Person ohne offizielle Repräsentanten auftritt, auch wohl persönliche Interessen mitgewirkt haben könnten, die nicht viel besser waren als die der Diplomatie, scheint den Geschichtschreibern, welche auf diesen Standpunkt gestellt sind, ganz zu entgehen.

Und wie mit der Diplomatie ist's mit den Finanzen. Wer Thiers' „Revolution" oder sein „Kaiserreich" gelesen, hat die klarste Idee von den Finanzen Frankreichs sowohl in den Tagen wo Cambon, wie in jenen, wo Baron Louis sie leitete. Was lehrt uns die „Geschichte des XIX. Jahrhunderts" in dieser Beziehung? Nicht anderes ist es mit den permanenten Interessen der Parteien und Stände, wie Kirche, Grundbesitz u. s. w. Treitschke giebt uns, ohne chronologische Erzählung, ein lebendiges Bild der niederländischen, der piemontesischen Staats- und Standestraditionen; die Verhältnisse der beiden Länder treten übersichtlich und greifbar vor uns; sie gruppiren sich; wir erfahren, wie's mit Beamtenthum, mit Heer, mit

Unterrichtsweſen beſtellt war; wie Adel und Bürger
ſich gegenüberſtanden; kurz wir lernen was, indem
zugleich angenehm und lebhaft angeregt werden.
lehrt uns auf welchem Wege die Repräſentativverfa
ſich entwickelt aus lokalen Verhältniſſen, politiſchen
wendigkeiten und finanziellen Intereſſen. Hat man B
garten's ſpaniſche Geſchichte geleſen, ſo hat man
klaren Begriff vom Parteigetriebe, dem Zuſammenhan
verſchiedenen Elemente, den Urſachen des Bürgerkrieges
Provinzialgeiſtes, der Bigotterie, des militäriſchen
fluſſes auf der unglücklichen Halbinſel. Bei Gervinus
immer die alten abſtracten Gemeinplätze von Volk
Cabinetten, von öffentlicher Meinung und Abſolutis
welche mit ihrem weſenloſen Wortgefechte die ganze
erfüllen.

Ja, ſelbſt aus der „Geſchichte der Deutſchen Dicht
lernt man doch eigentlich wenig, trotz ihrer außeror
lichen Bedeutung für unſeren nationalen Ideengang. Fr
iſt die Beleſenheit — hüten wir uns zu ſagen: die Ge
ſamkeit — des Verfaſſers erſtaunlich; freilich iſt das
dienſt, auch das literariſche, des Mannes nicht hoch
anzuſchlagen, der es zuerſt verſucht hat, die geiſtige
ſchichte ſeiner Nation vollſtändig und im Zuſammenh
der Jahrhunderte zu erzählen; freilich iſt die Fülle
regender aperçus, trotz ihrer Unordnung, die Wärm
Leidenſchaft, trotz aller Einſeitigkeit, von größter Wi
geweſen und regt ſogar noch heute den Leſer an,
auch eher zum Widerſpruch als zur Theilnahme.
bei alle Dem treffen wir doch auch hier wieder genau
ſelben Fehler, welche Gervinus' politiſche Geſchichtſchrei

einem so frühen Veralten preis gegeben haben. Wir bekommen Urtheile des Verfassers, keine Geschichte und trotz der Breite keinen Stoff. Dies mag hingehen bei einem Commentar: wer überhaupt ein Buch über Shakespeare lesen kann, wenn er den Dichter selbst zur Hand hat, der hat nur was er verdient, wenn er leer ausgeht. Anders bei einer Literaturgeschichte. Gewisse Werke sind dem Publikum unzugänglich, sei es durch die nicht mehr verständliche Sprache, sei es, weil sie uns wegen ihres Mangels an positivem Gehalt so wenig mehr bieten: solche Werke können aber doch in der Entwicklung der Nation eine große Rolle gespielt haben (etwa wie Gervinus' eigene Werke, wie Gibbon's, Klopstock's, d'Holbach's, um unsern Historiker in guter Gesellschaft zu lassen). Diese sollte der Geschichtschreiber dem Leser entweder analysiren, oder in ihrer Wirkung auf die Zeit zeigen; den Schülern sollte er die Wege weisen, wie sie daran kommen können ohne Zeit zu verlieren. So hat Villemain, ohne selbst Anspruch auf wissenschaftliche Forschung machen zu dürfen, in seiner Geschichte der französischen Literatur des Mittelalters und des XVIII. Jahrhunderts seine Franzosen auf Italien und England und ihren bestimmenden Einfluß aufmerksam gemacht und dadurch ganz außerordentlich fördernd gewirkt. Liest man Gervinus' Werk, so sollte man meinen, unsere mittelaltrige Dichtung, die doch zum großen Theil auf der französischen fußt, unsere geistige Renaissance im vergangenen Jahrhundert, die doch von England und Frankreich ihren Anstoß erhielt, seien durchaus einer nationalen generatio spontanea zu danken gewesen. Immerhin, wenn sein Buch uns als zuverlässiges Nachschlagebuch, wie Tiraboschi's

unübertroffene Literaturgeſchichte, dienen könnte: (
wird doch ſelbſt der gläubigſte Jünger nicht
wollen. Endlich müßte in einer zweckmäßigen L
geſchichte wenigſtens Eintheilung, Gruppirung des
ſein. Iſt es ja doch ſo recht das Amt des (
ſchreibers, Licht in die Maſſen zu bringen. Man
ſich, was Savigny für das römiſche Recht getha
ſehe, was H. Hettner für die moderne Literatur t
wohnen hier der Filiation der Ideen und Zeitſtr
bei, dort ordnet ſich organiſch das ſcheinbar C
Bei Gervinus haben wir nichts als unfruchtbare
ments: unfruchtbar, denn ſie ſind nicht der mi
Eindruck einer eigenen, bedeutenden Perſönlichkeit;
nicht Illuſtrationen der äſthetiſchen Geſetze; ſie
nicht die Urſachen des Erfolges oder Mißerfolg
riſcher oder literariſcher Thaten; ſie conſtatiren
welchem Verhältniß jene Thaten zu den Partei
und Parteileidenſchaften des Herrn Gervinus in
1840 (reſp. 1853) ſtanden. Das iſt aber eben
unintereſſant und unwichtig für die Nachwelt.

3. Wenn nun der Leſer der Gervinus'ſche
weder durch klare Ueberſichtlichkeit und Eintheil
Stoffes für die mangelnde ſchöpferiſche Geſtaltu
noch durch die Gründlichkeit und Zuverläſſigkeit de
ung für die abweſende Anmuth des Styles er
wird, ſo möchte er wohl doch die gehabte Mühe u
nicht bereuen, — denn Arbeit und Mühe bleibt
immer, ein fünf- oder achtbändiges Werk von (
zu leſen —, fände er in den Schriften des (
ſchreibers jenen Reichthum neuer und tiefer Gedan

kühnen und eigenthümlichen Versuche die geschichtliche Bewegung zu erklären, welche uns immer wieder mit der abstrusen, schwerfälligen oder monotonen Form eines Vico, Hegel oder Buckle versöhnen, und die wir nicht umhin können zu bewundern, selbst wenn es uns unmöglich ist sie zu billigen. Wir nennen hier freilich Geschichtsphilosophen, nicht Geschichtschreiber: aber es war ja in der That Gervinus' ausgesprochene Absicht eine neue Art Philosophie der Geschichte einzuführen: eine Methode, welche darin bestehen sollte die Ereignisse so zu erzählen, daß „die Gesetze der Geschichte" daraus klar hervortreten. In andern Worten, es schien Gervinus geboten, die „Geschichte der Umbildung und der Veränderungen der Ideen vom Staate" zu schreiben. Anstatt nun den einfachen directen Weg zu wählen, um dieses Ziel zu erreichen, anstatt die Theorieen der bedeutendsten politischen Denker der neueren Zeiten von Hobbes bis Mill, von Montesquieu bis Tocqueville durchzugehen und daran nachzuweisen, wie sich „die Ideen vom Staate" allmählich „umgebildet und verändert" haben, zieht er es vor, diese Entwicklung an den Ereignissen selber zu studiren. Nun würden wir es ihm Dank wissen, diesen längeren, mühsameren, aber auch belebteren Weg eingeschlagen zu haben, wenn es ihm nur gelungen wäre jene „Gesetze" aufzufinden, welche keine anderen, als die schon von Machiavelli beobachteten und aufgestellten sein sollen. Leider aber ging Gervinus mit vorgefaßten Ansichten an diese Aufsuchung, begnügte sich mit jeder anscheinenden Bestätigung dieser seiner vorgefaßten Ansichten, schied aus oder ging rasch hinweg über das was unbequem war, legte in die Thatsachen den Sinn, der ihm am Besten

paßte, gruppirte ſie, wie's ihm am Gelegenſten war, den unbedeutendſten Ereigniſſen eine relative Bedeutung ihnen nicht zukam, und mußte natürlich ſo am En einer Art von Geſchichtsphiloſophie gelangen, die wi licher Syſtematik zum Verwechſeln ähnlich iſt. Und Denker, dem alle ſpeculative Philoſophie eitel Myſtik Sophiſtik war, konnte es nicht wohl anders ergehen. zur Erkenntniß der Geſchichte gehört eben ſpeculativer und ſchon die Thatſache, daß ihm, dem Literarhiſto „der Staat das höchſte Product des Geiſtes" war, genügen, den unphiloſophiſchen und beſchränkten Stand des Mannes zu kennzeichnen.

Wer ſich nun die Mühe geben will, dem Forſche ſeiner Jagd nach den „Geſetzen der Geſchichte" zu f der wird gar bald finden, wie im Grunde doch Alle übereilte Generaliſationen, trügeriſche Analogien und oberflächliches Paralleliſiren hinausläuft. Man kenn Anekdote des franzöſiſchen Reiſenden, der kaum die überſchritten hatte, ſich in der erſten italieniſchen Her von einer rothhaarigen Magd bedient ſah, und ſogle ſein Tagebuch ſchrieb: les femmes sont rousses e pays-ci. Die Art, wie Gervinus ſeine „Geſetze" au erinnert lebhaft an dieſe expeditive Methode der Beobach nur mit dem Unterſchiede, daß er ſchon im Voraus ſchloſſen iſt, alle Italienerinnen rothhaarig zu f „Das allgemeine Geſetz" iſt bekanntlich das der auffteig Linie vom Deſpotismus zur Ariſtokratie, von der Ariſto zur Demokratie, und die abſteigende — il ritorna segno nennt's Machiavell — von der Vielherrſchaf Herrſchaft der Wenigen, von dieſer zur Herrſchaft

Einzelnen. Daß der zweite Theil dieſes Geſetzes aller Erfahrung widerſpricht — wer wüßte nicht, daß jede Demokratie der Geſchichte nicht in Ariſtokratie, ſondern in Einzelherrſchaft übergegangen iſt? —, das der erſte Theil nur auf die Municipalſtaaten des Alterthums und des Mittelalters anwendbar iſt, will Gervinus nicht zugeben. „Dieſes Geſetz," ſagt er kühnlich, „iſt es, das ſich in jedem Theile der Geſchichte, in jedem vollkommeneren Einzelſtaate vorfindet und ſo auch in den zuſammengeſetzten Gruppen." Alſo Florenz im XV. Jahrhundert iſt aus der Vielherrſchaft zur Herrſchaft der Wenigen übergegangen? Wir ſollten doch wohl denken, die Herrſchaft der erſten Mediceer, welche durch den Triumph der Demokratie über die Optimaten herbeigeführt worden, ſei eine Herrſchaft Einzelner geweſen. Aber ſolche Kleinigkeiten machen den Denker, der die „großen Linien" ſieht, nicht irre. So braucht er auch für die Reformationsbewegung eine „ariſtokratiſche Phaſe": was iſt einfacher als den Calvinismus für dieſe Phaſe zu erklären und zwar den Calvinismus Hollands im XVII. Jahrhundert? Und was braucht's weiter dazu als die cäſariſche Demokratie Moritzen's und ſeiner Nachfolger, welche ſo recht eigentlich das Werk der Gomariſtiſchen Calviniſten war, zu ignoriren, wie man die puritaniſche Tyrannei Oliver Cromwell's ignorirt? Nach der Theorie Gervinus' iſt Europa ſeit drei Jahrhunderten im Uebergang aus der Ariſtokratie in die Demokratie begriffen: da kömmt nun freilich ſehr unbequem der Deſpotismus des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts dazwiſchen, der doch eigentlich vor das Mittelalter gehörte, wenn ſich die Geſchichte hübſch artig dem großen Geſetze fügen wollte;

aber auch eine ſo grobe Incorrectheit der Geſchich
ſehr leicht zu beſeitigen: man macht einfach aus
hundertjährigen Blüthezeit der abſoluten und
Monarchie eine „Durchgangsperiode“ — und
wieder in der Reihe. Da das ganze Syſtem eigent
auf Weſenheiten, ſondern auf Worten beruht, ſo
Hineinzwängen der Dinge eben eine ſehr ſchmerzloſe O

„Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.“

So ſcheinen Gervinus auch die Jahrhund
griechiſchen Tyrannis eine nothwendige „Durchgang
geweſen zu ſein, um die Demokratie des V. Jahr
herbeizuführen. Denn, „Beides, die neuere Abſol
die Tyrannis ſind die gleichen Erſcheinungen, di
allen Zügen entſprechen.“ Alſo das orthodoxe K
von Gottes Gnaden, die Monarchie Philipp's
Ludwig's XIV., Ferdinand's von Habsburg und
von England iſt die gleiche Erſcheinung wie die
heraufgekommener Demagogen, des Piſiſtratos und
Warum nicht auch gleich Cäſar's, Coſimo's, Cr
Bonaparte's? Was man nicht Alles mit Worte
kann! Ob übrigens Argos, Korinth und Theb
kratien waren wie Athen, ob man ſelbſt die
Stadt-Demokratie mit ihrem zahlreichen Sclavent
unſeren modernen Staaten identifiziren darf, ob T
ſelber nicht am Ende doch vielleicht Recht hat,
ſogar vom Standpunkte der ſklavenhaltenden a
Bürgerſchaft aus, die Demokratie des Perikles eine
Einzelherrſchaft nennt — das ſind Alles unbequeme

die hört man lieber gar nicht an, so braucht man sie auch nicht zu beantworten.

Also: „Die politische Entwicklungsstufe, auf der wir die ganze im engeren Sinne sogenannte neuere Zeit stehen sehen, ist der Uebergang von der Herrschaft der Mehreren zu der der Vielen, unter den wechselnden Förderungen und Hemmnissen der Absolutie." Der Unterschied zwischen Herrschaft und Freiheit der Vielen entgeht dem Gesetzgeber der Geschichte offenbar vollständig. Doch dies nur beiläufig. Sehen wir uns die These an, als ob sie unzweideutig wäre. Machiavell hatte zwar, wie alle anderen schlichten Menschenkinder in der Alleinherrschaft eines Ludwig XI., eines Ferdinand des Katholischen Nichts gesehen, als eine Alleinherrschaft, und wenn er sie preist, so war's, weil er in ihr das Mittel zur Constituirung der Nationalität sah; Machiavell „konnte freilich nicht wissen, daß diese Absolutie eine Vorbereitung zur Gesetzesherrschaft und eine Schule der Freiheit war;" aber merkwürdiger Weise finden wir uns Alle in Europa heute ganz einverstanden mit dem so huldvoll entschuldigten Machiavell; wir meinen, Spanien und Frankreich danken jenen Monarchen ihre nationale Abgeschlossenheit, aber von der Freiheit, die beide Völker in dieser Schule gelernt, sehen wir nicht mehr als Machiavell. Indeß, wir Blinden sehen ja auch nicht, daß „die Erschütterungen der französischen Revolution, die Thaten ihres Erben Napoleon, die Werke des Wiener Congresses, das Verfahren der Restauration der monarchischen Gewalt, unmittelbar die härtesten Schläge versetzt und den Sturz der Monarchien" vorbereitet haben. Wir bilden uns ja sogar ein, die monarchische Idee habe recht viel gewonnen

n Europa und die Häuſer Hohenzollern und Sav
önnten ſich nicht abſonderlich beklagen. Wie wort
nd wie gedankenarm, wie anſpruchsvoll und oberflä
ſt das doch Alles neben der Geſchichtsphiloſophie
Vico oder auch nur eines Th. Buckle!

Noch verführeriſcher aber, freilich auch noch unfr
arer, iſt das Paralleliſiren nach äußerlichen Aehnlichk
as Gervinus nun einmal nicht laſſen kann. So n
Mode um 1840 — eine Mode, der unſer Geſchichtſchr
is an ſein Ende huldigte — Analogien zwiſchen de
rundverſchiedenen Entwicklungsgange Englands und F
eichs anzuſtellen. Da mußten die Hinrichtung b
Könige, die Herrſchaft Cromwell's und Bonaparte's
Reſtauration von 1660 und die von 1814, die Einſe
er jüngeren Linie in den Jahren 1688 und 1830
alten; und keiner der ſo verachteten franzöſiſchen Doctr
on Benjamin Conſtant's und Royer Collard's Schul
Guizot ſelber nicht, hat dieſes Spielen mit Daten w
etrieben als Gervinus, für den die religiöſen und
riſtokratiſchen Intereſſen, welche in der engliſchen Revol
ine ſo große Rolle geſpielt, gar nicht zu exiſtiren ſche
em es nicht einfällt, daß eine Bewegung, welche auf
tellung der Tradition und Geltendmachung beſteh
Geſetze und Rechte beruht, keine Aehnlichkeit hat mit
olchen, die von allgemeinen Vernunftprincipien ausg
neue Zuſtände begründen, die Tradition wie die beſteh
Geſetze und Rechte über den Haufen werfen will.
nun aber gar den „Freiheitszug" durch das Europa
XIX. Jahrhunderts anlangt, ſo iſt doch wohl gerade
Beiſpiel Frankreichs, welches von Gervinus angerufen

eher zum Beweise des Gegentheils angethan. Was Wunder, wenn der Mann am Ende mit solchen Parallelen bis auf Vergleichungen zwischen Bismarck und Polignac, den Verderbern ihrer königlichen Herren, dem dänischen Kriege von 1864 und der Algier-Expedition von 1829, diesen Anfängen des Endes gekommen ist? Ja, daß er endlich in der Entwicklung der Staaten eine „geometrische Progression" entdeckte? „Der Aufstand von Cadix erfolgte fünf Jahre nach dem großen Friedenswerke, von dem die neue Zeit ausgeht, die Julirevolution zehn Jahre darauf und die Februarrevolution achtzehn Jahre nach dieser. Verschiebe sich ein neuer Anstoß der ähnlichen Art nach diesem selben Gesetze (sic), so träfe er in das achte oder neunte Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts, und dies sind auffallender Weise die Zeitpunkte, die in jedem Jahrhundert der neueren Zeit irgend einem Volke seine Freiheit eingetragen haben." Wir deutschen Sonderlinge, die wir uns haben einfallen lassen, die größte Revolution der Neuzeit im Jahre 1866 anstatt im Jahre 1889 zu machen! Wie wäre es, wenn man bewiese, daß das Ende der Jahrzehnte immer sehr günstig für die Geburt großer Männer ist? Man denke nur Lessing 1729, Göthe und Mirabeau 1749, Schiller 1759, Napoleon und Humboldt 1769, Savigny 1779; und wir getrauen uns, noch eine ganz erkleckliche Anzahl bedeutender Neuner herauszufinden. Das heißt man die Gesetze der Geschichte aufsuchen.*)

*) Gervinus hat das Alles in seiner hinterlassenen Selbstkritik zu entschuldigen und wegzuerklären versucht, indem er verlangt, man hätte zwischen den Zeilen lesen sollen. Nun lassen aber

Und wenn sich der Geschichtsphilosoph noch begnügte, wohlfeile Parallelen anzustellen, indem er sich an das Aeußerlichste, Zufälligste hält; aber die offenkundigsten Facten, ja die unbestreitbarsten Resultate der Geschichte werden entstellt oder frischweg geleugnet, wenn's gilt die These des Denkers zu belegen. So soll Napoleon als Beweis dienen, „daß auf fürstliche Reformen von oben herab nicht zu bauen ist;" als ob Napoleon's Schöpfungen nicht, wie diejenigen Friedrich's II. und Peter Leopold's, alle Stürme überdauert, alle „volksthümliche" Gesetzgebungen von 1848 überlebt hätten.*) Wenn man de parti pris solche Thatsachen ignorirt, ist es zu verwundern, daß man

---

seine Worte gar keine andere als die wörtliche Deutung zu. Man lese sie wieder im Zusammenhange mit den vorhergehenden und folgenden Seiten, man wäge jeden Ausdruck der Stelle in der „Einleitung zur Geschichte des XIX. Jahrhunderts" und man antworte, ob sie irgend anders als buchstäblich und eigentlich gefaßt werden kann.

*) Auch im Detail stößt man fortwährend auf solche willkürliche Behauptungen. In einem langen Aufsatze „über historische Größe" vom Jahre 1832 heißt's, „daß der Beiname des Großen Niemand zukömmt und Niemanden je gegeben worden, als Gründern von Reichen oder Gründern einer neuen Ordnung in den Reichen", worauf hin denn Napoleon die Berechtigung abgestritten wird, den Namen des Großen zu tragen, wohl weil er keine „neue Ordnung" gegründet hat? — Für das Volk ist der Name des „Großen" eben nur ein Unterscheidungszeichen und es ertheilt ihn nur solchen Geschichtshelden, die Namensgenossen haben. Napoleon wurde vor 1849 nie der Große genannt; seit der Herrschaft des Neffen nennen wir ihn Alle zur Unterscheidung den „großen Napoleon". Und eine so einfache Frage zu beantworten braucht unser Geschichtsphilosoph 25 Octavseiten und welche Seiten!

am Ende soweit kömmt, einen nassauischen Stamm zu entdecken, aus den 1804 annectirten Regensburgern und Augsburgern, Würzburgern und Bambergern bayerische Stammesgenossen zu machen und zwischen der englischen und der amerikanischen Verfassung, dem Werke der Zeit und dem des Verstandes, der aristokratischen Monarchie und der demokratischen Republik, dem Einheitsstaate und dem Bundesstaate — eine vollkommene Analogie zu stabiliren?

4. Natürlich wird es auf diese Weise sehr leicht, die Geschichte das Widersprechendste aussagen zu lassen: „Wenn es in den mittleren Zeiten der Geschichte der Geist der Genossenschaft war, der das Princip einer aristokratischen Freiheit aufrecht erhielt, so hat sich dieser in der neueren Zeit in einen Geist des Individualismus umgebildet, der die Saat demokratischer Freiheit gestreut hat.“ Verstehe wer da kann, wie, trotz dieses „Individualismus, in den sich der Geist der Genossenschaft umgebildet,“ in Deutschlands neuester Geschichte die Individuen so gar keine Rolle spielen. Denn das ist ja ein Glaubensartikel von Gervinus: „Die Bewegungen der Zeit sind von dem Instinkte der Massen getragen. Denn es gehört zu dem wesentlich Charakteristischen unserer Zeitgeschichte, daß der große Einfluß Einzelner, Regenten oder Privaten, in ihr kaum zum Vorschein kömmt.“ Nun wissen wir freilich, daß diese merkwürdigen Worte vor dem Krimkriege geschrieben worden, daß Gervinus von Cavour und Bismarck, von Thiers' und Gladstone's entscheidendem Wirken damals Nichts ahnen konnte; aber Palmerston, Nicolaus, Friedrich Wilhelm IV., Napoleon III. hatten doch schon bewiesen, daß Einzelne noch immer die Geschicke der Völker in die

erſchiedenſten, dem Inſtinkte der Maſſen geradezu
egengeſetzten, Bahnen zu lenken wußten. Anderer
eweiſt gerade dieſe ſo laut lügengeſtrafte Behauptung,
efährlich dies voreilige Generaliſiren iſt, welches den Fo
on allem politiſchen Raiſonnement bei Gervinus ausm
Wir heben aber dieſen Irrthum des Geſchichtſchreiber
anz beſonders hervor, nicht allein weil er ihn als e
ehenden Refrain auf jeder Seite ſeiner Werke wiederholt
nd in den Werken Anderer wiederholen läßt*) —, ſon
ornehmlich, weil er den ganzen Standpunkt des Man
er ſich ſchon ſo frühe, „den freien Blick in das Wa
er Individualität einengte“ (Goſche, Gervinus) k
eichnet. Nur wenn man weiß, wie ſehr er ſich in e
Theorie feſtgerannt hatte, welche nie und nimmer,
Wenigſten in einer ſogenannten demokratiſchen Ep
ahr werden kann, vermag man zu begreifen, wie b
ie Enttäuſchung ſein mußte, als die Ereigniſſe von 18
866, 1870 dies Credo ſeines Lebens ſo vollſtändig
en Haufen warfen und bewieſen, daß heute wie im
ir Deutſche wie alle anderen Völker, „durch den d
riſchen Einfluß Einzelner“, nicht „durch die überwältig
Nacht der Vielen Alles überkommen ſollten, was wir n
ales Eigenthum nennen dürfen“.

Noch aus einem anderen Grunde beſtehen wir
ieſem verhängnißvollen Irrthum: es war nicht allein

*) Siehe namentlich die Schrift Gervinus und ſ
olitiſchen Ueberzeugungen (Leipzig 1853), in der e
on einem Vertrauten aller ſeiner Gedanken erklären, rechtfer
nd — loben läßt.

Irrthum Gervinus', es war der der Nation; und nur dadurch, daß Gervinus der Sprecher der Nation war, wie wir's im Verlaufe dieser Arbeit ausführen werden, hat er die historische Bedeutung erlangen können, die er wirklich hatte. Die gesammte „öffentliche Meinung" Deutschlands glaubte sich in jener Zeit von den leitenden Persönlichkeiten emancipirt, hatte den Glauben an solche verloren; und gerade weil sich hinterher die deutsche Nation so gar gewaltig brüstet mit dem, was sie geleistet, ist es Pflicht, ihr in's Gedächtniß zu rufen, daß es nicht genug ist, bedeutenden Männern das Leben gegeben zu haben, daß eine Nation ihnen auch ihre Thaten erleichtern muß — und wahrlich das haben wir weder Göthen und Beethoven, noch Stein und Bismarck gegenüber gethan. Uns geziemt es das einzusehen, es zu bereuen, nicht aber in verstockter Eitelkeit uns zu überheben, weil die Stärke ihres Genies und Charakters uns gezwungen, Großes zu leisten. Wohl mag der spröde Marmor sich rühmen, daß ohne ihn der Bildner sein Werk nicht hätte schaffen können; doch unerträglich wäre es, wollte er behaupten, ihm käme das Verdienst zu, sich selber zu einem edlen Bilde gestaltet zu haben.

Wahrscheinlich war es gerade unseres Geschichtschreibers scharf ausgesprochene Persönlichkeit, welche ihm überlegene Persönlichkeiten so lästig und verhaßt machte; wie es denn überhaupt der in unserer Nation vorwiegende Individualismus ist, welcher uns so rebellisch gegen unsere bedeutenden Individualitäten sein läßt. Wie viel bequemer ist es, sich biegsamen Theorien als unbiegsamen Menschen zu fügen. Und bei Gervinus kam ein Anderes hinzu. Wir Deutsche werden in unserer Anschauungsweise wohl schon ganz gerne

den unberechenbaren Gewalten, welche in der Ge
wirken, gerecht; nur unſer Charakter hat Mühe, ſich
zu unterwerfen. Bei den Franzoſen findet das Geg
ſtatt, ſie unterwerfen ſich leicht und blindlings im
wenn ſie nur theoretiſch das Recht des „Unvernünf
leugnen dürfen. Nun vereinigte Gervinus Beides:
erzdeutſchen, eigenſinnigen, hartnäckigen Charakter u
abſtract-mechaniſche Anſchauungsweiſe der Franzoſen,
den Eingriff Einzelner in die Schickſale der Völke
irrationell beſtreiten zu müſſen glaubt; wie es denn
Menſchen giebt, bei denen das umgekehrte Verhältniß
findet und deutſcher Geiſt ſich mit franzöſiſchem Cha
verbindet.

Was Wunder, daß, als Gervinus ſeine „Geſchich
XIX. Jahrhunderts“ ſchrieb, welche eine Fortſetzun
Schloſſer's „XVIII. Jahrhundert“ ſein ſollte, er d
behandelnde Epoche als „eine Zeit des Trotzes der
haber und der Schlaffheit ihrer Beamten“ anſah? K
er doch, von ſeinem Standpunkte eines ſüddeutſchen Ka
liberalen und eines franzöſiſchen Juli-Parlamentariers
nicht begreifen, daß das deutſche Volk auch wo ande
in den Sitzungsſälen der Darmſtädter und Karlsruher
tirtenkammer, als in und vor den Lehrſtühlen de
Univerſitäten ſaß, daß ein gut Stück deutſches V
„den ſchlaffen Beamten“ und dem geſchmähten ſte
Heere ſteckte, und daß das neue Deutſchland nicht vo
Profeſſoren und den Kammerrednern, ſondern gerad
den Beamten und Offizieren geſchaffen werden ſollte.
er mit den Augen eines Politikers und Geſchichtſchr
anſtatt mit denen eines Doctrinärs voller franzö

Revolutionsmänner, die Dinge angesehen, so hätte er das wohl auch schon vor 1840 erkennen können, anstatt nach der landläufigen Weise, alle „Machthaber und Beamten“ als natürliche Feinde des „Volkes“ anzusehen: war ja doch der Zollverein damals schon lange eine vollendete Thatsache. „Ist es nicht eine gewöhnliche Sitte, daß man die versprechenden Talente unter der Jugend dem Katheder und der Schule bestimmt, die im Staate und für das praktische Leben sind, was die Klöster in der Kirche und im religiösen Leben? Und bestimmen sich nicht die, welche sich unter unserer Jugend als Genies dünken, selbst zu Allem, nur eben niemals zur ruhigen und sicheren Thätigkeit im Staate?“ Also die ganze deutsche Bureaukratie seit 1815, vielleicht der tüchtigste politische Stand, der die Geschichte gesehen, bestand aus dem Abfall der Nation. In solchen Monstrositäten kann ein gescheidter Mann kramen, der dem Objectivismus den Krieg erklärt und nur noch seinem subjectiven Dafürhalten Berechtigung zuerkennt. Freilich mochte Gervinus der deutschen Geschichtschreibung vorwerfen, daß sie die Welt zu sehr von der Studirstube und der Bibliothek aus betrachte; freilich durfte er mahnen, daß es an der Zeit sei, sie mit den offenen Augen des praktischen Staatsmannes anzusehen: aber dann mußte man auch praktisch und Staatsmann sein, vor Allem mußte man Hessen und Baden nicht für die Welt halten.

Noch oberflächlicher, wenn auch durch die Zeitlage berechtigter, war das Vorurtheil, daß das politische Leben Alles sei, und zwar ein gewisses politisches Leben, das parlamentarische nach französischem Zuschnitte; daß Kunst, Wissenschaft, Religion, Handel, Industrie nur in zweiter

Linie kämen: ein Vorurtheil, deſſen Folge natürlich
mußte, daß er die Zeit der Reſtauration, in viele
ziehung die ſchönſte, welche die Menſchheit gelebt, die
Canning's und Martignac's, Roſſini's und Weber's, By
und Lamartine's, Uhland's und Manzoni's, kurzwe
eine „Zeit des Trugs und der Lüge" verdammt; a
die größten Zeiten der Geſchichte, die Zeiten des P
ſtokles und Alkibiades, Hannibal's und Scipios, Ferdin
des Katholiſchen und Lorenzo's des Prächtigen, Wilhelm
und Ludwig's XIV., keine Zeiten „des Trugs und der
geweſen wären. Beſonders merkwürdig aber iſt dieß U
über eine literariſche und künſtleriſche Blüthezeit, w
der Reſtauration in ganz Europa war, in dem N
eines Literaturhiſtorikers. Freilich hatte ja Gervinu
Geſchichte der deutſchen Poeſie eigentlich nur geſchr
um zu zeigen, welch' ein erbärmlich Ding das g
Leben ſei, verglichen mit dem ſtaatlichen.

Gervinus war bekanntlich der eigentliche Schöpf
deutſchen Literaturgeſchichte, und vielleicht hat Deutſ
auf dieſem Gebiete des Guten nur zu viel gethan.
dem auch ſei, hier wie in vielem Andern war es Ger
gegeben, Außerordentliches zu wirken, ohne doch ſelbſt
Befriedigendes zu leiſten oder dem aufgeſtellten Ziele
nahe zu kommen. Sein Buch war eine bedeutende
ſache und ein mittelmäßiges Werk. Bis auf Ger
waren die Literaturgeſchichten der Deutſchen, wie die a
Völker es meiſt noch ſind, entweder aneinanderge
Biographien der bedeutenden Schriftſteller, oder An
ihrer Hauptwerke mit Angabe der Schickſale, welch
Texte erlitten hatten, ſeltener ſchon mit Aufklärung

verſtehen, wie der Botaniker ſeine Flora nimmt; der Syſtematiker will der Welt vorſchreiben, was ſie zu thun und zu laſſen hat.

Schon in ſeinem Programm zu Gudrun (1836) ſtabilirt Gervinus, was dem Dichter der Zukunft erlaubt ſein ſoll, was nicht; er verwirft den Reim als ein „weibliches Princip" und geſtattet nur noch Epos und Satire: wie das der Dichter der Zukunft anzufangen habe, zeigt er ihm ſelbſt in einem epiſchen Probegeſang: denn auch gedichtet hat der Mann, dem nichts Menſchliches fremd bleiben ſollte. Gleichzeitig ſchrieb er ſeine Schrift über den Götheſchen Briefwechſel, eine übellaunige Auseinanderſetzung in 185 Seiten des Princips, daß der Feigenbaum eigentlich Aepfel, der Apfelbaum aber Feigen tragen ſolle: ein Princip, das ſtets die Lieblingsgrille des Autors blieb. Wer dieſe dreiſte Schrift geleſen — wir gebrauchen nicht gerne einen ſtärkeren Ausdruck — wird unſere Bitterkeit wohl entſchuldigen; denn ich glaube in Wirklichkeit nicht, daß die Geſchichte irgend eines Volkes ein ähnliches Werk aufweiſt, worin ſich ein junger Mann dem größten und edelſten Menſchen ſeiner Nation, ſeines Jahrhunderts, was ſage ich? aller Zeiten, einem Menſchen, der in ſeinem langen Leben nie das Höchſte aus den Augen verloren, der jeden Moment dieſes langen Lebens angewandt, die Menſchen zu belehren oder zu beglücken, die Leviten lieſt, weil er ſeine Zeit ſo ſchlecht angewandt. Derſelbe unleidliche Hofmeiſterton des Dilettanten dem ſchöpferiſchen Künſtler gegenüber wird auch gleichzeitig bei Beſprechung der Malerei, ja der Muſik angeſchlagen. Wohin die hochmüthige Impotenz des Dilettantismus führen kann, wenn ſie ſich auf-

ſolchen Einfluß auszuüben; aber dieſe Wirkung wa
ganz vorübergehende. Das dauernde Kunſtwerk, das
ſchaffen vermeinte, hat er nicht geſchaffen. Hier, wie
all, überſchätzte eben Gervinus ſeine Kräfte. Es fehl
durchaus an Selbſterkenntniß. Den Mangel der n
allgemeinen Vorbildung fühlte er nicht. Wie ſchon
war ihm ſpeculative Philoſophie und Theologie ein
Nationalökonomie und Naturwiſſenſchaft andererſeits
und doch war eine gründliche Kenntniß dieſer Disc
und ihrer Schickſale durchaus nothwendig, um die
der Dichtkunſt mit dem nationalen Leben darzu
Wiederum, Gervinus' ſtreitbare Natur ſträubte ſich
die äſthetiſche Beſchaulichkeit und gegen die hiſtoriſch
tralität, die erforderlich geweſen wären, um den verſch
Erſcheinungen des nationalen Geiſtes in den Dichter
gerecht werden zu können. Dazu fehlte es Gervinu
an der Heiterkeit und Billigkeit, welche nur ein
verſtandener Skeptizismus geben kann: natürlich
der philoſophiſche noch der ſittliche Skeptizismus, di
hier nicht in Betracht kommen, wohl aber der Skepti
deſſen, der an der Realität der Worte und der
zweifelt; die wirklichen weltbewegenden Intereſſen,
ſchaften und Ideen dagegen unter den verſchiedenſten
und Formen wiederzuerkennen weiß. Gervinus
von vornherein Wortgläubiger, trotz des radikalſten
zöſiſchen Jacobiners. Er hört nicht auf, aus
Syſteme zu bereiten und dann ſich bitter zu ärgern,
die Wirklichkeit dieſem Syſteme nicht entſpricht.
Hiſtoriker — natürlich wenn er nicht aus der Schloſſ
Schule iſt — nimmt die Welt wie ſie iſt, ſucht



stabilirt Ge
sein soll, was
Princip" un
das der Dicht
selbst in einen
hat der Man
sollte. Gleich
Göthe schen B
setzung in 185
eigentlich Aepfel,
ein Princip, das
Wer diese dreiste
gerne einen stärke
wohl entschuldigen;
daß die Geschichte i
aufweist, worin sich
edelsten Menschen sein
sage ich? aller Zeite
langen Leben nie das
der jeden Moment die
Menschen

gegen das Genie, das ſeine Macht, ſein Recht und Kenntniß bewieſen hat, würde man nicht glauben, man nicht mit eigenen Augen geleſen hätte von den ablen Tragödien des Corneille und Racine", oder m „ſinnleeren Gedanken" des Rubens „neue hiſtoriſche ten in alten Koſtümen darzuſtellen", ein Vergehen ſich keine Zeit, „wo ſie auch noch ſo geſchmacklos je ſchuldig gemacht hatte. Iſt's da noch zu ver- rn, wenn der Kunſtkritiker dreißig Jahre, ſpäter rt und Haydn, Beethoven und Weber, kurz alle Com- n, die ſich mit Inſtrumentalmuſik befaßt, als Kunſt- ber hinſtellt? Dabei genau dasſelbe äußerliche Paralleli- wie in der politiſchen Geſchichte — die Affinität l's und Shakeſpeare's beſteht darin, daß der eine ein utſchland naturaliſirter Engländer, der andere ein in nd naturaliſirter Deutſcher iſt! — daſſelbe frivole ingen mit den Thatſachen — von der franzöſiſchen tur des XVIII. Jahrhunderts, der Literatur Voltaire's ouſſeau's, im Gegenſatz zur deutſchen heißt's, daß n Wenigen gepflegt und von Wenigen geleſen wurde" —; e Syſtematik in Aufſtellung willkürlichſter Geſetze: Sculptur und Malerei hat ihre Blüthe überall erſt en redenden Künſten gehabt." Wollen ſich die That- dieſem Prokruſtesbette nicht fügen, ſo weiß man ſie zu zwingen. „Was in dieſen Verhältniſſen häufig nd die klare Einſicht etwas erſchwert, iſt nur, daß ünſte ſämmtlich unter ſich ſo viel Verwandtſchaft daß ſelten die Eine eine große naturgemäße Blüthe et, ohne daß die Andere neben ihr ſich zu einer u n- r l i c h e n, v e r f r ü h t e n oder v e r ſ p ä t e t e n Blüthe

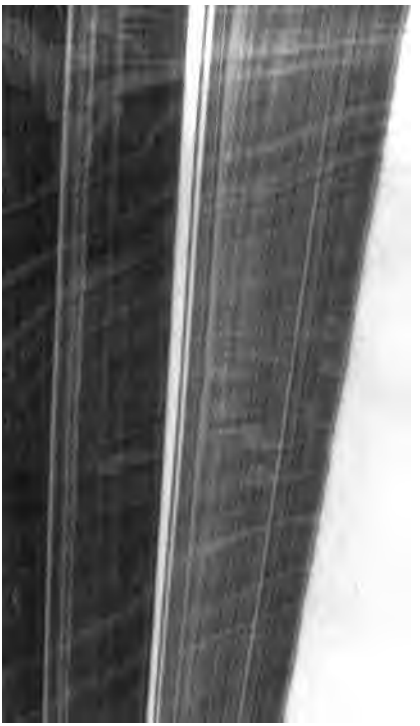
mitgeriſſen ſehe;" — ſo z. B. die dramatiſche Kunſt der Athener, die ihre „unnatürliche, verſpätete Blüthe" wohl nur entfaltet hat, weil die Kunſt des Phidias ſie „mitgeriſſen".

Vor Allem aber ſind's immer und immer wieder die ſittlich practiſchen Zwecke, worauf's Gervinus in allen ſeinen Schriften ankömmt: Alles — ſelbſt Shakeſpeare der Freie — wird zu dieſem Sclavendienſte gepreßt und moraliſch verwerthet. Dieſe teleologiſche Art von Geſchichtſchreibung, welche der deutſchen Idee κατ' ἐξοχην, wie ſie durch Winckelmann, Herder, Wolf, Niebuhr, Savigny, Humboldt entwickelt worden, ſo direct entgegengeſetzt iſt, hat bekanntlich in der Geſchichte der Deutſchen Dichtung ihren vollſten Ausdruck erlangt. Dieſes Werk, das vielleicht mehr gewirkt als irgend ein anderes deutſches Werk ſeit Leſſing's Literaturbriefen, ſollte Deutſchland beweiſen, daß es literariſch erſchöpft ſei und fortan Politik, keine Dichtkunſt mehr zu treiben habe. Hätten wir erſt einmal einen Staat, dann würde unter dem Einfluſſe des politiſchen Lebens uns auch eine neue größere Poeſie erſtehen, eine Poeſie wie die engliſche oder griechiſche. Alles, was wir nach unſerer klaſſiſchen Periode gehabt, wäre ja doch gänzlich werthlos. Dieſe ſehr beſtreitbare Anſicht und dieſe äußerſt willkürliche Annahme waren nicht ganz neu und Karl Braun vindizirt ſie mit Recht Niebuhrn; aber ſie war fruchtbar, wie ſo viele falſche Ideen, wenn ſie im richtigen Augenblicke auf das richtige Erdreich fallen. An ſich ſind ſie ganz unhaltbar; wie denn auch, naturgemäß, das ganze Pamphlet ſchon veraltet iſt. Denn, ächt deutſch, iſt unſer wirkſamſtes Pamphlet, wirkſamer, folgereicher als Swifts' Satiren oder die Briefe

von Junius, ein Werk in fünf unendlichen Bänden. Gervinus hatte deſſen kein Hehl. Ihm war's ja nicht die hiſtoriſche Wahrheit zu thun, ſondern um die prak Belehrung, die Nutzanwendung. Er machte aus Pragmatik die erſte Tugend des Geſchichtſchreibers. meinte die Pflicht deſſelben ſei, ſeinem Geſchlechte Richtung vorzuzeichnen, ihm mit Rath beizuſtehen, ihn der Hand der Geſchichte zu zeigen, was die Natio thun habe, um zu ihren Zielen zu gelangen. Er untern s alſo vollbewußt, „den übungsbedürftigen und ſc uſtigen Geiſt des Volks aus den Regionen der Ideen Ideale auf das praktiſche, politiſche Gebiet hinüberzufü em Individualismus und Egoismus, der alle ge Bildung nährt, ein Gegengewicht zu erwecken im S nd Staatsleben, in Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe; d roße innere Beſchäftigungen, die das Volk in Maſſ Inſpruch nehmen, die Bedeutung der Einzelnen in Hintergrund zu ſchieben und die Achtung vor der Gat u erhöhen; ein anderes, ein größeres Intereſſe an Stelle der literariſchen Intereſſen zu ſchieben" — ich b, denn Gervinus hat die Gewohnheit, dieſelbe Ide undert verſchiedenen Sätzen zu wiederholen — das s, was er ſich vorſetzte. War er dem Unternehmen achſen und hat ſich ſein politiſcher Takt beſſer bew ls ſeine hiſtoriſche Gewiſſenhaftigkeit?

II.

1. Es war Gervinus nicht genug, im Allgeme ie Nation auf die Politik als auf das ihr fortan ommende Feld hingewieſen zu haben. Er hielt es



anlegen
schon gerügte
erklären kann.
welche seine kra
Gewissen hatten,
der einst Göthen
beobachtung" gewi
freilich war der
bis zum Staatsma
es selber. So lang
und Häußer Journ
mann'sche, d. h. docti
der ältere Freund d
Frankfurt sahen die
Schützlings besonderes
anlage ihn zur öffentli
hatte sich darin nie get
schaft ganz vom Leben tr
der, obschon viel eher al
gewiesen, doch immer s
ward nicht müde, seine
werden erleben", schreibt
unsere Freund

dachte der Lehrer ſchon im Herbſte 1848 von den ſ
männiſchen Fähigkeiten ſeines Schülers.

Wie bitter wurde er gar über „den alten Prophe
der Doctrinäre“, als Gervinus ſeine „Einleitung“ h
gab (1852), ein „Pamphlet, das ſeinen Verfaſſer läc
macht.“ Schon im Jahre 1846 hatte er ſich gege
Jünger ereifert, der die Sache der Deutſchkatholiken
ergriffen hatte. „Haben Sie jemals gehört, daß ein
Religion oder Confeſſion im Bierhauſe geſchaffen
iſt? Und doch läßt ſich ein Hiſtoriker wie Gervinus
dieſe Sache blenden und meint, daß dieſelbe eine Bed
zu erlangen vermöge.“ Selbſt für den nachſichtigen
mann war die Begeiſterung des jüngern Freundes ſ

fähigkeit der Profeſſoren in der Politik auseinanderſetzt: „W
lehrten bringen unſer Leben faſt nur auf der Studirſtube z
erwerben uns durch ſtete hiſtoriſche Studien die Fähigkeit, g
Zuſtände in ihren Gründen zu erkennen und zu beurtheile
wir vermögen deßhalb durch Belehrung auf dem Katheder
Schriften mittelbar einen Einfluß auf den Gang der Dinge
üben. Dagegen ſind wir ſtets in Gefahr Schaden zu bringe
wir mit unſerer Thätigkeit direkt in das praktiſche Leben ei
weil hierzu etwas gehört, was uns abgeht. Ein Gelehrter
wohl alle Mängel des politiſchen Zuſtandes ſeiner Nation
kennen, ja vielleicht ſogar einen richtigen Vorſchlag über de
ſeitigung und die Herſtellung eines neuen Zuſtandes zu
Allein ſobald ſich, was in einer bewegten Zeit leicht und
raſch eintritt, der Zuſtand ändert, dann iſt der Gelehrte nic
dem praktiſch gebildeten wirklichen Staatsmanne im Stan
ſofort zu erkennen und danach ſeine Anſicht zu modifiziren;
tieft ſich vielmehr in dieſe, kommt dadurch in Wi
mit dem Gange der Dinge, hilft, ohne es zu wiſſen, dieſen
Sackgaſſe drängen und befördert ſo das verderbliche Strebe
ſüchtiger Parteien und der auf Reaction bedachten Staatsm

solche Sache denn doch zu stark gewesen; aber Gervinus war nicht der Mann dazu, nachzugeben und noch im Jahre 1854 ließ er seine Haltung jener Bewegung gegenüber von seinem alter ego rechtfertigen.*)

Nach der deutschkatholischen Frage sollte es die schleswig-holsteinische sein, welche in ihm das immer nur halbbeschwichtigte Gelüste regte, in's öffentliche Leben einzugreifen. Er war es, von dem die Heidelberger Adresse des Jahres 1846 hauptsächlich ausging und noch im Jahre 1850 bot er der Schleswig-Holstein'schen Statthalterschaft seine Dienste an; noch 1851 ging er nach England, um für die Sache der Herzogthümer zu wirken; natürlich erfolglos. Wie rechthaberisch er dreizehn Jahre später das erfolgreiche In die Hand nehmen der Sache durch Preußen beurtheilte, weiß man.

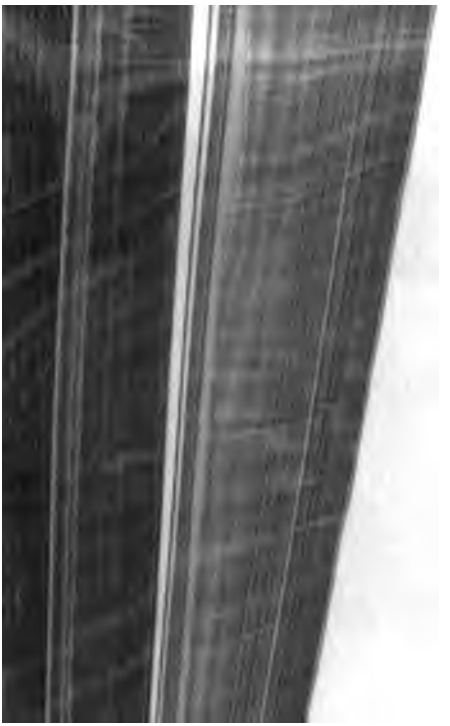
Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Aber Cato war eben auch kein Politiker. Indeß es war nun einmal der Eigensinn des Mannes, der selber die Worte geschrieben hatte: „In der Politik hat der Erfolg allein Werth", nie einen Erfolg anzuerkennen, wenn er nach einem andern als dem von ihm empfohlenen Recepte erlangt war. Man denkt unwillkürlich an den Arzt der Komödie, der es seinem von ihm aufgegebenen Kranken nie verzeihen kann, trotz seiner Prognostik genesen zu sein. Daß die Frage der Herzogthümer nicht durch Schöpfung eines neuen Kleinstaates gelöst worden, war Gervinus so unbehaglich, als es ihm später die Einigung

*) S. Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen p. 36—41. Ja, noch in seiner Selbstkritik gegen Braun (1871) sucht er seinen Standpunkt von 1846 zu vertheidigen.

Deutſchlands durch nationale Thaten, anſtatt der gewün
nationalen Reden, werden ſollte. Auch aus ſeiner
der „Preußiſchen Verfaſſung und des Patentes vom
Februar (1847) ſpricht, trotz aller treffenden allgem
Bemerkungen, der unpraktiſche Sinn des Mannes und
Generation. Anſtatt das Gegebene, ſo unbefriedige
auch ſein mochte, zu ergreifen und im Sinne ſeiner
auszunützen, wie er es in der Theorie an Machiav
lobend hervorhob, wollte er es in der Praxis verm
wiſſen, weil es unvollkommen war, weil es nich
Erwartungen, ſagen wir ſogar, weil es nicht den
niſſen entſprach. Es war eben unter den damaligen
ralen Sitte — und iſt's noch lange geblieben
Worten gegen das franzöſiſche Politiſiren zu eifer
das engliſche in den Himmel zu heben; in der Tha
man ganz unter der Herrſchaft franzöſiſcher Anſchau
verlangte man ſtets, ächt franzöſiſch, erſt die vollſt
Herſtellung des Parteiprogrammes, ehe man an's
gehen wollte.

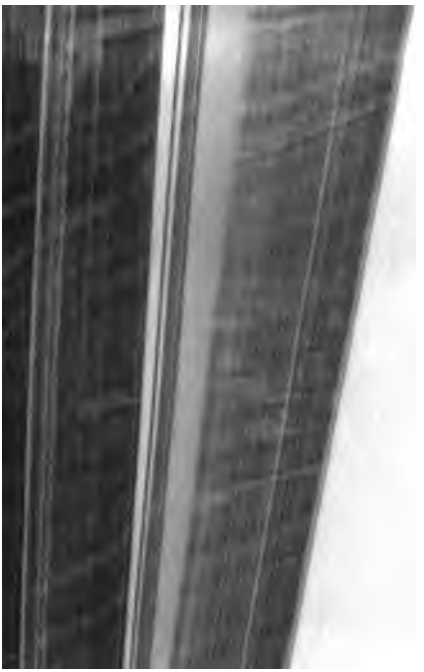
Um dieſe Zeit (1. Juli 1847) war es, daß Ge
im Verein mit anderen angeſehenen Geſinnungsg
die Herausgabe der Deutſchen Zeitung unternah
journaliſtiſches Unternehmen, das von großem Einflu
ſollte, obſchon auch hier wieder die leidige Ueberſc
der eigenen Wichtigkeit und der eigenen Einfälle di
lichen Verhältniſſe etwas verſchob. Die Deutſche Z
war, ebenſowenig wie die zwölf Jahre früher unternom
Deutſchen Jahrbücher, das ſo ganz unerhörte
als welches es Gervinus darſtellen wollte und wie
nach den ſchmetternden Poſaunenſtößen erwarten ſol



...ter, der T
arbeiter, die
Antecedentien g
von letzterem P
und Gediegenhei
damals schon la
nisse erlaubten,
Vaterlande nicht
alle Mitarbeiter
Professoren; und
Professoren gewesen
deutschen Entwicklu
hatten sich bei uns
zu berühren, geschwe
handelnd, schweigsam,
voll, vordringlich. D
Leben ein geistiges ge
und meinte es uns do
war dem durchaus nic
Wissenschaft den Rücken
Politik zuzuwenden, mein
lich erst die Politik an: n
sahen sie in s...

daß ſie vermeinten, die deutſchen Profeſſoren ſeien
deutſche Volk, die franzöſiſchen Advokaten die franzö
Nation? Und in der That war die „öffentliche Mein
n Deutſchland die Meinung der Profeſſoren; ſie fan
er ſchwerfälligen Heidelberger Journaliſtik ihren Aus
nd, da das übrige Deutſchland von einer unabhäng
Preſſe im engliſchen Sinne, die zugleich anregend
elehrend die Fragen des Augenblicks vom Standp
es praktiſchen Politikers beſpricht, Nichts wußte; d
Gemäßigten des jacobiniſchen Journalismus der rheini
Schule, die Liberalen des trockengeſchäftlichen oder ſer
Tones der offiziellen Zeitungen müde waren, ſo be
hnen jene pedantiſche Erörterung von Principienfr
ie man am Neckar Publiciſtik nannte, gar wohl.
Wunder, daß die gelehrten Zeitungsſchreiber ſich einbild
us ihnen ſpräche der Zeitgeiſt, ohne ſich an Fauſt's
emahnt zu fühlen? Was Wunder, daß ſie die Bede
ieſes Zeitgeiſtes und dieſer ſogenannten öffentlichen Mei
berſchätzten?

Das Profeſſorenthum, das ſeit 1837 in's poli
eben Deutſchlands eingetreten, ſich darin zum Verſ
er gemäßigt liberalen Ideen gemacht, ſich in der Deutſ
Zeitung ein vielgeleſenes und hochangeſehenes O
eſchaffen hatte, trat 1848 an die Spitze der nation
nd freiſinnigen Bewegung. Die Regierungen ließe
ewähren; die Nation gab ihm unbedingte Vollmacht.
ollte nun zeigen, ob es das ihm geſchenkte Vertr
echtfertigen, ob es die ihm gelaſſene Macht zu ben
erſtehen würde. Aller Augen waren auf die Paulsk
erichtet, wo es tagte. Gervinus, auf den die P



Dazu mußte
die Tactik der
hieß heute raſ
zu ſein, morge
energiſch durchzu
handelte ſich, nic
zu erörtern, zur
Gewalt, die man
auch in Händen z
anempfohlenen Ref
ſicher zu ſtellen. N
oder zu thun, „die
Schwärmer ohne Ph
rechtler und Kaiſerm
alten Schloſſer, als e
der Genoſſen ſeines S
Dieſer hatte mehr
ſich auszuzeichnen: er
Vertrauensmann der H
Mitglied der Nationa
der

enntniß. Mehr als alle anderen Parteigenoſſen ſprac
on der Nothwendigkeit der Compromiſſe im parlan
riſchen Leben, machte er Front gegen die extre
arteien von rechts und links; aber er war ſelber ext
i ſeiner Vertheidigung des juste milieu, abſolut im
ellen relativer Meinungen. Keiner der Parteigeno
ar weniger zur Transaction gemacht; keiner ſteifte
ehr auf abſtracte Principien, als der Mann der
ie Nation gemahnt hatte, doch endlich einmal practiſc
erden. Nach wenigen Monaten mußte er den Ka
ufgeben, freilich um, wiederum nach wenigen Mono
m von Neuem aufzunehmen. Und dieſes ſich immer Zu
ehen und immer wieder Eintreten wiederholte ſich f
al in den fünf Jahren. Nie ruht die quälende
chung, vor die Oeffentlichkeit zu treten, nie vermag er
i widerſtehen. So wollte er ganz jung Schauſp
erden, dann Lehrredner, dann hiſtoriſcher Künſtler, en
olitiker; ſtets braucht's erſt der factiſchen Erfahrung,
m — und auch dann nur für kurze Zeit — zu ü
ugen, daß die Natur ihn nicht für das öffentliche L
eſtimmt. Dieſe Unkenntniß ſeiner ſelbſt und ſeiner K
gt ihn immer neuen Enttäuſchungen aus; und wohl
s das dunkle Bewußtſein dieſer ſeiner Impotenz
andelnder Menſch, das Vielwollen und Wenigkönnen
em practiſchen Gebiete geweſen ſein, das ihn ſo b
immte, ſein ganzes Leben verfinſterte. Ein Häußer,
Matthy verſchmähten es nicht, nach der großen Bühne
:rfurt die kleine von Karlsruhe zu betreten und
einſten Punkte die größte Kraft" entfaltend, wirkte
nendlich wohlthätig für das ganze Vaterland.

hätte Gervinus sich nimmer zu entschließen vermocht. Er, dem nur das größte Theater seines Auftretens würdig schien, der Göthen vornehm belächelte, weil er in den Herzogthümern Weimar und Eisenach einen Schauplatz sah, „um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stehe", scheint seines Shakespeare's Worte nie beherzigt zu haben: daß wahre Größe (rightly to be great) nicht im Was, sondern im Wie liegt.

Daß er zum Handeln in der großen Politik nicht berufen sei, das konnte Gervinus, das mochte er nicht einsehen. Er wollte nicht klar darüber werden, daß es ihm nicht nur an der Gewandtheit in der Ausführung fehlte, sondern daß auch sein politischer Blick unsicher war. Weder der Ausgang der deutschkatholischen Bewegung, noch die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage hatten ihn darüber belehrt. Mit der deutschen Verfassungsfrage sollte es ihm ebenso ergehen: selbst Dahlmann warf ihm vor, daß er denn doch die südlichen Mittelstaaten und ihre Bedeutung überschätzte. Gervinus beharrte auf seinen politischen Ideen, so unpracticabel sie sich auch erweisen mochten. Nach 1871, kurz vor seinem Tode, empfiehlt er die Wiederherstellung Hessens und Hannovers, die Gründung eines Augustenburgischen Staates.*) Ja, selbst in Fragen, denen er durch seinen Lebensberuf näher stand, z. B. in der Universitätsreform, begegnen wir bei ihm nur ganz unpractischen oder

*) Dreißig Jahre früher, in seinem Aufsatze über Dahlmann's Politik gab er indeß doch noch zu, daß den Staaten napoleonischer Mache keine „Stammesabtheilung" zu Grunde liege, daß ihnen „Gewohnheiten, Sitten, jede ältere Grundlage, auf der sich weiter bauen lasse, fehle."

ganz undeutſchen Ideen. Er ſchlägt vor, die St
unſerer Beamten zu verlängern, die practiſchen
der Acceſſiſten (Referendare) dagegen zu verkürzen –
man des wiſſenſchaftlichen Unterrichtes zu wenig, d
tiſchen Erfahrung zuviel gehabt hätte im damaligen
land — und mit Verkennung des ganzen Grundc
deutſcher Univerſitäten, wünſcht er die Facultäten
Frankreich, zu vereinzeln, die Philoſophie, als e
Univerſität, von der Akademie, als Lehranſtalt fü
wiſſenſchaft, zu trennen, d. h. uns das zu rauben,
wir ſtets und mit Recht ſo ſtolz geweſen, die phil
Durchdringung unſeres profeſſionellen Unterrichts.

Von allen Doctrinärs der Gothaer Partei
Gervinus derjenige, dem der Doctrinarismus an
im Blute ſteckte, ſo tief in der That, daß, nachde
Doctrine gewechſelt, er noch immer ein Doctrin
Man hat ihm ein Verbrechen daraus gemacht, na
ſeine Anſichten geändert zu haben, ein Demokrat
zu ſein; man hat ihm vorgeworfen, daß ein
hingereicht habe, die Ueberzeugungen ſeines ganze
zu ändern, und hat bei dieſer Gelegenheit unliebſa
gleiche zwiſchen der ſprüchwörtlichen „Geſinnungstü
der Deutſchen und dem „frivolen Wankelmuth“ der
angeſtellt. Ganz mit Unrecht. Gervinus' Sinnes
war in der That nur ſcheinbar; ſie war kein Abfall v
Grundanſchauungen, ſie war deren naturgemäße Ent
Jeder hat das Recht ſeine Meinungen zu ändern: d
iſt, ob's aus Intereſſe oder Leichtſinn geſchieht, ob
von Belehrung oder Umbildung. Niemand wird bei
ein niedriges Motiv vorausſetzen wollen; aber au

fertig war er nicht. Freilich erlaubte er den Ereignissen nie ihn zu belehren; aber er hatte die Redlichkeit seine Ansichten zu revidiren, suchte sich Rechenschaft über ihren Mißerfolg abzulegen und kam dann ganz naturgemäß zu der Ueberzeugung, daß er nicht consequent genug gewesen. Wir haben oben schon im Vorübergehen bemerkt, wie Gervinus im Grunde ein süddeutscher Constitutioneller aus der Rotteck-Welcker'schen Schule war, zu der sich auch bedeutende Norddeutsche und Vorkämpfer der germanischen Staatsidee, wie Dahlmann, Waitz — Schlosser nie — verirrt hatten, freilich nur auf Augenblicke. Nach Erfurt trat die Verschiedenheit der Grundanschauung klar zu Tage. Der Constitutionalismus der Süddeutschen war nur, wie der französische, die verkappte Demokratie; denn er beruht auf einer durchaus rationalistischen Basis. Es ist bei Gervinus gar keine Ungeheuerlichkeit, wenn er meint, Deutschland müsse eine republikanische Durchgangsperiode haben, aus welcher die Monarchie gestärkt hervorgehen würde. Er begriff ja die Monarchie nur als eine Nützlichkeitsanstalt; das Verhältniß der Nation zu ihr als das einer Vernunftehe. Tradition, Legitimität, Loyalismus, ununterbrochene Solidarität der Nation und der Dynastie: das waren Alles dem französisch-süddeutschen Constitutionalismus ganz unverständliche Begriffe. Was war natürlicher als daß er zur rein demokratischen Idee zurückkehrte, da diese gemäßigte Vernunftmonarchie sich als impracticabel erwiesen hatte? Daß er auf Amerika hinwies, wo „sich die Volksherrschaft auf einem unermeßlichen Raume vereinbar gezeigt mit Ordnung und Gedeihen, . . ." wo „selbst die Verwaltung und Regierung durch Beamte und Vertreter,

die von Armen aus den Armen gewählt sind, sie
him durch Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Sp
im Haushalt bewährt?“ Ist es zu verwundern, d
„diesem Staate und dieser Verfassung das Vor
wohin die durchschnittliche Einsicht, die Unzufrieden
der Freisinn in allen Nationen strebt?“ Wenn m
daß auch heute, nach den trostlosen Erfahrungen d
zehn Jahre, welche eine in der Geschichte geradezu
lose Corruption in Stadt- und Staatsverwaltung, u
Nepotismus und schmachvollste Rechtlosigkeit offenba
ein Laboulaye noch immer Gervinus' Ansichten
transatlantische Republik theilt, wie soll man es
zum Vorwurf machen, daß er 1853 in einer solch
blendung gelebt? Freilich, hätte er Tocqueville
oder wäre er auch nur, statt eines politisirenden P
der sich die Dinge nach seinen vorgefaßten Ideen
legt, ein simples Menschenkind mit fünf gesunden
gewesen, das sich aus der wirklichen Anschauung
griffe bildet, vielleicht hätte er auch damals sch
können, was Charles Dickens, der doch selbst ein
Demokrat war, schon 1842 sah: „daß der schwerst
der je der Freiheit versetzt worden, ihr von dieser
ertheilt werden würde, indem das Beispiel, das
Welt zu geben hatte, fehlschlägt.“

Voraussicht aber — die doch auch, sollte man
dem Politiker nicht ganz entbehrlich ist — ging nu
dem Heidelberger Professor durchaus ab; und ob
nie aufhörte, sein verblendetes Volk im Prophetent
Jesaias oder Savonarola zu schelten und ihm alle
liche Unheil als Strafe seiner Verirrungen zu pro

hat sich doch auch nicht eine seiner zahlreichen Prophezeiungen bewahrheitet.*) Darf sich aber ein praktischer Politiker fortwährend in willkürlichsten Conjecturen und Weissagungen ergehen und consequent alle Jahre zwei, dreimal in den wichtigsten Fragen durch die Ereignisse Lügen strafen lassen?

Unter den Prophezeiungen aber, die unser Tiresias nicht lassen konnte, waren ihm die über den unvermeidlichen Sturz der Monarchie und den Triumph der Revolution stets die liebsten. Auch das ist bei dieser rationalistisch französischen Anschauungsweise nicht zu verwundern, daß Gervinus seit 1850 „nicht mehr auf Erhaltung der monarchischen Gewalt hofft, sondern Deutschland, wie früher England und Frankreich, der Revolution verfallen sieht." ... „Die alt gewordenen Glieder werden dem Medeenkessel der Revolution nicht entgehen können, und, wenn sie wirklich verjüngt werden sollen, nicht dürfen." (Deutsche Zeitung vom 22. December 1848). Natürlich aber versteht er auch, wie die Franzosen, unter Revolution nur Straßenbewegungen und kann er die Revolutionäre nur dann erkennen, wenn sie die Blouse tragen. Als die größte Revolution, seit Luther, 1866 in Uniform auftrat und von geschulten

*) Auch im literarischen Gebiete liebte er das nicht immer glückliche Prophetenthum. „Man darf es wahrsagen, schrieb er z. B. 1836, daß wenn je Zeiten in Deutschland kommen, die politische Größe oder Kraft zeigten, Schiller so sehr vor Göthe vortreten wird in der öffentlichen Achtung als er jetzt zurücktritt, und je nach dieser activen oder passiven Natur der Zeiten wird man den epischen oder den lyrischen, den männlichen oder den mehr empfänglichen, den äußerlicheren oder den innerlicheren Dichter hervorziehen." Ist Göthe wirklich zurückgetreten seit 1870?

Offizieren und Staatsmännern ausgeführt ward, ſah
hr Nichts weiter als einen „Bürgerkrieg“, den die Cab
ünſtlich angefacht. Wie in ſeinen Geſchichtswerken,
er Beurtheilung der gleichzeitigen Ereigniſſe läßt er
on äußerlichen Aehnlichkeiten verführen, ſieht in der
evolution ein 1789 und vergleicht den 18. März
em 5. October! Bei ſolcher Unklarheit der Begriffe
olchem Sichgehenlaſſen in ſubjectiven Launen und Einf
uß es denn natürlich fortwährend, ſo conſequent auc
Principien iſt, zu gellenden Widerſprüchen kommen, Er
848 im Siebzehnerausſchuß meinte, „Oeſterreich
ohl dran thun, wenn es ſeine Politik von der De
ands trennte und ſtatt der Stelle eines lebendigen G
m deutſchen Bundesſtaate nur eine loſe verbundene,
tändigere Stellung nähme,“ — konnte es Herrn von
narck nicht verzeihen, dies Programm in Nicolsbur
Weſentlichen verwirklicht zu haben. Er hatte in den drei
Jahren geſungen, wenn man ſeine Diſtichen anders G
ennen kann:

‚Welcherlei Form denn gebt Ihr dem freien, dem einigen D
land?“
Welche der Geiſt und der Trieb ſelbſt aus ſich ſelber er
‚Wollt Ihr den Kaiſer zurück, erklärt Euch endlich und de
Wollt Ihr Hegemonie, preußiſche oder was ſonſt?“
Dreimal heilige Einfalt! wir wollen, damit Ihr es wiſſet,
Einen, der etwas will, Einen, der etwas vermag.
Ob er ſich Der oder Die oder Das oder wiederum Die nennt
Namen nennen ihn nicht; Wollen und Wirken allein.

Als er aber kam, „der Etwas wollte und
vermochte“, da erkannte er ihn nicht, ſelbſt dann nicht

Er dem Rieſen im Weſt, deß Rumpf drei Häupter begehren,
Raubte die Rinder zurück, die er im Elſaße ſtahl.

Ja, er erwählte gerade dieſen Augenblick, um einem der Häupter des Rieſenrumpfes — und wahrlich nicht dem Beſten — Beifall zu klatſchen, die Gambetta'ſche Freiheit mit „preußiſchem Militarismus" gegenüberzuſtellen. Seit 1850 hatte in der That die Verbitterung des Unglücklichen immer zugenommen. Je mehr ihm die Ereigniſſe Unrecht gaben, die Nation, dann die Freunde ſich von ihm trennten, um ſo knirſchender wurde ſein düſterer Unwille gegen das neue Deutſchland und ſeine „Fäulniß". Bald artete der ſtille Unmuth in naivſtes Phantaſiren aus. Kein franzöſiſcher Landkartenpolitiker träumte wie er noch im Jahre 1871 von einer Wiederherſtellung „ſelbſtändiger Stammkörper" als deutſcher Kreiſe, von einer Verlegung der Reichshauptſtadt nach Hamburg, im Jahre 1852 von einem ganz unmotivirten Kriege mit Rußland, als dem volksthümlichſten und nützlichſten, von einer Herausgabe Poſens und einer Wiederherſtellung Polens? Der Einfluß Klaszko's, des gewandten polniſchen Agenten und ſeines Mitarbeiters an den Anfängen der Geſchichte des XIX. Jahrhunderts, läßt ſich hier nicht verkennen. So verblendet der damals noch junge Pole auch durch mißverſtandenen Patriotismus ſein mochte, ſeine Energie, bei ſlaviſcher Biegſamkeit, ſein praktiſcher Sinn, ſein klarer Verſtand, ſeine frühe Weltkenntniß mußten dem deutſchen Profeſſor gewaltig imponiren; und während er noch zu leiten glaubte, ward er ſchon geleitet, wie er ſich denn auch 1870 von den demokratiſchen Geſinnungsgenoſſen leiten — und ſchmeicheln ließ.

2. In der That hat die Eitelkeit dem begabten
n vieler Hinſicht hochachtbaren Manne ſein ganzes
urch ſchlimme Streiche zu ſpielen nicht aufgehört; ſie
uch nach dem Tode noch fort, ihm bedenklich zu ſch
Wer würde daran denken, Gervinus' Werke und W
iner ſo ſcharfen Kritik zu unterwerfen, wenn er di
nicht durch ſeine Selbſtüberhebung immer wieder he
orderte? Wem kömmt es in den Sinn, einen Pol
nd Hiſtoriker, wie Häußer — ich nenne abſichtlich
Parteigenoſſen und „Mitſchüler" — ſo ſtrenge nach
Legitimation zu fragen? Wenn es nur iſt, weil wi
Häußer als Politiker und Hiſtoriker durchaus keine B
bietet, die ſich im Entfernteſten mit Gervinus' Schw
vergleichen ließen, wenn es iſt, weil ſeine Natur, w
aus ſeinen Reden und Werken hervortritt, eine ſy
thiſchere war, als Gervinus', ſo nehme man irgend
andern deutſchen Gelehrten, der ein zwanzig Octav
von zweifelhaftem ſtyliſtiſchen und wiſſenſchaftlichen W
auf dem Gewiſſen hat — Deutſchland iſt ja daran
arm, — oder auch einen Gothaer Geſinnungsgenoſſen
in der Paulskirche und in Erfurt getagt und ſich der
Irrthümer wie Gervinus ſchuldig gemacht, — wem
es einfallen, ihn vor Gericht zu ziehen, wie Karl
z. B. es mit dem Verfaſſer der Poeſiegeſchichte ge
Der einzige Grund dazu iſt doch eigentlich nur die
tante. provocirende Eitelkeit des Mannes, der ſich
naiv als Geſchichtſchreiber mit einem Ranke, Mac
oder Thierry, als Politiker mit einem Bismarck, C
oder Thiers auf eine Linie ſtellt. Nicht als ob er ge
ſolche Vergleiche anſtellte; aber ſein Gebahren, die W

keit, die er sich beilegt, der Ton, in dem er von solchen Männern spricht, fordert unwillkürlich dazu heraus. Wenn Gervinus nicht fortwährend, direct oder indirect, von sich selber spräche, sein Unternehmen und seine Schicksale mit denen der ganzen Nation oder der ganzen Wissenschaft indentifizirte, wenn er nicht jede Gelegenheit vom Zaune bräche, sich selber in Andern zu schildern; wenn er nicht bei jedem Beginnen die Fanfaren schmettern ließe;*) wenn er sich begnügt hätte, wie der große Staatsmann und Schriftsteller es thut, seine Werke und Thaten selber für sich reden zu lassen; wer wollte sich denn die Mühe geben, die Werthpapiere, in welchen sein Vermögen besteht, alle so einzeln und so genau zu prüfen? Und wenn man sich der Arbeit unterzieht, ist man nicht immer und immer wieder versucht, die einem bedeutenden Manne gegenüber gebotene Milde und Nachsicht zu vergessen, da der Mann diese Tugenden nie selber übt und stets über Andere so schroff und herbe aburtheilt?

Was von Gervinus' Jugendbriefen und frühen Aufzeichnungen in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, zeigt ihn uns schon mit zwanzig Jahren ganz so, wie er uns mit fünfzig oder sechzig erschien: ein auf das Moralisiren gerichteter vorzeitiger Griesgram, der für das schöne Erbtheil edler Toleranz und Humanität, das uns unsere großen Ahnen hinterlassen, wenig Sinn hat, bemüht sich und Andern die Freude an allem Großen und Schönen recht

*) Siehe u. A. Seine Ankündigung der Deutschen Jahrbücher, seine Vorrede zur 4ten Auflage der Poesiegeschichte, und seine Kritik von Artauds Machiavell 1834.

ıdlich zu verderben, und in maßloſem Selbſtgefühl
alles ihm Unzuſagende oder ihm Unverſtändlich
ſſ aburtheilend, unbarmherzig den Stab brechend
he fertig abgeſchloſſen und von Natur dazu angeleg
früh für fertig und abgeſchloſſen zu halten; als Autodi
geneigt — und dies iſt der einzige Punkt, wo bei ihr
Autodidact zum Vorſchein kommt — ſeinen Werth a
Summe ſeiner Anſtrengungen zu meſſen, wurde e
jung von geachteten und der höchſten Achtun
hen Männern der Freundſchaft gewürdigt und, sage
es nur, von Grund aus verzogen. Es hätte meh
ɔrhaftigkeit gegen ſich ſelber und mehr Beſcheidenhei
:dert, als in Gervinus' Natur lagen, um nicht vo
frühzeitigen Anerkennung eines Grimm, eines Dahl
n, geblendet zu ſein. „Die ältere Generation, sag
'ert in ſeiner trefflichen Lebensbeſchreibung des Hiſtorikers
ıchtete ihn als eine der ſtärkſten Säulen für die Hoffnunge
Zukunft, als eine lebendige Verkörperung der beſte
nſchaften unſerer deutſchen Art." Wenn er „in ſeine
ıen Perſon die Würde der deutſchen Wiſſenſchaft, di
ɔe der Freiheit und des Fortſchritts in der deutſche
ɔon gleichſam verkörpert ſah", ſo „wagte doch Nieman
einer ſolchen Herauskehrung des perſönlichen Selbſt
hls — die doch in dieſer ſchlichten Offenheit und beinah
en Zuverſichtlichkeit nach den Gewohnheiten unſere
ſchen Lebens als eine Art von unicum gelten durfte —
ıd etwas Unberechtigtes, oder gar ein Zeichen krank
:r Selbſtüberſchätzung zu ſehen", wie wir Nachgeborene
ɔoch thun müſſen, um gerecht zu ſein. Selbſt di
britäten der Eitelkeit, Männer, welche wie Lamartin

und Victor Hugo, wie Schopenhauer und Richard Wagner des Größenwahnsinns geziehen werden konnten, haben Gervinus an Selbstzufriedenheit nicht erreicht. Und sie Alle haben doch der Nachwelt irgend ein Leuctra und Mantinea aufzuweisen; wodurch soll sie sich aber jenes Selbstgefühl von Gervinus erklären? Eigentlich doch nur durch jene frühe Anerkennung von Männern, die gewiß keinen Unbedeutenden ihrer Freundschaft gewürdigt hätten und deren Zeugniß wir auf Treu und Glauben annehmen müssen;

Denn, wer den Besten seiner Zeit genügt,
Der hat gelebt für alle Zeiten;

und jene Anerkennung würde uns sicherlich genügen. Aber „das Lob ist wie der Wein. Mäßig genossen gibt er Muth und Kraft, ein Uebermaß davon steigt zu Kopfe.“ Gervinus ist er zu Kopfe gestiegen und als der Ruhm, Einer der Sieben zu sein, hinzukam, war der Rausch vollständig. Er hatte das Gleichgewicht verloren, vermochte nicht mehr zu halten, was er versprochen. Nun konnten die Folgen nicht ausbleiben. Sobald die Resultate jene großen Hoffnungen der Freunde, jenes ungemäßigte Selbstvertrauen des politisirenden Gelehrten als unberechtigt erwiesen, mußte er sich, verletzt und gekränkt, zurückziehen. Seine Natur aber erlaubte ihm nicht, sich wie der Fromme in Entsagung, wie der Skeptiker in Beschaulichkeit, vor der Welt „ohne Haß“ zu verschließen. Ihm war ja alle Frömmigkeit Aberglaube, Entsagung galt ihm als Fahnenflucht, Beschaulichkeit nannte er Trägheit, Skepticismus schien ihm Selbstsucht. Und doch, ohne sich darüber klar zu sein, übte der scharfe Verurtheiler selbstgenügsamer

Isolirung selber immer mehr diese Isolirung. So
der That, daß er zuletzt die Sprache seiner Jug
Sprache seiner Freunde nicht mehr verstand und a
von denen, die er einst am Meisten verachtet, sic
mußte: „ob er, ob die Welt verrückt sei."

Es war Gervinus' Lebensüberzeugung, daß „
deutung der Einzelnen in den Hintergrund zu schie
Achtung vor der Gattung zu erhöhen" sei. Die
herbeigewünschte Demokratie wäre ja nur die E
dieses Wunsches gewesen. Aecht französisch-optimistisc
er großen Männern ihre Verachtung der „Gattu
zuwerfen, selbst wenn sie, wie Friedrich, bei dieser
lichen Verachtung ihr Leben der Gattung gewidmet
Er selber, bei aller Achtung vor der Menschheit, ha
gemeinnützig wirkend, Nichts für sie gethan. De
mismus eines Leibnitz, eines Mill kann man nur ben
gegenübertreten, selbst wenn man ihn nicht zu the
mag; denn ihm entsprach in beiden Fällen ein Le
ganz dem Dienste dieses perfectibeln Menschenge
gewidmet war. Die Gervinus'sche Achtung für die
heit hielt der ersten Berührung mit der Wirklich
Stand; und kaum hat er fühlen müssen, daß die
doch anders sind, als man sie sich in seinem Hör
dacht, so ändert er nicht etwa seine Ansichten
herrlich-göttliche Natur des Menschen, sondern er
weislich vor ihr zurück und sucht eine Zuflucht i
Reiche des Dichters. Und hätte er nur, wie er s
bildete, in Shakespeare wirklich „einen Ort der Sa
und Gemüthsfassung" gefunden; wäre ihm „die
der Seele über die Niederungen der Wirklichkeit n

ein wahres Bedürfniß gewesen; aber nein, bis in das reine Reich des Künstlers, der über allen Kirchen und Parteien schwebt, brachte der schwarzsichtige Grübler die Tagesinteressen und die Tagesleidenschaften. Wie anders Schlosser mit seinem Dante!

Auch Schlosser war ein Feind des Heroencultus; glaubte aber deshalb keineswegs die Gattung bewundern zu müssen: er war, wie viele metaphysisch angelegte Naturen, ein Pessimist und Menschenverächter in der Theorie, wie Luther, der große Woller, in der Theorie ein Leugner des freien Willens war. Auch Schlosser konnte sich ärgern, hart und ungerecht sein, poltern; aber der Grundzug seines Wesens war human. Von der „Hypochondrie, an der Gervinus litt, hat er nie etwas gewußt," sagt er selber. Wie die beiden Humboldt, wie Jakob und Wilhelm Grimm und andere Ueberlebende, hatte er, bei aller anti-rationalistischen Gesinnung, doch vom XVIII. Jahrhundert noch eine gewisse kosmopolitische Weite,*) eine gewisse tolerante Religiosität und freie Anschauung in Fragen der Sittlichkeit ererbt, welche der um 1805 und 1810 geborenen Generation von deutschen Gelehrten total abgingen. Der ganze, auf sogenanntes Deutschthum und sogenannte Sittlichkeit gegründete Hochmuth des Geschlechtes, welches von

*) Rückert (auch Gosche theilweise) geht zu weit, wenn er Schlossern, und dem jungen Gervinus nach ihm, allen Patriotismus abspricht. Wie Göthe, liebte es der Alte gegen „das seltsame Geschlecht" der Deutschen loszuziehen: er wäre nie fähig gewesen, während eines Nationalkrieges, wie der von 1870, sich von seinem Vaterlande abzuwenden. Gervinus selbst hat, im Nekrolog Schlosser's, des Lehrers Patriotismus überzeugend und warm dargelegt.

1837—1858 etwa den Ton in den gelehrten und
ſirenden Kreiſen Deutſchlands angab, war jenen Ae
fremd. Bei Schloſſer zumal ſchlug unter der Hüll
Grobians ein weiches Herz: er konnte weinen.*) Aber
nur beſſer, menſchlicher, milder, auch geſünder war Sc
als ſein Schüler. Seine naive Unbefangenheit war
über den Büchern nicht verloren gegangen; ſein Blic
ſein Gefühl waren ſpontan geblieben: er war wirklic
Hermann Grimm von Gervinus ſagt, „Einer noch
alten, unabhängigen Adel der Literatur.“ Er durfte
ſagen: „Mein Gemüth iſt demokratiſch, meine Neigu
Gewohnheiten, Verſtand ſind ewig ariſtokratiſch;“ bei
Schüler fand das gerade Gegentheil ſtatt. Schloſſer ver
es, ſich vom Leben abzuwenden ohne Bitterkeit: Ge
nicht. „Sie glauben nicht, wie ſtill mein Leben hi
und wie ſehr das Alter mich vor aller Ambition und
vom Bedürfniß des Umgangs befreit hat. Das ſuc
von jeher ausſchließend durch die Studien; das ve
weder die Gelehrten noch das Publikum; mir iſt es
die Krone des Lebens. Es iſt das ſehr individuel
beruht auf Organiſation. Gervinus, den ich ziemli
ſehe, muß mehr nach außen wirken und ſcheinen
liegt in ſeiner Natur und er iſt glücklich darin. Ich
ihn immer auf meine Art die Studien zu betrachten t
weil dies völlige innere Ruhe gibt; aber ich habe
ſehen, daß er auf ſeine Art nützlicher iſt: meine Me
verachtung und Comtemplation würden für ſein N

*) Man leſe bei Kriegk (p. 30) den rührenden Brie
Verluſte ſeiner Adoptivtochter.

ſyſtem nicht paſſen.“ Auch Schloſſer übte alſo das Odi profanum vulgus et arceo; aber es war nicht um, wie Gervinus, nach alter deutſcher Untugend in einer Gevatterſchaft rechthaberiſch ſich einzuniſten, ſondern gerade um ſich den Coteriengeiſt ferne zu halten.*) Der Schüler verſtand den alten bourru bienfaisant nur halb, machte aus jedem Worte übler Laune, das ihm entfuhr, ein Princip und wußte dann nicht mehr, was er damit anfangen ſollte; ſo namentlich mit des Meiſters angeblicher Deutſchenverachtung. Schloſſer's myſtiſche, ſpeculative Seite nun gar blieb dem Verächter aller tranſcendentalen Philoſophie und alles Aberglaubens immer ein Buch mit ſieben Siegeln; und doch iſt ſeine Liebe und Anhänglichkeit an den Lehrer unſtreitig der rührendſte, menſchlichſte Zug in Gervinus' Leben, ſo weit es dem Publikum offen liegt, wie denn auch ſein Nekrolog Schloſſer's und ſeine Kritik der „Geſchichte der alten Welt“, die angenehmſten und wohlthuendſten Schriften ſind, die er hinterlaſſen.

Wie Gervinus als Menſch im Verkehr mit Menſchen war, weiß der Leſer nicht und braucht es nicht zu wiſſen. Er hält ſich an die Werke und Worte des Mannes, aus denen ihm denn eine gründlich unliebenswürdige Natur hervortritt, die ihn eher abſtoßen muß, als ſie anzuziehen vermag: eine ernſte, ſtrenge, herbe Natur, deren beſte

*) „Die Deutſchen ſind ein ſeltſam Geſchlecht,
Ein Jeder meint: Will nur was Recht.
Was Recht iſt, ſoll aber vornehmlich heißen,
Was Ich und meine Gevatter preiſſen.
Das Uebrige iſt ein weitläuftig Ding;
Das ſchätz' ich lieber gleich gering.“ Göthe.

Tugenden, wie nach Hamlet die des Dänenvolkes
Eine einzige Untugend neutraliſirt, durch eine
ſchlimme Angewöhnung verleidet wurden. Wir ke
Untugend; es iſt die ſchrankenloſe Eitelkeit, mit
ſein nicht immer angenehmes Ich herauskehrte. Die
Angewöhnung war die des ewigen Moraliſirens.
kann keine zwei Seiten von Gervinus leſen, o
„ſittlichen Ernſt“, „Geſinnungstüchtigkeit“, „Fr
und andere Vocabeln des ſittenrichterlichen Jarg
ſtoßen. Nun ſollte dem Manne daraus kein V
gemacht werden, wenn er nur von ſeinen Zeitgen
redet — ſtand er doch an der Spitze der Reakti
Troll'ſcher „Geſinnung“ gegen Heine'ſche Leichtfert
aber ſchwer wird es, ihm dieſen ſchulmeiſterlichen
großen Männern gegenüber zu verzeihen, denen wi
ganze moderne Bildung danken. Die Weiſe, wie ein
abgekanzelt wird, wegen ſeines „ſchmählichen Spie
Verhältniſſen und Perſonen“; die Art, wie der
würdigen Anna Amalia, der Incarnation des verg
Jahrhunderts mit all ſeiner reizenden Heiterkeit und
nität, der wahren Gründerin des deutſchen Muſenſ
Leviten geleſen werden; die ganze ſittliche Entrüſtu
das Weimarer Treiben, das Göthen „in zuviel g
Rauſch warf“ und durch welchen „die Welt einen
Theil der Kräfte ihres großen Dichters verlor
iſt Alles geradezu unerträglich für Menſchen —
ſind doch wohl die Mehrzahl in unſerem Jahrhun
welche die Welt weder mit den Augen eines piagn
Savonarola's Secte, noch mit denen eines Puritan
Hudibras' Zeiten anſchauen.

Und warum denn immer der „ſittliche Ernſt“?

Sir Toby. Dost thou think, because thou art virtuous, there shall be no more cakes and ale?

Twelfth Night. Act. II. Scene III.

Warum denn nicht die ſittliche Heiterkeit? Iſt denn die Hypochondrie eine Tugend, die Fröhlichkeit ein Laſter? Muß denn die Sittlichkeit immer mürriſch und übellaunig ſein? Muß ihr jede menſchliche Schwäche fremd ſein? Oder gibt es nur eine Art menſchlicher Schwäche? Iſt ein ſteifer austère intrigant, wie Guizot, ſittlicher als ein beweglicher Thiers, iſt es ein würdevoller Gladſtone mehr als ein humoriſtiſcher Palmerſton? Und hat Necker's ſittlicher Ernſt Frankreich mehr gefördert als Mirabeau's Frivolität? Auch Alba hatte ſittlichen Ernſt, auch Egmont war frivol in dieſem Sinne. Gibt es doch für dieſe Weltanſchauung nur Ein Laſter und erlaubt ſie doch Alles zu ſein: eitel, hochmüthig, hart, neidiſch, heftig, herrſchſüchtig, heuchleriſch, egoiſtiſch, ſolange man nur recht ernſt dabei iſt, ſeinen Schneider baar bezahlt und keinem Mädel in die Wangen kneift. Was würde aus Dr. Martin Luther's, aus Leſſing's, und gar aus Göthe's Sittlichkeit bei dieſer düſteren Moral? Die wagten wohl auch einmal den Mantel der Würde wegzuwerfen, „weil ſie ſich zutrauten, ſie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können.“ (Göthe über Leſſing). Wohl begreifen wir bei Herder'n, dem Kranken, den hoheprieſterlichen Standpunkt; wohl verzeihen wir ihm, dem Apoſtel, der eine Saat voll neuer Ideen in die Weltgeſchichte geworfen, der, mit dem hinreißenden Feuer und der Zaubergewalt des für Sachen und Ideen Begeiſterten, das Schöne unwillig bei Seite ſtieß oder leidenſchaftlich

zertrat, um zu ſeinem hohen Ziele zu gelangen
aber die ganze Begeiſterung nur einem Syſtem g
nur der eigenen Perſönlichkeit, ſollen wir auch d
verzeihen, ſtets beſchönigen? Wir möchten nicht ge
werden; aber unſere Ungeduld muß uns der Le
ſchon zu Gute halten, wenn wir ſo fortwährend
beſtechlichkeit und Geſinnungstreue als von hohen
reden hören, während wir gewohnt waren, ſie als
Pflichten jedes ehrlichen Mannes zu betrachten:
die jeder anſtändige Mann ganz anſpruchslos a
verſtändlich übt, ja, Pflichten, deren Nichterfüllu
Menſchen augenblicklich entehren würde. Sollte n
glauben, wenn man gewiſſe ſittliche Entrüſtungsc
mitanhört, die ganze Welt, mit Ausnahme d
Göttinger Profeſſoren und der zweihundert Goth
ſtitutionellen, ſei eitel Corruption. Nein, die
Sittlichkeit iſt nicht das Privileg einer Partei u
Schule; und unſer Jahrhundert, mehr denn ir
anderes, zeigt uns in allen Ländern Europa's Rep
und Legitimiſten, Patrioten und Fürſtendiener,
ihrer Ueberzeugung oder ihrem Herrn, unendli
gelitten, geopfert und entbehrt für ihre Sache als
da er ſeine Profeſſur in Göttingen aufgeben
ſeine „Einleitung“ Rede ſtehen mußte, — und
deßhalb doch weder die Martyrer- noch die He
decernirt haben.

Dies übertriebene Selbſtgefühl, dies läſtige
bewußtſein aber iſt's, was uns in Gervinus' po
Schriften ſo unangenehm berührt. Dieſes ewige Ver
der Moralität und der Abſichten ſeiner Gegner,

tigen und schwerfälligen Angriffe gegen Alle die, welche nicht auf seiner Seite standen, sind nicht, wie Pascal's Provinciales, wie Swift's Drapier's letters, objective, beinahe unpersönliche Satiren gegen die Thorheiten oder Bosheiten der Gegner; es sind Selbstapologien, welche fortwährend in Selbstpanegyriken ausarten; und wohl kennt die Literatur keines Volkes eine Schrift, die sich in dieser Naivetät und Virtuosität des Selbstlobes mit der nachgelassenen „Selbstkritik" unseres Autors vergleichen könnte. Diese stete Beschäftigung mit sich selbst begann aber schon früh: nur trat sie Anfangs noch verschämt auf, als Portraitmalerei bedeutender Männer, deren Züge er dann natürlich nach den seinen zurechtlegen muß. Da Objectivität eine Untugend ist, so ist's denn auch ganz natürlich, wenn aus Machiavell dem Absolutisten ein Liberaler, aus dem schwachmüthigen Vaterlandsverleugner Forster ein energischer Patriot wird. „Le moi est haïssable", sagt der große Jesuitenfeind: es ist aber ganz besonders so, wenn es so anmuthlos und ungefällig ist, wie das Ich, welches Gervinus, wenn nicht besaß, so doch herauszukehren liebte.

Unter all den Portraits, die Gervinus versucht, ist ihm keines besser gelungen, als das Börne's. Es ist ähnlich, lebendig, gerecht, wenn auch furchtbar streng; merkwürdiger Weise aber hat der Historiker, indem er den „demagogischen Rollenspieler" schilderte, unvermerkt das sprechend ähnliche Bildniß des doktrinären Rollenspielers entworfen. Auch Börne war verbittert und legte sich in seiner Verbitterung auf's Prophezeien. „Wie denn diese Weissagungen nicht eintreffen, so stürmt die rastlose Ungeduld in den späteren Bänden noch mehr und der Aerger frißt

noch ſchärfer in den Wahrſager.“ Trefflich ſchildert
Mangel an Patriotismus bei Börne, der „ſein Ne
ſchmutzt und vom Thiere Sitte und Zucht lernen“
In beredteſter Weiſe geißelt er bei Börne die Th
in Worten, die ſich nie in Thaten erweiſt: „Sie pr
Energie; ums dritte Wort hört man von ihrer Kra
dem kriegeriſchen Character ihrer Reden. Allein es
Wuth, die Unmacht eines leidenſchaftlichen Weibes.“ Wi
häufig bei ihm vorkömmt, iſt er hier offenbar ſeiner
nicht mehr Herr; und am Ende kommen zu der
lamentariſchen Vergleichung mit einem leidenſchaf
Weibe, noch ſolche mit „Clowns“, „Hofnarren“
„Thoren“, — Ausdrücke, die wir uns wohl hüten
Verfaſſer des Aufſatzes zu appliciren, einmal weil ſi
nicht mehr als Börnen zukommen, vor Allem abe
dieſer Ton nicht in unſern Gewohnheiten iſt. Aber
allein in ſeiner Heftigkeit und Reizbarkeit, ſeiner Rüc
loſigkeit und ſeinem Tugendſtolze, auch in ſeinem P
mit Unbeſtechlichkeit und ſeinem hartnäckigen in Einſe
ausartenden Unabhängigkeitsſinn — in der Weiſe w
die Partei früh verwöhnte und ihn zu einer Autorität
an die man nicht ungeſtraft rühren durfte — vor Allem
glich Gervinus ſeinem Gegner, daß er, wie Börne, de
druck ſeiner Zeit, der Führer einer Bewegung wa
indirect auf die Geſchichte des Vaterlandes und dire
die öffentliche Meinung im Vaterlande einen entſchei
Einfluß geübt und daß er, bei geringem, bleib
abſolutem Werthe ſeiner Schriften und ohne eine o
Stellung eingenommen zu haben, eine ſo bedeutende
in Deutſchlands Geſchichte geſpielt hat.

Generation ſetzte er ein proſaiſch-nüchternes, hausbackenſittliches Ideal. Es war nicht mehr der turnende, langlockige, deutſche Jüngling von 1820, der für Kaiſer Barbaroſſa ſchwärmte; es war der arbeitſame, biedere Bürgersmann, welcher als der wahre Vertreter des Deutſchthums geprieſen ward. Der katholiſirenden Tendenz der Romantik ward poeſieloſeſter Proteſtantismus entgegengeſtellt. Die Hegel'ſche Verſion des Optimismus — „Alles was iſt, iſt vernünftig", kommt doch am Ende auf daſſelbe heraus als Leibnitzens tout est au mieux dans le meilleur des mondes — ward bekämpft mit einem praktiſchen Peſſimismus ſonderbarſter Art. Gegen die Leute, die aus lauter geſchichtlichem Sinn keine Geſchichte mehr machen wollten, proclamirte Gervinus die Rechte moderner Entwicklung. Der deutſchen Beſcheidenheit ſetzte er deutſchen Hochmuth gegenüber, den Hochmuth auf deutſche Wiſſenſchaft, auf deutſche Tugend vor Allem. Die receptive Seite des deutſchen Charakters und Geiſtes, der alles Fremde leicht und willig aufnimmt, ſich aneignet, oft bis zum Punkte ſich ſelbſt darüber zu verlieren — eine Seite, die ſogar bei den germaniſirenden Romantikern noch ſtark vertreten war — bekämpfte er auf's Entſchiedenſte; empfahl förmlich, ausdrücklich das Abſchließen gegen alle fremden Einflüſſe. Vor Allem war es die Betonung der Geſinnungstüchtigkeit als des Einen, das Noth thue. Dadurch namentlich hat er ſeinem ganzen Geſchlechte die Signatur gegeben, welche es ſo unpopulär im Auslande machen ſollte, als das vorhergehende und das darauffolgende Geſchlecht draußen beliebt waren und ſind. Waren die Deutſchen aus der Heine'ſchen Schule mehr oder minder fanfarons de vice

Saiten angeſchlagen zu haben. Das Verdienſt jener S
um Deutſchland war kein geringes: freilich war ihre Ric
nur negativ; aber auch „der Geiſt, der ſtets vern
hat ſeine Berechtigung. Die bedeutendſten Anhänger
Juden und ſchon dadurch zur kosmopolitiſchen Re
gegen das engherzige Deutſchthum beſonders beru
Wir — ich meine die Generation und die Partei, in
Sinne ich zu reden glaube — ſtehen jener Schule ſo
daß uns ein parteiloſes Anerkennen ihres Werthes l
wird, als Andern. Freilich hatte auch ſie bald ihre M
erfüllt und ſchon in der Mitte der dreißiger Jahre
ſich der Gegenſatz; am Entſchiedenſten, am Rückſichtsl
bei Gervinus. Hier liegt ſeine wahre Bedeutung.

Die neue Zeit, die für Deutſchland mit den J
1837—1840 beginnt, und deren Eintritt durch die Göt
Verwicklung, den Kölner Kirchenſtreit und die R
rüſtungen gegen Frankreich bezeichnet iſt, war von
damals noch jungen Gervinus verkündigt worden.
zuerſt, er am heftigſten ſtand auf gegen Franzthum
Weltbürgerthum, gegen Hegel'ſchen Fatalismus, gegen
deutſche Frivolität, gegen das materialiſtiſch-genüßl
Evangelium, das damals in der Literatur herrſchte.
anſtatt der romantiſch-mittelaltrigen Ideale der vor

*) Eine ſchöne Aufgabe für den Geſchichtſchreiber unſere
wäre, über den Einfluß der Juden auf unſere Entwicklu
ſchreiben. Deutſchland dankt ihnen Unendliches und kann ſei
ſchick loben, dies Element als Gegengewicht gegen excluſives
manenthum in ſeinem öffentlichen und geiſtigen Leben zu
Natürlich müßte es Gegengewicht bleiben, nicht Uebergewicht w
um auch fortan noch heilſam zu wirken.

Generation ſetzte er ein proſaiſch-nüchternes, hausbackenſittliches Ideal. Es war nicht mehr der turnende, langlockige, deutſche Jüngling von 1820, der für Kaiſer Barbaroſſa ſchwärmte; es war der arbeitſame, biedere Bürgersmann, welcher als der wahre Vertreter des Deutſchthums geprieſen ward. Der katholiſirenden Tendenz der Romantik ward poeſieloſeſter Proteſtantismus entgegengeſtellt. Die Hegel'ſche Verſion des Optimismus — „Alles was iſt, iſt vernünftig", kommt doch am Ende auf dasſelbe heraus als Leibnitzens tout est au mieux dans le meilleur des mondes — ward bekämpft mit einem praktiſchen Peſſimismus ſonderbarſter Art. Gegen die Leute, die aus lauter geſchichtlichem Sinn keine Geſchichte mehr machen wollten, proclamirte Gervinus die Rechte moderner Entwicklung. Der deutſchen Beſcheidenheit ſetzte er deutſchen Hochmuth gegenüber, den Hochmuth auf deutſche Wiſſenſchaft, auf deutſche Tugend vor Allem. Die receptive Seite des deutſchen Charakters und Geiſtes, der alles Fremde leicht und willig aufnimmt, ſich aneignet, oft bis zum Punkte ſich ſelbſt darüber zu verlieren — eine Seite, die ſogar bei den germaniſirenden Romantikern noch ſtark vertreten war — bekämpfte er auf's Entſchiedenſte; empfahl förmlich, ausdrücklich das Abſchließen gegen alle fremden Einflüſſe. Vor Allem war es die Betonung der Geſinnungstüchtigkeit als des Einen, das Noth thue. Dadurch namentlich hat er ſeinem ganzen Geſchlechte die Signatur gegeben, welche es ſo unpopulär im Auslande machen ſollte, als das vorhergehende und das darauffolgende Geſchlecht draußen beliebt waren und ſind. Waren die Deutſchen aus der Heine'ſchen Schule mehr oder minder fanfarons de vice

aber auch jedes gesunde Urtheil zu zerstören, gegen
bestehenden Dinge zu verstimmen, an die Stelle der Bi
Entsittlichung und Verwilderung zu setzen, die Gem
mit der Macht des Bösen auszustatten, auf geistigen Sc
wegen allen Staatssinn und Staatsbegriff aufzulösen."
diese Jacobiner, die für den modernen Staat agitiren,
ihm zugleich Feinde der Staatsidee! So schwer wa
ihm, seine eigenen Ideen wiederzuerkennen, wenn sie
in etwas verschiedenes Costüm trugen. Denn war es
im Grunde dasselbe, wenn Gervinus sagte: „W
im Centrum des Weltalls (!) gelegen, dies Volk
moralisch (!) und politisch die Stelle im Rathe der
einnehmen solle, die ihm physisch zugewiesen sei," und
Börne, ganz in Schlosser'scher Weise, den „deutschen M
aufgibt, weil er Philosophie und Poesie treibt, a
Politik? Freilich meinte Börne revolutionäre und
kratische Politik, während Gervinus — wenigsten da
noch — gemäßigte constitutionelle Politik meinte.
Grunde gingen beide doch, wie schon öfters angedeutet,
ganz französischen Anschauungen aus; nur blieb der
bei 1791, der Andere bei 1793 stehen.

Wie's bei allen Reactionen zu gehen pflegt, r
auch hier von beiden Seiten viel übertrieben. Man
mochte der heftige Streiter wohl selber einsehen — in
Jugend wenigstens — daß er, wie alle Vorkämpfer
Reaction, zu weit ging. Aber schwerlich würde der alt
Mann, der noch auf seinem Jugendstandpunkte stand
die Nation schon längst wieder einmal gegen die von
geführte Bewegung reagirt hatte, ja, als schon gegen
Reaction wieder eine Gegenströmung eingetreten war

ſchrieben oder auch nur unterſchrieben haben, was er in ſeiner Jugend ſo klar gefühlt. „Es iſt unleugbar, daß ſich die verſchiedenen Richtungen der Menſchen ſucceſſiv in einer natürlichen Reihenfolge und ſtets unter Vorwaltung einer Einzigen entwickeln, und daß es zum jeweiligen Gedeihen jeder Einzelnen, wie die Menſchen einmal ſind, das Beſte iſt, wenn ſie eine Zeit lang überſchätzt wird.“ Keine Richtung iſt wohl ſo „überſchätzt“ worden — die Sperrſchrift rührt von Gervinus ſelber her — als diejenige des Mannes, welcher dieſe Linien geſchrieben hat: aber er und ſeine Richtung hätten nimmer gewirkt, wie ſie es gethan, wenn ſie nicht überſchätzt worden wären. Dadurch, daß ihm ſeine Zeitgenoſſen eine ſo übertriebene Autorität zuerkannten, kam dem Theile des deutſchen Volkes, welches dem Staate fern ſtand, erſt recht zum Bewußtſein, daß „nach den Jahrhunderten unſerer religiöſen, ſcientifiſchen und artiſtiſchen Richtungen, über denen wir den Staat ganz vergeſſend jämmerlich verſinken ließen, uns faſt nichts übrig blieb als die politiſche Richtung; wenigſtens führt die natürliche Reihe von jenen immateriellen zu dieſen materiellen Intereſſen, von dem Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten, nach dem Rechten und Nützlichen.“ Wie unbegründet die Vorſtellung von einem verſunkenen Staatsweſen, wenigſtens für Preußen war, iſt oben berührt worden: daß das Streben nach dem Wahren, Schönen und Guten ſich wohl auch mit dem Rechten und Nützlichen verbinden laſſe und verbunden hat, bedarf keines Beweiſes.

Es iſt ſehr fraglich, ob es beſonders wünſchenswerth iſt, daß jeder Staatsbürger ſich auch thätig am Staatsweſen betheilige, ob es nicht nähere höhere Pflichten gibt

als die Bürgerpflichten, ob jene Theilnahme der Unt
nicht geradezu gefährlich werden kann. Die Anſich
ſich Gervinus vom modernen Staate, als einem no
demokratiſchen, machte, iſt eine ſehr beſtreitbare: de
den er dem politiſchen Leben Deutſchlands geleiſte
er die Profeſſoren und Privatdozenten aus den
in die öffentliche Arena rief, iſt gar zweifelhaft;
daß Gervinus, mehr als irgend ein Anderer, dies
daß der gelehrte Theil der Nation ſeinem Rufe
daran kann kein Zweifel ſein. Er war offenbar
Mann, wenn auch nicht der „Staatsmann", den
gewünſcht, „der uns das deutſche Staatsleben au
und Apathie erwecken ſollte, uns die Vorzüge des p
des thätigen Lebens in's Licht ſetzte, ja als die
pries, der den Staat und die Wirkſamkeit im St
Alles ſetzte und dadurch, falls es ihm gelänge
überreden, uns den dunkeln Dünkel über unſer ſog
geiſtiges Leben verleidete, unſere Geiſter ermuthig
dieſem Berufe zu greifen und unſere Energie a
für dieſe Wirkſamkeit thätig zu ſein. Denn wo kön
eine ſolche ſtachelnde Anſicht nützlicher ſein, wo
nöthiger als in dieſem Zweige für dieſes unſer Va
So lange nicht die größten Köpfe der Nation es
und lockend finden, ſich auf dieſem Felde zu verſu
in's practiſche Staatsleben zu werfen, ſo lange ha
vergebens auf ein deutſches Staatsleben." Wir wi
deutſche Staatsleben exiſtirte und gedieh munter,
es Gervinus ſo verſumpft glaubte; wir wiſſen
Geſchichte Griechenlands und Italiens, Englan
Spaniens, daß die Völker nicht auf jene ſucceſſi

zu Werke gehen, daß die Epochen des intensivsten politischen Lebens auch die Zeiten der größten Blüthe der Künste und der Literatur waren. Immerhin hatte Gervinus die Genugthuung — wenn anders dem unzufriedenen Manne je genug gethan werden konnte —, daß er für Jahre lang das gelehrte Deutschland auf diese eine Fährte gelenkt, daß er seine Einseitigkeit, seine Heftigkeit ihm mitgetheilt, daß er durch sein Uebertreiben einiger Grundwahrheiten und durch sein leidenschaftliches Vermengen derselben mit vielen grundfalschen Anschauungen, welche der Eitelkeit und der Leidenschaft Anderer schmeichelten, sich für ein Jahrzehnt an die Spitze der geistigen Bewegung in seinem Vaterlande gestellt. Gerade diese Einseitigkeit, diese Heftigkeit, diese Hartnäckigkeit, diese Uebertreibung waren es, welche Gervinus einen größeren augenblicklichen Einfluß verschafften, als Dahlmann, der doch genau dieselbe Sache, in gewählterer Form, mit mehr politischem Tacte, größerer Bescheidenheit, und einem gediegeneren Wissen vertheidigte. Dahlmann hat für uns Nachgeborene eine größere Bedeutung als Gervinus. Bei Lebzeiten hat er weniger angeregt, weniger Feinde provocirt, weniger Kampfgenossen um sich geschaart.

Von den vier Männern dieses Jahrhunderts, welche durch ihre schriftstellerische Thätigkeit am Eingreifendsten auf den Ideengang ihrer Nation in politischen Fragen gewirkt, war Gervinus derjenige, welcher am raschesten durchdrang, aber auch am raschesten von der Zeit überholt wurde. Gerade weil das Ganze seiner politischen Anschauungen am oberflächlichsten und engsten war, eben nur für den Augenblick paßte, verbreitete es sich schnell, und vermochte es nicht lange vorzuhalten. Faktisch hat

Gioberti am mächtigſten gewirkt, während er als
ſteller der Vergeſſenſte iſt. Der ungleich tiefere u
nellere Tocqueville iſt nie in's Volk gedrungen, a
allein die wenig zahlreiche Elite ſeiner Landsleute
über das wahre Weſen der Demokratie und die
des Ideals von 1789 belehrt und bekehrt, alle p
Denker Europa's, denen es weder an ſpeculativem
hiſtoriſchem Sinne fehlt, ſtellen ihn ſchon heute h
Montesquieu und glauben ſeinen Anſchauungen, e
ſie über Worte und Formen hinaus in die Ding
dringen, die dauerndſte, wenn auch nicht die all
Anerkennung vorausſagen zu können. Am vollſt
hat der Vierte dieſer berühmten Altersgenoſſen, Joh
Mill, die Ideenrichtung ſeiner Nation geändert.
ſchnell als Gervinus: der Deutſche hatte ſchon läng
Einfluß ſchwinden ſehen, als der Engländer endli
drang, in den ſechziger Jahren. Seine Weltan
war weniger tief und weniger eigenthümlich als
Franzoſen: ſie war eine Tochter von Comte's Poſ
und Bentham's Utilitarismus: dieſer Mangel a
phyſiſcher Baſis und idealem Gehalt iſt ihre Schw
die Schwäche des neuen England. Aber dieſes ne
land, wie es iſt, das England Cobden's, Bright'
ſtone's, H. Spencer's, Buckle's und Harriſon's iſt u
ohne Mill und es iſt verſchiedener vom England Wel
und Palmerſton's, als das Deutſchland von 1870
Deutſchland von 1830 unterſcheidet — im Grunde
tiſchen Weltanſchauung, wohlverſtanden, nicht in den p
Formen oder Machtverhältniſſen. Perſönlich wird e
den Einen oder den Andern dieſer drei politiſchen

steller und Tonangeber vorziehen, je nachdem seine eigene Natur angelegt ist. Wer das Staatsleben von einer gewissen beschaulichen Höhe betrachtet, wird sich mehr hingezogen fühlen zu dem aristokratischen Denker, dem classisch gebildeten Staatsmanne mit den feinen Lebensformen und dem vornehmen Tacte, der edlen Sprache und der humanen Tradition. Wer vor Allem gemeinnützliche Thätigkeit schätzt, rastlose Aufopferung für den Mitmenschen und verständigen Idealismus, der wird dem nie ermüdlichen, unter seiner nüchternen Hülle so begeisterten Philanthropen, dem unpoetischen, phantasielosen aber wohlwollenden, stets seiner selbst vergessenden, durch und durch wohlwollenden Schwärmer, dem exacten, sonnenklaren, freilich auch beschränkten Logiker folgen wollen. Und wer möchte sich an den Deutschen anschließen, der weder mit der Ruhe des Denkers über den Ereignissen und den Menschen, noch mit der eingreifenden helfenden Rührigkeit des Wohlthäters in ihrer Mitte stehen wollte? Vielleicht der thatendurstige Jüngling, welcher der Bücher und der Schulbänke überdrüssig, nur Streitlust athmet und sie gerne mit oder ohne Motiv an Allen und Jedem auslieẞe, welcher männlichen Freimuth bewundert, selbst wo er unnütz verwundet, dem hartnäckiges Beharren eines Mannes auf sich selbst imponirt und sei's getrieben bis zum Eigensinn. Und war nicht ganz Deutschland ein solcher Jüngling in den vierziger Jahren? Und ist es uns so ganz unmöglich uns in jene Zeit zurückzuversetzen?

Die Grundidee von Gervinus, nach welcher das politische Leben das höchste und manneswürdigste sei, will uns falsch bedünken. An die nothwendige Aufeinanderfolge der

verſchiedenen Nationalthätigkeiten vermögen wir
glauben. Der Staat, den Gervinus träumte, ſch
nicht mehr das Ideal des Staates. Und dennoc
wir ihn noch immer, in demſelben Maße wie
tief gehaßten Gegner, unter die Wohlthäter Deut
hat er doch heftiger, aber auch erfolgreicher als ir
Anderer am gelehrten und literariſchen Deutſch
ſeinem tiefen Schlafe gerüttelt. Was aus De
geworden iſt, dankt es freilich nicht ihm, noch ſeine
genoſſen, ja kaum ſich ſelber. Der Zollverein, die
Schleswigs, die Loslöſung von Oeſterreich, ſind d
anderer Mächte als der deutſchen Profeſſoren,
und Kammerredner. Die Einigung des Vaterla
die Sicherſtellung dieſer Einheit durch den Wied
der alten Rheinmarken iſt dem deutſchen Volke
Feinde aufgezwungen worden, wie die heilvolle An
von 1866 ihm von einem verhaßten Machtha
gezwungen worden war. So war's in unſeren
war's in den Tagen der Reformation. Aber
deutſche Volk, bei aller Verblendung über die Weg
es zu ſolchen Zielen führen ſollten, doch dieſe
Auge behielt, ſie freudig dankbar erkannte, als es
ihm ſo unbehaglichen Wege dazu gelangt; daß
jungdeutſchen Jacobinismus, noch mittelaltrige
ſondern den modernen, freien und mächtigen Nati
welches auch immer ſeine Formen ſein mögen,
Ziel erkannt: das dankt es dem Geſchlechte vo
welches ſich in Gervinus am Prägnanteſten, w
nicht am Angenehmſten verkörpert. Noch ein Ande

es ihm, dies freilich ohne die Abſicht derer, welche jene Schule bildeten: Deutſchland hat ſie am Werke geſehen und hat gelernt — was die Franzoſen noch immer nicht eingeſehen — daß der Staatsmann ſich weder auf dem Katheder, noch in der Gerichtsſtube bildet, ſondern im Dienſte des Staates. Möchten wir es doch nie wieder vergeſſen.

Oktober 1873.

Einiges über den Verfall der deutſchen S
und der deutſchen Geſinnung.

(Bei Gelegenheit einer Schrift von Dr. Fried. Nietzſ
David Strauß.)*)

I.

Der Leſer wird ſich wohl wundern den no
genannten Namen eines jungen Schriftſtellers
weiteres der bejahrten Autorität des Gelehrten ge
geſtellt zu ſehen, deſſen Name nun ſchon ſeit n
einem Menſchenalter jedem halbwegs unterrichteten
vertraut iſt und von vielen mit Verehrung ode
von andern mit dem nicht weniger ſchmeichelhaften
des Haſſes ausgeſprochen zu werden pflegt.
Gründe beſtimmten den Schreiber dieſer Zeilen
angezeigte Schrift gegen den berühmten Feind des
thums zu leſen, dann ſie durch öffentliche Beſpre
einem Weltblatte wie die „Allg. Ztg." in weiterer
bekannt zu machen. Wer das Werkchen Nietzſch

*) „Unzeitgemäße Betrachtungen" von Dr. Friedrich N
Erſtes Stück: „David Strauß, der Bekenner und Schr
Leipzig, E. W. Fritzſch. 1873.

es ihm, dies
Schule bildete
hat gelernt
gesehen — s
Katheder, ne
Dienste des
vergessen.

Wesen der Volksdichtung
die Geburt der Tragödie
daß nicht so leicht etwas
würde und war sicher,
theologicus sein konnte,
Deutschen fehlt es durchaus
aber unsere Polemik ist
Vaterlandes: Lessing und
zigen deutschen Schriftsteller,
Louis Courier erinnern:
Invective, meist hervor-
aber aber schweres Artillerie-
bei dem der Laie Mühe
complicirten Bewegungen
zu finden. Hier konnte
haben, und da der
haben pflegt, dieselben
gelernt hat, so sind
nicht ohne Gewinn,
Andrerseits ist es
geboten, wie bei dem
Geschmacks und der Denk-
Autorität berühmter
Leben der Nation
Unsere ganze geistige
Jahren ist ein Aufein-
Strömungen. Auf
Wieland'scher Epikureis-
mer und Dränger die
Romantik und Jung-

Deutſchland, Kosmopolitismus und Deutſchthümelei,
ſches Jacobinerthum und Gervinus'ſcher Doctrin
haben ſich nach einander über die Nation ergoſſ
unſerem vielgerühmten Individualismus zum Tr
zeitweilige Alleinherrſchaft geübt, wie ſie andere
nicht ertragen hätten. Das Correctiv nun aber
uns eben darin, daß auf jede dieſer einſeitigen
eine freilich nicht weniger einſeitige Reaction folgt,
durch das Nacheinander ein Gleichgewicht hergeſte
welches bei anderen Nationen ſich im Nebeneinander

So begrüßen wir denn auch Nietzſche's g
Schrift als das erſte Anzeichen einer Rückkehr zum
Idealismus, wie ihn unſere Großeltern angeſtre
Reaction gegen die platte poſitiviſtiſche Auffaſſu
die ſeit einem oder zwei Jahrzehnten ſich bei
drängt, als ein kühnes Wiederaufpflanzen des alt
Banners deutſcher Humanität gegen die Beſch
nationaler Selbſtbewunderung, als einen Mahn
unſeren materiellen Erfolgen nicht unſere geiſtigen
zu vergeſſen und, wie die Gründer unſerer Cu
uns angelegen ſein zu laſſen der Nation, bei aller
freiheit, das religiöſe Gefühl und den ſpeculativen
bewahren, ihr, ohne ſie der Convention gefangen z
ſchönere Formen des Lebens zu ſchaffen.

Lebendig, gedrängt iſt die Sprache wie die
führung des Büchleins. Schlag fällt auf Schlag;
ja Hohn; bald fein, bald derb, ſtets ungezwungen
gern das Wort. Doch ſo heftig der Ton, er
gereizt, und ſelten artet der Zorn in Rohheit, de
in Geſchmackloſigkeit aus. Unbarmherzig, ſchonung

zuweilen respectlos gegen den Gegner, erscheint der Angreifer doch nicht als persönlich: man fühlt, er bekämpft in Strauß nur den Mann, in dem sich ihm die ganze herrschende Richtung verkörpert; und nur in diesem Sinne wollen wir auch unsere Bemerkungen über den eminenten Schriftsteller verstanden wissen, der am Abende eines ruhmreichen Tages, zugebracht in den höchsten Regionen des geistigen Lebens, sich zum Wortführer des intellectuellen Mittelstandes gemacht hat; Genie, Character, Gelehrsamkeit von D. Fr. Strauß, dem Theologen und Hegelianer, dem Literaturhistoriker und Humanisten, sind so anerkannt und so unbestreitbar, daß Niemand auf diesen wird beziehen wollen, was wir über den Verfasser des „alten und neuen Glaubens" zu bemerken nicht anstehen, da er sich herabgelassen hat, seinen großen Namen einer Art Literatur zu leihen, von der ihn Alles zu trennen schien.

II.

Zwei Dinge sind es vor allen, welche die Entrüstung des Polemisten hervorrufen, denen seine beredten Angriffe besonders gelten: die Selbstzufriedenheit, mit der Strauß durch sein ganzes Buch vom alten und neuen Glauben hin das Thema Wagners variirt: „wie wir's doch so herrlich weit gebracht;" und die Nachlässigkeit, mit welcher der, Populärschriftsteller gewordene, Gelehrte die deutsche Sprache behandelt und — mißhandelt. In beiden Dingen ist Strauß nur der Vertreter einer ganzen Legion. Uns scheint sogar Nietzsche nicht genugsam hervorgehoben zu haben, wie tief, trotz einzelner wohlthuender Ausnahmen, der Verfall unserer Sprache überhaupt ist. Die Deutschen

pflegen ſich in dieſer Beziehung einer argen Selbſttä
hinzugeben. Weil ſie anfangen, ſich aus dem ſchwer
langathmigen, dunkeln und eingewickelten Gelehrten
auszuarbeiten, glauben ſie dem Ideal einer ſchöner
um vieles näher gekommen zu ſein. Aber ſie v
daß die ſchlottrige Sprache unſerer Generation m
darum ſo leicht verſtändlich iſt, weil ſie nichts zu
gibt; weil wir ſie mit den Augen leſen können
leſen pflegen, nicht mit dem Geiſte; weil wir am
jeden Satzes ſchon genau voraus wiſſen, was a
kommen wird. Die oberſte Tugend aber eines Pr
der den Namen verdient, iſt: zum Denken anzureg
zu wecken, nicht uns einzuſchläfern. Um das zu e
muß freilich der Schriftſteller ſelbſt denken, fühler
hören. Nun gehören aber unſere meiſten Schr
gewiſſen Schulen an und ſchwören in verba n
haben fertige Syſteme, mit denen ſie an alles her
wagen nicht wohl anders zu empfinden, zu de
ſehen und zu hören, als es die Autoritäten erlaube
her die ſtereotype Sprache: zuletzt denkt man ſich
mehr dabei, und es bleiben nichts als verba, verb
tereaque nihil. Dies war gerade nicht der deutſch
vor fünfzig Jahren; dagegen hatten unſere Väter
dere Untugend, welche die Söhne pietätsvoll bewahr
Sie hielten das Publicum für ihren gehorſamen
und meinten ſich zu erniedrigen, wenn ſie es ihm
machten. Genug, man verſtand ſich ſelber, ma
Leſer ſehen, wie er einem nachkam. Was man
geſchrieben, das blieb ſtehen, an ein Ordnen, ein
ein Beſchneiden dachte man nicht, man pflanzte de

des Lesers Sache war's sich den Weg durchzubahnen. Daß aber die Bäume selber zu Grunde gehen möchten in dem gedrängten, luft- und lichtlosen Dickicht, das fiel ihnen nicht ein. Heute pflanzt man nur noch wenige edle Eichen und Buchen an; aber das Gestrüpp und Unkraut, das überall um sich wuchert, ist ebenso unwegsam, wenn auch weniger fruchtbar und pittoresk als ein Hegel'scher oder Jean Paul'scher Urwald.

Dazu das Ungefähr und die Geschmacklosigkeit des Ausdrucks. Die Wahrhaftigkeit alles Styls besteht in der Richtigkeit der Worte. Eine Sprache hat keine Synonyme. Ein Gedanke, ein Gefühl, eine Sinneseigenschaft hat nur ihren einzigen Ausdruck: Sache des gewissenhaften Schriftstellers ist es sich nicht zufrieden zu geben bis er das Wort findet das auf seinen Gedanken paßt und ihn darstellt, wie der gute Handschuh die Hand zeichnet, die er bekleidet.

Welche Unbestimmtheit aber herrscht in unserer Sprache von heute! Wo ein Wort steht, könnte beliebig auch ein anderes stehen: hat ja der Schriftsteller doch nur eine ungefähre Idee von dem, was er sagen will; was durchaus nicht mit der Nüance, dem beabsichtigten Helldunkel zu verwechseln ist, die auf der Wortpalette unserer herrlichen Sprache ihre entsprechende Farbenschattirung ebenso sicher findet als die bestimmteste Vorstellung die ihrige. Und dasselbe Ungefähr treffen wir in grammatikalischer Hinsicht: man construirt nicht nur ohne Rücksicht auf den Tonfall, als ob dieser ein ganz äußerliches Geklingel wäre, das mit dem entschiedeneren Hervortreten des Gedankens durchaus nichts zu thun habe — man construirt auch ohne Rücksicht auf syntaktische Regeln: einem Conjunctiv ist ein

Indicativ, einem Präſens ein Imperfectum verbund
Präpoſitionen, welche verſchiedene Caſus regieren,
kühnlich mit demſelben Caſus angewandt, um
Wiederholung zu erſparen, die Conjunctionen gar
liederlichſte miteinander verwechſelt. Das heißt m
„recht natürlich, unaffectirt ſchreiben;“ etwa wie e
gemüthlich und ungezwungen iſt in Schlafrock und P
an den Mittagstiſch zu kommen. Wollen aber di
„ſchön ſchreiben“, dann ſtecken ſie ſich Morgens
den ſchwarzen Frack, binden die weiße Halsbinde u
Glanzſtiefel an und — bewegen ſich in dem ung
Coſtüme wie die Theaterhelden auf unſeren Büh
um ein Glas Waſſer bitten als ſprächen ſie ein
urtheil. Daher denn auch die Geſchmackloſigkeit
Schriftſteller à la mode. Aller Geſchmack iſt
der Form an die umgebenden Umſtände: ande
man ſich bei umwölktem Himmel, anders bei Son
Sein Jagdgewand ſoll man nicht auf dem Balle
Fauſt ſpricht nicht mit Gretchen wie Taſſo mit
von Eſte. Nun ſprechen aber beinahe alle unſere
Claſſiker von den höchſten Intereſſen der Menſch
Religion und Philoſophie, im Tone der Bierkneipe;
der Nationalökonomie oder der Politik dagegen
ſie in der Sprache platoniſcher Begeiſterung o
ſie wechſeln gar ab mit hohem Pathos und „gemi
Trivialität — was ſie dann Inſpiration und heite
gehenlaſſen zu nennen belieben. Was nun gar
Ebenmaß anbelangt, ſo ſucht man dergleichen, da
Conception nicht iſt, ſtets auch vergebens in d
Wer wird ſich auch die Mühe geben ſeinen Sto

logiſch, ſei er künſtleriſch, zu ordnen; wer wird Hinter- und Vorderſatz in Gleichgewicht zu bringen ſuchen, und einem Bilde, ſei es auch noch ſo hinkend, entſagen, wenn deren ſchon genug da ſind, ein anderes abbrechen ehe es, mit Shakeſpeare zu reden, zu Tode gehetzt iſt, ein drittes nicht durch Hereinziehung fremdartiger Gleichniſſe lähmen?

Doch genug der Klage; wir wollten nur andeuten, wie vieles noch zu Nietzſche's Sündenregiſter, nur was die Sprache betrifft, hinzuzufügen wäre. Daß aber der zornesmuthige Kläger ſich gerade gegen Strauß gewandt und in ihm die Mode gewordene Liederlichkeit unſerer Sprachverderber gegeißelt, können wir ihm, wenn er auch etwas weit geht in ſeinem kritiſchen Eifer, nur zum Ruhm anrechnen: denn ein unerbittliches Gericht dieſer Art verfehlt ſeinen Eindruck wenn es über obſcure Leitartikler gehalten wird, und der Muth die Lieblinge des Volkes auf die Anklagebank zu bringen, iſt von jeher die höchſte Art des Muthes geweſen.

III.

Noch berechtigter als der Prozeß, welchen Nietzſche der deutſchen Proſa in einem ihrer gefeiertſten Vertreter macht, iſt das Ungeſtüm mit dem er das deutſche Volk aus ſeiner unvergleichlichen Selbſtzufriedenheit aufzurütteln ſucht; und da es wiederum Strauß iſt, der dieſer nationalen Unart einen etwas gar zu lauten Ausdruck gegeben, ſo iſt es nur natürlich, daß er auch hier als Typus des ſelbſtgefälligen deutſchen Philiſterthums herhalten muß, wie wir denn auch ſammt und ſonders von den Fremden für ſolidariſch mit ihm erklärt worden ſind. Sollte man in der That Strauß, dem Bekenner, Glauben ſchenken, ſo wäre die deutſche Nation

gerade jetzt in einem paradieſiſchen Hafen angela
wo ſie ſelbſtbefriedigt zurückſchauen könnte auf
ſtandene Reiſe: und das wollten wir ihr ſchon nicht
noch ihr die unſchuldige Illuſion zu benehmen
wenn aber Strauß der nur zu willig Horchenden
will, daß ſie auch die Schöpferin des Hafens ſei,
ſie eingelaufen, daß ſie ihr Werk anſehen dürfe u
gefällig ausrufen: „Siehe es iſt wohlgethan,“ ſ
er ſich an der Wahrheit und ſündigt er gegen ſein
er Wahrheit ſchuldet, nicht Schmeichelei. Nein,
hat hundertmal Recht, wir ſind noch nicht am
langt, wir dürfen noch nicht die Hände in den Sch
wir haben den Staat auszubauen, den man uns he
weil wir ihn nicht ſelber herzurichten vermocht
haben ihn wohnlich und gefällig zu machen, was
aus noch nicht iſt; wir haben eine geſittete Geſell
ſchaffen, die noch nicht exiſtirt; wir müſſen unſer
ſophen und Dichter, die dem „Gebildeten“ fremd g
wieder in unſer Fleiſch und Blut dringen laſſ
müſſen unſere Sprache, unſere Sitten ſäubern und ver
kurz, wir haben noch das meiſte zu thun ehe
unſerer nationalen Cultur befriedigt, hochmüthig a
Nationen herabſehen dürfen.

Freilich haben wir Genien gehabt, an deren
Werken wir uns erfreuen dürfen, und die mit den
aller Zeiten und Völker als Ebenbürtige erſcheine
es ſind deren im Grunde — eben weil den beſte
ſchen ſo oft die Form fehlte, welche allein den We
Geiſtes Dauer verleiht — nur vier oder fünf, wel
lesbar ſind; während Engländer und Franzoſen

ſtets geleſenen Schriftſteller vergangener Jahrhunderte zu Dutzenden zählen. Wer lieſt bei uns noch Klopſtock, Wieland, Herder, Schlegel, Tieck, aus denen wir doch noch ſo viel zu lernen hätten? Und wer lieſt nur jene vier oder fünf wie er ſie leſen ſollte? Schlägt doch Strauß ſelber eine Art Blumenleſe aus Göthe vor, und ſtellt gewiſſen Werken Schillers eine Art von Zeugniß aus, daß er ſie genügend befunden für den deutſchen „Gebildeten". Wer aber nicht aus jedem Fragment Göthe's die Quelle herrlicher Weisheit lauter rieſeln ſieht, für den ſind auch ſeine „Meiſterwerke" nichts; und wer Schillern nicht auch dann an ſein Herz ſchließt, wann er in ſeiner Begeiſterung ſich verirrt, der liebt Schillern nicht. Dann aber erſt, wenn der ganze Göthe, der ganze Schiller Eigenthum der Gebildeten in Deutſchland geworden, könnte die Rede ſein von wirklicher deutſcher Cultur. Was der gebildete Deutſche heute lieſt und ſchreibt, wie er ſein Leben geordnet, beweiſt nur zu überzeugend, daß er jene Cultur noch nicht erreicht hat, die unſern Claſſikern als Ideal vorſchwebte, ja, daß er nicht einmal ſeine eigenen Geiſteshelden kennt, wie er ſie kennen ſollte. Man wird uns nie glauben machen, daß ein Deutſcher, der in ſeinen Göthe gedrungen, der ſich noch zuweilen am Anblick von Wieland's Juwelen ergötzte, unſere Tagesliteratur auch nur anblättern könnte, ohne von ihrer gähnenden Langeweile, ihrer Leere, ihrer prätentiöſen Geſpreiztheit, ihrer Geſchmackloſigkeit angewidert zu werden. Man vergleiche unſere Zeitungen, unſere Romane und Schauſpiele mit denen Englands und Frankreichs, und man geſtehe: unſere Literaten haben nicht aus unſern Claſſikern gelernt, was die Franzoſen und Engländer aus

den ihrigen: gefällig, natürlich und richtig zu ſ
Hier gilt es entweder oder. Entweder Göthe iſt
dann könnten wir eine ſolche Literatur weder pr
noch conſumiren; oder — nun die Alternative iſt
Göthe iſt eben noch nicht unſer, und wir ſol
wenig beſcheidener thun, ehe wir ihn ſo ohne weit
ein Product der deutſchen Nation darſtellten. E
ſüß auch ein 40 Millionſtel von ſolchem Ruhme fü
beanſpruchen, und dabei vergißt man denn ganz
licher Selbſtbewunderung was es einen Göthe gekoſt
muß in dem Leben, unter den Sitten, mit der
die er vorfand, das zu werden was er geworde
Vorbild, unſer nie genug ſtudirter Nationallehrer.

Dieſe Selbſtvergötterung aber iſt bei uns um
maßender, als gerade das deutſche Volk es ſeine
Männern nie beſonders leicht gemacht hat. Wie
der Große ſich die Gunſt der Nation erſt durch d
ſtreitbarſten Erfolge erobern mußte und noch bei
verlor, ſagt die Geſchichte. Wie ein Göthe und B
angefeindet und gehemmt wurden, wiſſen wir zur
Wie ſauer es Schopenhauer und Wagner worde
einer ſpäten Anerkennung zu gelangen, das haben
miterlebt. Und wurde nicht die genialſte, kühnſte un
reichſte That des 19. Jahrhunderts, der Krieg vo
ſo recht wider den Willen des deutſchen Volkes v
Schon weniger ſpröd ließ ſich das Material, wenig
das Werkzeug an, im Kriege von 1870: doch, alle
vor Marmor und Meißel, die Ehre die Statue
zu haben, kommt ihnen nicht zu, ſondern der
hand, die mit ihnen gearbeitet.

Nietzsche's kleine Streitschrift ist weit entfernt vollständig zu sein, und in den Fragen, die sie vollständig — man ist versucht zu sagen, etwas zu vollständig — erörtert, will uns manches falsch aufgefaßt scheinen. So z. B. ist es durchaus verfehlt, das Wesen einer Cultur allein in den Styl zu setzen. Der Styl ist nur die Form einer Cultur, und wo diese Form fehlt, ist eben die Cultur auch formlos, d. h. unschön. Deßhalb ist er aber noch nicht die Cultur selber: diese wirkt zunächst auf das Wesen selber. Gerade die deutsche Nation mag darin als Beispiel gelten. Wir hatten viele und wir haben noch einige wenige Menschen, welche ihren Geist mit dem classischen Alterthum, mit Shakespeare, mit Kant und Göthe genährt, und trotzdem in ihrer Sprache, in ihren Lebensgewohnheiten diese ihre Geistesbildung nie und nirgends verrathen, sich im Qualm einer Bierstube wohl fühlen, deren Ohr nicht durch die im Ausdruck und in der Aussprache rohe Rede ihrer Gesellschaft, deren Auge nicht durch die Häßlichkeit des sie umgebenden Hausrathes unangenehm berührt wird — Menschen, die Wohnhäuser, Statuen, Gemälde ohne allen und jeden Kunstwerth interessant, ja schön finden, und deren Gedanke doch in den höchsten Regionen weilt, deren Gemüth der zartesten Empfindungen fähig ist. Armselig und unschön, roh sogar, waren die Formen einer Jean Paul'schen Welt, herrlich schön aber die Humanität, welche diese geschmacklose Hülle barg, und was war sie anderes als Cultur? Freilich, ein Göthe fühlte was dieser Cultur noch fehlte, ließ es sich sauer werden es ihr zu geben, und hat uns in sich selbst ein glänzend, einzig Vorbild gegeben dessen, was deutsche Cultur sein könnte,

wenn zur Durchbildung des Gedankens [illegible]
die Ausbildung angemessener Formen [illegible]

Ein anderes möchten wir [illegible]
Nietzsche überschopenhauerten [illegible]
laube uns den Anglicismus. [illegible]
Manier nach der des [illegible]
Augen kein Flecken. [illegible]
alle unsere Schriftsteller [illegible]
Lessing's und Göthe's Stil [illegible]
können. Wenn aber ein [illegible]
nöthig und schön erachtet [illegible]
auf Hegel und die Hegelei [illegible]
Ungerechtigkeit und eine [illegible]
Ungerechtigkeit, die man [illegible]
Denn Hegel's Philosophie als [illegible]
sie mit Fichte's Logomachie oder [illegible]
Phantasien in einen Topf werfen [illegible]
ungerecht; es ist ein Urtheil ohne [illegible]
selber, ohne es zu ahnen, hat Hegel'sche Philosophie
der Muttermilch eingesogen; unser ganzes geistiges
ist mit ihr getränkt, wir (ich meine die wissenschaftlich
bildeten Deutschen) können mit dem besten Willen gar
mehr denken wie das Geschlecht von 1800 gedacht
weil Hegel — zu unserm Segen oder Unsegen, lasse
hin gestellt — auf unsere ganze geistige Thätigkeit eben
stimmend eingewirkt hat, wie Bacon auf die Englan
XVII. und XVIII. Jahrhundert. Auch von der
Hegels sollte man mit mehr Respect reden. Hegel's
bildung ist freilich die verwickeltste und abstruseste, di

sich denken kann; dagegen ist sein Vocabularium einzig in unserer Prosa: stets ist das Wort treffend, oft kühn, gewöhnlich originell, vor allem aber voller Relief und dabei immer im Geiste der deutschen Sprache. Seine Aesthetik ist eine wahre Fundgrube für den Lexikologen, und selbst seine schwäbischen Provincialismen, die ihm bis nach Jena, Heidelberg und Berlin hängen geblieben, weiß er dem heikelsten Geschmacke des Franken und Obersachsen mundgerecht zu machen.

Ja, auch von einer gewissen Tactlosigkeit können wir Hrn. Nietzsche nicht freisprechen, und da er zur Wagner'schen Gemeinde einerseits, zur Schopenhauer'schen Schule andrerseits zu gehören scheint, nimmt dieser Fehler uns nicht gerade wunder. Daß die Meister, ihr Leben über verkannt, dem vornehmen Todtschweigen oder der plumpen Intoleranz ihrer Feinde und Neider mit Leidenschaft, Gereiztheit und vorkommenden Falls mit Unerbittlichkeit entgegengetreten sind; daß Schopenhauer namentlich, im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, im Vertrauen auf seinen Nachruhm, mit Verachtung aller kleinen Mittel der Reclame und des Charlatanismus, vernichtende Worte über die marktschreierische Weise seiner Gegner gesprochen; daß er, gereizt durch die Stumpfheit seiner Zeitgenossen, in der Form wie im Wesen zu weit in seiner Verdammung gegangen ist, begreift und entschuldigt man gern, wie wir auch Wagnern seine Derbheiten, Heftigkeiten und Selbstbelobungen nicht zu hoch anrechnen wollen, da sie zum größten Theile durch Verdächtigungen, Angriffe und ihm in den Weg geworfene Hemmnisse hervorgerufen worden: aber eine andere Sprache ziemt dem Rebellen oder Verfolgten, eine andere dem Sieger, der sich

ſein Reich erobert. Den Nachgebornen vollends ſchlecht an, die durch die Umſtände berechtigten, o entſchuldbaren, Flecken — anders können wir die Schimpfdigreſſionen Schopenhauers nicht nennen — Meiſters großem Werk immer wieder zu erneu aufzufriſchen. Heute hindert keine Hegel'ſche Alleinh mehr den gebildeten Deutſchen, ſich Schopenhauer zu der Scheffel, unter den man ſeine Leuchte ſetzen w für immer weggenommen, und wer die Augen vo Licht erfüllt hat, braucht nicht mehr zu fürchten, paar Straußiſche wegwerfende oder captiöſe Red jenes Licht wieder auszulöſchen vermöchten.

Auch unvollſtändig iſt Nietzſche's kleine Schri beſpricht im Grunde nur zwei Punkte: die Form de Strauß'ſchen Buches und den Inhalt des vierten „Wie ordnen wir unſer Leben." Beides kritiſi die geiſtreichſte und überzeugendſte Weiſe. Name uns aus der Seele geſprochen, was er über jene ung „Zugabe" ſagt, welche der Verleger wohl von Str langt haben wird, um die fünfundzwanzig Boge füllen. Keine unſerer dreihundert Literaturgeſchich hält eine ſolche Blumenleſe von breitgetretenen plätzen und ranzig gewordenen äſthetiſchen Urth dieſe Seiten über die Erbauungsſchriftſteller und Com welche dem aufgeklärten Bürger der „Jetztzeit" a der Bibel und der Orgel anempfohlen werden. Nietzſche die drei andern Capitel des Buches nicht b oder doch wenigſtens nur ganz im Vorübergehen a hat, iſt uns nicht recht klar. Vielleicht hat er g ſich durch eine Widerlegung ex professo deſſelben

ſchuldig zu machen, deſſen Strauß ſich ſchuldig gemacht hat: des Einbrechens offener Thüren.

In der That iſt es zu verwundern, daß unter all den Proteſtirenden, welche Einſprache gegen Straußens Buch gethan, keiner auf den Gedanken gekommen iſt einfach und rund herauszuſagen, daß das ganze Buch überflüſſig war. Strauß fragt die Gebildeten Deutſchlands: ob „ſie noch Chriſten ſind?“ Er mochte ſich begnügen zu antworten: „nein,“ ohne ſich die Mühe zu geben, jedes Dogma und jedes Mirakel einzeln zu beleuchten und zu widerlegen. Nein, der gebildete Deutſche glaubt nicht mehr an die Menſchwerdung Gottes in Chriſto zur Erlöſung von den Folgen des Sündenfalles — und das iſt das ganze Chriſtenthum. Wer überhaupt denkt, ſo wenig es auch ſei, und dabei aufrichtig iſt, der kann, ſobald er etwas von Kopernikus und Keppler, Galilei und Newton gehört hat, d. h. ſobald er weiß, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls iſt, nicht mehr glauben, daß Gott unſertwegen, und allein unſertwegen, die Welt geſchaffen und ſich ſelbſt geopfert habe, — wie die Darwin'ſche Theorie, wenn ſie dieſelbe mathematiſche Gewißheit erlangte, aller Teleologie ein für alle Mal ein Ende machen würde. Sollte aber einer doch noch an jenes eigentliche Chriſtenthum glauben, ſo wird ihn Straußens Raiſonnement nicht davon abbringen. Dieß ſoll jedoch keineswegs ſagen, daß wir der Religion unſerer Väter, unſerer ſchlichteren Landsleute ebenſo gegenüber ſtehen, wie etwa dem Mahomedismus oder Buddhismus. Ihre Formen und Gebräuche ſind uns verehrungswürdige Gewohnheiten und Symbole geworden. Fünfzig Geſchlechter unſeres Fleiſches und Beins, Geſchlechter, denen wir unſere

Civiliſation verdanken, haben ihr ganzes höheres L
in jenem Ideale gelebt; Millionen von Thränen, Hof
Tröſtungen des beſten Theiles der Menſchheit hä
Kreuze, das den Gott getragen: wie ſollten wir n
Ehrfurcht aufblicken zu dieſem Glauben unſerer
ja mehr als das, wie ſollten wir nicht wünſchen, d
Söhne durch das Symbol der Taufe in die Gem
und Nachfolge unſerer Nation aufgenommen; daß
die Lectüre und den Unterricht eingeweiht werde
geſchichtliche Grundlage des Chriſtenthums, ohne n
Geſchichte der Menſchheit ein unverſtändliches Buc
bleiben würde; ja, daß die Stiftung der Familie durch
bund unter Anrufung jener Namen vollzogen werd
für uns doch noch immer die „unbekannten höhere
die wir ahnen," wenn auch nur ſymboliſch, d
Deßhalb werden wir aber immer noch keine Chri

Wiederum, die Frage: „Haben wir noch Re
iſt eine ganz müßige. Wer Religion hat, d. h.
glaubt, daß es geheimnißvolle Mächte giebt, die u
ſtand nie begreifen, unſere Sinne nie betaſten werd
wird ſie keine Wiſſenſchaft und keine Aufklärung
wie denn Kant ſelber bis an ſein Ende eine Reli
habt hat. Wer aber dieſes Gefühl nicht hat, nur
griffene oder Betaſtete als ſeiend anerkennt, der
einem Jahrtauſend nicht mehr Religion als he
Voltaire und Condillac, ja ſogar nach Büchner und
Das einzige, was wir behaupten können, iſt daß aus
angegebenen Grunde, den Entdeckungen der Aſt
die anthropomorphiſche Form der Religion, welche
die vorherrſchende war, und noch heute im Bra

und Christenthum die ungebildeten Massen beherrscht, fortan nicht die Form der Religion der Gebildeten sein wird.*) Religion wird er deßhalb jedoch nicht weniger haben, wenn er überhaupt dazu angelegt ist, was nicht von der Zeit, sondern von der Individualität abhängt.

Endlich: „Wie begreifen wir die Welt?" ist, wie Nietzsche sehr richtig bemerkt, eine ganz unlogische Frage. Ein Begriff ist kein Glaube, und die Wissenschaft, die es mit Begriffen zu thun hat, kann nun und nimmer die Religion ersetzen. Hier ist evident eine Verwirrung aller bräuchlichen Ausdrücke bei Strauß. Die Religion gibt uns eine fertige Erklärung des Weltgeheimnisses: dadurch beruhigt sie die suchende, geängstigte Menschenseele. Die Naturwissenschaft läßt das Weltgeheimniß bei Seite liegen und beschäftigt sich mit der Lösung von Fragen, die es nur scheinbar berühren. Die Naturwissenschaft kann deßhalb auch die Metaphysik nicht ersetzen, welche allein dem Gebildeten sein könnte, was die Religion in ihrer rohesten Form dem Ungebildeten ist: eine Lösung des Welträthsels. Sie kann uns, ebenso wenig wie der Rationalismus, über die Sinnenwelt und ihren logischen Zusammenhang hinausbringen; während Religion und Metaphysik uns gerade darüber hinaus versetzen und, wie die Kunst, einen Zusammenhang suchen, der nicht logischer Natur ist. Dies entgeht auch nicht immer dem Manne, der einst so schön und tief über die Natur des Mythus geschrieben, und spricht er von

*) „Je trouve bon qu'on n'approfondisse pas l'opinion de Copernic," sagte schon der um seinen Glauben besorgte Pascal; und auf's Geistreichste und Tiefste hat Leopardi in seinem Dialoge „Copernicus und die Sonne" obigen Gedanken entwickelt.

Politik, von dem geheimnißvollen Weſen einer no
Dynaſtie u. ſ. w., ſo kommt ihm das Verſtändn
weilig wieder für jene Beziehungen und Kräfte, we
Naturwiſſenſchaft analyſirt. Und glaubt er wirkli
ein Geſchlecht ſich der rationaliſtiſchen Begriffe in
Staat entſchlagen könne, ſeinen „Glauben“ aber
jene Begriffe und Sinneswahrnehmungen gründen
Glaubt er, daß ein Volk einer Moral, welche au
ſammenhang mit allem Ideal ſtehe, nachleben u
ſeine humane Bildung bewahren könne?

Wir hätten gewünſcht, daß Nietzſche dieſe Pu
die wir in einem Aufſatz nur anſtreifen können,
Rahmen eines Buches, der ihm ja zu Gebote ſta
Weiteren erörtert hätte. In der heilloſen Begriffsver
welche in dieſen Theilen von Straußens Werk
liegt vielleicht noch mehr „verborgenes Gift“ als
Capitel über die praktiſche Lebensordnung, das
jenen Rauſch der Selbſtzufriedenheit verſetzen ſoll,
Nietzſche ſo eindringlich, muthig und beredt warnt.

Septembe

Ueber historisches Wissen und historischen Sinn.

Herrn Nietzsche's Schriften haben das Verdienst, den Leser anzuregen, sei es zum Widerspruch, sei es zum Beifall, sei es zum Nachdenken.*) Sie sind meist schön und lebendig geschrieben, in einer Sprache, welche bei aller Erregtheit rein, bei aller Bildung eigenthümlich bleibt. Die Gedanken haben zuweilen wohl etwas Herausforderndes in ihrer paradoxalen Haltung, aber sie sind fast immer geistvoll. Der Verfasser nennt selber seine beiden letzten Schriften „unzeitgemäße"; wir möchten sie recht im Gegentheil „zeitgemäße" nennen: sind sie doch offenbar aus der Reaction gegen die Zeit hervorgegangen, wenden sie sich doch an die Zeit. Herr Nietzsche spricht in der That im Namen einer ganzen Classe von Deutschen und er spricht gegen eine ganze Classe anderer Deutschen. Sind seine Schriften etwas jugendlich, unfertig, mehr negativ als positiv, und werden sie dennoch mit eifriger Zustimmung Vieler, mit heftiger Einsprache der Mehrzahl gelesen, so ist das eben ein Beweis,

*) Dr. Friedrich Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen." Zweites Stück: „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben." Leipzig 1874.

wie unklar gährend noch Alles in jener aufſtrebende
von Deutſchen iſt, wie ſehr die andere, conſervative
ihrem Beſitze bedroht fühlt. Es iſt wohl der Mühe
ehe wir Herrn Nietzſche's Theſe näher beleuchten
Augenblick über den Zuſammenhang dieſer faſt noch
niſchen Entwicklung einer neuer Geiſtesrichtung in
land nachzudenken.

I.

Die Kriege von 1866 und 1870 haben di
thümliche Wirkung gehabt, einerſeits wohl dem
Philiſter eine hohe behagliche Selbſtzufriedenheit ein
und den deutſchen Gelehrtenhochmuth bis zum Par
zu ſteigern, andererſeits aber auch eine große Anzah
Gebildeter zur Einkehr in ſich ſelbſt, zum Nachden
ihre eigene Thätigkeit und den Werth derſelben a
Die Ueberlegenheit deutſcher Wiſſenſchaft ſowohl
anderer Völker und Zeiten als auch über alle
Thätigkeiten dieſer Epoche und der deutſchen Nati
in den letzten zwanzig Jahren zu einem recht m
Schlagwort, mehr noch, zu einem unanfechtbaren G
artikel geworden. Ja, wer damals nach Deutſchl
gehorcht hätte, dem wäre es wohl vorgekommen,
alles nationale Leben ſich in den Regionen concen
man eben jener Wiſſenſchaft ex professo oblag,
höchſtens bis zu den Kreiſen ausdehne, welche, v
Regionen ausgehend, mit ihnen in ſtetem Zuſam
bleibend, nach ihnen hinblickend, in den Kammer
der Preſſe die öffentliche Erörterung ſtaatlicher Fr
ausſchließlich angemaßt hatten. Mit welch vorneh
achtung ſprach man nicht in ſolchen Kreiſen von

losen Bureaukratie, dem pedantischen Militärwesen, dem eitel-unwissenden Junkerthum, welche das deutsche Staatsleben überwuchernd erstickten. Da kommt unerwartet der entscheidende Augenblick der That, und siehe da, anstatt jener vielverläumdeten Schmarotzer-Vegetation zeigt sich ein hochgebildeter, patriotischer Beamtenstand, ein Nationalheer, wie's noch kein Volk gekannt, und ein zahlreicher Kleinadel, der das Beispiel des Muthes, der Pflichttreue, der gediegensten Kenntniß seiner Profession giebt.

Während nun die Mehrzahl jener gelehrt Gebildeten, obschon es ihnen unbehaglich zu Muthe wird, doch fortfährt, sich als die Nation, diese so plötzlich und so glänzend hervorgetretenen Elemente aber nur als Resultate ihrer Thätigkeit, ihrer Bestrebungen zu betrachten, fangen Andere in diesen Kreisen an, irre zn werden an sich selbst, an ihren Lehrern, an deren Lehren. Entweder fragen sie sich, ob denn wirklich ihr Vaterland vornehmlich in diesen ihren Sphären lebt, oder sie fassen den Muth, sich diese Sphäre näher anzusehen, zu prüfen, ob die nationale Lebenskraft, die sie einst in sich geschlossen, noch immer da ist oder ob sie nicht mittlerweile in andere Gegenden, auf andere Schichten des Volks übergegangen ist. Da merken sie denn bald zweierlei: erstens, daß jene emsigen Bienenkörbe, trotz aller Arbeit, alles Schwirrens, nur noch sehr wenig Honig sammeln und daß, wenn die rastlosen Arbeiterinnen in denselben jeden fremden Ein- oder Andringling so heftig mit ihren Stacheln verfolgen und forttreiben, sie wohl das unheimliche Bewußtsein einer Unfruchtbarkeit haben, die sie gerne verbergen möchten. Zweitens aber wird der Prüfende bald erkennen, wie wenig Zusam-

menhang zwiſchen der Arbeit und den Arbeitenden
ſtaunt, daß dieſe unausgeſetzte Beſchäftigung mit der
ſchaft die Menſchen, die ſich ihr hingeben, nicht t
rührt, mit anderen Worten, daß die Wiſſenſch
bildende Kraft verloren zu haben ſcheint. Verg
nun den lärmenden Hochmuth und die relative
der modernen deutſchen Gelehrſamkeit, ſei es
Genialität des vorhergehenden Gelehrtengeſchlechtes
mit der Beſcheidenheit und den ungeheuren Erfolge
Handel, Beamtenſtand und Heer in aller Still
reitet und ſo vollſtändig erzielt haben, ſo wird
bitter gegen ſeine Standes- und Fachgenoſſen u
ihnen in heftigen Worten ihre Schuld vor.
bitterung ſteigert ſich noch, wenn er ſieht, daß je
ſcher im deutſchen Geiſtesleben, jene geiſtigen Erz
deutſchen Volkes auch nach Außen hin Manches
und gelähmt, in Allem aber die wirkliche Na
Handels-, Beamten- und Militärſtand — anſt
Geſchmack zu bilden, in ihrer Formloſigkeit und
Rohheit beſtärkt haben. Da ereifert er ſich und,
zu gehen pflegt, wird er recht ungerecht in ſeine
Er meint, wenn er nur darauf losſchlüge, nur d
Gehäuſe zertrümmere, in dem die Schatten ver
Zeiten ihr Weſen treiben, ſo habe er ſchon eine g
gethan. So hat ſich unter den jüngeren Gelehr
Art radicaler Oppoſition gebildet, welche nur a
das Kind mit dem Bade ausſchüttet und ſich, im
Bewußtſein deſſen, was ihr ſelber fehlt, manch
wild geberdet. Es iſt wieder eine Schaar von
und Drängern im Anzug, wie im Jahre 1770,

Nietzsche ist einer ihrer geistvollsten und muthigsten Häuptlinge; aber — der Herder ist er doch nicht, der dem dunklen Drange der Mitstrebenden Richtung und Ziel wiese: er läßt es fürs erste beim Niederreißen bewenden. Vielleicht soll dieser Sturm und Drang überhaupt seinen Herder nicht haben, wie auch jener der Romantiker ihn nicht fand; denn er ist, was auch Herr Nietzsche, der selber tief drinnen steckt, dagegen sagen mag, ein Sturm und Drang der Verneinung, der Reue, der regrets; er hat seinen Ursprung im Gefühle des verfehlten Weges, den man eingeschlagen: keinem jungen Manne aus den Kreisen, in denen heute das nationale Leben pulsirt, wird es einfallen, sich an diesem Sturm und Drang zu betheiligen; den überläßt er uns Gelehrten, die zu alt sind, umzusatteln, zu jung — und zu ehrlich — sich in dem wesenlosen Getriebe ihrer Sphäre behaglich zu fühlen.

Die Sache ist: Deutschland hat die Bedeutung der Wissenschaft überschätzt; die Träger derselben haben sich als die Vertreter der Nation betrachtet, und die draußen stehende ungeheure Mehrzahl der Nation hat sich in rührender Bescheidenheit vor ihnen zurückgestellt, sie in ihrer Selbstüberschätzung bestärkt. Staat, Religion, Kunst, Gesellschaft wurden der Wissenschaft untergeordnet oder sollten doch von ihr inspirirt werden. Und es ist ganz natürlich, daß es so gekommen. Die deutsche Wissenschaft — und ich spreche hier wie in dieser ganzen Ausführung allein von den historischen Wissenschaften — hat am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts so Gewaltiges geleistet, während Staat und Handel, Kunst und Religion so wenig zuwege brachten; sie hat damals

ſo offenbar die beſten Kräfte der Nation an ſich
in ihrem Dienſte verwendet, daß es nicht auffall
wenn man des leiſe eingetretenen Umſchwunges nic
wurde. In der That ſind dem rückwärts S
ſchon in den Dreißiger Jahren die Symptome di
ſchwunges bemerkbar. Das bedeutendſte, das in d
fallendſte unter dieſen Symptomen hat Jeder
nannt: es iſt der Zollverein, der erſte nationa
des preußiſchen Beamtenthums. Indeſſen trieb
Leute noch 30 Jahre lang ſo weiter, gruben for
Schachten, die ihre Väter geöffnet, indem ſie die
überkommenen Werkzeuge und Methoden noch verv
neten. Am Ende ward ihnen natürlich die Me
Hauptſache; ſie fuhren fort zu graben und zu
nachdem ſchon längſt kein Gold — oder doch g
Gold — mehr zu finden war in den Minen, und
ten gar nicht, daß unterdeſſen draußen die Nation
gewaltigen Gedanken jener großen Väter das neue
in ruhigem, anſpruchsloſem Fleiße aufführte, unte
ein neues Leben beginnen wollte. Da es nun au
ſo ſtrahlend und herrlich daſtand, fiel's plötzlic
Jüngeren da drinnen ein, daß doch vielleicht ihr
diſches" Arbeiten nicht Alles ſei, daß einige v
Goldadern — und wer wollte leugnen, daß gar
hiſtoriſche Bergknappe der letzten dreißig Jahre n
aus koſtbares Metall an den Tag gefördert? —
den Werth des ganzen Treibens geblendet und
Sie möchten umkehren; aber es iſt zu ſpät, und ſo
ſie in ungerechtem Zorne gegen ihre Führer — d
nicht ſelber dieſe Führer, dieſe Thätigkeit gewählt

Ein Grundirrthum dieſer jugendlichen Männer und ſpeciell dieſes ihres Wortführers kommt daher, daß ſie Deutſchland noch immer für eine große Univerſität halten und meinen, jeder Deutſche ſei ein Privatdocent oder Profeſſor der Geſchichte und Philologie. Gingen ſie einmal nach Hamburg oder Chemnitz, ſo würden ſie ſchon genug und nur zu viele „unhiſtoriſche“ Deutſche finden, und blickten ſie ein wenig in die Berufsthätigkeit deutſcher Beamten und Officiere, ſo würden ſie ſich ſchon überzeugen, daß die „hypertrophiſche Tugend“ der Hiſtorik ſie nicht am raſchen, ſicheren, dem Augenblick gemäßen Handeln hindert.

Andererſeits, wie ſehr ſich auch unſere Gelehrten überheben mögen, wir müſſen doch auch ihre Verdienſte in dieſer Richtung nicht verkennen. Die deutſche hiſtoriſche Wiſſenſchaft der letzten dreißig Jahre war ihrem ganzen Charakter nach national und proteſtantiſch. Die Herren Profeſſoren mögen ſich noch ſo viele Illuſionen über ihre Objectivität machen, über ihre wiſſenſchaftliche Unbeſtechlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, über die Unfehlbarkeit ihrer wunderbaren Methode — und ich glaube wirklich, käme heute Thukydides vor's Publikum, ein Privatdocent aus Leipzig oder Göttingen würde dem unglücklichen Hiſtoriker, der nicht aus dem Ranke'ſchen oder Waitz'ſchen Seminar hervorgegangen, in irgend einem „literariſchen Centralblatt“ ſchon ſeinen Mangel an Methode recht gründlich auseinanderzuſetzen wiſſen — unſere akademiſchen Lehrer der Geſchichte mögen ſich noch ſo ſehr über die Unſicherheit alles hiſtoriſchen Wiſſens und über die Unmöglichkeit aller Feſtſtellung anderer als der gröbſten, ſummariſcheſten Thatſachen zu täuſchen ſuchen; ſie haben, ohne es zu wollen und zu

wissen, den protestantischen und nationalen Interessen gedient, ihnen zuliebe die Geschichte gebeugt, in diesem Sinne die Thatsachen gesichtet und zusammengestellt. Die Beamten, welche einst auf der Universität diesen Studien nahegekommen, haben den Wust des Wissens bald genug abgeschüttelt und vergessen; die nationale und protestantische Tendenz ist ihnen allein von all dem Detail geblieben. Die Bürger und Officiere, welche sich durch die Werke jener Gelehrten durchgearbeitet oder aus den Zeitungsartikeln, sei's den Nachklang, sei's den Auszug solcher Werke aufgenommen haben, kümmern sich wenig um das „Quellenstudium", auf das die Herren Verfasser so sehr stolz sind; sie folgen der Richtung, welche der Schriftsteller in der geschichtlichen Entwicklung findet, oder in sie hineingelegt, oder gar von seinen Lesern selber sich aufzwingen läßt — und das ist die nationale und protestantische. So, und nur so, haben unsere Gelehrten am Gang der deutschen Dinge mitgewirkt; die Nation war von dem nationalen und anti-katholischen oder vielmehr anti-christlichen Geiste bewegt seit den Zwanziger-Jahren; diesen Geist theilte sie der Gelehrtenwelt mit und war derselben dankbar, wenn sie von ihr mit einem ungeheuren Aufwande von Forschung, Kritik und System autorisirt ward, diesen ihren Geist als legitim zu betrachten.

Zu andern Zeiten und bei andern Völkern ist freilich dieser Apparat durchaus nicht für nöthig erachtet worden. Es genügte, daß der Historiker die Sprache seiner Quellen gründlich kannte, in der allgemeinen Geschichte gehörig bewandert war, Jurisprudenz und Nationalökonomie studirt hatte, im Uebrigen aber natürliches Urtheil besaß — was ihm Alles auch vor Erfindung unserer unfehlbaren

Methoden möglich war —; hatte er sich gar durch eigene Erfahrung und Thätigkeit mit Staatsführung und Verwaltung vertraut gemacht, so brauchte er sich wahrlich nicht erst „methodische Textkritik" als einzigen Schlüssel zur geschichtlichen Wahrheit anzueignen. So bereiteten, der Alten und der großen Geschichtschreiber der Renaissance nicht zu gedenken, noch im heutigen Frankreich und England geistvolle Politiker, wie Guizot und Macaulay, der Nation ihre historische Nahrung; in Deutschland waren es die Professoren. Was Wunder, wenn sie etwas trocken schmeckte, **was Wunder, wenn die Lehrer und Schriftsteller, welche dem wirklichen Staatsleben so ganz fern standen, das Wichtige vom Unwichtigen, das Nöthige vom Unnöthigen nicht** zu unterscheiden wußten? Die Nation hat doch aus alledem das ihr Zusagende herausgespürt und sich zunutze gemacht. Für's praktische Leben freilich hat sie dabei nicht lernen können, was ein Grieche und Römer, ein Franzose und Engländer aus ihren Historikern lernen mochten. Es ist eben mit der deutschen Historik wie mit der deutschen Philosophie und dem größten Theile der deutschen Literatur: sie ist vorzugsweise von Gelehrten für Gelehrte geschrieben, und selbst dem Laien, der sich mit ihr beschäftigt, bleibt stets ein wenig Staub auf den dadurch gewonnenen Anschauungen und Gedanken sitzen, den er dann große Mühe hat, wieder abzuschütteln; denn der Deutsche, selbst der, welcher nicht den gelehrten Kreisen ex professo angehört, wird gewöhnlich erst nachdem er die Dreißiger zurückgelegt wieder jung und verhältnißmäßig frisch, natürlich in Urtheil, Auffassung, Aufnahme von Eindrücken. Das System, die Abstraction, das fertig ihm aufgezwungene

Urtheil haben ihm die natürliche, unmittelbare Anschauung stets schon getrübt; und wenn sie auch nicht tief genug eingedrungen sind, um ihn in seinem Handeln zu hemmen, so hindern sie ihn doch entschieden daran, daß er die Gegenstände unbefangen und direct auf sich wirken lasse. Das dunkle Gefühl, daß dem so sei, war es auch, was die Stürmer und Dränger, was zwanzig Jahre später die Romantiker, was in unserem Jahrhundert das junge Deutschland zum Kampf gegen die gelehrte Bildung im Allgemeinen und gegen das Treiben der Universitäts-Professoren im Besonderen aufregte, und zwar stets mit der Uebertreibung und Heftigkeit, welche den Abtrünnigen eigen zu sein pflegt. Nie hat ein Grieche, ein Römer, ein Engländer oder ein Franzose, die Alle aus dem Leben herausschrieben, das Recht des Lebens auf Heinse'sche, Friedrich Schlegel'sche, Heine'sche Weise gegen die Schule geltend gemacht. Die ewige Forderung, Literatur und Leben zu versöhnen, sich gegenseitig durchdringen zu lassen, welche jede aufsteigende Generation wieder in Deutschland erhebt, hört man dort nie; eben weil die gegenseitige Durchdringung dort bestand und besteht. Wir sind aber Alle, Herr Nietzsche nicht ausgenommen, entkuttete Schulmeister; daher unsere Wuth gegen die Schulstube und — unsere Unbeholfenheit im Gebrauche der errungenen Freiheit, unsere Täppigkeit, wenn wir uns als Cavaliere geberden wollen, ohne unsere Bildung daheim zu lassen, „die Bänke zu hüten".

Herr Nietzsche ist aber auch ungerecht gegen die deutschen Gelehrten selber, wie er es gegen ihre Wirksamkeit ist. Ihre Untugenden sind doch nur die ihres Standes,

nicht unſerer Zeit, unſeres Volkes. Der Gelehrte, der aus der Wiſſenſchaft ſeinen Broterwerb macht, nimmt ſtets eine unvortheilhafte Stellung ein und er gleicht dem Prieſter, der von ſeinem Altar lebt. Mit der Idee der Wiſſenſchaft, wie mit der Religion, verbindet ſich immer die der Uneigennützigkeit, und die Vertheidigung der perſönlichen, irdiſchen Intereſſen, welche uns bei anderen Ständen ganz natürlich erſcheint, däucht uns hier verletzend, unzart; wir proteſtiren ſofort gegen den Geiſt der Coterie, ſobald ſich diejenigen gereizt zur Abwehr zuſammenſchaaren, welche uns durch ihre Thätigkeit ſelber ganz beſonders zur **Duldung oder zur Verachtung der Gegner verpflichtet ſcheinen. Wie im Allgemeinen der Widerſpruch zwiſchen** der hohen, göttlichen Miſſion des Prieſters mit der ſchwachen menſchlichen Natur ſtets einen Mißklang hervorrufen muß, ſobald der Träger jener Miſſion ſich dieſer ſeiner Schwäche und Unzulänglichkeit nicht ganz bewußt bleibt; wie ſpeciell der Gegenſatz zwiſchen der gepredigten Demuth und dem geübten Hochmuth uns am Geiſtlichen ſo ſehr beleidigt; ebenſo iſt uns die Rohheit der Gemüther oder der Formen bei Menſchen, die mit dem gerühmten Bildungsmittel der Wiſſenſchaft fortwährend umgehen, ganz beſonders verletzend. Das war aber Alles gerade ſo in den Tagen und dem Vaterlande Filelfo's und Poggio's wie heute im gelobten Lande der Univerſitäts-Profeſſoren. Man irrt ſich eben über die bildende Wirkung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. Dieſe Wirkung übt die Geſchichte nur aus, ſo lange ſie künſtleriſch oder philoſophiſch oder politiſch angeſchaut und betrieben wird. Und dies führt uns wieder zu Herrn Nietzſche's eigentlicher Theſe zurück; denn

seine Unterscheidungen [illegible]
so sonderbar auch die Benennungen [illegible]
das soeben Gesagte [illegible]

—

Herr Nietzsche meint, man könne [illegible] der Vergangenheit gegenüber auf dreierlei Weise [illegible] historisch, indem man sie als ein Gewordenes betrachte, oder unhistorisch, indem man sie [illegible] endlich überhistorisch, indem man sie [illegible] Er ist mit Recht der Ansicht, der moderne Mensch wechselweise historisch und unhistorisch in [illegible] heißt, sich bald den Zusammenhang mit der Vergangenheit lebhaft vergegenwärtigen, bald von ganz außen lassen, bald sich selber als Vollendung einer Entwicklung bald als Centrum derselben anfassen. Nun verkennt nicht, obschon er sich für diesesmal nur an die Historie wendet, daß ihm im Grunde der „Unhistorische" der die Geschichte künstlerisch oder naturwissenschaftlich als die ewige Einerleiheit des Willens zum Leben verschiedensten Erscheinungsformen auffaßt, [illegible] der historische oder unhistorische Mensch.

Bei dem Lebendigen nun, dem Handelnden Gleichgewicht in Deutschland, meint der Unzeitge da herrsche die historische Seite vor, überwuchere, das frische, unbefangene, naiv-egoistisch unhistorisch und Handeln. In der That könne man die Histo drei Weisen auf sich wirken lassen, die alle ihre V für das Leben hätten, freilich auch ihre Nachtheil aber überwögen jene im heutigen Deutschlan

Historie wirkt monumental — wir würden statt der bizarren Bezeichnung lieber den Ausdruck „exemplarisch" vom Juristen entlehnen — wenn vergangene Größe uns vorschwebt, sei's um uns zur That aufzumuntern, indem sie uns die Möglichkeit des Großen zeigt, den Ruhm vorhält, den die Geschichte dem Handelnden bereitet, sei's um uns von der That abzuschrecken, indem sie uns die eigene Kleinheit ins Gedächtniß ruft oder, den trivialen Ausdruck zu gebrauchen, mit den Todten die Lebendigen todtschlägt. Die Historie kann aber auch antiquarisch behandelt **werden, welche Behandlungsweise im conservativen Sinne ihren Ursprung hat und conservativ auf das Leben wirkt. Pietät und Trieb nach Aufrechthaltung des Zusammen**hanges mit der Vergangenheit führen zu dieser Art von Historik, welche wohlthätig bleibt, so lange sie nicht in unterschiedslose Werthschätzung alles Vergangenen, das heißt in blinden Conservatismus oder „gelehrtenhafte Gewöhnung" ausartet. Endlich kann man der Geschichte auch kritisch gegenüberstehen, indem man ihre tausend Fesseln, mit denen uns die Vergangenheit belastet hat, zerreist, damit das Leben wieder Raum gewinne — ein gar gefährliches und schmerzliches Vorgehen, das man aber mit dem unhistorischen Sinne zu verwechseln sich hüten muß; dieser vergißt die Vergangenheit und lebt und handelt, als wäre sie nie gewesen. Der kritische Sinn richtet sich gegen sie, um sie zu zertrümmern; er wäre es, den man als den Reactionär par excellence darstellen sollte, während er in der That als der Revolutionär verschrieen ist.

Alle diese drei Behandlungsweisen der Geschichte nun wirken nur noch in ihrem schlimmsten Sinne auf Deutsch-

land, wenn wir Herrn Nietzsche Glauben schenken
und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die
Wissenschaft zu werden prätendirt hat. Daher sei
kommen, daß all unsere Bildung „nur ein Wis
Bildung“ geworden, daß „ein merkwürdiger G
eines Innern, dem kein Aeußeres, eines Aeußere
kein Inneres entspräche“, entstanden sei, daß „der
Mensch eine ungeheure Menge von unverdaulichen
steinen mit sich herumschleppe“. Mit anderen Wo
Geschichtswissenschaft hat Deutschland daran verhind
nationale Cultur zu haben. Wie aber hat das
schichtswissenschaft zuwege gebracht? Durch die V
lichung des Wissens, antwortet Herr Nietzsche: sie
Menschen in sich entzweit, den Wissenden vom Han
und Fühlenden getrennt und so die Persönlichkeit ge
Sie hat ein solches Gewicht auf die Objectivität
daß das Subject, der eigentliche Träger der G
das auch allein sie zu schreiben berufen sein sol
dabei ganz selbst aufgegeben hat oder aufgegeben z
glaubt. — Zweitens hat die Geschichtswissenschaft
bildung unserer Zeit gefördert, „daß sie die seltenste
die Gerechtigkeit, in höherem Grade besitze als jed
Zeit“, indem sie meint, jene ihre gerühmte Object
nichts Anderes als Gerechtigkeit; während doch d
von starken Richtern, nicht von gleichgiltigen G
geübt wird. — Drittens wurden durch dieses Ueber
historischem Wissen „die Instincte des Volkes ge
der Einzelne nicht minder als das Ganze am Re
gehindert“. Schon früh wird der sichere Blick get
geblendet durch „allzu helles, allzu plötzliche

wechselndes Licht. Die Masse des Einströmenden ist so groß, das Befremdende, Barbarische und Gewaltsame dringt so übermächtig . . . . . auf die jugendliche Seele ein, daß sie sich nur mit einem vorsätzlichen Stumpfsinn zu retten weiß"; das heißt, man ist blasirt, ehe man noch das Leben kennt. — Viertens aber wird durch jenes Uebermaß „der jederzeit schädliche Glaube an das Alter der Menschheit, der Glaube, Spätling und Epigone zu sein, gepflanzt". Unsere ganze geschichtliche Bildung strebt also verkappt dahin, wohin das Christenthum offen strebte: die Zukunft **als werthlos darzustellen, die pflanzende, schaffende Thätigkeit, welche auf jene Zukunft als etwas Wirkliches hinwirken möchte, zu lähmen, als werthlos darzustellen,** uns stets als Erben, nie als Erblasser zu betrachten, uns zu beweisen, „daß es gut sei, alles Geschehene zu wissen, weil es zu spät dafür sei, etwas Besseres zu thun". Dieser sterile Hochmuth nun, der unsere Generation als Zweck und Vollendung der weltgeschichtlichen Entwicklung hinstellt (wie das Christenthum Natur, Menschheit, Universum für die Anhänger der alleinseligmachenden Kirche geschaffen glaubte), bringt endlich fünftens eine Zeit „in die gefährliche Stimmung der Ironie über sich selbst und aus ihr in die noch gefährlichere des Cynismus; in dieser aber reift sie immer mehr einer klugen, egoistischen Praxis entgegen, durch welche die Lebenskräfte gelähmt und zuletzt zerstört werden". Aus dieser, für Herrn Nietzsche namentlich durch E. v. Hartmann vertretenen, tödtlichen Weltanschauung kann uns nur die Jugend retten. Sie leitet unser Geschlecht „zu einem Proteste gegen die historische Jugenderziehung des modernen Menschen", sie fordert, daß „der

Menſch vor Allem zu leben lerne und nur im Di
erlernten Lebens die Hiſtorie gebrauche". So allein
wir wirklich zu dem kommen, was uns ſo ſehr fehl
nationalen Cultur, welche „nur aus dem Leben
wachſen und herausblühen kann" ... Die deutſche
erziehung dagegen bezweckt eine äußerliche, vom Le
trennte Cultur, d. h. ein Wiſſen. „Ihr Ziel, re
und hoch gedacht, iſt gar nicht der freie Gebildete,
der Gelehrte, der wiſſenſchaftliche Menſch, und zu
möglichſt früh nutzbare wiſſenſchaftliche Menſch,
abſeits von dem Leben ſtellt, um es recht deutlich
kennen; ihr Reſultat, recht empiriſch-gemein angeſe
der hiſtoriſch-äſthetiſche Bildungsphiliſter, der altkl
neuweiſe Schwätzer über Staat, Kirche und Kunſt
Mit dieſer Erziehung muß gebrochen werden, un
Jüngling muß ſich vor Allem von der Abweſenh
deutſchen Cultur überzeugen, er muß wieder „unhi
werden und vergeſſen lernen, zugleich aber auch
hiſtoriſch", indem er ſeinen Blick auf Kunſt und
richtet. Freilich wird die erſte Generation dabu
zum Ziele gelangen, ſie muß ſich aufopfern für d
folgende. Sie muß thun, was einſt die Griechen
als ſie mitten im Chaos von ausländiſchen, fer
babyloniſchen, lydiſchen, egyptiſchen Formen und
ſich auf ſich ſelbſt zurückbeſannen, jenes Chaos org
und eine eigene Cultur ſchufen. Anſtatt Convent
Maskerade, wie jetzt, werden Kunſt und Religi
Cultur anpflanzen, welche in der „Einheit des deutſche
und Lebens nach der Vernichtung des Gegenſatzes vo
und Inhalt, von Innerlichkeit und Convention" beſt

III.

Dies das dürre Gerippe des Nietzsche'schen Raisonnements, das der talent- und geistvolle, selbstdenkende, erregte Verfasser mit dem Fleische einer lebendigen, originellen, stellenweise hinreißenden Sprache umkleidet hat, und es hat uns wahrlich nicht wenig Ueberwindung gekostet, so unbarmherzig den Kern der merkwürdigen Schrift aus seiner schönen Schale loszulösen. Fragen wir uns nun aber, ob wir trotz aller Sympathien auch mit dem Kopfe immer des Schriftstellers Partei nehmen, seine Thesen zu den unsrigen machen können, so müssen wir sofort unsere Reserven machen. **Ja, im Allgemeinen scheint uns Herr Nietzsche das Richtige getroffen zu haben; aber auch im Einzelnen? Und namentlich,** hat er in seiner Zerstörungswuth nicht gar zu sehr vergessen, daß, wer uns so viel nimmt, uns auch etwas geben muß?

Nur vorübergehend wollen wir noch einmal an das schon in unserem ersten Paragraphen Gesagte erinnern, indem wir die Prämisse der ganzen Schrift für viel zu weit gegriffen erklären. Hr. Nietzsche spricht, als ob die ganze deutsche Nation eine akademische Erziehung genossen und im historischen Wissen erstickt wäre. Dies ist durchaus auf die schriftstellernden Deutschen zu beschränken, oder es ist doch jedenfalls festzustellen, wie wir es gleichfalls schon gethan, daß die nicht-schriftstellernden Deutschen, welche eine solche historische Ueberbildung erhalten, dadurch wohl in ihren Anschauungen und Urtheilen, keineswegs aber in ihrem Handeln gelähmt und irre gemacht werden. Das haben sie im Kriege gezeigt, das zeigen sie schon lange jedem Aufmerksamen in ihrem Auftreten außerhalb der Sphäre unserer Civilisation, sei es als Reisende im Himalaya und an den

Quellen des Nil, sei es als Kaufleute in Japan und C
ei es als Abenteurer in Mexico und San Franc
Würden sich endlich einmal unsere Romanschriftsteller,
toriker, Reisebeschreiber, Dichter, Dramatiker unter
Menschen recrutiren, anstatt unter freigelassenen oder
m Joche ziehenden Kathedermännern, so würde wohl
nsere Literatur jenen abstracten Charakter verlieren.
ese nur einmal wieder die politischen Reden von
ines deutschen Kammerredners, wie Herrn Professor Virch
der selbst Herrn Professor Gneist's, — man sieht,
zählen wahrlich keine Untergeordneten als Standesver
— und vergleiche sie mit denen Bismarck's, die heute
gerade so frisch, inhaltsvoll und anregend sind als vor
Jahren, und man wird sofort verstehen, was wir me
Warum sollte nicht auch früher oder später ein künstl
begabter Officier uns eine Geschichte des deutsch-französ
Krieges geben?

Es ist ohne Zweifel ein großer Irrthum der deu
Professoren gewesen, aus der Geschichte eine Wissen
machen zu wollen, was sie ihrer Natur nach nicht sein
ber es ist ihnen doch glücklicherweise bis jetzt nicht gelu
die Geschichte als Wissenschaft in die Jugenderziehung, s
n den Gymnasial-Unterricht einzuführen. Es mag
nahmen geben, aber im Allgemeinen läßt der Lehre
Geschichte seine Kritik vor der Schulstubenthür und
die Geschichte, sei's dogmatisch, sei's erzählend, wie der
des Griechischen wohl auch seine Conjecturen und Emendat
dem Schüler meistens nicht vorträgt, sondern ihm de
druckten Text seines Alten als das Gegebene, Unzw
fasste in die Hand giebt. Daß beide aber selber d

die Details geprüft, ist eine Nothwendigkeit. Nicht daß wir unfehlbare Methoden hätten, um hinter den historischen Thatbestand oder den ursprünglichen Text eines Schriftstellers zu kommen, wohl aber weil nur wer alles Einzelne geprüft, das Ganze so besitzen kann, daß er es Andern mittheilen darf. Das will nicht sagen, daß unser, sowie überhaupt das europäische Unterrichtssystem nicht einer tiefgehenden Veränderung bedürfe; wir glauben sogar, daß aller Geschichtsunterricht in den niedern Classen sich auf Lesen des Herodot, des Plutarch, des Cornelius Nepos, Joinville's, Muntaner's u. s. w., in den höheren Classen auf das Einprägen der Rahmen beschränken müßte, welche der Schüler früher oder später durch Lektüre auszufüllen hätte. Wir sind ferner der Ueberzeugung, daß das Studium der alten Sprachen fünf Jahre später, als es geschieht — das heißt erst nach vollendetem dreizehnten Lebensjahre — begonnen, die Grammatik von der robusteren Intelligenz des Knaben in zwei Jahren im Wesentlichen erlernt, und die drei bis vier übrigen Jahre dem größtentheils cursiven Lesen der Classiker gewidmet werden könnten. Wir halten endlich dafür, daß die ersten sechs Jahre des Unterrichts nur zur Stärkung des Gedächtnisses und des Beobachtungsvermögens verwendet werden sollten*) — aber aus alledem folgt noch gar nicht, daß

*) Der Schreiber dieses, ein eifriger Anhänger des classischen Unterrichts und welcher alle Lehrgegenstände dieser fünf entscheidenden Jahre (13—18) ausschließlich auf die alten Sprachen und die Mathematik beschränkt wissen möchte, war zu der Ueberzeugung von der Nützlichkeit dieser Reform durch Nachdenken und Erfahrung gekommen; er hat sie seitdem in Holland mit dem größten Erfolg durchgeführt gesehen und erfährt nun, daß dasselbe auch in Schweden geschehen ist.

die Kenntniß des Vergangenen keinen Theil des Jugendunterrichtes mehr ausmachen, noch weniger, daß unsere Lehrer nicht fortfahren sollten, auf der Universität sich eine gelehrte Bildung zu erwerben. Oder glaubt Herr Nietzsche, daß die deutschen Gymnasial-Lehrer je aus der Reihe der Geschäftsleute, der Staatsmänner oder der Künstler hervorgehen könnten? Nur Eines halten wir für ein wirkliches Unheil, und das ist, daß unsere Historiker sich nicht aus diesen Kreisen recrutiren, wie es Herodot und Thukydides, Sallust und Cäsar, Machiavelli und Guicciardini, Clarendon und Grote, Mignet und Thierry gethan. Wie sehr die Theilnahme am wirklichen Staatsleben, sei sie auch noch so indirect — und die Theilnahme unserer Kammern am staatlichen Leben war und ist doch noch sehr indirect — dem Historiker zugute kommt, sieht man auf den ersten Blick, wenn man ein Werk Sybel's, Häußer's oder Treitschke's mit einem Werke Wachsmuth's oder Schäffer's, ja Leo's und Schlosser's vergleicht. Man fühlt schon den Uebergang aus der „wissenschaftlichen" Behandlung der Geschichte zur künstlerischen und politischen, welche im Grunde die allein statthaften sind, so lange man die Vergangenheit nicht eben „überhistorisch", d. h. philosophisch betrachten will. Warum aber Geschichte nimmer, wie Physik oder Chemie, eine Wissenschaft werden kann, das haben hervorragende Denker, wie Montesquieu, Wilhelm v. Humboldt und Schopenhauer, so unwiderleglich dargewiesen, daß es als eine unnöthige Dreistigkeit erscheinen könnte, wollten wir diese ihre Darweisung hier abgeschwächt noch einmal vorbringen.

Herr Nietzsche meint, der historische Sinn, welcher doch eigentlich die Grundlage der ganzen deutschen Bildung von

Winckelmann bis auf Hegel ausmacht, sei vom Uebel: er habe uns zu Anbetern des Erfolges gemacht, er habe uns gelehrt, über dem Werden das Sein zu vergessen, er habe uns das Gefühl und damit auch die Kraftlosigkeit des Epigonenthums eingeimpft.

Ueber den Werth des historischen Sinnes an sich wollen wir nicht rechten. Man darf nie vergessen, wie er sich in Deutschland nur als Reaction gegen den Mechanismus und Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hat. Daß er allein jenen „überhistorischen" Standpunkt, der Herrn Nietzsche mit Recht so überlegen dünkt, möglich macht, scheint uns unwiderleglich; daß er aber durchaus in den Augen seiner ersten Verkünder, vor Allem Hamann's und Herder's, nicht eine Vernichtung oder nur Geringschätzung der Persönlichkeit implicirte, beweist ein Blick auf ihre Schriften. Denn recht im Gegentheile dachten und sagten sie, als sie das Wachsen dem Machen, das Werden dem Absoluten, den Organismus dem Mechanismus entgegensetzten, der höchste, herausgewachsene und gewordene Organismus sei die große Individualität, und ebenso sei diese auch wiederum das wirksamste, schöpferischeste Element in der geschichtlichen Weiterentwicklung. Niemand hat mehr für die Totalität der individuellen Thätigkeit gegen die Arbeitstheilung geeifert als sie, und wer sie richtig versteht, wird, anstatt zu einem stumpfen Fatalismus, gerade zum Handeln, Eingreifen, Geltendmachen seiner Persönlichkeit getrieben werden.

Auch unsern Cultus des Erfolges scheint uns der Verfasser nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben. Freilich sind wir historisch und philosophisch gebildeten Deutschen in

unſerer Geſchichtsbetrachtung alle Darwinianer vor
geweſen: wir glaubten und glauben, daß in der
geſchichte, wie in der Natur, ſtets dem Stärkeren d
bleibt. Aber es fällt durchaus nicht uns Allen e
Hegel es implicite that, hinzuzufügen: dem Beſſeren
anderen Worten, wir begnügen uns, Thatſachen
ſtatiren; wir wollen mitnichten ihren moraliſchen
abwägen. Jenes Geſetz wird uns von Geſchichte un
offenbart; wir haben es zu erkennen, wie uns die U
des Willens aus dem Rückblicke auf unſeren eigene
riſchen Charakter und auf den Anderer als Geſetz
wird, was uns durchaus nicht hindert, im praktiſch
zu handeln, als ob wir freien Willen hätten. Ja,
wie Knox, Calvin und Luther haben, ſollten wir
ganz anders energiſch gehandelt, als alle Predi
Willensfreiheit. Wir behaupten z. B., daß der Jeſu
im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert in
und Oeſterreich geſiegt habe, weil er der Stärkere
iſt uns aber nie eingefallen, ihn deßwegen als den
hinzuſtellen. Ja, wir gehen noch weiter, wir be
ihn, ſeine Folgen, ſeine Nachwüchſe mit dem Gefü
wir, die wir uns als die Beſſeren fühlen, wohl a
auch wieder die Stärkeren werden könnten. Hä
dieſe Hoffnung nicht, ſo würden wir nicht ſtreit
kann man ſich verſichert halten.

Wir fühlen uns als Epigonen, meint Herr
und in Einem Sinne hat er wohl Recht: unſerer
ſchaft, unſerer Literatur gegenüber ſind wir es au
wie Mancher — Herr Nietzſche einer der erſten
ſich nicht auch als Progone? Mag ſein, daß ſi

„Bildungsphiliſter" und Profeſſoren recht Wagner-Miſſiſch ſtolz fühlen, daß ſie es ſo unendlich weit gebracht; wir kennen aber auch gar Viele, und nicht die Schlimmſten, welche die literariſche Inferiorität unſerer Zeit wohl fühlen und anerkennen. Mag ſein, daß manch junger Privatdocent ſich wertheriſch blaſirt und ohnmächtig fühlt in dieſer Erkenntniß. Der gebildeten deutſchen Jugend im großen Ganzen iſt doch etwas Anderes aufgegangen in den letzten Jahren: ſie ſtehen da als Hoffende, als Strebende; ſie ſehen, daß die literariſche Productivität der Nation für den Augenblick erſchöpft iſt, daß die ſtaatliche, bislang auf ſo falſchem Wege, endlich ins richtige Geleiſe gebracht worden iſt. Sie möchten dieſe neuen Wege gehen, aber doch das Erbtheil der Väter nicht zurücklaſſen; ſie ſind keineswegs gewillt, nordamerikaniſch-„unhiſtoriſch" zu ſein; ſie wollen anknüpfen an die Gründer deutſcher Literatur wie an die Gründer des modernen Staates, an Schiller und Göthe, wie an Friedrich und Stein, die Univerſalität bewahren und doch ſie ſelber ſein, in der neuen nationalen Exiſtenz ſich die humane Geſinnung einer Zeit bewahren, wo der nationale Staat noch nicht exiſtirte. Sie haben das Gefühl ihrer Formloſigkeit und das Bedürfniß, ſich Formen anzueignen, und zwar Formen, die jener Bildung der Väter entſprechen. Mit anderen Worten, ſie wollen, was Herr Nietzſche ſo ſehnlichſt herbeiwünſcht: eine nationale Cultur.

Wodurch aber wird dieſe nationale Cultur erlangt werden? Iſt's durch möglichſt unhiſtoriſche Realſchulbildung? Iſt's durch den ausſchließlichen Betrieb der Natur-

wiſſenſchaften? Iſt's, wie unſer Verfaſſer meint, i
ine neue Kunſt und Religion? Uns will bedünken, u
Cultur iſt ſchon im Anzuge, und wir glauben ſchoı
harakteriſtiſchen, nicht eben immer angenehmen Züge
elben unterſcheiden zu können. Erſtehen in ausgebil
Formen kann ſie erſt, wenn die allernächſte Vorbedin
u ihr da iſt: Wohlſtand, und zwar angehäufter
rerbter Wohlſtand, der Muße und Freiheit im G
ührt, ohne welche keine Cultur denkbar iſt. Wir
eine Südländer; das Zuſammentreffen hoher geiſtiger
ıng mit urſprünglich einfachen, natürlichen Sitten,
enen die Cultur des Perikleiſchen Zeitalters und, ol
n geringerem Grade, diejenige des italieniſchen Qua
:ento hervorging, wird uns nie ganz zu Theil w
können; aber eine Cultur wie die franzöſiſche oder eng
wenn auch verſchieden von dieſen in Weſen und F
kann das neue Deutſchland wohl noch ſchauen. Einer ı
nalen Religion wird ſie freilich entrathen müſſen,
der Glaube der gebildeten Deutſchen — und nur die
bildeten nennen wir die Nation — iſt entweder ganz ne
oder ganz unbeſtimmt: in beiden Fällen unproductiv,
es ſich darum handelt, dem Leben Formen zu geben.
iſt der metaphyſiſche Sinn, der Idealismus, wenn
will, noch nicht aus der deutſchen Weltanſchauung ge
— die immer größere Verbreitung Schopenhauer's ur
Gleichgiltigkeit gegen den engliſchen Poſitivismus be
es — und wenn dieſer vage Idealismus nicht genügt,
Leben beſtimmte Formen zu geben, ſo verhindert er
daß verknöchernde Formen je die Seele unſerer komm

Cultur erſticken. Auch die deutſche Kunſt — die Muſik — iſt mehr dazu angethan, die Volksſeele zu erwärmen und auf das metaphyſiſche Weltprincip hinzulenken, als Lebensformen zu ſchaffen; aber ſie iſt doch ein mächtiger Kampfgenoſſe der Cultur gegen Verwilderung. England hat eine Cultur, d. h. eine Einheit des inneren und äußeren Lebens, ohne irgend eine Kunſt, außer der Poeſie, aus ſich heraus geſchaffen. Warum ſollte es Deutſchland nicht? Das Einzige, was ihm dazu noththut — und darin treffen wir hoffentlich Herrn Nietzſche's Billigung vollſtändig — iſt das Aufgeben, nicht des claſſiſchen Jugendunterrichtes, ſondern der **Paraſitenbildung, vor Allem des Leſens von Büchern über Bücher und Werke der Kunſt. Sobald der Deutſche ſich** dazu wird entſchließen können, alle Literatur- und Kunſtgeſchichten, Aeſthetiken und Kritiken beiſeite zu laſſen, ſobald er ohne Anleitung ſeinen Göthe wird leſen, ſeinen Dürer ſchauen, ſeinen Mozart hören wollen, braucht es nichts weiter. Für den Reſt werden ſchon die neuen Lebensverhältniſſe ſorgen. Wenn Herr Nietzſche aber jene Schmarotzer-Literatur unter „hiſtoriſcher Bildung" verſteht, ſo müſſen wir ihm beiſtimmen: ſie iſt vom Uebel. Doch irrt er ſich, wenn er meint, wir Deutſchen litten daran mehr als andere Nationen. Auch im Auslande gibt es „altkluge und neuweiſe Schwätzer über Staat, Kirche und Kunſt" genug; auch in Frankreich und Italien, vor Allem aber in Rußland und England greift das Wiſſen um die Dinge anſtatt der Kenntniß der Dinge, das Abſtrahiren anſtatt des concreten Anſchauens, die krankhafte ſterile Vielſeitigkeit anſtatt geſunder Ausſchließlichkeit, das Allemgerechtwerden ſtatt des muthigen Verdammens und Anerkennens immer mehr um

sich und untergräbt täglich mehr den Charakter ehemals scharfgezeichneter nationaler Culturen.

Welches aber wird der bestimmende Factor in der deutsch-nationalen Cultur sein? In England war's, trotz aller Ausdehnung des Handels, die Land-Aristokratie; in Frankreich war's der Hof; in Italien das städtische Patriciat. Wir zweifeln nicht, daß es in Deutschland das Heer sein wird. Die allgemeine Wehrpflicht hat in wenig Jahren dem Rheinländer die preußische Physiognomie aufgedrückt; dem von Außen Zuschauenden verräth sich schon etwas Aehnliches bei dem Süddeutschen. Diese Physiognomie mag weniger angenehm sein als die des englischen Gentleman, des französischen Höflings, des italienischen Patriciers; eine Physiognomie ist es immerhin, und zwar eine stark ausgeprägte. Je mehr einerseits der Wohlstand steigt, je nationaler andererseits das Heer wird, desto mehr schleift diese Physiognomie ihre eckigen brandenburg'schen Formen ab, ohne doch die älterlichen Züge ganz zu verlieren. Dazu kommt das Gefühl des eigenen Werthes, der Anerkennung, welche das Ausland zollt, um dem Auftreten Sicherheit zu geben, welche ein untrügliches Anzeichen und ein höchst schätzbarer Vorzug jeder nationalen Cultur ist; es kommt die philosophische Bildung hinzu, um dem Handeln und Scheinen idealen Rückhalt zu sichern. Warum sollte nicht die Zeit kommen, wo ein wohlhabender Deutscher, der, nach classischer Gymnasial-Bildung und einjährigem Dienst im Heere, in den Handel, in den Beamtenstand, in die Diplomatie, in den Ackerbau, auf das Forum, in das Heer selber übertritt, bei aller Persönlichkeit den Stempel einer nationalen Cultur tragen würde? Dann wäre ja jene

Einheit wiederhergeſtellt, die Herr Nietzſche herbeiſehnt, und wer weiß, ob uns dann nicht eine Poeſie oder eine Kunſt erſtehen wird, welche ſo univerſell iſt, als Göthe's und Beethoven's, aber zugleich ſich ſo enge an's öffentliche und nationale Leben anſchließt, als Shakeſpeare's oder Molière's Schöpfungen.

Juni 1874.

Ueber Sprachvermengung.

Es hat in Deutſchland immer Leute gegeben,
berufen glaubten, lebhaften Proteſt gegen fremden
auf die vaterländiſche Sprache und Literatur ei
und man hat zu allen Zeiten verſucht, dieſem als e
betrachteten Einfluſſe durch mehr oder minder ge
Zurückführung zum Nationalen zu ſteuern. Die
ſind aber ſtets verhallt, ohne ein Echo zu finden,
ſuche ſtets an der Gleichgiltigkeit des Publicums g
und unſer liebes Vaterland iſt nach wie vor dem
Einfluſſe zugänglich geblieben. Umſonſt hat ma
und Freja, Hermann und Thusnelda heraufbe
umſonſt haben patriotiſche Schneider „deutſche Röcke"
unſer Volk iſt Jupiter und Venus, Oreſt und Jp
treu geblieben, und wir laſſen noch immer unſere
nach Pariſer Muſtern ſchneiden. So auch mit der
Weber die „Klagmären" haben die „Tragödien",
„Jungfernzwinger" die „Klöſter" aus dem Volksm
verdrängen vermocht. Es fragt ſich nur, wer R
der Volksinſtinct oder die Sprachpädagogen.

Schon zu Luther's Zeiten, dann wieder zu Opitz', Leibniz', Thomasius', Klopstock's, Arndt's Tagen wurde geeifert gegen die Französirung unserer Sprache, und sollte man dem Herrn Brandstäter glauben, so stünde es heute schlimmer als jemals, so wäre namentlich, „seit einigen Jahren die Nachahmung gallischer Redeweise in auffallender Zunahme begriffen"*). Uns das zu beweisen, hat der treffliche Patriot Auszüge aus mehr als 700 Schriften gemacht und gibt sie uns hier in einem Bande, nicht ohne am Anfange und am Ende die obligate Diatribe in Jahn'schem Style gegen die Verwälschung unserer Generation anzubringen. Der Ton des gelehrten und äußerst fleißig gearbeiteten Werkes, da, wo es nicht nur eine trockene Zusammenstellung von Citaten ist, macht ganz den Eindruck, als sei er ein Nachklang aus der Blüthezeit deutschthümelnder Franzosenfresserei. Die Behauptung aber, welche dem ganzen Buche zu Grunde liegt, kann nur als eine falsche, die Vertheidigung derselben als eine ganz mißlungene betrachtet werden. Die neuere deutsche Schriftsprache, weit entfernt, immer mehr Fremdwörter aufzunehmen und fremde Redeweisen nachzuahmen, ist von Leibniz auf Lessing, von Lessing bis auf unsere Tage, in beiden Beziehungen immer reiner und selbstständiger geworden, wie es ein vergleichender Blick auf die ersten besten Schriftsteller unserer und der vergangenen Zeit beweist. Die Belege aber, welche Herr Dr. Brandstäter zum Gegentheile vorbringt, sind so willkürlich als möglich gewählt, wie es leicht nachzuweisen ist.

*) Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur, von Dr. Franz August Brandstäter. Leipzig, Hartknoch, 1874.

Der Verfaſſer ſpricht nicht von den Fremdwört
r meint, dieſer Gegenſtand ſei ſchon oft und grün
enug behandelt worden; er wendet ſich vorzugsweiſe g
die phraſeologiſchen und ſyntaktiſchen Gallicismen", in
r ſich, wie man ſieht, ſelber ſolcher Fremdwörter beb
eren Urſprung unzweifelhaft iſt. Manche der von
ngeführten Beiſpiele ſind äußerſt zutreffend; aber
bertreiben nicht, wenn wir ſagen, daß mindeſtens
ehntel der als Gallicismen angeführten Redensarten, n
uch nicht immer zu loben, doch durchaus deutſch ſi
Wir wollen hier nicht auf Einzelnes eingehen. Hätte

*) Man nehme aufs Geradewohl eine Seite heraus, und
ie erſte: „Es abgewinnen", „ähnlich" ſtatt „ſolch ein", „alle
aben" ſtatt „Zeit genug", „Einen antreten" („Da tritt ein b
Johemerweib mich an"), „armer" liebkoſend ſtatt „lieber",
ieſes" ſtatt „darauf". Iſt das Alles franzöſiſch? Sind es:
Sprache beſitzen", „einer Meinung ſein", „was haſt du?" (a
was fehlt dir?"), „Geſellſchaft ſehen", „Maßregeln nehmen",
aſt gut reden", „begegnen" (für „geſchehen"), „entwaffnen"
ranſitiv gebraucht, „Schwüre leiſten", „ſich wegen eines
Einfalls loben", „gemacht" ſtatt „geeignet" u. ſ. w.? Noch ſ
ner ſteht es mit den ſyntaktiſchen Gallicismen, die 140 S
es Buches füllen. Auch hier ſind die meiſten angeführten
piele entweder gut deutſch oder, wenn fehlerhaft, doch de
urchaus noch nicht aus dem Franzöſiſchen entlehnt. So:
weißt nicht, welche Sophiſten (ſtatt Sophiſtinnen) die Liebe
ms Frauen macht"; „den Namen der Koloniaten führen"; „
es Vaterlands"; „Ich warf mich zu den Füßen der Weinen
„Möge es ehren die Geſchichte"; „Ich ſehe dieſes Elends
Ende"; „Alles iſt nicht Gold was glänzt"; „Die Tugend, d
nſchauend erkenne, werde ich ſie auch ausführen; „Nach
erzweifelten Gegenwehr"; „Keine nicht" u. ſ. w. Dagegen k

Verfaſſer auch ſein Anklage-Regiſter auf das Unwiderleglichſte beſchränkt, wir müßten doch ſein Bemühen für ein fruchtloſes halten; denn eine Sprache, wie ein Menſch, wie ein Volk, wird nicht durch gute Lehren gebeſſert.

wir dem Verfaſſer nur beiſtimmen, wenn er ſich gegen den unveränderlichen Nominativ der Appoſition erhebt („Auch finden Sie dort einen Neffen, der munterſte, artigſte Menſch von der Welt"); wenn er „gedankt", „gefolgt" als Paſſiva perhorreſcirt; ſich über „lehren" mit dem Dativ, „helfen" mit dem Accuſativ ereifert (indeß ſcheint der Verfaſſer nicht zu wiſſen, daß das Richtigere auch im Franzöſiſchen in den meiſten Fällen lui aider, nicht l'aider iſt); ebenſo wenn er „Einem widerſprechen", „Einem heißen" mißbilligt; oder wenn er gegen Anakoluthien proteſtirt, wie: „Aus ſechs Wunden blutend, gab es doch keine Kugel, mir des Lebens Schande zu erſparen", welche übrigens im Franzöſiſchen vielleicht noch weniger als im Deutſchen zuläſſig ſind. („Cela prédit" iſt kein Franzöſiſch.) Aber dieſe wirklich gerechtfertigten Rügen ſind ſehr ſelten, und überdies iſt es, wie ſchon bemerkt, dem Verfaſſer nur ſelten erlaubt, die betreffenden Redeweiſen als Gallicismen zu bezeichnen. So ſcheint mir, daß, wenn Leſſing ſeinen Marinelli ſagen läßt: „Alles, was ich zu thun habe, iſt, zu verhindern, daß ſie nicht geſtört werden", er wohl eher einem auch im Lateiniſchen und Griechiſchen herrſchenden Sprachgefühl gehorcht, als eine franzöſiſche Wendung nachgeahmt hat. Ebenſo hat wohl auch Göthe kaum an ne-que gedacht, als er ſeinen Jetter von Philipp II. ſagen läßt: „Er ließ ſich nicht ſehen als in Prunk und königlichem Staate". Dagegen wundert mich, daß Herr Dr. Brandſtäter nicht ſolche offenbar dem Franzöſiſchen nachgebildete Journal-Ausdrücke, wie „Rechnung tragen" oder „Tragweite" geißelt; daß er nicht das alte deutſche Anakoluth: „Ich habe Niemanden ſo ſchön gefunden, als ihn", vertheidigt gegen das logiſchere, undeutſche „Ich habe Niemanden ſo ſchön gefunden, als er (iſt)", das ſich in den Sprachgebrauch einzuſchleichen droht.

Unſere Sprache iſt im großen Ganzen beſſer und reiner geworden, obſchon wir weniger große Proſaiker haben, als am Ende des vorigen Jahrhunderts; aber ſie iſt es geworden, weil wir dieſelben hatten. Erſt wenn der nationale Ideengehalt da iſt, kann die Sprache ganz national werden, wie eine Dichtung, Göthe zufolge, erſt dann national wird, wenn die Zuſtände des Vaterlandes einen nationalen Gehalt bieten. So lange Deutſchland keine eigene Geiſtesbildung hatte — das heißt zwei Jahrhunderte lang — lallte es natürlich die Sprache der Franken, von deren Bildung es lebte, genau wie's heute die Italiener thun. Ja, es kommt die eigenthümliche Erſcheinung vor, daß Männer, denen Deutſchland einen großen Theil ſeiner Bildung verdankt, ſelber noch mit der fremden Terminologie ringen mußten und erſt ihre Schüler der deutſchen Idee den deutſchen Ausdruck gaben. Man vergleiche Kant und Schopenhauer. Wenn unſere Journaliſtik noch vielfach in Wort und Wortfügung mehr als billig franzöſirt, ſo kommt es eben daher, daß die politiſchen Anſchauungen der Deutſchen ſich bislang auf den franzöſiſchen Zuſtänden, Parteiungen, Einrichtungen, Doctrinen aufgebaut hatten; doch wäre das Bischen Franzöſiren im Ausdruck gerne zu verzeihen, wenn ſich jene Anſchauungen nur vollſtändiger umgebildet hätten und wenn jene Gallicismen weniger nachläſſig und geſchmacklos hingeworfen wären. Auch unſer Heer heißt eine „Armee" und iſt geführt von „Generälen" und „Seconde-Lieutenants", eingetheilt in „Bataillone" und „Regimenter", was es doch nicht gehindert hat, eine recht glorreiche und echt deutſche „Campagne" zu machen; und wer wird es Friedrich dem

Großen nachtragen, daß „er Französisch redete, da er doch deutsch handelte"?

Alle forcirten Versuche, die Sprache zu germanisiren, sagten wir, helfen zu nichts, und es däucht uns, die Geschichte dieser Versuche beweist es zur Genüge. Nicht die Sprachreinigungs-Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, nicht Klopstock und seine Barden, nicht die Deutschthümler der Zwanziger Jahre haben uns unsere verlorene Sprache wiederhergestellt, sondern Lessing, Herder, Göthe, die nicht auf ihr Deutschthum zu pochen pflegten. Es ist damit ungefähr wie mit dem deutschen Staate gegangen, **dessen Herstellung auch kein Werk der Jahn und Gervinus war, sondern das von Männern, welche das Vaterland** sicherlich nicht unnütz im Munde führten und bei denen man nie leidenschaftlichen Ausfällen aufs Ausland begegnet. Da wird nur immer von „dem unheilvollen Einflusse des Französischen auf unsere Muttersprache" gesprochen; was wir aber diesem vielgeschmähten wälschen Einflusse danken, davon ist nie die Rede. Wo haben sich denn unsere besten Prosaiker gebildet? Wieland sprach und schrieb das Französische wie ein Franzose. Lessing verdeutschte als Jüngling die französischen Komiker, kannte Corneille, Racine, Molière auswendig, hatte alle französischen Kunstrichter studirt. Winckelmann las seinen Bayle und seinen Montesquieu beinahe täglich. Göthe war des Französischen so mächtig, daß er sich ernstlich fragen konnte, ob er nicht französischer Schriftsteller werden sollte. Man braucht nur Schiller's historische Werke, vor Allem aber seinen „Geisterseher", das Muster vollendeter Prosa, zu lesen, um zu sehen, was er den Franzosen dankte; Heine's und Chamisso's gar nicht

zu gedenken. Ja, man könnte so weit gehen, zu behaupten, daß wir den stylistischen Wert unserer Schriftsteller an dem Maßstabe ihrer Kenntniß des Französischen bemessen können. Freilich werden uns Meister des Styls, wie ein Herr v. Sallwürk, den Herr Dr. Brandstäter citirt, einwerfen, daß „wir Unrecht thun, Göthe's Prosa unter den Mustern unseres Styls zu nennen. Von Schiller kann in dieser Beziehung ebenfalls nicht die Rede sein." Dagegen ist eben nichts zu sagen: Wer die Deutschheit, die Concinnität, die wohlgegliederte Architektonik, die Sicherheit des Ausdruckes in der Göthe'schen Sprache nicht fühlt, dem ist nicht zu helfen. Freilich dankt er diese schönen Eigenschaften zum großen Theile dem Studium des Französischen, das durch seinen logischen und klaren Satzbau, seinen lebendigen Schritt, die darin übliche äußerste Richtigkeit in der Wortwahl, stets eine treffliche Schule für den Deutschen bleiben wird, der das deutsche Sprachgefühl sicher und unbeirrt in sich trägt. Man lese unsere gelehrten Historiker der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, welche meist des Französischen ganz unkundig waren, und man wird sehen, zu welcher Schwerfälligkeit, Unverständlichkeit es führt, wenn man jener heilsamen Disciplin ganz entrathen zu können glaubt. Wenn man aber unsere jüngeren Geschichtschreiber, wie Sybel, Häußer, Treitschke, Baumgarten und so viele Andere mit jenen vergleicht, so wird man dagegen wohl versucht, zu glauben, daß ihnen das Lesen französischer Quellen nicht unnütz gewesen ist; obschon wir nicht leugnen wollen, daß der natürliche Entwicklungsgang der Sprache, syntaktisch ebensowohl als in der Flexion, immer und überall von der Syntheſe zur Analyse weiterschreitet und folglich auch zum

großen Theile den leichteren Gang unserer modernen Prosa herbeigeführt hat. Auch das rasche Lesen unseres an Zeitungen und Zeitschriften gewöhnten Geschlechtes mag dazu beigetragen haben; der Hauptgrund bleibt aber doch immer, daß die Klarheit und Einfachheit der englischen und französischen Prosa die deutschen Leser an eine weniger schwerfällige Speisenbereitung gewöhnt hat.

Auch von einer andern Seite will „der unheilvolle Einfluß" Frankreichs uns nicht so erschreckend scheinen. Unsere ganze moderne Bildung ist wesentlich von Frankreich angeregt worden, wie es Hettner sehr schön in seiner Literatur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts dargelegt hat. Nicht an Luther und Ulrich v. Hutten, sondern an Voltaire und Diderot, an Rousseau und Montesquieu knüpften unsere Väter an, als sie uns eine nationale Bildung zu schaffen unternahmen: und sie hatten dessen so wenig Hehl, als Voltaire und Montesquieu sich schämten, auf Hobbes und Locke als auf die Denker hinzuweisen, denen sie die mächtigste Anregung verdankten. Das Eigenthümliche der deutschen Bildung aber ist gerade das Universelle, Menschliche, Kosmopolitische: die Enge des sich abschließenden Nationalsinnes ist uns zuwider. Wir wollen wohl einen nationalen Staat bilden; aber er soll die von Frankreich entlehnte Bureaukratie, den dem englischen nachgebildeten Parlamentarismus nicht verleugnen. Unsere Literatur hat es nicht zu bereuen, daß sie Alterthum und Orient, Spanien und England, Frankreich und Italien ihre Dichtungsformen entlehnt, um sie deutsch wiederzugebären. Auch unsere Sprache hat wenig bei dieser Aneignung des Fremden eingebüßt, während nichts mehr dazu gemacht war, sie auf Abwege zu leiten, als das

ausschließliche Deutschthümeln. Wo ist denn mehr wahres Deutschthum in Gemüth, Weltanschauung und Sprache, in Göthe's Liedern oder in Klopstock's Oden an Thuiskon's Söhne?

Es ist von jeher den germanischen Stämmen eigenthümlich gewesen, daß sie gern und willig fremde Wörter in ihre Sprache aufnahmen, wie denn z. B. das englische Volk fast den ganzen französischen Sprachschatz aufgenommen, ohne daß sein Idiom dadurch an Eigenheit verloren hätte. Ja, wenn das Englische von allen Sprachen das reichste Vocabularium hat, so ist's nur diesem Umstande zuzuschreiben*). So nahmen auch die deutschen Stämme des Festlandes schon früh alle Worte der überlegenen lateinischen Cultur willig auf (man denke an Schule, schreiben, Brief, Meister u. s. w.), und sie folgten darin einem sehr sicheren Instincte. Jedes fremde Wort bringt einen neuen Begriff, für den es gerade das bezeichnendste ist. Selbst wo der Begriff schon in der Muttersprache vorhanden scheint, ist es doch immer nur ein Analogon, nie ein vollständiges Synonym: zwei Sprachen decken sich nie ganz vollkommen, wenigstens nicht in Ausdrücken, welche Gefühle oder Gedanken bezeichnen. Forgetful ist durchaus nicht dasselbe wie oblivious, friendly wie amical. Eine Sprache ist ja kein willkürlich erfundenes Zeichensystem, es ist der Ausdruck einer nationalen Weltanschauung, eines nationalen Charakters, eines nationalen Geistes. Diese aber werden

*) Selbst die Franzosen haben sehr viele sogenannte Doublets, entstanden aus einer späteren directen Aufnahme aus der lateinischen oder griechischen Schriftsprache.

nicht gefälscht, sondern erweitert durch Aufnahme fremder Elemente, und der alte Ennius hatte wohl ein Recht, zu behaupten, er besäße drei Seelen, weil er Griechisch, Lateinisch und Oskisch verstand. Freilich, wer das nationale Sprachgefühl so sehr verloren hat, daß er unterschiedslos ein Fremdwort für ein deutsches Wort setzt, der vergeht sich schwer am Nationalgeiste. Das thun aber, Gott sei Dank, unsere wirklich guten Prosaiker durchaus nicht; sie brauchen das Fremdwort nur, wenn es einen unserer Civilisation fremden oder neuen Begriff bezeichnet, oder aber wenn es eine Nüance im Begriffe entschiedener betont, und das soll ihnen doch nicht etwa verwehrt werden?

Herr Dr. Brandstäter scheint zu bedauern, daß unsere Sprache keine Universalsprache ist, und citirt einen Ausspruch des Phil. Bervaldus, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sagen durfte: „Deutsche Kaufleute, deutsche Studenten und deutsche Künstler finden sich durch die ganze Welt. Die Kenntniß der deutschen Sprache ist für Nichtdeutsche unentbehrlich; denn sie ist neben der lateinischen unter allen Sprachen die verbreitetste und daher für Kaufleute und Reisende die wichtigste zu lernen". Meint aber Herr Dr. Brandstäter wirklich, Klopstock-Jahn'sche Bemühungen, die Sprache zu reinigen oder gar ein trotziges Ignoriren der fremden Sprachen vermöchte jenen Zustand wieder herbeizuführen? Dies könnte doch nur ein Resultat der geschichtlichen Entwicklung sein. Die englische Sprache ist die verbreitetste der Welt, weil der englische Handel der verbreitetste ist (im Mittelmeere und der Levante, wo der italienische Handel vorherrscht, ist es die italienische); es wird sich zeigen, ob der gewaltig aufstrebende deutsche

Handel im fernen Osten nicht bald die Sachlage
wird. Die französische Sprache ist die verbreitetste
schaftssprache, weil die gesellige Bildung Frankreich
immer die vorgeschrittenste ist in Europa, weil Fra
noch immer die beliebteste und reichste Unterhal
Literatur hervorbringt. Die Deutschen sollen nur an
amüsante Romane und Lustspiele zu schreiben, das
natürlichen und gesitteten Betragens im Umgange zu
und die höheren Stände Europas werden nicht
zögern, die deutsche Sprache als Gesellschaftssprache
nehmen. Ist es uns doch gelungen, die ganze wisse
liche Welt Europas zum Erlernen unserer Spra
zwingen. Wenn aber heutzutage kein fremder Ge
der des Namens würdig ist, unsere Sprache ignor
ist es doch wohl einfach darum so, weil Deutschla
nahezu einem Jahrhundert mit seinen Ideen und
das Feld der Wissenschaft beherrscht oder doch b
Kurzem beherrscht hat. Dies aber hat es vollbrach
weil es sich eines schönen Tages vorgenommen ha
viel Wissenschaft zur Ehre des Vaterlandes zu treib
solche in möglichst reinem Deutsch niederzulegen,
weil es, treu seinem Geiste, sich dem Dienste der W
und der Menschheit ohne nationale Nebengedanken ge
Da liegt auch unsere Mission in der Zukunft, wie
der Vergangenheit dagelegen. Es ist die Pflich
echten Deutschen, diese guten Humanitäts-Tradition
Vaterlandes zu schützen und zu wahren gegen leide
lich-engherzigen Nationalgeist. Nicht an die Dä
gestalten einer ungewissen Vorzeit, nicht an die
herrschaftsgelüste des Mittelalters, an die frisch i

dächtniß der Nation liegende Figur von Voltaire's königlichem Freunde knüpft sich das neue deutsche Reich an. Nicht aus den Nibelungen oder Gudrun's Versen sind die moderne deutsche Dichtung und die moderne deutsche Sprache erstanden: wir danken sie Männern, welche sich an Homer, an Shakespeare, an Molière herangebildet hatten; und wenn Herr v. Sallwürk meint, die Prosa dieser sei kein Muster unseres Styls zu nennen, so lassen wir ihm die Freude, sich an ältere Muster zu halten. Wir begnügen uns mit dem modernen Deutschland, seinem modernen Staate, seiner **modernen Bildung, seiner modernen Sprache, und wenn wir irgendwo eine Barbarei finden in den letzten dreißig Jahren, so ist es unter denen, die diesem modernen Deutschland Friedrich's und Göthe's untreu werden wollen,** um uns zu deutschen Chauvins zu machen.

Mai 1874.



V.

Aus dem unzünftigen Schriftthum Deutſchlands.



Schopenhauer und das deutſche Publi

Hrn. Nietzſche's jüngſte „unzeitgemäße Betra
ſoll mir heute nur zum Anlaß dienen, ein paa
zur Verſtändigung über den Denker und Schriftſ
ſagen, der, nach langer Nichtbeachtung, der Ge
großer und verbreiteter Bewunderung wie heftigſ
feindung geworden iſt. Herr Nietzſche ſagt uns*),
etwas zu ausführlich und doch nicht beſtimmt g
welcher Weiſe die Bekanntſchaft mit Schopenhauer,
vor etwa neun Jahren machte, auf ihn gewirkt
ſie auf andere Jünglinge wirken dürfte. Er
Philoſophen als Erzieher im Auge, und ich geſt
hier nicht überall folgen zu können. Indeß will ic
wegs meine perſönlichen Erfahrungen und Eindrüc
Hrn. Nietzſche's gegenüberſtellen; denn das Publi
ein Recht nur von ganz eminenten Menſchen Per
anzunehmen.**) Auch will ich nicht zu beweiſe

*) „Unzeitgemäße Betrachtungen" von Dr. Friedrich N
Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher. Schloß-Chem

**) Nur um meine Unabhängigkeit von jeder Sc
Modeſtrömung in der Frage, wo nicht zu beweiſen, doch w
lich zu machen, erlaube man mir jene berechtigte Abnei
Publikums einmal unbeachtet zu laſſen, und in zwei Wort
zeichnen wie, wo und wann ich Schopenhauers Werke zue

bſicht iſt offenbar die beſte; aber um ſich mit Er
egen die Herrſchaft der Autorität aufzulehnen, muß
lber nicht ſo vollſtändig unter der infalliblen Auto
er Meiſters ſtehen, wie es mit ihm, Schopenhauer ge
ber, der Fall iſt. Nicht einſehen wollen, daß H
igentlich den Grundgedanken der deutſchen Bildung in
yſtem gebracht — folglich auch zuweilen ad absur
etrieben — heißt entweder die geiſtige Geſchichte Deu
nds, von Herder bis auf Feuerbach, ignoriren,
Deutſchlands Beitrag zur europäiſchen Civiliſation
erthlos darſtellen. Aber neben dieſem Grundgedanken
em der hiſtoriſchen Entwicklung, der alle Wiſſenſch
urchdrungen und erneuert, der ſogar der politiſchen
chauung des deutſchen Volks zu Grunde liegt — hat
uch, natürlich verkannt, wie es bei ſolchen mächt
Geiſtesſtrömungen ſtets zu gehen pflegt, eine andere
ntgegengeſetzte, ich möchte ſagen geſchichtsverachtende, A
uffaſſung behauptet, iſt durch den Geiſt des Widerſpr
egen die herrſchende Richtung auf die Spitze getri
orden, und hat ſich dann endlich, als jener Strom ſchwä
u fließen begann, vorgedrängt. Daher die Popula
Schopenhauers ſeit den 60er Jahren — eine Rea
egen die hiſtoriſche Richtung, wie dieſe eine Reaction g
ie rationaliſtiſche des vorigen Jahrhunderts geweſen

Neben dieſer Popularität nun, die viel von der A
n ſich hat und manchmal gar ſonderbar motivirt iſt,
enn auch die dem Meiſter entlehnten Schlagworte
ben immer die beſtgewählten ſind, macht ſich aber
amentlich in den Schulen Deutſchlands, eine Oppoſ
egen den Frankfurter Philoſophen geltend, die mir e

Man kann Schopenhauer als Philosophen ode
Schriftsteller betrachten, im Philosophen wieder
Metaphysiker und Logiker, den Psychologen und
listen unterscheiden; im Schriftsteller den Humoriste
Polemiker und den Lehrer. Nun ist es sehr natürli
sehr erlaubt, ihn nicht in allen diesen Eigenschaften
zu wollen, ja, ihn aufs entschiedenste zu bekämpfen
soll man anerkennen, daß man es mit einem Gro
thun hat, und demgemäß seinen Tadel und Wide
mit Würde und mit Ehrerbietung vorbringen. G
Farbenlehre wird von den meisten Gelehrten als irr
worfen, und der leidenschaftliche Ton des Dichters in
Werke muß wohl, gleich dem Schopenhauers, ma
unangenehm berühren; deshalb wird jedoch z. B.
holtz, wenn er Göthe's Untersuchungen bespricht, n
Ton der höchsten Achtung beiseite legen. Eine
Sprache ist nur der Ignoranz und der anmaßlichen
tenz gegenüber gestattet. Nun wird Niemand, der Sc
hauer's Abhandlung über den zureichenden Grund,
Kritik Kants, seine Schriften über die Freiheit des W
seine Skizzen zur Geschichte der Philosophie gelesen ha
Verfasser derselben für einen Ignoranten in der sp
Fachgelehrsamkeit oder für einen oberflächlichen
einen kritiklosen Kritiker erklären wollen. Seine Sc
über den „Willen in der Natur" und über „Sehe
Farben" scheinen, dem Laien wenigstens, ganz andere
nisse zu verrathen als die Schelling'sche Naturphilo
ja auf ganz ebenso genauer Bekanntschaft mit der mo
Naturwissenschaft zu beruhen als z. B. Lotze's Werl

doch Niemand Ignoranz vorwerfen wird. Was nun die allgemeinen Kenntniſſe anbelangt, Sprachen, Poeſie, Geſchichte, ſo gibt es wohl eingeſtandenermaßen kaum einen Schriftſteller, der ihn überträfe.

So viel über die Unwiſſenheit. Die geiſtige Ueberlegenheit Schopenhauers, ſein metaphyſiſches Genie beweiſen zu wollen, hieße, für Jeden, der den ſo anregenden Denker wirklich geleſen hat, Eulen nach Athen tragen. Die große Einheit des Grundgedankens, dem ſich alles in ſeinem Syſtem unterordnet, wäre, ſelbſt wenn er durchaus als falſch bezeichnet werden müßte, ein hinreichender Beweis von philoſophiſcher Begabung; und auch Originalität wird man ihm nicht abſprechen wollen. Nun iſt es aber mit der Metaphyſik ein eigenes Ding. Es gibt darin eben keine abſolute Beweisführung wie in der Aſtronomie oder Mechanik; folglich wird es immer verſchiedene Philoſophien geben; die Frage iſt nur: ob die Verſchiedenheit der philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſes zur Mißachtung der Andersdenkenden berechtigt. Hat man ein Recht, weil man den Geiſt als das Allesbewegende geſetzt hat, denjenigen als einen des Philoſophen-Namens Unwürdigen zu betrachten, der die Materie oder den Trieb, den Willen, als das primum movens ſetzt? Dieß überlaſſe man doch den Theologen und Politikern. Ariſtoteles iſt noch kein Verbrecher, auch kein Thor, noch weniger ein oberflächlicher Paradoxenhändler, weil er andere Wege geht als Platon. Muß durchaus jeder Leibnizianer den Spinoza als einen Charlatan anſehen? Schopenhauer hat es freilich ſo mit Fichte, Schelling und Hegel gehalten; aber es iſt dies eben nicht das Schönſte an ihm, obwohl noch immer zu entſchuldigen

Absicht ist offenbar die beste; aber um sich mit Erfolg gegen die Herrschaft der Autorität aufzulehnen, muß man selber nicht so vollständig unter der infalliblen Autorität der Meisters stehen, wie es mit ihm, Schopenhauer gegenüber, der Fall ist. Nicht einsehen wollen, daß Hegel eigentlich den Grundgedanken der deutschen Bildung in ein System gebracht — folglich auch zuweilen ad absurdum getrieben — heißt entweder die geistige Geschichte Deutschlands, von Herder bis auf Feuerbach, ignoriren, oder Deutschlands Beitrag zur europäischen Civilisation als werthlos darstellen. Aber neben diesem Grundgedanken — dem der historischen Entwicklung, der alle Wissenschaften durchdrungen und erneuert, der sogar der politischen Anschauung des deutschen Volks zu Grunde liegt — hat sich auch, natürlich verkannt, wie es bei solchen mächtigen Geistesströmungen stets zu gehen pflegt, eine andere fast entgegengesetzte, ich möchte sagen geschichtsverachtende, Weltauffassung behauptet, ist durch den Geist des Widerspruchs gegen die herrschende Richtung auf die Spitze getrieben worden, und hat sich dann endlich, als jener Strom schwächer zu fließen begann, vorgedrängt. Daher die Popularität Schopenhauers seit den 60er Jahren — eine Reaction gegen die historische Richtung, wie diese eine Reaction gegen die rationalistische des vorigen Jahrhunderts gewesen war.

Neben dieser Popularität nun, die viel von der Mode an sich hat und manchmal gar sonderbar motivirt ist, wie denn auch die dem Meister entlehnten Schlagworte nicht eben immer die bestgewählten sind, macht sich aber auch, namentlich in den Schulen Deutschlands, eine Opposition gegen den Frankfurter Philosophen geltend, die mir ebenso

unbegründet und — ich will nur das gerade in den betreffenden Kreisen so beliebte Wort gebrauchen — recht oberflächlich scheint. Nur selten wird es einem so gut, unparteiische, wohlunterrichtete Männer, auf gebührende Weise von Schopenhauer reden zu hören. Meist geht es in der gelehrten Sphäre auf ein einfaches Absprechen hinaus, wie denn noch jüngst Heinrich v. Treitschke in seinen schönen Aufsätzen über den Socialismus und seine Gönner in einer Weise über Schopenhauers Pessimismus ganz im Vorübergehen abgeurtheilt hat, die eines so geschmackvollen und unabhängigen, gewöhnlich so genau unterrichteten Schriftstellers, einer Zierde unserer Prosaliteratur, nicht ganz würdig war. Widerlegungen der Schopenhauer'schen Philosophie ex cathedra, wie die Jürgen Bona Meiers, oder vom Standpunkte des sogenannten Menschenverstandes, wie die David Strauß', sind ebenfalls noch sehr häufig zu lesen, und werden von vielen ohne weitere Prüfung als begründet angenommen, während sie doch auf keinerlei Weise in den Gegenstand eingehen. Selbst ein so gewissenhafter Historiker wie Zeller läßt sich, mehr als billig, von dem beherrschen, was ihm in Schopenhauers Charakter oder Auftreten antipathisch ist, und glaubt seine, übrigens durchaus sachliche, tiefgehende, würdig gehaltene Analyse und Besprechung des Schopenhauer'schen Systems mit der Bezeichnung desselben als „einer im besten Falle geistreichen Paradoxie" schließen zu müssen, weil er darin eine gewisse Anzahl von Widersprüchen aufgedeckt. Als ob nicht jedes philosophische System, eben weil es System ist, Widersprüche enthielte.

nehmen, und doch ſich in allem Thun und Laſſen vo
auf inſtinctivem Optimismus beruhenden Selbſterhal
triebe leiten laſſen. Es kommt nur darauf an, daß
beim Beſinnen — was uns doch eigentlich allein üb
Thier erhebt, deſſen inſtinctivem Handeln unſer be
und intelligentes Handeln allein gar nicht ſo ſehr üb
wäre — nie vergeſſe, daß dieſes reelle Leben nic
Ding ſelber ſei; daß alles Vergängliche nur ein Gl
iſt. Ob die immer mehr durchdringende Schopenhau
Weltanſchauung das deutſche Volk, individuell un
Nation, zur „Verneinung des Willens zum Leben" g
das möge die Geſchichte der letzten Jahre beweiſen.
ſpricht aus unſerer Naturforſchung, dem Aufſchwung u
Handels, unſerm Staatsleben ein Geiſt der Entmut
und des praktiſchen Peſſimismus? Ich könnte aber
als einen unſerer eifrigſten Forſcher, unſerer thä
Geſchäftsleute, unſerer thatkräftigſten Politiker nenne
überzeugte Schopenhauerianer ſind.

Endlich und vornehmlich thut uns ein Lehre
wohl, der uns, bei der im Allgemeinen ganz bere
Strömung, welche unſer Geſchlecht erfaßt hat, dar
mahnt, daß es noch etwas anderes als den Staat
daß Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion, Familie nicht n
des Staates willen da ſind, ſondern gleichberechtigt
höherberechtigt, neben und in ihm ſtehen; womit
keineswegs geſagt ſein ſoll, daß der Staat eine
gegenſeitige Verſicherungsanſtalt zu werden habe und k
ſittliche Individualität beſitze. Schopenhauer hat ni
nirgends Staat und Nationalität verneint: er h
übertriebene Betonung dieſer zwei Factoren im Leb

zu halten gewohnt sind, sie doch anerkannt werden müßte, sobald wir sie für wahr erkannt. Man suche Schopenhauers Pessimismus — der auch Leopardi's und vieler andern Großen Weltauffassung war — zu widerlegen, wie man Larochefoucault's System des Egoismus zu widerlegen gesucht hat; man komme aber nicht dogmatisch, wie der Priester, heran und sage: „Larochefoucault's und Schopenhauer's Theorien sind vom Uebel." Das ist schimpfen, man verzeihe mir das Wort, nicht argumentiren. Leider ist dieser Pfaffenton, namentlich unter den Liberalen — das Wort kommt doch von liber — stark eingerissen, und wenn man von Jemanden gesagt hat: er ist ein Reactionär, oder ein Frommer, oder ein Skeptiker, oder ein Pessimist, so meint man den Betreffenden unberufbar verurtheilt zu haben: genau wie ein Orthodoxer einen Menschen gebrandmarkt zu haben wähnt, wenn er ihn einen Atheisten schilt. Ich muß gestehen, daß mir die Auffassung des Liberalismus, die dem Mitbürger die Freiheit schmälern will, nach Gefallen ein Reactionär oder Pessimist zu sein, keineswegs als ein Fortschritt erscheint.

Weiter aber ist hinzuzufügen, daß zwischen einer metaphysischen Theorie und ihrer praktischen Anwendung kein so nothwendiger directer Connex ist wie man es wohl anzunehmen pflegt. Luther's und Calvin's Determinismus haben weder Luther und Calvin, noch die Völker und Generationen, die ihre Lehre angenommen, verhindert zu handeln als wären sie frei. Kant selber setzte der reinen Vernunft die praktische gegenüber. Der absoluteste Skeptiker nimmt im Leben die Realität an, und so kann man den Schopenhauer'schen Pessimismus theoretisch vollständig an-

nehmen, und doch sich in allem Thun und Lassen von dem auf instinctivem Optimismus beruhenden Selbsterhaltungstriebe leiten lassen. Es kommt nur darauf an, daß man beim Besinnen — was uns doch eigentlich allein über das Thier erhebt, dessen instinctivem Handeln unser bewußtes und intelligentes Handeln allein gar nicht so sehr überlegen wäre — nie vergesse, daß dieses reelle Leben nicht das Ding selber sei; daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist. Ob die immer mehr durchdringende Schopenhauer'sche Weltanschauung das deutsche Volk, individuell und als Nation, zur „Verneinung des Willens zum Leben" geführt, das möge die Geschichte der letzten Jahre beweisen. Oder spricht aus unserer Naturforschung, dem Aufschwung unseres Handels, unserm Staatsleben ein Geist der Entmuthigung und des praktischen Pessimismus? Ich könnte aber mehr als einen unserer eifrigsten Forscher, unserer thätigsten Geschäftsleute, unserer thatkräftigsten Politiker nennen, die überzeugte Schopenhauerianer sind.

Endlich und vornehmlich thut uns ein Lehrer sehr wohl, der uns, bei der im Allgemeinen ganz berechtigten Strömung, welche unser Geschlecht erfaßt hat, daran gemahnt, daß es noch etwas anderes als den Staat gibt: daß Kunst, Wissenschaft, Religion, Familie nicht nur um des Staates willen da sind, sondern gleichberechtigt, eher höherberechtigt, neben und in ihm stehen; womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß der Staat eine simple gegenseitige Versicherungsanstalt zu werden habe und keinerlei sittliche Individualität besitze. Schopenhauer hat nie und nirgends Staat und Nationalität verneint: er hat die übertriebene Betonung dieser zwei Factoren im Leben be-

kämpft, ihrem Vordrängen Schranken ſetzen wollen, uns nicht den Bürger und Patrioten, ſondern den Denker und Menſchen als Ideal hingeſtellt. Und da muß denn entſchieden darauf hingewieſen werden, daß dieſer Standpunkt ein höherer iſt. Nicht alle Menſchen können Staatsmänner, nicht alle können Denker ſein oder Künſtler, wie Schiller es als Ziel der Civiliſation hinſtellte. Jenes Geſchlecht mochte übertreiben; aber auch das unſrige übertreibt im entgegengeſetzten Sinne, und es iſt gut, daß nicht alle ſich hinreißen laſſen: denn es iſt durchaus nicht gleichgültig, ob eine Nation dieſes oder jenes Ideal verehrt, gleichviel ob es von vielen Einzelnen erreicht wird, oder nicht. Oder meint man wirklich, es wäre ein großer Fortſchritt damit erzielt, wenn ein Volk Ariſtides über Platon, Pitt über Locke ſtelle? Die größten Staatsmänner aber: ein Perikles, ein Friedrich, waren zugleich Philoſophen, und wenn ſie zum Beſinnen die Muße fanden, ſo empfanden ſie wohl, daß ihre intereſſeloſe Geiſtesthätigkeit eine edlere war, als ihre praktiſche, ſo ſegenbringend dieſe auch ſein mochte. Auch für das Geiſtige, ſo gut wie für das Sittliche, gilt die Moral Jeſu in Bethanien; und wenn Martha zu loben iſt, ſo ſoll man uns Maria drum nicht ſchelten.

Schopenhauer aber iſt nicht nur ein wohlgeſchulter Denker und ein gelehrter Philoſoph; ſeine Welterklärung, ſeine Aeſthetik, ſeine Moral, ob man ſie nun billige oder mißbillige, müſſen nicht nur von jedem Unbefangenen als originelle und tiefe Gedankenerzeugniſſe angeſehen werden — die Aeſthetik iſt auch von den entſchiedenſten Gegnern als ein ſolches anerkannt — Schopenhauer iſt auch ein großer Schriftſteller. Carteſius, Spinoza, Leibniz, Locke, wie Kant

) Hegel, haben eigentlich nur in dem Inhalte, nicht
Form ihrer Schriften ihre dauernde Bedeutun
openhauer aber ist zugleich Künstler, gemeinverständlich
riftsteller. Nun haben wir wahrlich in Deutschla
großen Prosaiker nicht sogar viele, daß wir einen
tenden Stylisten ohne Weiteres perhorresciren sollte
l seine Ideen unsern wissenschaftlichen Obertribunal
st mundgerecht sind. Speciell aber sind wir ganz
ders arm an geistreichen Moralisten — oder mei
n, in stolzem Nationalbewußtsein, unser Knigge wie
ein Montaigne und Pascal, Larochefoucault u
bruyère, Vauvenargues und Chamfort auf? Nun hab
: endlich an Schopenhauer unsern Montaigne gefunden
b wir sollten ihn nicht gelten lassen, weil er ein „tro
er Pessimist?" Da dürften uns denn doch die Fra
en eine Lection geben. Wo ist der einseitigste Ideal
er Spiritualist in Frankreich, dem es einfiele Montaig
:abzusetzen, weil er einem „trostlosen Skepticismus"
digt? Wo der verstockteste Materialist, der Pas
ht als eine Größe seines Vaterlandes reclamirte, w
orthodox gewesen? Wenn ich solche wegwerfende Aeuß
gen über Schopenhauer höre, so muß ich mir imm
s oder das andere denken: entweder man hat ihn ni
esen, ist vielleicht vom wissenschaftlichen Apparat
leitenden Abhandlung und der beiden ersten Bücher
uptwerkes vom weiteren Vordringen abgeschreckt word
er man hat die „Parerga und Paralipomena" zur Ha
ommen, und hat gefunden, daß der Denker — pr
dor! — amüsant zu sein wagte. Die Begriffe amüs
b gründlich, unterhaltend und gediegen gelten aber n

vielfach bei uns für Gegenſätze, unvereinbare Gegenſätze. Wer doch die Schopenhauer'ſchen Digreſſionen, ſeine Aufſätze „über Leſen und Bücher", „über Lärm und Geräuſch", „über die Weiber", „über Schriftſtellerei und Styl", „über die Metaphyſik der Geſchlechtsliebe", ſeinen wundervollen Dialog über Religion, einmal ganz unbefangen leſen wollte, wie er einen Leopardi'ſchen Dialog lieſt, d. h. ohne alle Hintergedanken von Partei und Schule, aber auch ohne ſich durch das Fremdartige und Ungewohnte der Gedanken gleich zum Schluſſe hinreißen zu laſſen, daß er es hier mit Paradoxen zu thun habe: der müßte, wie mir ſcheint, an dieſer Lectüre noch mehr Gefallen finden, als an der Montaigne's. Spricht der Verfaſſer doch die Sprache unſeres Landes und unſeres Jahrhunderts; iſt er doch dadurch allein uns um ebenſo viel näher als der „Fauſt", uns näher denn „Lear" oder „Macbeth" iſt. Auch ſeine Kunſt der Citate, in der er mit dem großen Zweifler wetteifert, ſpricht uns Moderne mehr an, da er ein ungeheures literariſches Gebiet, von Shakeſpeare und Calderon bis auf Göthe, in ſeinen Bereich zieht, welche Montaigne nicht kannte. Seine Sprache hat nicht den alterthümlichen Reiz Montaigne's; ihm fehlt die lächelnde Ironie des Gascogners; dagegen glüht eine erwärmende Leidenſchaft in dem Oſtpreußen, die jenem abging, und hat ſeine Sprache eine Lebendigkeit und Klarheit, die man in dem etwas ſchleppenden Periodenbau der Eſſays nicht findet. In der Sprache wüßte ich ihm in der That von den großen Moraliſten Frankreichs nur einen — den größten Proſaiker ſeiner an ſchöner Proſa ſo reichen Literatur — an die Seite zu ſtellen, Pascal. Die

:oprietät der Ausdrücke, die Fülle der ſchönen Gleichn
durchſichtige An= und Unterordnung der Gedanken,
ichtigkeit und Correctheit des Satzbaues, die Farbe
s Leben dieſes Styls ſind beinahe einzig in unſ
:eratur. Nichts Pedantiſches, keinerlei Rhetorik
nerlei Liederlichkeit, keine Magerkeit und kein unnü
tllſel; hinter jedem Worte ein Gedanke und der Gedc
rchgängig ſo originell wie das Wort. Schopenhauer
höchſten Grad anregend, ſuggeſtiv, wie die Engläı
gen; und das iſt ja das höchſte Lob eines Schriftſtell
ind denn alle dieſe Vorzüge ſo gar nichts? Iſt d
ı ſolcher Schriftſteller nur ein Poſſenreißer oder
iesgrämiger Grobian, weil er hie und da in Vorre
ıer Anmerkungen etwas derb und gehäſſig über ſ
egner hergezogen, und weil er das Steckenpferd des jetz
eſchlechts nicht reitet?

Wir Deutſchen haben eine einzige Kunſt uns un
:ſten Dinge zu verderben oder zu verleiden. So hat
ı einſt mit Wieland's „Leichtfertigkeit", dann mit Göt
Ariſtokratismus", endlich mit Heine's „Geſinnungsloſig
ethan, und es hat erſt Jahre lang gebraucht, ehe ſich
ıangebenden chefs de file unſeres Publikums dazu
anden, die beanſtandete Waare paſſiren zu laſſen. E
icht wahrſcheinlich, daß der ſtreng philoſophiſche Theil
Schopenhauer's Werk je populär werde, einerſeits weil es i
aupt nicht in der Natur ſtreng philoſophiſcher Werke lieg
opulär zu werden, und wären ſie ſelbſt die Erzeug
ines Spinoza oder Kant; andrerſeits weil ſelbſt die
chwindend kleine Zahl, die ſich heute noch mit ſtre
Speculation befaßt, faſt ausnahmslos zu Schopenhau

Gegnern gehört und alle Positionen besetzt hält. Doch wird hoffentlich der Tag nicht fern sein, an welchem die gemeinverständlichen Schriften des genialen Denkers, seine geistreichen Beobachtungen über Menschen und Dinge — Leidenschaften, Handlungen, Zustände, Schicksal, Kunst, Wissenschaft, Staat, Religion, — meinetwegen getrennt und losgelöst vom „System", in der Bibliothek jedes gebildeten Deutschen neben Lessing und Göthe stehen, wie in jedem französischen Hause, und sei es das frömmste, neben Molière und Racine nie ein Montaigne vermißt wird.

November 1874.

Zum Schopenhauer-Denkmal.

Geſtern, als am „Geburtstage der Stadt
wurde die Büſte Leopardis feierlich unter dem Vor
Bürgermeiſters, Herzog Torlonia, in Gegenwart d
meinderathes, ſowie von Deputationen des Sena
Abgeordnetenhauſes und der Preſſe, auf dem Capit
geſtellt. Seine Statue ſchmückt ſchon längſt den
platz ſeiner Vaterſtadt Recanati. Nirgends in Italie
und wird eine Stimme laut um dieſe dem großen
erwieſenen Ehren zu bekritteln. Die willige Anerk
bedeutender Männer, ſelbſt anders denkender, ſobald
dem Kampf ums Leben entriſſen ſind, iſt ein ſchön
im italieniſchen Charakter. Neid und Haß ſind l
hier als anderswo, aber ſie ſchweigen, wenn das per
Intereſſe keinen Gegenſtand mehr hat. Mir ſche
menſchlicher, natürlicher, als die deutſche Gewohnhe
das Bild unſerer großen Männer ſelbſt noch nach ihre
durch Herauskehren aller Flecken zu trüben und den
ſtreit der Meinungen in die Beurtheilung des M
zu tragen. Im Grunde iſt keine Nation Europas optim
geſinnt, als die italieniſche; aber vor dem Genius Le
vergißt ſie, daß dieſer Genius ſtets den Peſſimism

Gefäße menſchlicher Schwächen waren nicht Voltaire und Rouſſeau, Swift und Byron, denen man den ſchuldigen Tribut der Bewunderung doch ſo gerne zahlt; und was waren Schopenhauers harmloſe Sünden dagegen? Er hatte eine hohe Idee von ſich ſelber; aber welcher Mittelmäßigkeit verzeiht man nicht dies Gebrechen, das meiſt viel tiefer ſitzt und verderblicher wirkt, wo es im Geheimen zehrt, als wo es mit Schopenhauer'ſcher Naivetät zur Schau getragen wird? Er war ſchmähſüchtig; aber war er nicht dazu herausgefordert und fühlt man bei ſeinen heftigſten Auslaſſungen nicht, daß nicht Neid und Galle, ſondern Entrüſtung über die Thorheit der Menſchen und den Erfolg deſſen, was er als Marktſchreierei betrachtete, ihm ſolche jambiſchen Invectiven entriß? „Er verachtete die Menſchen.“ Nun und weiter? Schreiber dieſes gehört ſicherlich nicht zu den Menſchenverächtern; aber die Geſchichte hat ihn gelehrt, daß die überzeugteſten Verächter der Menſchennatur oft die größten Menſchenbeglücker geweſen. Jedenfalls will es ihm ſcheinen, als ob es eine ganz ſonderbare und unerträgliche Prätention gewiſſer Leute ſei, zu behaupten, man müſſe ſchlecht ſein, weil man die Menſchen verachtet. Was hat das mit gut oder ſchlecht zu thun? Kann man nicht gerecht, mildthätig, ſelbſtlos, muthig, unbeſtechlich ſein und dabei doch die Menſchen en gros wenig hochachten? Wer hat hinwiederum nicht Philanthropen vom Handwerk gekannt, die herrſchſüchtig, eitel, unduldſam, neidiſch und heftig waren? Nichts von alledem bei Schopenhauer. Wer ihm nur nahe getreten, kann nicht genugſam ſeine wohlwollende Höflichkeit, ſein Selbſtvergeſſen Im ntereſſe der allgemeinen Intereſſen, ſeine Wahrheitsliebe, ſeine Billigkeit, ſeine Bewunderungs-

iverſitäten ausgegangen und ausgeht. Im Allgemei
ben ja auch die Profeſſoren ganz Recht, wenn ſie
ra-univerſitariſche Wiſſenſchaft in Deutſchland etwas m
uiſch anſehen; nur ſollte dies berechtigte Mißtra
ht in Unduldſamkeit und Ungerechtigkeit ausarten.
r auch alles wiſſenſchaftliche Leben Deutſchlands in
iverſitäten concentrirt ſein mag, hier und da tritt d
ch eine bedeutende wiſſenſchaftliche That — man de
r an J. R. Mayer — außerhalb ihrer Weichbilde
ige. Das will man aber nun einmal nicht zugeben
hätte Locke und Hume, Grote und Darwin nicht rat
llen, in Deutſchland außerhalb der Facultäten aufzutre
e ſie in England gethan: ſie wären ſicherlich als Dilettan
grüßt worden. Las ich doch neulich einen, übrigens
tereſſanten Aufſatz eines unſerer bedeutendſten Hiſtor
r Philoſophie über die Cauſalitätsfrage, worin
hriften und Schriftchen von Ordinarien, Extraordinar
d Privatdocenten, von Trendelenburg bis auf Herrn Ra
geführt waren, Schopenhauers grundlegende Schrift
r vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grun
m Tiefſten und Erſchöpfendſten, was überhaupt je über d
:age geſchrieben worden, auch nicht mit einer Silbe erwä
. Stände nicht irgendwo im Text eine kleine abfällige
benbei ganz unherausgeforderte Bemerkung über „Die W
s Wille", man ſollte glauben, die Exiſtenz Schopenhau
dem Verfaſſer unbekannt geweſen. — Und nicht allein
jiloſophen von Fach, auch die Profeſſoren anderer Fac
ten ſcheinen ſich Schopenhauern gegenüber nicht zu ei
befangnen Anerkennung erheben zu können. Wenn n
n überwiegenden Antheil bedenkt, den die Univerſitä

handelt es sich doch wahrlich nur um Blößen, auf die gar wenige unter uns das Recht haben den Stein zu werfen.

Uebrigens gilt's auch gar nicht dem Menschen, sondern dem Denker und Schriftsteller ein Denkmal zu errichten. Was den letzteren anlangt, so ist mir denn auch nicht der geringste Einwand zu Ohren gekommen, und es müßte in der That schlimm um den deutschen Geschmack stehen, wenn man für die Vollendung der Schopenhauer'schen Prosa kein Verständniß mehr haben sollte. Dagegen wirft man dem Philosophen Paradoxien und Widersprüche, Willkürlichkeit und Phantasterei vor; und obschon man anzuerkennen gezwungen ist, daß Wenige ihm an Tiefe und Breite der **Kenntnisse — der allgemeinen, wie der speciellen — gleichommen,** so zeiht man ihn doch gern des Dilettantismus. Letzterer Vorwurf ist absolut grundlos und wird nur dadurch plausibel gemacht, daß Schopenhauer die höchsten Fragen gemeinverständlich und lebendig behandelt und keiner Akademie angehört. Haben wir doch erst kürzlich von einem der Koryphäen der modernen Wissenschaft hören müssen, Göthe sei nur ein Dilettant in der Naturforschung gewesen, mit der sehr vernehmlichen Reticenz: „Ja, wenn er ein Universitätsprofessor gewesen wäre wie sein Faust!" Denn mehr als je beherrscht heute das Professorenthum unsere Bildung, wenn auch nicht mehr direct, wie zu Fichtes und Hegels Zeiten, so doch indirect: man erkennt nur als gediegen, tüchtig, gründlich, als ächte Wissenschaft an, was von den Universitäten ausgeht, das aber auch ohne es zu prüfen, auf Treu und Glauben. Es ist dies eine Thatsache, die hinzunehmen ist wie alle Thatsachen und es liegt mir ferne, die deutsche Bildung geringer zu schätzen, weil sie von den

Universitäten ausgegangen und ausgeht. Im Allgemeinen haben ja auch die Professoren ganz Recht, wenn sie die extra-universitarische Wissenschaft in Deutschland etwas mißtrauisch ansehen; nur sollte dies berechtigte Mißtrauen nicht in Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit ausarten. Wie sehr auch alles wissenschaftliche Leben Deutschlands in den Universitäten concentrirt sein mag, hier und da tritt doch auch eine bedeutende wissenschaftliche That — man denke nur an J. R. Mayer — außerhalb ihrer Weichbilde zu Tage. Das will man aber nun einmal nicht zugeben und ich hätte Locke und Hume, Grote und Darwin nicht rathen wollen, in Deutschland außerhalb der Facultäten aufzutreten, wie sie in England gethan: sie wären sicherlich als Dilettanten begrüßt worden. Las ich doch neulich einen, übrigens sehr interessanten Aufsatz eines unserer bedeutendsten Historiker der Philosophie über die Causalitätsfrage, worin alle Schriften und Schriftchen von Ordinarien, Extraordinarien und Privatdocenten, von Trendelenburg bis auf Herrn Raab angeführt waren, Schopenhauers grundlegende Schrift von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, dem Tiefsten und Erschöpfendsten, was überhaupt je über diese Frage geschrieben worden, auch nicht mit einer Silbe erwähnt ist. Stände nicht irgendwo im Text eine kleine abfällige und nebenbei ganz unherausgeforderte Bemerkung über „Die Welt als Wille", man sollte glauben, die Existenz Schopenhauers sei dem Verfasser unbekannt gewesen. — Und nicht allein die Philosophen von Fach, auch die Professoren anderer Facultäten scheinen sich Schopenhauern gegenüber nicht zu einer unbefangnen Anerkennung erheben zu können. Wenn man den überwiegenden Antheil bedenkt, den die Universitäten

an unſerm geiſtigen Leben nehmen, und findet unter den Namen, welche den Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Schopenhauer unterzeichnet haben, nur die dreier Profeſſoren — freilich dreier, die ſchwerer wiegen als Dutzende — ſo muß man doch wohl an ein, ich will annehmen, inſtinctives Solidaritätsbewußtſein glauben. Der Mann hat ſich auf eigene Fauſt mit Optik beſchäftigt und iſt zu andern Schlüſſen gelangt als wir; er hat nicht nur an den Magnetismus, ſondern ſogar an Tiſchklopfen geglaubt — und letzteres wird ihm auch ſein fanatiſchſter Bewundrer nicht zum Lobe anrechnen, wenn ſchon er ſich erinnern wird, daß ſelbſt ein David Fr. Strauß zur Hellſeherin von

Prevoſtgewallfahrtet — er hat uns Phyſiologen insbeſondre

als eine Art Metzgerzunft dargeſtellt, die bis zum Knöchel im Thierblute watet; und wer wollte leugnen, daß Schopenhauer bei ſeiner überreizten Thierliebe und von ſeiner Einſiedelei aus, wo ihm die Wirklichkeit manchmal zu Phantomen anſchwoll, in ſeinen Anklagen zu weit gegangen iſt, wenn auch Manches darin gerechtfertigt iſt? Aber ſind das Alles nicht geringfügige Ausſchreitungen, die man ganz unverhältnißmäßig aufgebauſcht hat? Und wo iſt der Philoſoph, welcher der Verſuchung widerſtanden hätte, ſcheinbare Thatſachen und unleugbare Gefühle als Beweiſe aufzuführen, wenn ſie ſo trefflich in ſein Syſtem paßten?

Was nun aber die Einwände gegen Schopenhauers Philoſophie betrifft, ſo fallen dieſelben ganz anders ins Gewicht, und wenn es überhaupt ein philoſophiſches Syſtem gäbe, welches keine unhaltbaren Theile enthielte, ſo möchte man ſchon irre werden; wenn man aber bedenkt, daß ſelbſt ein Plato, ein Descartes, ein Leibniz, ein Kant nur cum

beneficio inventarii angenommen werden können, so wird man auch Schopenhauer gegenüber weniger hohe Ansprüche erheben. Man erlaube mir gleich von vornherein und lediglich um den Verdacht abzuwenden, als spräche hier ein blinder Parteigänger, die persönliche Bemerkung, daß ich weder Schopenhauers Aesthetik noch seine Moral unterschreibe; und zwar zu ersterer ganz oppositionell stehe, von der letzteren nur gewisse Seiten annehmen kann.

Mag man nun aber Schopenhauern auch nicht überall hinfolgen, so bleibt doch unbestreitbar, daß er in den zwei wichtigsten Zweigen der Philosophie, der Erkenntnißtheorie und der eigentlichen Metaphysik, sich den allergrößten Geistern aller Zeiten an die Seite gestellt hat. Man kann sagen, daß die große Forschungs- und Entdeckungsreihe der innern Welt, welche, fast gleichzeitig mit der der äußern Welt durch Copernicus, Galilei, Kepler und Newton, von Locke, Hume und Kant geleitet worden, durch Schopenhauer zum Abschluß gelangt ist. Schon sein Meisterwerk, die Kritik der Kant'schen Philosophie, trug wesentlich zur Klärung bei; das erste Buch der „Welt als Wille der Vorstellung", hat dann unsre ganze Erkenntnißlehre auf unerschütterliche Grundlagen gestellt.

Nicht minder groß ist Schopenhauers Leistung auf dem Gebiete der Kosmologie, um mich des Ausdruckes zu bedienen, den er selber gerne brauchte, um seine metaphysische Welterklärung zu bezeichnen. Nicht das Woher, noch das Wohin, noch das Wie, sondern einzig und allein das Was der Welt zu erklären war seiner Ansicht nach die Aufgabe der Philosophie; und als dieses Was fand er den Willen: Alles ist Willen in dem ausgedehnten Sinne, den er

dem Worte gab. Mit welcher Gelehrſamkeit, welchem Scharfſinn, welcher Folgerichtigkeit, welch überzeugender Dialektik er dies ſein Syſtem aufgeführt hat, weiß jeder Leſer ſeiner Werke, und ſelbſt Gegner, wie die drei eminenten Franzoſen — ein Deiſt, ein Pantheiſt und ein Poſitiviſt —, die ausführlicher über ihn geſchrieben, ſtehen bewundernd vor dieſem großartigen Aufbau. Man mißverſtehe mich nicht: jedes methaphyſiſche Syſtem — ſei's Spiritualismus oder Materialismus, Pantheismus oder Dualismus — iſt und bleibt immer eine rieſenhafte Hypotheſe und hat nur **in den Augen einer ganz verſchwindenden Minderheit die Gewißheit, welche eine Religion für Millionen hat. Bei jeder Hypotheſe aber handelt ſich's um ihre relative Wahrſcheinlichkeit.** Wo die meiſten ſtichhaltigen Argumente, die beſtconſtatirten Thatſachen, wo am meiſten Folgerichtigkeit, Zuſammenhang der Theile, widerſpruchloſe Einheit zuſammenkommen, um eine Hypotheſe annehmbar zu machen, da wird dieſelbe am überzeugendſten wirken. Es iſt Schopenhauers unſterbliches Verdienſt, eine ſolche Hypotheſe aufgeſtellt zu haben, indem er, ſtatt des Geiſtes oder der Materie, den Willen als das Weſen der Welt hinſtellte, und dieſe Hypotheſe, wir glauben ſiegreich, jedenfalls mit einem noch nie dageweſenen Aufwande von Geiſt, Conſequenz und Beredtſamkeit, gegen alle anderen Hypotheſen vertheidigt zu haben. Zwei ſolche Verdienſte aber würden genügen — ſelbſt wenn er dunklere Flecken auf ſeinem Charakter trüge als es in Wirklichkeit der Fall war, und ſeine Philoſophie in manchen Theilen zu berechtigteren Widerſprüchen herausforderte, als die ſind, welche man gegen ſie erhoben hat — Schopenhauern, wie der Aufruf ſagt, „als ein würdiges Glied an die hohe

Reihe jener königlichen Geiſter anzuſchließen, die von Platon und Ariſtoteles durch Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz zu Kant hinführt". Einem ſolchen Manne, zumal wenn ſich die Mitwelt an ihm verſündigt, wie ſie's an Schopenhauer gethan, ein Denkmal zu verweigern, wäre in der That einer großen Nation wenig würdig; denn

„. . . . was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben."

Florenz, 22. April 1884.

Zur neueſten deutſchen Memoiren-Literatur.

Die deutſche Memoiren-Literatur hat lange im Argen gelegen, und die, freilich ſehr zahlreichen, Correſpondenzen unſerer bedeutenden Männer aus dem goldenen Zeitalter des Briefſchreibens mußten uns dieſelben erſetzen. Ja viele, ſogenannte „Denkwürdigkeiten“, wie die Jean Paul's oder Friedrich Perthes', ſind eigentlich von Nachlebenden aus Briefen zuſammengeſetzte Lebensbeſchreibungen. „Tagebücher“, wie die von Gentz, ſind eben keine Memoiren. Wieder Andere, wie Moritz, geben uns ſoviel Dichtung mit der Wahrheit, daß ſie kaum als Memoiriſten zu nennen ſind; und ich wüßte eigentlich, um nicht bis auf den franzöſiſch ſchreibenden Pöllnitz zurückzugehen, aus der älteren Zeit nur Dohn's, aus einer ſpäteren nur Ritter Lang's und Varnhagen's Aufzeichnungen, die man correct mit dem Titel belegen könnte. Göthe's Autobiographie iſt ja ſchon viel zu ſehr planmäßiges Kunſtwerk, um unter die Denkwürdigkeiten im franzöſiſchen Sinne des Wortes gerechnet zu werden.

In unſeren Tagen nun vermehrt ſich die deutſche Memoiren-Literatur zuſehends, und wir hätten den unten angeführten Titeln leicht noch mehrere andere von jüngſt

erschienenen „Erinnerungen" hinzufügen können*). Wir beschränken uns auf diese, da sie, sich gleichsam ergänzend, uns ein ziemlich vollständiges Bild des deutschen Jugendlebens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts geben und zugleich den allgemeinen Charakter deutscher Aufzeichnungen der Art am deutlichsten tragen und veranschaulichen. Hält man nämlich die Memoiren-Literatur der vier großen Culturvölker nebeneinander, so kann man sich nicht erwehren, in jeder die besonderen Geschicke und die besondere Geistesrichtung derselben stark ausgeprägt wiederzufinden.

Die englischen Denkwürdigkeiten sind meist sehr matter of fact, zuweilen bis zur Trockenheit; sie führen uns ausschließlich ins öffentliche Leben, das sich schon seit Jahrhunderten so mächtig jenseits des Kanals entwickelt hat, erzählen uns Anekdoten von bedeutenden Staatsmännern oder Schriftstellern, fürstlichen Personen oder reichen Aristokraten. In den französischen Memoiren spielt das liebe „Ich" unbefangen die Hauptrolle; es handelt sich meist nur um die eigene Wichtigkeit, und nur um diese ins hellste Licht zu stellen, werden bedeutende Persönlichkeiten, die das Glück hatten, mit dem Schreiber in Berührung zu kommen, große Ereignisse, welche die Ehre hatten, ihn zum

*) Mémoires d'une Idéaliste. Genève 1869. — Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm von Kügelgen). Berlin 1871. — Ideale und Irrthümer, Jugenderinnerungen von Dr. Karl Hase. Leipzig 1872. — Auch die seit Niederschreibung dieses Aufsatzes erschienenen, trotz ihrer Geschwätzigkeit sehr werthvollen „Jugenderinnerungen K. F.'s von Klöden" (Leipzig 1874) würden hierher gehören: sie bieten uns für preußische Verhältnisse ähnliche Auskunft wie die angeführten über Sachsen, Thüringen und Hessen.

Zeugen zu haben, miterwähnt. Die Schärfe in der Beobachtung, namentlich des Lächerlichen, die Leichtigkeit im Handhaben der Sprache, die heiter belebte, geistreiche Weise, zu erzählen, die bald boshafte, bald gutmüthige, nie geschmacklose Klatschlust, die dramatische Natur endlich des zeitgeschichtlichen Stoffes, worin überdies persönliche Einflüsse, zumal weibliche, so bestimmend eingreifen — Alles das macht aus den französischen Memoiren die angenehmste Unterhaltungs-Lectüre und zugleich die gefährlichste Geschichtsquelle. Die italienischen „Ricordi", von Cellini bis Alfieri und von Goldoni bis Azeglio, erzählen in gegenständlichster Lebhaftigkeit und mit beinahe leidenschaftlicher Erregung persönliche Abenteuer, sowie heitere oder dramatische Wechselfälle bewegter Lebensläufe. Das öffentliche Leben ist erst vor Kurzem erwacht auf der Halbinsel, das innere kennt der naive heißblütige Südländer kaum: der handelt oder genießt, ohne lange zu grübeln, warum er handelt oder genießt.

Liest man nun deutsche Memoiren, selbst solche wie Varnhagen's, der doch in einer Zeit, an Orten und mit Menschen gelebt, welche mehr als Andere zur Abkehr vom Innern einluden, so sieht man sogleich den inneren Menschen in den Vordergrund treten. Deutsche Denkwürdigkeiten sind beinahe ohne Ausnahme psychologische Selbststudien; sie sind in erster Linie individuelle Entwicklungsgeschichten und nur in zweiter Linie Zeitgeschichte. Man denke nur an Jung-Stilling's und Göthe's Autobiographien; man lese D. F. Strauß' Jugenderinnerungen oder Zschokke's, Kohlrausch's, Immermann's und so vieler Anderer Aufzeichnungen. Welchen Platz nimmt die Kindheit der sich

Erinnernden und Darſtellenden darin ein, alſo g
Epoche, wo der Menſch noch am wenigſten mit den
Leben in Berührung kommt! Dergleichen kenne
Literaturen gar nicht. Die „Bekenntniſſe“ J. J. R
welche noch am meiſten von allen franzöſiſchen
der Kindheit des Verfaſſers gedenken, widmen die
Werde-Epoche doch kaum ein Hundert Seiten. Der
hat meiſt weder die naive Eitelkeit des Franzoſen,
eine in Geſchichte oder Geſellſchaft wichtige Per
darzuſtellen, noch die ebenſo unbefangene Subjecti
Italieners, der da meint, daß ſeine Erlebniſſe
ihn am meiſten intereſſiren, auch ſeine Leſer an
intereſſiren müſſen; er iſt aber deßhalb nicht
mit ſeiner theuren Perſon beſchäftigt: er
ſich, überwacht ſich, ſieht ſich wachſen und ma
während an ſeinem lebendigen Leibe, oder viel
ſeiner lebendigen Seele, Bildungs-Experimente.
von beſtändiger Viviſection benimmt ihm gar
ſeiner Friſche und Unmittelbarkeit, macht ihn ben
der Menſch unbewußt ſein ſoll, und bringt ihn of
reinſten Gewinn des Lebens: den leichten Sinn
hat den „Egmont“ dichten können, der „das Le
gar ſo ernſthaft nimmt“; er ſelbſt aber beobachtet
in der Schlacht von Valmy die Symptome des
fiebers, argumentirte mit Schiller über ſeinen di
Schaffungsprozeß und erinnerte ſich noch nach ſechzi
genau alles deſſen, was ſeine kleine Knabenſeele be

Welchen ſittlichen Werth wieder andererſei
ernſte Streben nach Selbſtläuterung, Ausbildung
Beſſerung mit ſich bringt, liegt auf der Hand.

dramatiſchem Intereſſe kann ſolches Ringen einer Kindes- oder Jünglingsſeele ſein: man leſe z. B. die von der Hand einer deutſchen Frau franzöſiſch geſchriebenen „Memoiren einer Idealiſtin“, welche eine ſolche Kindheit und Jugend mit ihren inneren Kämpfen anſpruchslos erzählen. Der Titel lautet freilich etwas ſeltſam, aber er iſt ſehr bezeichnend, und der Inhalt des kleinen Bandes iſt noch viel merkwürdiger als der Titel. Alles ſcheint in der That dazu angethan, die Neugierde zu wecken und zu befriedigen: die Perſon der Verfaſſerin, welche zugleich die Heldin iſt, der Schauplatz, die Zeit, ſogar die etwas eigenthümliche Form, welche eine gewiſſe Unerfahrenheit der Feder verräth, aber auch im höchſten Grade die reizende Kehrſeite dieſes Fehlers beſitzt. Ich weiß nicht warum die Verfaſſerin, die eine deutſche Dame von Geburt iſt, dieſe Herzensgeſchichte in fremder Sprache hat ſchreiben wollen. Man wird's ihr wahrſcheinlich als einen Mangel an Vaterlandsliebe aufmutzen — das iſt ja wohl der Modevorwurf bei uns —; wohingegen gewiſſe franzöſiſche Leſer die Gelegenheit nicht werden vorübergehen laſſen, ihre Freunde und ſich ſelber von der Unfehlbarkeit ihres Urtheils zu überzeugen, indem ſie in dem anſpruchsloſen Büchlein allerlei kleine Unrichtigkeiten herausfinden und anzeigen, die es ſicherlich nicht ſchwer iſt zu conſtatiren, wenn man Geſchmack an dieſem unerfreulichen Metier des Fehleraufſchnüffelns hat. Ich muß geſtehen, daß mich dieſes europäiſche Franzöſiſch der diplomatiſchen Salons Berlins und St. Petersburgs gar nicht unangenehm berührt. In dieſem beſonderen Fall kommt es mir ſogar vor als trage es noch bei zur ganz beſonderen Würze dieſer Lectüre: denn es iſt die Mutter-

ſprache der Geſellſchaft, in die uns dieſe intereſſante
würdigkeiten einführen.

Die Verfaſſerin gehört in der That zu ein
adligen Beamtenfamilien, deren das alte Deutſch
viele zählte: ſie lieferten den kleinen Fürſten ihre
den Höfen von Wien und Berlin ihre Diplomat
Landgräfinnen und Großherzoginnen ihre Hofdame
verfügten für ihre zahlreichen Kinder, die nicht ſo
waren Erſtgeborene zu ſein, über gute kleine Stift
pfründen und zahlloſe Offizierspatente in den pr
und öſterreichiſchen Heeren. Nichts iſt unterhaltender
im Buche wohlverſtanden — mit der ſonderbaren
ſchaft zu leben, vollgepfropft von Adelsvorurtheile
des bürgerlich engen Daſeins, das ſie führt; äußer
ja ſtreng in der Beobachtung der religiöſen und
Pflichten; aber hinlänglich durchdrungen von der
des monarchiſchen Princips, um es ganz natürlich z
daß die königliche Hoheit, der man dient, ſich gän
dieſen niederen Pflichten emancipire. Das Bild,
dieſer Band von einem jener kleinen Höfe giebt
derjenigen, die im Sturme von 1866 untergegange
erinnert lebhaft an gewiſſe Kapitel der Chartr
Parme. Wer die kleinen deutſchen Reſidenzen der
rationszeit kennen lernen will mit ihrer patriar
Einfachheit — man kann ſich wohl denken, daß
patriarchaliſche Willkür nicht fehlte — mit ihre
Hofintriguen und ihrer bureaukratiſchen Pedante
die blitzartige Wirkung ſehen will, welche das f
Unwetter von 1848 in dieſer kleinen, aus dem
Jahrhundert heraufbeſchworenen Zopfwelt anricht

ſich eine Idee vom geſellſchaftlichen Leben des damaligen Deutſchland machen will, von der weiten Mädchenerziehung, von der Freiheit, die zwiſchen den jungen Leuten beider Geſchlechter, wie zwiſchen den unterrichteten, reicher oder armer Claſſen, herrſchte, von der Gemüthlichkeit in den geſelligen Verhältniſſen der kleinen Städte, von der Beſcheidenheit des materiellen Lebens, von dem Einfluß endlich der modernen Ideen auf dieſe verſchwindende Welt — für den kann es gewiß keine feſſelndere Lektüre geben, als die dieſes Bändchens, wo die natürliche Einfachheit der Erzählung Wirkungen erzielt, welche die vollendete Kunſt des Romanſchreibers von Handwerk nicht immer erreicht.

Doch bietet das Buch neben dieſem beinahe hiſtoriſchen Intereſſe auch ein anderes, das größer iſt in meinen Augen: ein pſychologiſches Intereſſe. „Wer ein inneres Leben geführt hat, ſollte ſeine Memoiren ſchreiben", ſagte Göthe. Wenn man es mit der Einfachheit, der Aufrichtigkeit thut, welche die Verfaſſerin der „Mémoires d'une idéaliste" hinzubringt; wenn überdies ſolche öffentliche Bekenntniſſe von einem feinen Geiſte und einem edlen Gemüthe ausgehen; wenn endlich dieſe Erzählung einer Seele gleichſam die Beichte einer ganzen Generation, einer ganzen Geſellſchaftsclaſſe, eines ganzen Landes iſt: ſo wird das Verdienſt dieſer Art von Autobiographien ein großes. Einer ſolchen Seele durch alle die religiöſen Beängſtigungen zu folgen, die ſie fieberhaft, aber ſtets kräftig durchkämpft; in dem langen, zähen, unermüdlichen Streit, den ſie gegen die geſellſchaftlichen, religiöſen und politiſchen Vorurtheile ihrer Umgebung auszufechten hat, in ihrer ſtufenweiſen, mit blutenden Wunden, grauſamen Enttäuſchungen, unver-

dienteſtem Verlaſſenwerden erkauften Emancipation
folgen bis zu den äußerſten Meinungen, in die
aus Haß der engen Anſichten ſtürzt, unter dene
viel gelitten hat, und bis zu den Utopien ihres
mus; endlich die milde Heiterkeit anzuſehen, d
inneren Stürmen gefolgt und dieſe ſo ruhige,
fichtige, ſo unparteiiſche Erzählung möglich gemach
das thut wohl, das ruht aus, das giebt ſelbſt
Glauben an die Menſchheit wieder, der ihn
möchte; denn es giebt kein edleres Schauſpiel als d
zarten Frauennatur, welche den Kampf aufnimm
conventionelle Ideen, kämpfend ohne Bitterkeit und
vorwärts ſchreitend im Kampfgewühl, weil ſie ſi
die unſichtbar-ſichtbare, undurchdringliche Rüſtung
weiß, mit der ſie die ſchönſte der Tugenden, weibli
heit, umgiebt.

Auch die „Erinnerungen“ Kügelgen's und Ha
ſolche pſychologiſche Documente; auch ſie werfen
auf deutſche Sitten und Zuſtände im Anfange de
hunderts ein helles Licht. Beide Werke ergänzen
gegenſeitig; in der That ſpielen die darin erzählten
geſchichten zum größten Theile in Sachſen, wo ſi
und ſüddeutſche Sitten mehr als anderswo im Va
begegnen, obſchon die eine jener Exiſtenzen me
Norden, die andere mehr nach Süden weiſt. Kü
des Künſtlers, Erinnerungen beſchränken ſich auf d
heit und bringen uns bis zu den Zwanziger-Jah
ſich Haſe's, des Gelehrten, Denkwürdigkeiten
Schilderung der Jünglingsjahre anſchließen. Das
Familienleben in ſeinem lieblichſten Ernſte und

reinſten Innigkeit wird uns von dem Maler, das deutſche Gymnaſial- und Univerſitätsweſen zu der Zeit, wo es ſich am charakteriſtiſcheſten entfaltet hatte, wird uns von dem Theologen vorgeführt. Für denjenigen, welcher nicht alle Geſchichte in den äußeren Thatſachen ſieht, ſondern auch in dem Geiſte, in dem ſie von dem Volke aufgefaßt werden, iſt es lehrreich und intereſſant, hier zu ſehen, wie ſich die großen Ereigniſſe von 1813 in einer Kinderſeele ſpiegelten, wie die armſeligen öffentlichen Zuſtände der Zwanziger-Jahre auf geiſtreiche und empfängliche Jünglinge hemmend und fördernd gewirkt.

Auffallend ſind, wenn man, wie ich es gethan, von der Lectüre des einen Buches unmittelbar zu der des anderen übergeht, die äußerſten Gegenſätze deutſcher Natur, die ſich darin offenbaren. Das Livländer Blut und die vornehme Abkunft des Malers verleugnen ſich ebenſowenig, wie die Abſtammung des Theologen aus der armen oberſächſiſchen Gelehrten-Familie. Alles iſt fein, geſittet gehalten im Hauſe, in dem der junge Kügelgen heranwächſt. Still, umfriedet, heiter, würdig iſt das Leben da geſtaltet. Eine liebenswürdige, nur in Deutſchland mögliche Religioſität ſchwebt über dem innigen Familienleben, obſchon die Frömmigkeit des Vaters jener der Mutter wenig gleicht. Sie erwächſt erſt nach und nach zu größerer Wärme; anfangs iſt ſie mehr poetiſches Bedürfniß und poetiſche Anſchauungsweiſe einer echten Künſtlernatur, ſchöne Angewöhnung, die dem Weitverſchlagenen aus ſeiner rheiniſchen Heimath geblieben, wo damals jene ſchöne Blüthe des toleranten Katholicismus, auch wohl Hermeſianismus genannt, nach den rationaliſtiſchen Exceſſen der Revolution und vor den widerwärtigen Hetze-

ien des Ultramontanismus ihre heiterſte Stätte gefund
rſt Unglück, auch wohl der inzwiſchen immer entſchiede
rvorgetretene Nazarenismus in der deutſchen Ku
einen den edlen Mann zu einem brünſtigeren, doch im
ch duldſamen Kreuzesglauben geführt zu haben. Dage
cht denn die ernſte, ja faſt herbe, etwas poeſieloſe Relig
ät der nordiſchen Mutter ab; auch ſie iſt echt deut
bedürftig des Kirchganges und äußeren Gottesdienſ
h an der Bibel und dem Gebete begnügend. Auch
atriotismus des Hauſes hat etwas Schwungvolles, Ernſ
möchte ſagen Puritaniſches. Es iſt der Geiſt der
eußiſchen Erhebung, nicht der des ſüddeutſchen Libera
us, der da weht. Nicht um Eroberung individue
echte, zur Erfüllung heiliger Pflichten ergreifen die Freu
s Hauſes die Waffen. Die Einheit und Freiheit Deut
nds beſchäftigen die Tiefbewegten wenig; der Haß ge
n Eroberer, die Befreiung des vaterländiſchen Bod
gt ihnen mehr am Herzen als eine liberale Conſtituti
reue Anhänger des Alten, Hergebrachten, empfinden
gar die Theilung Sachſens als ein Unrecht. Der Lo
ismus wirft ſich nicht zum Richter auf, ſelbſt über
erirrungen des Herrn.

Ein unendlicher Reiz iſt über dieſe Jugenderinnerun
sgegoſſen. Sie ſind geſchrieben in reifſtem Alter
rchwebt von der ironiſchen Milde, mit welcher der G
n Schluſſe eines ſchönen Lebens gerne auf die Kind
rückſieht. Durchweg iſt die Sprache die gebildetſte
r Künſtler verleugnet ſich nie. Mit den einfach
ditteln erreicht der Erzähler die größten Wirkungen; k
pur von Affectation, Nachläſſigkeit, Unruhe ſtört die R

heit dieſer Wirkung. Man kann ſich denken, was die Geſchichte eines Knaben vom ſechſten bis zum achtzehnten Jahre bieten kann, und es gehört die verborgene Kunſt, ſowie die ganze Friſche und Lebendigkeit der Erinnerung dazu, um ſie zu einer ſtets feſſelnden Lectüre zu machen. Aber man leſe dieſe Jugendeindrücke, man vernehme darin nicht allein das Echo der großen Kriegsereigniſſe, das vornehmlich im ſtillen Hauſe des Künſtlers wiederklingt; man ſonne ſich nicht allein an den Strahlen, die aus dem Auge der Gewaltigen, wie Göthe und Napoleon, auf den erſtaunten Knaben fallen und haften bleiben; nein, auch die Spiele, die Kinderfreundſchaften, die Schul-Erlebniſſe leſe man. Des Beſonderen wird man nichts, gar nichts finden: das iſt uns Allen ja auch paſſirt; aber das Alles ſteht ſo friſch und lebendig da vor uns, daß wir glauben, wir ſtänden wirklich an einem Hinterfenſterchen und ſchauten dem Treiben der Kleinen zu auf dem Spielplatze, wo ſie ganz unter ſich und ſich unbelauſcht wähnend ihr heiteres Weſen treiben, welches das Leben des Mannes ſcherzend vorbedeutet. Dazu die Träumereien des herzigen Jungen, ſeine kleinen Enttäuſchungen mit Kummer und bitterem Herzweh, die Liebe des zehnjährigen Ritters zum ſchönen Lorchen, ſeiner Dame, der er, auf dem Lilienſtengel reitend, ſeine Huldigungen darbringt, die liebende Ehrfurcht und Bewunderung vor den Eltern, die herzliche Solidarität aller Intereſſen mit Bruder und Schweſter: Alles hat etwas unſchuldig Ideales und dabei geſund Natürliches, das zuweilen unendlich rührend wird. Einzelne Scenen gehören geradezu zu dem Vollendetſten, was unſere Literatur kennt, die nicht reich iſt an unreflectirt gemalten Scenen

und Geſtalten: ſo die nächtliche Fußreiſe des
jährigen mit der ſchmucken Pfarrerstochter, die
mit ihm theilt. Wer dächte nicht unwillkürlich
ſeau's Wanderung nach Turin, an Haydn's und
gemeinſchaftliche Reiſe in Böhmen, an gewiſſe
Fielding's, ja Göthe's! Da pulſirt das friſche
anſpruchslos und unmittelbar; man vergißt ſo
wieder; man kennt die Leutchen, als habe man
leiblichen Augen geſehen, und doch iſt kaum ein
Beſchreibung da: ſo lebt Friederike von Seſenheim
Aller Sinn und Erinnerung.

Auch über die Verhältniſſe des Künſtlers in
welches um jene Zeit der Hauptſitz deutſcher Ku
gibt das anziehende Buch mancherlei belehrende
Hunderte von intereſſanten Perſönlichkeiten gingen
Hauſe des alten Kügelgen ein und aus, und beina
hat dem Maler ſitzen müſſen für ſeine geſchriebene
Galerie. Dabei bietet nicht nur jede Seite abger
reizendes Genrebild: das Ganze hat eine einheitli
nahe dramatiſche Compoſition. Der tragiſche Se
die Ermordung des Vaters — erweckt uns plötz
dem lieblichen Kindestraume zur harten Wirklich
wir fühlen mit dem Erzähler, daß es von da an
mit den heiteren Spielen einer glücklichen Jugen
wie es daſteht, wird das Werk bleiben, als ein
in unſerer Literatur. Daß es das deutſche Publicu
ſeine Gewohnheit, ſogleich erkannt und anerkannt
kein unbedeutender Beweis ſeines wiedergefundenen
Sinnes und reinen Gefühles. Es iſt einer Nat
allein damit geholfen, daß ſie große Künſtler und

steller hervorbringt, sie muß auch naive Leser und unbefangene Anschauer zählen.

Ganz anders ist der Ton, der in des berühmten Kirchenhistorikers Erinnerungen herrscht. In ganz andere Verhältnisse versetzen sie uns. Doch auch hier urdeutsche Sitte und Anschauungen. Der Knabe wächst in einer Umgebung herauf, wo man meinen sollte, es gäbe nur Lehrer, Pfarrer und Philologen in der Welt. Eine junge Waise, wird er nach deutscher Sitte nicht in ein Institut, sondern, selbstständig in dem Dachstübchen eines Bürgerhauses für sich wohnend, auf ein Gymnasium geschickt. Die wohlthätigen und zarten Einflüsse der Mutter und Schwester werden ihm versagt, und man weiß, daß diese Entbehrung einem Menschen durch's Leben nachhängt, daß ihm, wenn er sie erfahren, die feinste Blüthe der Sitte ewig unerreichbar ist. Poetische, gelehrte, politisch-reformatorische Versuche beschäftigten schon den Gymnasiasten: Schule und Bücher stehen ihm höher als Leben und Gegenwart. Frühe Liebeleien nach studentischer Art, auf Bällen und Landpartien angeknüpft, spielen hinein. Alles ist geräuschvoll von Anbeginn. So schließt sich das Universitätsleben fortsetzend an: Trinkgelage wechseln mit ernsten Studien, politische Geheimbünde mit Carcer-Einsamkeit. Tolle Studentenstreiche obendrein. Von religiösem Bedürfnisse, innerem Drange einer gottsuchenden Seele ist nichts zu verspüren bei dem jungen Gottesgelahrten, der evident die Theologie als Brotstudium ergreift, dann aber dieses Studium mit Geist, Scharfsinn, Eifer betreibt und ihm jene treue Liebe widmet, mit der gemeiniglich der Deutsche seinen Beruf zu erfüllen pflegt. Von Leipzig führt uns der

Memoirist nach Erlangen. Hier sagt er sich von
Burschenschaft los, fährt aber fort, eine große Rolle i
Studenten-Republik zu spielen, bei Commersen, Aus
und anderen dergleichen geräuschvollen, manchmal
rohen Jugend-Manifestationen an der Spitze zu s
Ausgedehnte, allzu ausgedehnte Aufzeichnungen ber
uns über die Natur jener Vergnügungen, wo sich im G
wie in Auerbach's Keller „mit wenig Witz und viel
hagen" die jungen Wichtigen „im Kreise drehen wi
Katze mit dem Schwanz". Wüßte man nicht schon,
poesielos das vielgepriesene deutsche Corpsstudenten
und sein lärmendes, renommistisches Treiben ist, man
es hier lernen können. Die wahre Poesie auf den
schen Universitäten ist eben da, wo man sie meis
wenigsten sucht: bei den stillen, schwärmerischen, hunge
Jünglingen, die das rohe Getreibe der Duellisten m
und bei den strebsamen, unverdrossenen Dienern der W
schaft, die als junge Privat-Docenten schon von der
zu den Philistern gerechnet werden. Auch über das
der Burschenschaft geben Hase's Erinnerungen wenig
schluß. Die Unreifheit und Lächerlichkeit ihrer Bestreb
tritt darin nur noch mehr zu Tage. Man überzeug
noch einmal, wie weit diese Bewegung mit ihren kind
Alfanzereien vom Ernste des italienischen Carbonari
absteht, und welchen Dienst Heine der deutschen J
leistete, als er diese fromm-frisch-frei-fröhlichen Gesch
losigkeiten recht gründlich lächerlich machte. Da war
Leidenschaftlichkeit, noch idealistische Gehobenheit,
utopistische Schwärmerei, — das Ganze lief auf ei
selbstbespiegelndes Wohlgefallen an Farben und W

an Lärm und Bier hinaus. Unfruchtbar war das ganze Treiben überdies, und seine einzigste Hinterlassenschaft in der deutschen Geschichte waren Gagern'sche Reichspolitik und Frankfurter Schützenfeste. Die Einheit und die Verfassung Deutschlands sind auf anderem Grunde erwachsen.

Wie nur die lächerliche Verfolgung diesen abgeschmackten Jugendlichkeiten eine vorübergehende Bedeutung geben konnte, zeigt uns anschaulichst Hase's Tagebuch. Sein Aufenthalt in Tübingen als junger Privat-Docent, seine Einkerkerung im Hohenasperg sind reizende Episoden in der sonst etwas gar zu liederlich hingeworfenen Erzählung. Der Gegenstand wird interessant, der Ton belebt sich, die Interessen sind höherer Natur, als in den ersten Theilen. Die Erbärmlichkeit der deutschen politischen Zustände in den Zwanziger-Jahren und der Glanz des wissenschaftlichen Lebens treten in ihrem merkwürdigen Gegensatze drastisch hervor. Auch das süddeutsche Leben ist mit Liebe und Antheil geschildert. Schon in Erlangen fühlt sich der Studiosus davon angezogen; in Schwaben wird der junge Gelehrte ganz zum Schwaben. Man merkt es ihm auch noch in Dresden und Leipzig an, wohin er zurückkehrt nach abgesessener harter Gefangenschaft; etwas von süddeutscher Wirthshausgemüthlichkeit ist ihm geblieben. Die Abenteuer auf dem Hohenasperg, mit weniger Leben und Humor als Fritz Reuter's „Festungstid" erzählt, erinnern doch an sie. Es liegt in dieser unzerstörbaren Heiterkeit und ehernen Fleißigkeit des deutschen Jünglings in einer Lage, die Andere zur Verzweiflung, zur tobenden Wuth, zu verbittertem Grolle oder zu weichlichem Bereuen führen würde, etwas von der herrlichen Luthertugend, der kraftvollen Freude am Kampf und Widerstand.

Ganz unbefriedigend ſind die italieniſche Reiſ
der Brautſtand, mit denen das Büchlein ſchließt.
zuſammengeſetzt, burſchikos concipirt, auf's nachläſſig
ſchrieben, ſind ſie offenbar zum größten Theile ein
buch aus früherer Zeit, dem die beſſernde Hand des ſ
jährigen Gelehrten nur wenig und ſelten nachgel
Und doch iſt das Büchlein ein außerordentlich wertl
Beitrag zur Geſchichte deutſcher Sitte und Verhältniſſ
iſt nicht des Verfaſſers Schuld, wenn die Sitten de
Univerſitäten nicht anziehend ſind. Die deutſchen U
ſitäten ſind deßhalb nicht minder die Werkſtätten ge
in denen der deutſche Geiſt den reichen Gehalt
Minen verarbeitet, geläutert, zur ſiegreichen Waf
ſchmiedet hat. Wir können es Haſe nicht verdenken,
die Verhältniſſe kleiner deutſcher Städte in der Reſtaura
zeit armſelig, reizlos, mitunter geſchmacklos waren;
ſich doch gerade in der Erbärmlichkeit jener Verhä
die ganze Herrlichkeit der deutſchen Natur, die dadurc
verkümmert, unter formloſer Außenſeite, ihr tiefi
Leben lebt: ein Leben voll naiven Idealismus und
loſen Strebens im Dienſte der Wiſſenſchaft, der
oder auch nur der engen auferlegten Pflicht. Endlic
uns denn auch nicht zu verdenken, wenn wir, di
ſchreckenden Uebel der Kleinſtaaterei uns ſo lebhaft, w
hier geſchieht, vor Augen geſtellt ſehend, uns ein
behaglich fühlen, ſolcher Miſère endlich und für i
entronnen zu ſein.

Juli 1

Der Verſtorbene.

I.

Es iſt ein eigen Ding um eine bedeutende Perſönlichkeit, die ſich keiner Schule hat unterwerfen wollen, keine Specialität als Lebensaufgabe ergriffen hat.*) Die Zeugniſſe der Zeitgenoſſen liegen vor, die Thatſache iſt unleugbar: Niemand vermochte dem Manne zu widerſtehen, die Herzen der Weiber flogen ihm zu, die Männer vergaßen Neid und Vorurtheile vor einer Erſcheinung, die gerade jenen ſo ſehr zu erwecken, dieſe ſo recht zu verletzen berufen ſchien. Er hatte eben den „charme“ — eine franzöſiſche Bezeichnung, welches unſer deutſches „Zauber“ nur ſehr unvollkommen wiedergiebt. Leſen wir nun aber ſeine Werke — mit Ausnahme eines einzigen — ſeinen Nachlaß aus Tagebüchern und Briefen, ſo tritt uns nirgends etwas Beſonderes hervor: Ausdrucksweiſe, Gedanken, Gefühle, Alles erſcheint markloſ und charakterlos, ohne Origi-

*) 1. „Fürſt Hermann v. Pückler-Muskau.“ Eine Biographie von Ludmilla Aſſing. Erſter Halbband. — 2. „Briefwechſel und Tagebücher des Fürſten H. v. Pückler-Muskau.“ Herausgegeben von Ludmilla Aſſing, Band I und II. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1873.

nalität, ohne Leben, ſchlimmer als geſchmacklos, wäſſerig. Es iſt, als fehlte der molluskenartigen Maſſe der Knochenunterbau, um den ſich das Fleiſch organiſch und harmoniſch ordnen ſollte.

Fürſt Pückler war eine bedeutende Perſönlichkeit, er lebte in einer bedeutenden Zeit, war verbunden mit allen bedeutenden Männern dieſer Zeit und durch ſeine Geburt in eine Lebenslage geſtellt, die ihm erlaubte, ohne Hinderniß den Weg einzuſchlagen, auf den es ſeinem Genius beliebte, ihn zu rufen. An politiſchem Blick fehlte es dem Fürſten nicht; in der militäriſchen Laufbahn hätten ihm die Zeiten nur allzu viel Gelegenheit geboten, ſich auszuzeichnen; ſein erſtes Auftreten als Schriftſteller brachte ihm wohlverdienten und — was auch zum Gegentheile geſagt werden mag, in einer Zeit, die ſich von der Richtung des jungen Deutſchland ſo entſchieden abgewandt hat — unverwelklichen Ruhm. Und doch blieb Alles nur bei einem erſten Anlauf. Es will eben alles gelernt ſein; denn in Allem und Jedem iſt ein Theil Handwerk — und Pückler wollte nie lernen. Er iſt deshalb Zeit ſeines Lebens ein geiſtreicher Dilettant geblieben, außer in der einzigen Kunſt, die er gründlich und methodiſch hat lernen wollen: in der Gartenkunſt. Seine Parkanlagen in Muskau und Branitz ſollen, wenn man dem Urtheile aller Derer trauen darf, denen es ſo gut geworden, dieſe ſeine Schöpfungen zu ſehen, wirklich vollendet ſein. Was Pückler nie gelernt hat, iſt das politiſche, militäriſche, wiſſenſchaftliche und ſchriftſtelleriſche Metier. Sein Fehler war, ſich von einem großen Erfolge blenden zu laſſen und zu meinen, das Schriftſtellerthum ſei eben keine Kunſt, es genüge Erfahrung

und Beobachtung, offener Sinn und eine leichte Feder, um Schriftſteller von Profeſſion zu werden. Es war natürlich, daß er, wie Laien es gewöhnlich thun, ſich über die Natur gewiſſer Werke täuſchte; ihm ſchienen Montaigne's „Essays“, Pascal's „Pensées“, Heine's „Reiſebilder“ Werke der augenblicklichen Inſpiration und augenblicklicher glücklicher Wiedergabe der Inſpiration. Wer die Manuſcripte eines der beiden großen franzöſiſchen Fragmentiſten geſehen, wem, wie dem Schreiber dieſes, es vergönnt war, in Heine's Werkſtatt zu dringen und ſeinem Ausmeißeln ſogenannter Nachläſſigkeiten zuzuſchauen, der weiß, wie unabläſſig die Meiſter bemüht waren, ihren Gedanken den genaueſten, knappſten, prägnanteſten Ausdruck zu ſuchen, und ſich nicht eher zufrieden gaben, als bis das Wort und der Satz in nuce den ganzen Gedankengang aufwärts, der ſie zu der Idee geführt, und die ganze Entwicklung abwärts, die ſich aus jener Idee ergab, in ſich einſchloſſen.

Ein ungeſchulter, überdies viel und ſchnellſchreibender Schriftſteller altert nothgezwungen in wenig Jahren; er bewegt ſich in gebrauchten und verbrauchten Sprachformen, ohne zu unterſuchen, inwieweit ſie dem Gedanken entſprechen, den ſie verſchwimmend und unklar vorführen; er giebt ſie aus als curſirende Münze, unbekümmert, ob ſie volles Gewicht haben und ohne Beimiſchung ſind, wenn ſie nur im Augenblicke für den Betrag angenommen werden, der darauf geprägt iſt. Kommt nun aber der Tag, wo jener Prägeſtock keinen Credit mehr genießt, ſo wird das Metall umgeſchmolzen, und manchmal bleibt dann des Edlen gar wenig übrig, und das Wenige bringt nur anonym wieder in die Circulation.

Schon heute haben Pückler's Briefe, Tagebücher, Reisebeschreibungen keinen Curs mehr, ausgenommen jenes herrliche Erstlingswerk, das noch in voller Frische grünt und grünend erfrischt. Für Ein Werk mag eben zur Noth die Individualität hinreichen, mag sie instinctiv die rechte Form finden, mag ihre Fülle über die mangelnde Schule hinweghelfen. Ja, es gibt eine Sprache des Weltmannes, der kein Schriftsteller von Profession ist, der angenehm spricht und schreibt wie er spricht, und diese Sprache, die nicht selten in der französischen und englischen Literatur, nie in der deutschen und italienischen getroffen wird, hat einen großen Reiz. Pückler aber schreibt hier eben nicht, wie er wohl gesprochen haben mag; er nimmt den conventionellen Ton der Schriftstellersprache an; und welcher Schriftsteller? Man sollte glauben, er habe nur Clauren oder August Lafontaine gelesen. In einem einzigen Werke hat er gezeigt, was seine Sprache hätte sein können; und hier war auch Pückler beinahe der erste und einzige Deutsche, der in der Literatur den freien Ton eines Walpole oder Shaftesbury anschlug; schon das war und bleibt wohlthuend. Aber bereits im zweiten Werke wurde dieser Ton Manier und ermüdete. Jene „Briefe eines Verstorbenen" waren Plaudereien eines liebenswürdigen, geschmackvollen Mannes, der sich seine Weltanschauung gebildet und sie hier zum erstenmale der besten Freundin — seiner Ex-Gemahlin — gegenüber zu Papier brachte. Der unwiderstehliche Reiz dieser weltmännischen Naivetät ist auch noch über die Briefe jener Zeit ausgegossen, welche der Fürst bei der ersten Auswahl ausschied, und welche seine literarische Testaments-Vollstreckerin heute dem

Publikum mittheilt (im einundzwanzigsten Abschnitte der Biographie.)

Nicht minder anziehend sind die Briefe aus der Zeit des Aachener Congresses (1818). Offenbar waren die Mannesjahre die glänzendsten des Fürsten: diejenigen, in denen seine ganze geistige, sittliche und körperliche Natur sich am vortheilhaftesten zeigte, wie denn jeder Mensch ein gewisses Lebensalter hat, worin seine Individualität am vollsten zum Ausdruck kommt. War nun aber einmal der in vierzig Jahren angesammelte Schatz in neuer und überraschender Form ausgegeben, so blieb wenig oder nichts mehr übrig, und da Pückler sich nicht zu wiederholen liebte; da er, selbst überrascht durch den Erfolg seiner ersten Schrift, glaubte, er dürfe nur gerade Alles geben, was er je gedacht und gefühlt; da er selbst gar keinen Maßstab hatte für das, was bedeutend und unbedeutend in dem von ihm Gedachten und Empfundenen sei, so kam bald fast nichts mehr als gewöhnlichster Gehalt in manierirtester Form zu Tage: journalistisches Eintagswerk, das nur das Recht hat, anonym aufzutreten, und das verdientermaßen längst ebenso vergessen ist wie jede andere Feuilleton-Chronik, wenn es auch seinerzeit in soliden Octavbänden anstatt in losen Zeitungsblättern in die Welt ging. Gegenstand wie Form der Briefe eines Verstorbenen waren die Pückler's Talenten wie seiner Natur adäquatesten; im Folgenden war er meist nicht mehr auf eigenem Terrain, und das fühlte sogleich ein Jeder — nur er selber nicht.

Neben dem, was er auf diese Weise dem Publikum bei Lebzeiten gegeben, hatte der Fürst auch noch in seinem Privat-Archive sorgfältigst alles aufgespeichert, was je seit

rſten Jugend bis in ſein hohes Alter aus
ren Feder gefloſſen war: Alles, wie es ſchein
rt und etiquettirt. Er hielt Buch übe
Briefe, band ſie zuſammen zu ſpäterer
Benützung als Briefſteller in den verſchi
tionen. Seine Gymnaſiaſten-Tagebücher —
r Zeit Gymnaſium, ja Militärdienſt ſchon a
erlaube ich mir doch den Ausdruck — waren
ſchrieben und mit Anmerkungen verſehen. Da
Alles der Nachwelt erhalten bleiben, und
eund Varnhagen mit ſeinem Nachlaſſe ſo viel
der Welt gemacht, ſo meinte der alte Dandy, d
re auch ſeinen eigenen Manen zu verſchaffen.
ertraute er derſelben trefflichen, männlich gewiſſ
herausgeberin von Varnhagen's Nachlaß auch die
ube des ſeinigen an. Er vergaß nur, daß er kei
agen war. Die Nichte des großen Biographen
Gewiſſenhaftigkeit auch in der Wiedergabe dieſer „
bewährt; aber nicht ihre Schuld iſt es, wenn der
Freund kein disciplinirter Schriftſteller, wie ihr Ohei
Es iſt wohl kein Zweifel, daß die Perſönlichkeit
bedeutender und anſprechender war als die Varn
aber dieſe Perſönlichkeit tritt eben nicht aus dem
hervor. Oberflächliche Anblätterer oder tugendſtolze „
der Wiſſenſchaft“ pflegen freilich von dem Gatten
als von einem Anekdotenſammler und Scandal-Au
zu reden. Unbefangene werden die Ausdehnung und
heit ſeines Wiſſens um ſo höher ſchätzen, je weniger
tiſche Profeſſorsmienen der gelehrte und gewiſſenha
graph annimmt; ſie werden in ſeinen Sammlun

Notizen den liebevollen Psychologen, der seinem Objecte, der Menschennatur, auf allen seinen Schlupfwinkeln und Irrwegen nachgeht, nicht verkennen, sie werden es dem gereizten Zeugen des grand règne der Heuchelei — gerade von 1840 bis 1858 — nicht verdenken, wenn er daheim vor seinem Pult seinem Aerger geistreich Luft gemacht; sie werden es dem alternden Herrn, der sich so lange in der Diplomaten-, Aristokraten- und Bureaukratenluft von Berlin bewegt, wohl verzeihen, wenn er die Gebrechen der menschlichen Natur auf gewisse Stände und Parteien zurückführte — wie unsere Enkel denen verzeihen mögen, welche heute, angeekelt vom demokratischen Treiben in Presse, Club und Exil, zu hart über ihre Jugendgenossen urtheilen. Als Schriftsteller, wie als Quellensammler, wird Varnhagen stets einen hervorragenden Platz in unserer Literatur einnehmen, während man weder das Eine noch das Andere von Fürst Pückler sagen kann, der doch während seines Lebens ganz anders als Varnhagen auf die ihm Nahekommenden gewirkt. Zum Schriftsteller fehlte ihm eben die gründliche Bildung, die sichere Methode, die strenge Zucht, die gewissenhafte Forschung, die durchdachte Form, welche aus Varnhagen einen unserer gediegensten Prosaiker machten; als Mensch hat er stets nur angezogen, wo Varnhagen manchmal unverdienterweise abstieß.*)

*) Der Geschichtschreiber deutscher Sitten, Ideen und Zustände wird Fräulein Assing nie dankbar genug sein können für die werthvollen Mittheilungen, die sie aus ihres Oheims unerschöpflichem Nachlasse mit sicherer Hand gewählt und in sorgfältigster Weise veröffentlicht hat. Er wird ihr danken für Alles, was sie aus dieser Quelle noch geben dürfte; aber kann man's ihm verdenken, wenn er

Pückler's Biographin hat ihr Beſtes gethan, um den verehrten alten Freund auch der Nachwelt ſo darzuſtellen, wie er ſich den Zeitgenoſſen dargeſtellt; aber es iſt ihr nicht gelungen, wenigſtens in den allzu zahlreichen Partien ihres Werkes nicht gelungen, wo ſie aus übertriebener Beſcheidenheit ihrem Helden das Wort gelaſſen. Tritt ſie ſelbſt erzählend und ſchildernd auf, ſo beginnen wir wohl zu fühlen, was eigentlich an dem Manne geweſen ſein muß, der ſtets:

„Erſt der Männer Geiſt mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderſtehlicher Anmuth"

zu gewinnen wußte; ſogleich aber mißtraut die Erzählerin ſich ſelbſt und tritt das Wort an den Fürſten ab — und wir fühlen uns augenblicklich ernüchtert. Schreiber dieſes wenigſtens hat ſelten eine größere Enttäuſchung erfahren als bei der Lectüre dieſer drei Bände. Er hatte ein ſo bewunderndes Andenken an die „Briefe eines Verſtorbenen" bewahrt, die er nicht als Knabe, ſondern dreißig Jahre nach ihrem Erſcheinen, alſo ganz außerhalb der Zeitſtrömung, in der ſie entſtanden, geleſen und genoſſen hatte; die Erſcheinung des Mannes, wie ſie noch aus dem Widerglanz der Mitlebenden ausſtrahlte, hatte ihm imponirt und war ihm als eine überaus ſympathiſche im Gedächtniſſe geblieben; die Zeit — der Fürſt lebte von 1785—1871 und

weniger geſpannt auf die Fortſetzung von Pückler's Nachlaß iſt? Der Fürſt wußte das Verdienſt der Herausgeberin von Varnhagen's Schätzen wohl zu würdigen, ihre Gewiſſenhaftigkeit und ſeltene Sorgfalt wohl zu ſchätzen; darum wählte er gerade ſie unter ſo Vielen zu ſeiner literariſchen Teſtaments-Vollſtreckerin. War es ihre Schuld, wenn ſich in der Erblaſſenſchaft weniger Activa befanden, als man erwartet hatte?

dürfte ſpeziell als der älteſte und glänzendſte Vertreter der Reſtaurations-Geſellſchaft gelten — die Zeit, in welche dieſe Papiere uns zurückführen, intereſſirte ihn mehr vielleicht als irgend eine andere, und — er hatte Mühe, die Tagebücher und Briefe des fürſtlichen Schriftſtellers zu Ende zu leſen.

Glücklicherweiſe iſt der Verſtorbene nicht der einzige Briefſchreiber, deſſen Bekanntſchaft wir hier machen. Der erſte Band enthält die Correſpondenz Pückler's mit Sophie Gay, mit Bettina, mit Gräfin Hahn und mit einer jüngeren Schriftſtellerin, die eines großen Rufes bei der jungen Generation des lieben Vaterlandes zu genießen ſcheint. Ihre Briefe wären beſſer hier weggeblieben und können ihren literariſchen Ruhm eben nicht viel vergrößern. Nirgends zeigt ſich auffallender der Abſtand zwiſchen der Generation unſerer Mütter und der unſerer Schweſtern, als wenn man von den Briefen der drei erſten Correſpondentinnen zu denen der Letzteren übergeht. Wie viel mehr Spontaneität, Vorurtheilsloſigkeit, Wahrheit bei Jenen, wie viel mehr inneres Leben und wahre Frömmigkeit, Geſchmack und durchdringende Bildung, harmloſe Heiterkeit und überſtrömendes Gefühl, ja wogende Leidenſchaft! Wie anſtändig, bürgerlich, correct, gemeinplätzlich, eng und dabei doch ſtaatsbürgerlichprätentiös ſind unſere Altersgenoſſinnen dagegen! O! wer gibt ſie uns zurück, die ſchönen Zeiten, da unſere Frauen weniger tugendhaften Gemeinſinn hegten und den leichten Grazien Eintritt in ihr Inneres erlaubten, ohne zu fürchten, den keuſchen Tempel ihrer Gemüther dadurch zu entheiligen! O, eine Thorheit! nur einen dummen Streich! Aber nein, wir ſind zu vorſichtig geworden, heutzutage uns illegitim zu verlieben und eine verfängliche Cor-

reſpondenz mit einem alten Don Juan anzufangen,
gefährlich ihn auch der Schnee des Alters gemach
mag. Es ſchickt ſich nicht mehr.

Freilich, etwas ſchwerer mag es gehalten hab
Verſuchung zu widerſtehen, im Jahre 1818, als d
unddreißigjährige brillante mauvais sujet der imm
hübſchen Sophie Gay nebſt der noch hübſcheren
Delphine

— matre pulchrâ filia pulchrior —

ſeine Aufmerkſamkeit erwies. Pückler hatte die Sp
der gleichzeitigen Bewerbung um die Gunſt zweier
rationen; heirathete er doch ſchließlich die Mutter
reizender Töchter, denen er ſeine Huldigungen darg
Echt franzöſiſch, fein, witzig, doch nicht ohne eine
Sentimentalität ſind die Briefe Sophiens, beder
anmuthiger, wärmer als ihre Romane. Pückler's
muß ſehr tief auf die ſchon Alternde geweſen ſein
rührend-poetiſche Melancholie der Entſagung iſt üb
Briefe ausgegoſſen, lieblich gemildert durch ein beza
ironiſches Lächeln in Thränen.

Auch Bettina's Briefe dürfen dem Beſten,
teſten zugezählt werden, das wir von der ewig
wahrheitsliebenden Lügnerin beſitzen. Da gährt
kocht's wie in einem fließenden Lavaſtrome; das
Brauſen von „Gehirnſinnlichkeit", wie's ihr Pückl
ſend und ungalant ſagt; ein Arbeiten der Phanta
dichteriſches Drängen, ein nie ſich legendes Stürme
ſtets ungewollte Selbſttäuſchung, eine „natürliche U
lichkeit" — das reizende Wort iſt von Caroline S
wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht —: ma

dieſes reiche Weſen, das nie ſein Gleichgewicht finden konnte, nicht genug bewundern, und ſo unbequem es auch manchmal in der engen Wirklichkeit geworden ſein mag, wir danken es dem Fürſten, der dieſe Unbequemlichkeit ſelbſt auf ſich genommen, alle die aufregenden Scenen ſo glatt als nur möglich ab- und durchgemacht und uns nun nur noch zum bequemen und ungeſtörten Genuſſe das Bild der Unvergleichlichen in ihren Briefen gelaſſen hat. Wer wollte ſo thöricht ſein, zu wünſchen, daß Lionardo's „Joconde" ſich plötzlich bewegte, aus ihrem Rahmen ſpränge und ſich indiscret à la Bettina in unſere Arme ſtürze?

Nicht minder anziehend als Bettina erſcheint Ida Hahn-Hahn — für den Schreiber dieſes eine wahre Entdeckung. Die echte und tiefe Religioſität, die aus den Briefen der Gräfin athmet, ihre reine, tiefgefühlte Neigung, ihre natürliche Würde und Vornehmheit, die Höhe und Freiheit des Standpunktes und der ganzen Weltanſchauung wirken ſo wohlthuend-beruhigend nach der permanenten Aufgeregtheit Bettina's, daß man der Herausgeberin nicht genug Dank wiſſen kann, ſie gerade nach der Correſpondenz der geiſtreichen Phantaſtin eingeſchaltet zu haben. Dabei iſt Fülle des Geiſtes, Fülle und Urſprünglichkeit. Und wie das Gefühl und der Gedanke, ſo die Form leicht und doch individuell, individuell und doch geſchmackvoll; anmuthig und ausgeprägt zugleich: ſo etwas iſt keine gemeine Waare, vornehmlich in unſerer Zeit, und es will uns bedünken — wenn unſer Gedächtniß uns nicht trügt — daß auch bei Ida Hahn, wie bei Sophie Gay, die Briefſchreiberin eine ganz anders bedeutende Natur offenbart als die Schriftſtellerin.

Und wie jämmerlich nimmt ſich gegen ſeine drei gei
hen Correſpondentinnen, die es immer ernſtlich mein
ihren Empfindungen, ſo abſurd ſie auch manchm
inen mögen, unſer Verſtorbener aus, dem's nie Er
um ein Gefühl und der, hier wenigſtens, nicht einm
Grazie hat, in welche ein heiterer, unbefangener Ego
s ſich ſo oft anmuthig zu drapiren weiß. Schlech
utſch und noch ſchlechteres Franzöſiſch, um damit a
angen: flach, breit, ohne Charakter. Wer hätte d
n fürſtlichen Brummel gedacht? Wir wenigſtens glaubt
ſchöne ritterliche Herr mit dem feurigen Auge hä
jedesmal ſelbſt etwas weis gemacht und zu ei
oiſſen Gemüths-Temperatur heraufgeheizt; aber ne
einzige Liebſchaft mit Henriette Sontag ausgenomm
das ja immer die beſonnenſte, kühlſte, ja froſtig
ſchäfts-Operation, in plattem franzöſiſch à la Monſie
Jouy, oder, was noch ſchlimmer iſt, in aus dieſ
anzöſiſch überſetztem Deutſch. Man denkt unwillkürl
die Salons der Madame Tallien und an die Ve
Prince de Ligne, beiläufig geſagt, ein Freund unſe
rſtorbenen und, wie's ſcheint, ein wenig ſein Mod
m Juan variirt wenigſtens ſeine Arien zwiſchen Zerli
d Donna Anna; hier iſt's immer ungefähr derſe
n mit allen Arten des Wildes, nach dem der gala
idmann birſcht, und

„V'han fra queste contadine,
Cameriere, cittadine,
V'han contesse, baronesse,
Marchesine, principesse.“

Ja, man vermißt ſelbſt das Feuer der Sinnlichkeit: ſeine Liebesbriefe ſind kalt, wie die Legende des Teufels Umarmungen ſchildert.

Ueberhaupt erſcheint Pückler hier oft als eine äußerſt gutmüthige, aber innerlich kalte Natur — zwei Dinge, die ſich nur gar zu oft neben einander finden. Nur innerliche Kälte verbunden mit einer Vorurtheilsloſigkeit, die bis zur Indelicateſſe geht, und die ſelbſt bei der Auflöſung der Familie wie ſie damals in Deutſchland vielfach eingetreten war, ohne Exempel iſt, kann über den Vater und die Mutter reden, wie der Fürſt zuweilen von ihnen redet. Freilich ließen ſich auch die guten und liebenswürdigen Seiten des Fürſten aus den Briefen herausſuchen; aber ſie verſchwinden gegen den fahlen Ton, in dem uns der ganze Menſch erſcheint. Seine Freigebigkeit, ſein Muth, ſeine Kindlichkeit, ſeine Ritterlichkeit, die wir Alle an ihm vom Hörenſagen bewunderten, ſind hier mit Beweiſen documentirt — und doch treten ihre hellen Farben nicht hervor, überſtrahlen nicht den grauen Grundton des Bildniſſes. Nach der Weiſe ſeiner Zeit grübelt Pückler an ſich herum, aber ohne wahren Idealismus — eben nur weil's Mode war, etwa wie ein Lauzun auch ſentimental zu ſein wußte, als Clariſſe Harlowe und La Nouvelle Héloiſe die Sentimentalität ſaſhionabel gemacht hatten. Dabei iſt ſeine Philophie ſeicht, ohne myſtiſche Ahnung, metaphyſiſche Anſchauung oder ſkeptiſchen bon sens; ſeine Gefühlsweiſe in religiöſen Dingen iſt noch ganz die des achtzehnten Jahrhunderts; alle Prieſter, zum Beiſpiel, ſind ihm kurzweg Heuchler, zu welcher Kirche ſie auch gehören mögen; freilich motivirt er dieſe Heuchelei ſchön und tief durch den nothwendigen Widerſpruch zwiſchen

Courmacher, Parforcereiter, Theaterheld und Dand
er iſt auch etwas mehr geworden. Iſt es nur die
Deutſchen gewöhnliche, ja normale Erſcheinung,
erſt nach den Dreißigen, wie ihre körperliche Schön
ihre geiſtige und moraliſche Natur vollſtändig e
und von der geſchmackloſen Zuthat der vaterländiſc
ziehung gereinigt, jedenfalls erſt dann am vortheil

2. „Briefwechſel und Tagebücher des Fürſten von
Muskau.“ Herausgegeben von Ludmilla Aſſing-Grimelli.
IV, V und VI. Berlin 1874. — Die zweite Hälfte der B
Pückler's und die neuen Bände aus ſeinem Nachlaſſe, w
Frau Aſſing-Grimelli heute bietet, haben ganz die Vorz
Fehler, welche die erſten Theile auszeichneten und verunzier
Stoff iſt oft, wenn auch nicht immer, von höchſtem Intere
Fleiß, die Gewiſſenhaftigkeit und die Sorgfalt der Verfaſſ
Herausgeberin ſind nicht genug anzuerkennen. Das Urt
Biographin über Menſchen und Verhältniſſe iſt frei u
treffend; der politiſche Parteiſtandpunkt iſt in anerkenne
Weiſe aus dem Spiele gelaſſen. Die Sprache iſt leicht und
wenn auch nicht immer ganz correct. Dagegen iſt die
beſchreibung ein wenig zu annaliſtiſch gehalten. Eine An
nach der Natur des Stoffes wäre vielleicht paſſender geweſe
falls hätte die chronologiſche Ordnung freier gehandhabt
müſſen. Auch finden wir hier wieder allzu viele u
lange Citationen. So prägnant und charakteriſtiſch ſind d
Pückler's nicht, daß ſie, wie die gute Citation ſollte, i
Strichen die charakteriſtiſchen Umriſſe einer Situation, eine
einer Gedankenreihe vor uns hinſtellen. Auch ſind noch de
holungen und der unbedeutenden Details zu viel. Was d
laß anlangt, ſo hätte die Scheere wohl etwas thätiger u
ſein dürfen. Frau Aſſing-Grimelli hat ſich offenbar üb
Begriffe von den Pflichten eines Herausgebers und der B
Pückler's gemacht. Pückler iſt kein Göthe, und mit de
Willen können wir nicht, wie es uns Madame de Staël den

dienen, es wäre ihm ein Leichtes geweſen. Man denke ſich den unendlich Begabten als geſchulten Staatsmann oder Feldherrn, Schriftſteller oder Gelehrten; was hätte er ſeinem Lande nicht ſein können? Aber er mißtraute ſich ſelbſt und ſeinen Kräften, und da ihm mehr daran lag, zu ſcheinen als zu ſein, ward er auch nie, was er manchmal zu ſein ſchien. Das Einzige, was weder Erziehung, noch Schwäche, noch Eitelkeit, noch Faulheit, noch Corruption verderben konnten, war ſeine lebendige Perſönlichkeit. Die hat denn auch ihren Lohn dahin gehabt; ſie hat das Leben ſo recht von Grund aus ausgenoſſen, und ihr iſt nur Anerkennung und Sympathie zu Theil geworden. Da nun aber dieſe liebenswürdige Perſönlichkeit in einem reizenden Werke fortlebt, ſo hat auch die Nachwelt ihren Theil und ihre Freude an ihr. Der künftige Geſchichtſchreiber der Sitten und Ideen unſeres Jahrhunderts wird auch dem Dandysmus, nach deſſen Lorbeeren ſelbſt ein Byron geſtrebt, ein Capitel widmen müſſen, und da wird es ihm viel werth ſein, neben dem idealen Typus des Dandy in „Pelham“ das reale Exemplar deſſelben im „Verſtorbenen“ zu haben, und zwar beide im beſten Sinne. Sie ergänzen ſich gegenſeitig, und es iſt nicht ohne Werth, daß gerade ein deutſcher Dandy das Vaterland und die Glanzzeit des Dandysmus geſchildert hat.

II.

Pückler erſcheint in der zweiten Hälfte ſeines Lebens ein Anderer, Beſſerer und doch wieder derſelbe, wie in der erſten Hälfte des Lebens.*) Er iſt noch immer der alte

*) 1. „Fürſt Hermann von Pückler-Muskau.“ Eine Biographie von Ludmilla Aſſing. Zweite Hälfte. Berlin, 1874. —

eine organiſche iſt, weßhalb ſie auch ſo wenig verl
doch nur die verletzt, deren Blick nie durch die O
durchdringt. Der Erfolg der engliſchen Briefe ga
lern — der zu jedem Feuilletoniſten ſechſten Ranges
Bewunderung des Uneingeweihten hinaufſchaute,
ahnen, daß in ihm ſelbſt ein Autor ſchlummere —
Zuverſicht zu ſich ſelber, offenbarte ihm eigene
rechtfertigte ſeine Weiſe; er gab ſeiner Eitelkeit

ſei die Furcht vor Verantwortlichkeit? das Wort iſt für di
geber eines literariſchen Nachlaſſes ſo gut geſprochen, wie
Geſchworenen eines Aſſiſenhofes.

Auch die Ordnung, welche Frau Affing-Grimelli be
kann ich nicht billigen. Sie hat ohne Zweifel gedacht,
durch Eintönigkeit ermüden, wenn ſie alle an eine Perſ
teten, in einer Zeit geſchriebenen Briefe im ſelben Bande
ſie hat Recht; aber die oben anempfohlene Scheere hä
Mißſtand bald beſeitigt. Nur für den einzigen Varnhage
eine Ausnahme gemacht. Sein Briefwechſel mit Pückler bi
beſonderen Band; ſonſt iſt alles kunterbunt durcheinander
Briefe aus den Vierziger-, ja aus den Siebziger-Jahren
zweiten Bande; Briefe aus dem erſten Jahrzehnt dieſes Jah
im vierten und fünften Bande. Die Correſpondenz Pück
ſeiner Frau iſt ebenfalls auseinandergeriſſen und auf v
Bände vertheilt. Ein erſter Abſchnitt Jugendbriefe, ein zwei
an Lucie vor, während und nach der Ehe, ein dritter
ſpondenz mit berühmten Lebensgenoſſen derſelben Epoche un
Kreiſes enthaltend, hätten die Lectüre ſehr erleichtert. D
der Rüge. Die neuen Bände bieten uns des Intereſſante
daß wir nicht klagen wollen, wenn uns nicht Alles ſo geb
wie wir es gerne gewünſcht, noch weniger daß uns zu vi
wird. Doch kommt das Intereſſante dieſesmal vom Fürſ
von ſeinen Correſpondenten, wie in den erſten beiden Bän
mitgetheilten Briefe rühren zum Theil von Pückler ſelber
ſind meiſt von unendlich größerer Bedeutung, als die jene

zeigen? Nein, hier iſt es mehr: zwiſchen den beiden Lebensperioden liegt die Juli-Revolution und der ſchriftſtelleriſche Erfolg des Fürſten.

Merkwürdigerweiſe mangelte es dem ſo naiv-eitlen Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen" an allem Selbſtvertrauen. Seine Eitelkeit ſelber war im Grunde von der ganz unſchädlichen Art, die ſich ſelber zur Schau trägt und eigentlich mehr eine Epidermalkrankheit als

---

könig gegenüber nachſagt, jede Briefadreſſe von ihm bewundern. Es iſt uns intereſſant, zu leſen, wenn Göthe an Frau v. Stein einen Haſenbraten ſchickt, weil ſolche Kleinigkeiten uns einen Einblick ins Weimarer Leben bieten und wir gerne erfahren, wie der Dichter des „Fauſt" das Begleitſchreiben einer Haſenſendung an die Geliebte wenden mochte; aber ſo lieb uns auch Pückler ſein mag, ſeine Einladungen, Annahme- oder Ausſchlagebriefe, Dank- oder Entſchuldigungſchreiben ſind uns ganz einerlei. Auch iſt der gute Fürſt ein ſehr prolixer Briefſchreiber, der ſich unendlich oft wiederholt, ganze Seiten zu ſchreiben weiß, in denen nichts als redſelige Phraſen. Wer wollte ihm ein Verbrechen daraus machen? Aber war es wirklich nöthig, uns alles das zu geben? Wohl mag der Herausgeber ſagen: Ihr braucht es ja nicht zu leſen; aber die Antwort trifft doch nicht ganz zu. In jedem dieſer vier Bände ſind ungemein intereſſante Dinge enthalten, die wir um keinen Preis miſſen möchten, Dinge, welche die Zeit und die Menſchen treffend charakteriſiren, Dinge, welche, wahr und ſchön geſagt, unſer Herz erfreuen. Nun iſt es Sache des Herausgebers, dieſe Dinge auszuſuchen, zuſammenzuſtellen, nicht die Arbeit dem Leſer zu überlaſſen, der ungeduldig das Buch zuſchlägt, wenn er ſelber die Perlen im Kehricht aufſuchen ſoll. Kehricht! Das Wort iſt ſtark; aber die Ungeduld, die man beim Durchblättern empfindet, entſchuldigt es. Die achtzehnhundert Seiten dieſer vier Bände hätte man füglich auf dreihundert reduciren können. Dazu gehört freilich Muth und etwas weniger Pietät, als die Verfaſſerin für den alten Erblaſſer zu haben ſcheint. Hat Fürſt Bismarck nicht einſt geſagt, die Krankheit unſerer Zeit

ſolche, die unbefangen in die Welt hineinſchauen u
was in dieſer geſchehen; das that Pückler in ſein
lingswerk und auch ſpäter wieder, wenn auch in ge
Grade, in ſeinen Reiſebeſchreibungen; dem zuliebe
man ihm den Mangel an wirklicher geiſtiger und
licher Durchbildung. Seine Tutti-Frutti ſind
wollt: das Werk eines profeſſionellen Schriftſtel
ſeine Profeſſion nicht hinlänglich kennt; daher d
heure Abſtand gegen die „Briefe eines Verſt
Dagegen tritt uns in den Privatbriefen ein S
Strebender entgegen, und dieſes Suchen und Stre
leiht dem Menſchen eine neue Jugend, gibt dem
würdigen Weltmanne mehr und mehr den Rück
früher wohl vermißten Innerlichkeit.

Die Juli-Revolution ihrerſeits war wie ein rei
Gewitter über Europa hingefahren und hatte alle
heilſam aufgerüttelt. Wer ſich von dieſer Wirkun
Begriff machen will, der leſe die Correſpondenz
aus der zweiten Lebenshälfte: ſociale, politiſche,
Fragen ſtehen überall im Vordergrund; Kunſt, L
elegante Welt, die früher alle Seiten füllten, ſ
weggewaſchen. Man athmet Pulvergeruch, wo frü
Blumenduft und Salonparfum die Luft erfüllte
iſt es mit den unſchuldigen Genüſſen: Alles bere
zum Handeln vor.

Es iſt außerordentlich ſchwer, billig und d
richtig von dieſem großen Ereigniſſe zu ſprechen,
Frankreich ſo unheilvolle, auch für Deutſchland i
bedenkliche Folgen hatte, und doch als die Mor
eines neuen Tages vom Geſchichtsſchreiber zu begri

höheres Ziel als das der gesellschaftlichen Eleganz. Er suchte sich immer mehr ein reifes Urteil über alle bedeutenderen Fragen zu bilden, damit er vor dem Publicum mit Ehren bestehen könne und nicht gar zu sehr als Dilettant erscheine. Seine Schriften haben dadurch nicht profitirt, wohl aber der Mensch. Und das ist natürlich. Schriftsteller, die über Gott und die Welt nachgedacht, fehlen der deutschen Literatur wahrlich nicht, wohl aber

Theile; namentlich enthalten die Briefe an die Herausgeberin der tiefen wie der anmuthigen Gedanken die Fülle, des anekdotischen Interesses nicht zu gedenken. Vornehmlich sind die 1830 nicht veröffentlichten Briefe an seine Frau, welche nun die subjective Begleitung zu jenen objectiven Schilderungen der Verstorbenen geben, äußerst belustigend. Die doch etwas tiefer als gewöhnlich gehende Wunde, die ihm Henriette Sontag beigebracht, die chronische Börsenkrankheit, die verschiedenen Körbe, die er erhält, und die Zufriedenheit, die er empfindet, wenn er sie glücklich erhalten, sind unbeschreiblich heiter. Zu nicht geringem Theil sind die hier gegebenen Briefe an den Fürsten gerichtet: ein paar witzige, gesuchte, geschraubte Billette Alexander v. Humboldt's; einige echt Heine'sch interessirte Briefe Heine's, äußerst platt und unerquicklich wie die meisten Briefe des Dichters, der dem Publikum immer seine reinlichste, den Freunden immer seine unappetitlichste Seite zuwendete und der sich hier weit unter seinem fürstlichen Gönner zeigt; inhaltlose, pauvre, in hottentottischem Französisch geschriebene Briefe Lady Stanhope's, viele schön gedrechselte von Varnhagen, der bei allem Demokratismus in seinen Correspondenzen den Fürsten nicht vergessen kann und eigentlich nie recht von der Leber weg schreibt, wie er es in seinen Tagebüchern gethan; viele Briefe von Laube, ohne literarischen, noch historischen Werth; zwei kurze, aber sehr amüsante Correspondenzen, die eine mit einem Vetter über Anstellung eines Predigers, die andere mit einer koketten Schauspielerin — das ist ungefähr das mehr umfang- als inhaltreiche Inventar der in diesen vier neuen Bänden an den Fürsten adressirten Briefe.

Geſchick voraus, was hier Allen fehlte. Dafür hab
ſolche glückliche Revolutionen, wie 1688 und 1866
Poetiſches, Begeiſterndes, Freudig-Gehobenes an ſi
aber ſind die Eigenſchaften, die ſich mittheilen, die M
ergreifen und mit ſich fortreißen.

Dieſer Jünglings-Charakter der Juli-Revoluti
es auch, welcher den ewigen Jüngling Pückler-
hinriß. „Tu vivras longtemps, mon petit, et tu r
jeune jusqu'à la mort", hatte der alte Graf St. G
einſt zu dem Knaben geſagt, und in der Liebe wie
Politik blieb der Fürſt in der That jung bis zu
Tode. Seine ungewöhnliche Beweglichkeit, welche ih
wenn er eine regelmäßige Laufbahn ergriffen hätt
Zweifel verhindert haben würde, am Hofe, im Staat
in der Armee ſich eine einflußreiche und angeſehene
zu erringen, disponirte ihn nur allzuſehr dazu,
herrſchenden Strömung anzuſchließen. Es fehlte
Ballaſt. Die glückliche Mitte zwiſchen ſtarrem F
und raſchem Aufgeben der Anſichten, welche die Ue
heit in der Lebensführung ausmacht, war ihm
Theil geworden, und treffend ſagt er von ſich ſelb
1820, als er in die Diplomatie einzutreten beab
„Ich bin gar nicht der Mann dazu, um, was ma
ſeinen Weg zu machen. Ich kann wohl liſtig ſe
weder assidu noch ohne viele Unvorſichtigkeiten
Manchmal wandelt mich ſogar die Laune an, d
mit dem Bade auszuſchütten, und dahin fließt d
Ding — ich bin mit Einem Worte zu romant
irgend etwas lange und mit Beſtand gründlich z
Nun iſt es aber gerade das, was die Franzoſe



hat
Geſchichte du
mit die Herl
lange hin um
erſtarrte politi
freilich im Be
herdete. Inde
der Ausbruch
unmittelbar.
wärts auf der
Begeiſterten, der
Schlauen, welche
Sorge um die S
phantaſirten weit
politiſche Gebiet h
Zukunft, nicht jen
Frankreich hat ka
Generation gehabt,
und mittheilſamen
Revolution von 178
tane enthuſiaſtiſ

n die Theorie Saint-Simon's von den deſtructiven
nſtructiven Geſchichts-Epochen. In ſolchen Allgem
eiten mit idealiſtiſchem Hintergrunde lag etwas uneni
berführeriſches für ſeinen Geiſt, wie die Emancipati
ideen der Zeit ſeinem generöſen Gemüthe beſonders
igten. So war z. B. Pückler ſein Leben über ein war
nd beredter Anwalt der Juden, und nichts vermochte
arin irre zu machen. Nicht minder conſequent war
hte Kind des achtzehnten Jahrhunderts gegen Alles,
m religiöſe Heuchelei ſchien, und obſchon ſelbſt
chwärmen geneigt, blieb er ſtets unerbittlich ſtreng
nklare Frömmelei. Selbſt die ritterliche Anhänglic
n das Haus Hohenzollern, das Bedürfniß ſeiner Eitel
ei Hofe gern geſehen zu werden, die Anerkennung, di
riedrich Wilhelm's IV. Geiſt und Bildung nicht
eigern konnte — nichts von alledem vermochte ihn
em gekrönten Romantiker zu verſöhnen. Freilich h
uch der deutſche Louis XIII. — der leider nie ei
ichelieu finden ſollte — keine beſonderen Sympathien
nſern diable à quatre, der ſeine Eroberungen auf ei
ewiſſen Gebiete nach Hunderten zählte.

Ich nannte Pückler einen Künſtler, im Gegen
t Niebuhr, dem Staatsmann, und dieſe Künſtlern
erräth ſich auch in ſeinen politiſchen Anſichten, wie
iner eigenthümlichen Lebens-Philoſophie. Die hero-wors
ig ihm im Blute: er bewunderte einen Cabrera g
enſo leidenſchaftlich, als er Garibaldi bewunderte.
: brauchte nicht einmal Helden; liebenswürdige, ihm ſ
athiſche, feine oder tüchtige Perſönlichkeiten imponi
m ungemein. Nach öffentlicher oder privater Sittlic

de conduite nennen, nicht Geist, Talent, Großmuth u. s. w., die den handelnden Menschen zum Ziele führen. So schwankt Pückler zwischen Bewunderung des Despotismus und Begeisterung für Freiheit hin und her, stets vom Augenblick bestimmt, nicht nur in seinem Thun, sondern auch allzu oft in seinen Urtheilen. Da kommt es denn häufig genug vor, daß er ahnend das Richtige trifft, noch häufiger, daß er sich vom Schein täuschen läßt. So sagt er Treffliches über die, Preußen noch vorbehaltene Rolle, über den noch zu erwartenden Kampf zwischen Rom und Deutschland, und zwar sagt er es zu einer Zeit, wo nur Wenige an das Eine und das Andere glaubten; dann sieht man ihn wieder für Deutschkatholicismus und Polenthum schwärmen. Für den Augenblick ist es die Juli-Revolution. „Eine herrlichere Revolution wie diese zweite französische kann es nicht geben. Welche Kraft, welche Einheit, welche Mäßigung, welche weise Maßregeln! Die Staatsreligion hat aufgehört — nun ist kein Hinderniß mehr in Frankreich, welches das Rad der Aufklärung aufhalten könnte, und schnell werden die Franzosen die erste Nation der Erde werden. Die erste Revolution hatte mit Blut gedüngt, die zweite trägt die Frucht!“ Man erinnere sich, was Niebuhr schrieb und sagte, als er die Nachricht empfing, und wie viel tiefer der Blick des schwarzsichtigen Historikers und Staatsmannes als der des sanguinischen Künstlers. Alles Französische drängt sich nun eine zeitlang für Pückler wie für ganz Deutschland in den Vordergrund. Er schwelgt in Victor Hugo's „Notre-Dame de Paris“, er wird Saint-Simonist und — bleibt es, wenigstens finden wir noch in seinen letzten Briefen Reminiscenzen

hunderts haben ſich einer Popularität rühmen
welche der Pückler's in den Vierziger-Jahren gleichge
wäre. Sollte er nun zu Hauſe als Schriftſteller
was er ſchon als Menſch erfahren: die Mißgunſt,
Lorbeer und die Gunſt der Frauen" erregen, ſo
in der Fremde und bei den Ferneſtehenden da
ſchädigt werden. Sein Name war bis an die Gre
Civiliſation gedrungen. Ueberall auf ſeinen Reiſe
er davon Beweiſe antreffen. Auch dieſe Reiſen of
ſo recht ſeine Künſtlernatur, ich ſage nicht ſein K
genie; das beſaß er eigentlich nur in Einem Fa
Gartenkunſt, wie es mehr als alles Andere der gr
und originelle Entwurf eines egyptiſchen Gartens
darthut. Aber auch in der ganzen Auffaſſung
ſchreibung der Natur und Menſchen verräth ſich der K
und ſowohl „Semilaſſo's Weltgang" wie die „K
verdienten wohl heute noch etwas mehr Beachtu
ihnen zu Theil zu werden pflegt. Wie künſtl
empfand, geht aus jeder Seite ſeines Briefwechſels
Als ihm ſeine Lebensgefährtin vorwirft, Muskau v
zu wollen, ehe er ſeine großartigen Pläne vollend
wortet er, wenn nicht im Ausdruck, doch im Ge
nehm-ſchön: „Nur kleine und gemeine Dinge werde
die Beſtrebungen großer und poetiſcher Ideen n
Schaffen liegt hier der Werth und der Genuß. D
Gottes ſelbſt, das All mag vollkommen ſein, aber
iſt es nie. Denn es geht vorwärts im Wechſel ol
in Ewigkeit. Ich armer Wurm bin freilich nur
ziges Ameiſen-Poetlein, aber doch ein ſolches, un
iſt die materielle Vollendung meiner Pläne, wahrl

ſten Jugendbriefen bis in die letzten Zeilen, die der ſ
reis mit zitternden Händen niederſchrieb, hoffend,
ls Kunſtgärtner wieder zu erſtehen. Auch in den
mmniſſen des täglichen Lebens iſt oft bei dem le
rtigen Weltmann wahre innige Frömmigkeit durchzuſpü
ie indeſſen nichts von der feigen Zerknirſchung des reu
ünders an ſich hat. So ſchreibt er, ein Sechsundſechz
ı ſein Tagebuch, nach einem jener nur zu häufig wie
hrenden Zerwürfniſſe mit ſeiner Lebensfreundin, die ſch
Worte: „Ueber dieſe merkwürdige und heilige Kriſis
fünfzehnten viel nachgedacht. Hier muß ich eine äu
inwirkung einer guten Macht erkennen, welche eine gar
linde, die ſich um mein Herz gelagert, wie durch eine
Bunder ohne irgend einen ſichtlichen Grund ſo wohlth
eſchmolzen und nicht nur mich, ſondern auch die an
Seele gänzlich im Guten geändert hat, wo dieſelbe bös
Verhärtung ſich anzuſetzen begonnen hatte. Dies iſt Gn
ch kann es auch in der rationaliſtiſcheſten Anſicht
nders anſehen; denn weder in mir, noch in ihr war
Grund dazu vorhanden, wenn auch die Empfänglic
och da war, die Unterſtützung einer höheren Hand
mpfangen und zu ſegnen. Gott erhalte mir die w
hätigen inneren Folgen dieſes Tages, dies iſt mein inn
Gebet.“

Das ganze Verhältniß zu ſeiner „Schnucke“, da
ner Kriſis und Verſöhnung Anlaß gegeben, war
llen den ſcheinbar abenteuerlichen, innerlich wohlbegründ
Verhältniſſen jener an ſolchen Excentricitäten ſo re
Zeit das außerordentlichſte. Selbſt die Emancipirten
omantiſchen Zeit, die Caroline Michaelis und Th

Heyne, die Dorothea Mendelssohn und Sophie Mereau, hatten sich auf nichts Gleiches eingelassen, wie die Tochter Hardenberg's — der Vater hatte ihr freilich ein sonderbares Beispiel gegeben —, verheirathete Reichsgräfin v. Pappenheim, mit Pückler. Zuerst verliebt er sich in die beiden Kinder des Hauses, die wirkliche und die Adoptivtochter, er weiß selber nicht recht, in welche, zugleich auch ein wenig in die Mutter.*) Diese, schon eine Vierzigerin, umfaßt ihn mit glühendster Liebe. Obgleich neun Jahre älter als er, läßt sie sich scheiden, um ihm die Hand zu reichen; er geht die Ehe ein, unter Reservirung seiner unbedingten Freiheit und des Rechtes auf jedwede und wiederholteste Untreue. Nach zehn Jahren scheidet sich das wunderliche Ehepaar, weil sie hoffen, der immer noch schöne Fürst könne eine reiche Erbin heimführen und so die zerrütteten Verhältnisse wieder ordnen. Ein M. de Foy existirte leider damals noch nicht, und die reellen Heirathsanträge in den Zeitungs-Annoncen waren noch nicht erfunden. So macht er sich denn selbst auf den Weg, erst nach London, dann nach Hamburg und Leipzig. Aufs genaueste unterhält der Geschiedene die Ex-Gemahlin von den Fortschritten und Hemmnissen seine Brautfahrt. Er ist im Grunde sehr zufrieden, daß es nicht geglückt, und kehrt ganz heiter und munter zu seiner Schnucke zurück. Wohl mochte er an eine befreundete Engländerin schreiben: „Dies geht gewiß über deinen Horizont, aber wir Deutschen sind odd people.“ Doch war dies selbst im Deutschland vor 1825 ein Beispiel

*) Ich halte mich hier an die gedruckten Quellen. Die mündliche Tradition erklärt diese verwickelten Familienverhältnisse ganz anders.

„unique“. Nach wenigen Jahren innigen Zuſamm
geht er wieder auf Reiſen, diesmal in die Wüſt
fünf bis ſechs Jahre weg vom Schloſſe ſeiner B
von ſeiner treuen Lucie, kommt dann plötzlich wi
einer reizenden Sklavin, einem unwiderſtehlich
würdigen Naturkinde, deſſen Gegenwart in Mus
der Fürſtin keineswegs zuſagt. Noch einmal n
Tode Machbuba's verliebt ſich der ſechzigjährige D
aber diesmal recht ernſtlich — ſo meint er wenigſten
erzählt der alten Freundin alle ſeine Liebesfreu
Schmerzen, und wie er jetzt erſt das einzige weiblic
gefunden, mit dem er hätte glücklich ſein können.
denkt's ihm nicht: die kleine Machbuba war die
die ſie ihm nicht verzieh, offenbar weil ſie die Ein
die Pückler wirklich liebte; die Eiferſucht iſt ſehen
die Liebe blind iſt.

Nie war ein Verhältniß ſtürmiſcher als dieſe „
ſchaftsliebe“ — das Wort iſt von Varnhagen —
nahe ein halbes Jahrhundert andauerte. Lucie
leidenſchaftliches Weib; die unſäglich anbetende L
ſie für Pückler empfand, ließ ſie, die in allem Ue
Ueberſtolze, ihre Würde vergeſſend, ſich demüthige
annehmen von dem Geliebten: Untreue, Vernachl
Rückſichtsloſigkeit. Sie ſuchte ſich zu begnügen mit
erſt der Freundin, dann der Mutter; ſie that ihr M
„vernünftig“ zu ſein, aber dieſes ewige Sichzuſammen
dazu bei einem ſo überaus heftigen Temperament
die Natur der Tochter Hardenberg's gegeben, mußte
Exploſionen hervorbringen, und ſie brachen dann
zu gehen pflegt, an anderer Stelle aus. Man ſp



wie ihr
wollte, ko
innigsten,
ihr auch d
tiefe Anhä
nicht so we
vor Allem,
richtigkeit P
manchmal h
er kann nich
ein solches V
aber er hat L
Sie wollten
Freundschaft u
Er konnte sein
die Güte, die He
sie dagegen ha
Menschenkräfte,
geht, selbst dann
alle Leidenschaft
blieb immer jung
gerne scherzend

bittert und ſehr ſchwer macht. Die Beſchaffen
Temperaments iſt aber gerade dasjenige im Charak
Menſchen, was bei ſtetem Beiſammenſein über Beh
und Unbehaglichkeit des Lebens am meiſten ent
So kam's denn gar oft zum Zuſammenſtoß, und
Sechzig- und Siebenzigjährigen mochte er ſchreib
alt wir ſind, bleiben wir doch nur wahre Kinder,
erſt ſich küſſen und lieben, dann mit einander ſpie
ſcherzen, dann ſich ſtreiten, dann ſich die Puppen
Kopf werfen, dann ſich wieder weinend und liebend v
und vor Reue zerknirſcht ſind. Voilà notre hist
se renouvelle toujours." Und ſo werden denn w
die Leſer dieſer bizarren Correſpondenz, wie Pückler
ausſah, zu dem Urtheil kommen: „Das waren for
leidenſchaftliche Hechte, aber doch eine Art Philem
Baucis."

Ueberhaupt wird man nicht umhin können, be
dieſer excentriſchen Correſpondenzen ſich immer und
wieder über die merkwürdige Sicherheit des Bli
Selbſtkenntniß und die Wahrheitsliebe des Ma
wundern und zu freuen. Er ſchmeichelt ſich nie; im
theil ſtreicht er gewiſſe Seiten ſeines Geiſtes, w
ſeinen ganz franzöſiſch ſchlagenden esprit de répli
dem hier hundert höchſt unterhaltende Beweiſe vor
gar nicht genug heraus. Auch ſeines tollkühnen
ſeiner unerſchöpflichen Großmuth, ſeiner nie ern
Wohlthätigkeit rühmt er ſich nie; während er ſi
Fehler und Schwächen mit der liebenswürdigſten
anklagt. Seine Natur war voller Widerſprüche, die
ſelbſt nicht löſen konnte, die er aber wohl kan

Heldenmüthige und der lady-killer konnte „erblassen bei Anlässen, die der Schüchternste nicht begreifen kann, und ebenso oft erröthen über Dinge, welche die junge Frau am Hochzeitsmorgen nicht anfechten würden". Dieser personificirte Sensualismus — auch die Küche war eine der großen Präoccupationen Pückler's — war doch eine eminent intellectuelle Natur, und es war leicht zu sehen, „daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Imagination als Gefühl, mehr Rationalismus als Schwärmerei zugetheilt". Man sieht, er kannte sich sehr wohl; ebensowenig entgeht ihm die eigenthümliche Mischung von slavisch-französischer Lust am Sporengeklirre und Theatercostüm mit deutscher Sentimentalität und Selbstgrübelei, von celtischer Aeußerlichkeit und germanischer Innerlichkeit. Auch besaß er allen deutschen Enthusiasmus und alle deutsche Blödigkeit in gleichem Maße, wenn letztere vielleicht auch ein wenig aus deutscher Eitelkeit entspringt.*) Doch führte ihn ein so lange fortgesetztes Selbststudium nie auf den Gedanken, nun auch den so richtig erkannten Charakter modificiren zu wollen; denn, so sagt treffend und schön die Biographin des Fürsten, „indem er seinen Charakter fortwährend beobachtete und über ihn reflectirte, sah er ihn stets als ein Naturproduct an, das nicht umgeformt und in nichts verändert werden könne, wie er denn von seinen Vorzügen und Fehlern so aufrichtig sprach, wie wenn ein Anderer sagt: Es regnet, es blitzt, oder die Sonne scheint; als von

*) Man lese z. B. den psychologisch äußerst interessanten Brief an die Herausgeberin vom 29. November 1859 (Band IV des Briefwechsels Seite 26 bis 31), worin er die Anomalien seines Wesens mit einer fast einzigen Klarheit darlegt.

inem Naturereigniß, das man hinnehmen muß, w
ben iſt".

Pückler hat uns ſelbſt ſeine äußere Erſcheinun
childert: wir haben alle von ſeiner Eleganz, ſeiner Schö
einen gefärbten Haaren — er ſträubte ſich ſehr gegen
Täuſchung, die Niemanden täuſchte" und die ihm
Schnucke auferlegte — von ſeinen wunderbar unn
tehlichen Augen gehört. Auch daß er faſt immer
rſten Anblick für einen Engländer gehalten wurd
Allen bekannt. Dürfen wir Caroline v. Fouqué gla
o war er auch innerlich ein wahrer engliſcher Gentle
und ich glaube, das Porträt, das ſie eines Abends
hinwarf, als ſie ihn „einmal wieder in ſeiner ganzen
rtigkeit" geſehen, dürfte das, wenn auch idealiſirt
höherem Sinne ähnlichſte ſein, das uns von ihm ge
worden: „Er iſt ein wahrhaft altritterliches Gemüth,
mit den Schätzen dieſer Welt wie mit anderen freund
Lebensgenüſſen als etwas Vorübergehendem ſpielt, un
von allen deutſchen Volksſtämmen die Engländer dieſe
hümlichkeit unſerer nordiſchen Altväter mit einem
hrer Reichthümer am meiſten bewahrten, ſo ruft Pü
Erſcheinung uns den engliſch-deutſchen Charakter zu
r iſt ein gemilderter Engländer, edel, großmü
rnſt, ohne ſchroff und trocken zu ſein."

Pückler ſollte noch die endliche Wiedererſtehung
Vaterlandes erleben; freilich ohne die Genugthuung zu h
den franzöſiſchen Feldzug von 1870 mitzumachen, w
die von 1813 und 1866 mitgemacht. „In der Nacht
4. zum 5. Februar 1871 entſchlummerte er ſanft
ſchmerzlos im begonnenen 86. Lebensjahre. Oft ha

geſagt, er möchte am liebſten an langſamer, nicht zu ſchmerzhafter oder beängſtigender Krankheit, nicht gewaltſam, ſondern ruhig und „mit Grazie“ ſterben. Dieſer Wunſch wurde ihm erfüllt. Seine Züge blieben ſchön im Tode, wie ſie es im Leben ſtets geweſen waren. Das leuchtende Silberhaar umkränzte die hohe Stirn; Milde und Ruhe verklärten ſein Antlitz.“

Januar 1873 und November 1874.

Varnhagen, Rahel und ihre Zei

I.

Die Herausgeberin des Varnhagen'ſchen N
ctet uns heute das werthvollſte Kleinod*) jenes
Schatzes, der ihrer Obhut anvertraut iſt und aus
den zukünftigen Geſchichtſchreibern der deutſchen Ge
und der deutſchen Sitten ſchon ſo Vieles — nich
im Vertrauen — mitgetheilt hat. Wenig Staat
bergen ſo intereſſante Documente, als jene Schrä
denen der ſorgſame und intelligente Sammler di
ſeines unermüdlichen Fleißes wohl geordnet zuſamme
hat. Wenige enthalten ſo wenig Unnützes, obſch
hier, wie's nicht anders ſein kann, manches Unwe
mit aufbewahrt worden. Die Bedeutung dieſes Arc
nach dem noch immer verſchloſſenen Göthearchiv
deutendſte Deutſchlands — recht zu würdigen, brau
ſich nur die Zeit, in der es entſtanden, und den
der es angelegt, flüchtig zu vergegenwärtigen: d
Göthes und Napoleons, die Schickſale und die
dualität Varnhagens.

*) Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel. Band
1808—1812. (Leipzig 1874. Brockhaus.)

Durch die vierzehn Jahre ältere Rahel ist ihm auch das Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich die Romantik, vermittelt, wie er denn selber vielfach und gern mit Aelteren verkehrt. Kein irgendwie bedeutender Mensch seiner eignen Generation blieb ihm fremd; Arzt und Journalist, Soldat und Diplomat, hängt er durch seine Familienbeziehungen mit der größten Handelsstadt Deutschlands zusammen, studirt an einer kleinen Universität, lebt oft in Wien und Paris, meist in Berlin, ficht mit bei Wagram und Saint-Dizier, sieht hinter die Coulissen beim Wiener Congreß, figurirt als persona grata an dem Hofe eines Kleinstaates; den „Faust", die „Wahlverwandtschaften", „Dichtung und Wahrheit" sieht er erscheinen, und nimmt selber in der Literatur seines Vaterlandes einen hervorragenden Platz ein. Dabei beginnt er früh zu beobachten, zu sammeln, niederzuschreiben. So groß aber die gleichzeitigen Ereignisse und die gleichzeitigen Werke sind, so trefflich er die einen zu erzählen, die anderen zu beurtheilen weiß, sein Hauptinteresse bleibt der Mensch: — und auch darin gehört er so recht seiner Zeit an, die noch ganz im menschlichen, psychologischen Interesse aufging. Die Natur hatte aus ihm einen Psychologen machen wollen, wie sie geborne Botaniker oder Mineralogen hervorbringt; nicht einen philosophischen Psychologen der englischen Art, auch keinen ahnenden, sehenden, dichterischen wie Göthe; sondern einen beobachtenden, sammelnden, beschreibenden. Es gibt keinen Deutschen, der sich in den sechzig Jahren von 1775 bis 1835 irgendwie hervorgethan, über den man in jener einzigen Sammlung nicht gewissenhafteste, genaueste Notizen fände, oft autographische Stücke, oft sicher verbürgte Ab-

ſchriften oder Mittheilungen. Thäte Jeder von uns d
welche Fülle von Aufſchlüſſen würde uns nicht e
über das innerſte Getriebe der Dinge und Menſchen

Dabei iſt der Sammler nicht nur genau und
ſcharfblickend und methodiſch: er hat auch eine, kein
originelle noch prägnante, aber klare und angenehme
druckweiſe. Wo er ſich vor dem Publikum zeigt,
elegant, à quatre épingles; als Biograph und Me
iſt er das nicht übertroffene Muſter in unſerer Lit
Im Leben mögen ſich die Dinge anders dargeſtellt
und wird der Autor, ohne daß man ihm die Zeit g
Toilette zu machen, vor die Oeffentlichkeit gezogen,
mit ſeinen Tagebüchern geſchehen, ſo zeigt ſich die K
der Medaille ſofort. Jeder Sammler wird mit d
Monoman. Die Sache hat aber ihre beſonderen Be
bei einem Sammler von Menſchenexemplaren: das
logiſche Intereſſe wird ein ſo lebhaftes, daß man d
jedes andere vergißt, auch das der betreffenden Exe
ſelber, die man in ſeinem Muſeum aufſtellt, ehe ſi
ausgeathmet haben. Varnhagen ſpricht — und
muß es ihm mehrmals entſchieden verweiſen — mit
mann über Jedermann, ſogar mit weniger Befreu
über die nächſten Freunde und Verwandten, eine G
heit, die — im Vorbeigehen ſei's geſagt — als
jenes einſt ſo allgemein bei uns verbreiteten phycho
menſchlichen Intereſſes, ſich noch mehr als angene
deutſchen Kreiſen erhalten hat. Dazu kam, daß in ſp
Jahren getäuſchter Ehrgeiz und die Abweſenheit de
mildernden, immer auf's Höchſte hinweiſenden Rah
Auge des Beobachters vielfach trübte. So iſt's denn

zu verwundern, daß die ersten Veröffentlichungen, welche gerade jene letzten Jahre betrafen, vielfach Anstoß erregten, mißstimmten oder eine andere, unreinere Art des Interesses erweckten, als es die Aufzeichnungen oder Brief- und Anekdotensammlungen aus früherer Zeit gethan haben würden. Ein Theil jener Mißgunst hat sich dann aber auf alle die werthvollen Veröffentlichungen erstreckt, welche uns seit 1861, wo Rahels Briefwechsel mit Veit erschien, bis heute in unausgesetzter Folge zu Theil geworden.

Man ist vielfach ungerecht und hart gegen die unermüdliche Herausgeberin gewesen, der man doch zu so großem Danke sich verpflichtet fühlen sollte. Wie schon bemerkt, war der Augenblick der Veröffentlichung der Tagebücher nicht eben gut gewählt: man stand der Zeit zu nahe, viele Personen lebten noch, das Werk an sich war das wenigst bedeutende, im Sinne des dauernden, tieferen Interesses, von allen, die der Nachlaß enthielt. Auch die folgenden Bände, welche uns so viel Lehrreiches über die Zustände des ersten Viertels unseres Jahrhunderts brachten, fielen, ohne Schuld der Archivistin, in die Hände einer Generation, die sich mehr für Staatsgeschäfte, als für Herzens- und Geistesangelegenheiten interessirte. Dazu hatte die allzu gewissenhafte Herausgeberin die Spreu nicht hinlänglich vom Weizen geschieden. Der Leser wird manchmal ungeduldig und verdrießlich, wenn er zehn Seiten durcheilen muß, um zu einem historisch oder psychologisch bedeutenden Briefe zu gelangen. Auch folgten sich die verschiedenen Veröffentlichungen, ohne nach Zeitabschnitten, Gegenständen, Gesellschaftskreisen geordnet zu sein; so daß man kein zusammengefaßtes Bild irgend einer Lebenssphäre gewinnen

konnte, ſondern ſich daſſelbe ſelber zuſammenſtellen
Kurz, die Nichte des Sammlers hat eigentlich r
ganze Archiv, anſtatt es einer Bibliothek zum G
einzelner Forſcher zu übermachen, nach und nach
ſammten Publikum im Druck überliefert. Betroffen
wünſchen, daß dies ein halbes Jahrhundert ſpäter
wäre: wir Zuſchauer aber können der Herausgebe
uns dieſen Schatz noch mitzugenießen gibt, anſ
unſern Enkeln aufzubewahren, wahrlich nicht gram

Die Bände, die uns heute geboten werden, un
hoffentlich bald die Fortſetzung, vielleicht auch
geduldig erwarteten Briefe Rahels an Urquijo
werden, enthalten die Correſpondenz Rahels und
hagens von 1808 bis 1812 einſchließlich. Manch
ſich ſchon in der trefflichen, von Varnhagen ſelbſt
Auswahl von 1834 (Rahel. Ein Buch des An
die übrigens nur zum geringſten Theile aus den a
hagen gerichteten Briefen beſtand, und beweiſt de
vollen und intelligenten Takt, mit dem der Wittwe
Doch durften natürlich dieſe bezeichnenden Stellen a
wo das ganze Verhältniß entrollt werden ſoll, nich
Der Briefwechſel iſt anfangs äußerſt lebhaft. Die Li
die ſich erſt kurz vorher verlobt, ſchreiben einande
und ausführlich; von Berlin nach Tübingen, von
nach Berlin. Mißſtimmung und Umſtände, na
der Krieg von 1809, in den Varnhagen als Fre
gezogen, vereinigen ſich die Schreibluſt zu dämpfen
dem dreimonatlichen Wiederſehen in Teplitz (181
ſich die Correſpondenz von neuem, um indeß b
neuem in ein langſameres Tempo überzugehen. En

bringen die Verlobten zusammen in Berlin zu. Von Personen sind Jean Paul, Justinus Kerner, Uhland, Chamisso, Fouqué, Henriette Herz, Friedrich Schlegel, Gentz, F. Aug. Wolf, Beethoven, Stein, Clemens Brentano, Bettina von den weltbekannten Namen die öfteſt erwähnten und besprochenen. Interessanter sind uns die intimen Freunde, der derbe und tiefe Harscher, der hochherzige Marwitz, die anmuthig-muthige Josephine Pachta und ihr genüßlicher Meinert, die drei Schwestern Saaling — Regina, der Blaustrumpf, das muntere Julchen, Paul Heyses witzige Mutter, die schöne Marianne, die noch lange Jahre nachher Varnhagens Gemüth beunruhigen sollte —, und viele Andere von Werth oder Reiz. Die Rückkehr der Preußen in die Hauptstadt nach Tilsit, die Schlacht bei Wagram, die Pariser Begebenheiten nach Marie Louisens Vermählung, der russische Krieg sind die Hauptereignisse, die zur Sprache kommen. Die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, Jean Pauls Dämmerungen — dann aber auch frühere wie fremde literarische Erzeugnisse, namentlich französische — werden oft besprochen.

Das Urtheil so gebildeter, scharfsehender Menschen über Personen, Ereignisse und Werke zu hören, ist natürlich für den Leser ein nicht gewöhnlicher Genuß, und die Schilderungen des deutschen Lebens in jenen verhängnißvollen Jahren aus solchen Federn sollten für uns die Bedeutung haben, welche die Briefe Madame de Sévigné's und die Mémoiren Saint-Simon's in den Augen der Franzosen haben: es ist eine andere, viel bürgerlichere, viel mehr innere Welt, die des Deutschlands von 1808, als das äußerlich aristokratische Leben, das jene schildern;

die Talente und die Charaktere der Schreiber sind ebenfalls verschiedene, doch keineswegs untergeordnete: und das anekdotische, stilistische, historische und literarische Interesse erlahmt nie. Indeß bleibt der Hauptgegenstand des Briefwechsels immer das merkwürdige Liebesverhältniß der beiden Schreibenden: eine Art Duell aus der Ferne, bei dem sich Temperament und Anlage der Fechter in ihrer ganzen unbelauschten Natürlichkeit zeigen. Wenn es sich um Einblick in das innerste Leben eines einzigen Wesens wie Rahel handelt, so werden solche Enthüllungen zu Documenten über das Interessanteste, was es für den Menschen geben kann: die Natur des Genius.

II.

Was Varnhagen sechsundzwanzig Jahre später an Fürst Pückler über seine beabsichtigte Verbindung mit Marianne Saaling schrieb, gilt in noch höherem Grade von seiner Verlobung und Ehe mit Rahel: „Was darin uneben und wunderlich erscheinen möchte, gehört nicht uns an, sondern den thörichten Einrichtungen der Welt, denen wir freilich angehören; es ist nicht unsre Schuld, daß es für das Verschiedenartigste in dieser Armenanstalt nur die Eine Form gibt.“ Die Siebenunddreißigjährige und der Dreiundzwanzigjährige begegneten sich beide in jener Romeostimmung einer noch nicht ganz überwundenen Leidenschaft, welche das Gemüth so ganz besonders für neue und tiefere Neigung empfänglich macht. Rahels Seele vibrirte noch schmerzlich von der brutalen Berührung Urquijos, dessen südliche, rücksichtslose Leidenschaft der Naturdurstigen in einer durchgebildeten, von der Bläße des Gedankens an-

gekränkelten Umgebung imponirt, ſie heftig mit fortgeriſſen hatte, bis die Aermſte ſchauernd erwachte unter der rohen Hand, ihre hingeworfene Würde wieder zuſammenraffte, ſich ſelbſt wieder fand. Da ſandte ihr das gütige Schickſal einen Tröſter im Harme, im tobendſten Schmerze ihres ſchmerzdurchwühlten Lebens und bald fühlte ſie, freudig überraſcht, die heilende Wärme nordiſchen Gemüths nach der verſengenden Gluth ſüdlicher Leidenſchaft. Leicht täuſcht ſich der Menſch über den Werth der Menſchen, die einer fremden Nation, dem andern Geſchlechte, einer jüngeren oder älteren Generation, einer verſchiednen Lebensſphäre angehören, bis er entdeckt, daß er nur Fehler um Fehler getauſcht. — Der junge Varnhagen hatte ſich in Hamburg mit der bedeutend älteren Mutter ſeiner Zöglinge, Fanny Herz, eng verbunden und kam noch unter der Herrſchaft dieſer Neigung nach Berlin, wo Rahel ihm bald Reicheres und Schöneres bot, ohne zu ahnen, daß ſie damit ältere Rechte beeinträchtigte. Varnhagen, bei dem ein gewiſſer Mangel an friſcher Sinnlichkeit nicht zu verkennen iſt, ſcheint eine beſondere Anlage zum Anſchluß an mütterliche Freundinnen beſeſſen zu haben; doch war die Verbindung mit Rahel nur ſcheinbar eine unverhältnißmäßige. Rahel's unverwüſtlicher Jugend, ihrer ewig ſprudelnden Geiſtes- und Herzensfriſche, ihrer nicht ſchönen, aber anmuthvollen und elaſtiſchen Erſcheinung trat der frühreife, ſchon vielfach umhergeworfene, faſt überbildete, kritiſchgeſtimmte, ſtets urtheilbereite Jüngling faſt als ein Gleichaltriger entgegen. Die Einheit und Ganzheit von Rahel's Natur überwältigte ihn: die ſchöne Wahrheitsliebe, der feine Verſtand, das Anſchmiegebedürfniß Varnhagens waren ihr mehr als wohl-

die Talente und die Charaktere der Schreiber ſind
verſchiedene, doch keineswegs untergeordnete: u
anekdotiſche, ſtiliſtiſche, hiſtoriſche und literariſche
erlahmt nie. Indeß bleibt der Hauptgegenſtand de
wechſels immer das merkwürdige Liebesverhältniß de
Schreibenden: eine Art Duell aus der Ferne, bei
Temperament und Anlage der Fechter in ihrer ga
belauſchten Natürlichkeit zeigen. Wenn es ſich um
in das innerſte Leben eines einzigen Weſens wi
handelt, ſo werden ſolche Enthüllungen zu Doc
über das Intereſſanteſte, was es für den Menſche
kann: die Natur des Genius.

II.

Was Varnhagen ſechsundzwanzig Jahre ſp
Fürſt Pückler über ſeine beabſichtigte Verbindu
Marianne Saaling ſchrieb, gilt in noch höherem
von ſeiner Verlobung und Ehe mit Rahel: „Wa
uneben und wunderlich erſcheinen möchte, gehört
an, ſondern den thörichten Einrichtungen der Wel
wir freilich angehören; es iſt nicht unſre Schuld,
für das Verſchiedenartigſte in dieſer Armenanſtalt
Eine Form gibt.“ Die Siebenunddreißigjährige
Dreiundzwanzigjährige begegneten ſich beide in jene
ſtimmung einer noch nicht ganz überwundenen Lei
welche das Gemüth ſo ganz beſonders für neue un
Neigung empfänglich macht. Rahels Seele vibri
ſchmerzlich von der brutalen Berührung Urquijo
ſüdliche, rückſichtsloſe Leidenſchaft der Naturdurſ
einer durchgebildeten, von der Bläſſe des Gedan

…mponirt. Sie heftig mit fortgerissen
…nte schauernd erwachte unter der rohen
…worfene Würde wieder zusammenraffte,
…nd. Da sandte ihr das gütige Schicksal
…Harme, im tobendsten Schmerze ihres
…n Lebens und bald fühlte sie, freudig
…ende Wärme nordischen Gemüths nach
…fluth südlicher Leidenschaft. Leicht täuscht
…über den Werth der Menschen, die einer
…dem andern Geschlechte, einer jüngeren
…Generation, einer verschiednen Lebenssphäre
…er entdeckt, daß er nur Fehler um Fehler
… Der junge Varnhagen hatte sich in Hamburg
…ältere Mutter seiner Zöglinge, Fanny
…reunden und kam noch unter der Herrschaft
…nach Berlin, wo Rahel ihm bald Reicheres
…ot. ohne zu ahnen, daß sie damit ältere
…nnigte. Varnhagen, bei dem ein gewisser
…ischer Sinnlichkeit nicht zu verkennen ist,
…dere Anlage zum Anschluß an mütterliche
…ssen zu haben; doch war die Verbindung
…Scheinbar eine unverhältnißmäßige. Rahel's
… Jugend, ihrer ewig sprudelnden Geistes-
…e. ihrer nicht schönen, aber anmuthvollen
… Erscheinung trat der frühreife, schon viel-
…ne, fast überbildete, kritischgestimmte, stets
…ngling fast als ein Gleichaltriger entgegen.
…Ganzheit von Rahel's Natur überwältigte
… Wahrheitsliebe, der feine Verstand, das
…ß Varnhagens waren ihr mehr als wohl-

thuend. Beide bedurften eines Anhaltes: ſie geg
Welt, er gegen ſich. Was dem jungen Menſchen
am meiſten fehlte, wovon er fühlte, daß es ihm
das ſchätzte er, wie's zu gehen pflegt, am höchſte
ſprüngliche Perſönlichkeit. Was Wunder daß, als
reinſte Exemplar der von ihm durchforſchten Flora ge
er es ſich anzueignen ſtrebte?

Doch war es nicht allein der analytiſche Verſta
vergleichenden Beobachters, welcher ſofort die wund
Syntheſis der unbefangen Dahinlebenden, Dahinwir
Dahindenkenden erkannte; es war nicht allein da
einmal dem Manne zu Theil gewordene receptiv
reproductive Talent, welches ſich von dem zeugungskr
Geiſte der Freundin befruchten ließ; — ihr bi
unzerbrechlicher Stahlcharakter mußte ihm auch die f
Energie des Willens erſetzen. Sechs Jahre dauer
Hin und Her, unter dem die Vielgeprüfte, ſicherer
Bedürftige, unendlich litt: kaum weiß der ſchwa
Clavigo, ſobald er nicht mehr unter der Macht de
lichen Gegenwart ſteht, ſich zu entſchließen, zwiſch
und Fanny zu wählen. Unterwegs verſagt er ſich
jede Frauenneigung zu erregen, zu ernähren, zu ge
ſolange nur die, doch viel leichter verziehene, Sinn
nicht hineinſpielt; und er thut es kaum aus Gefall
reizenden, koketten Geplänkel, ſondern eigentlich nu
ewigem Bedürfniß intimer Mittheilung und hätſch
Theilnahme an ſeinen eigenen Seelenvorgängen und
niſſen. In der Lebensführung dieſelbe Unſicherheit, d
Nachgeben — Rahel nennt's einmal derb beim
„das Nachmachen" — ſobald ihn irgend eine Str

er ist vor Allem die Nachsicht und Geduld selber mit der nervös Aufgeregten, die oft recht unbillig gegen ihn sein konnte; aber bei alledem ist er doch im Stande, sie öfter als nöthig durch sein Unterlassen, Säumen und Aufschieben in schlimmere Lagen zu versetzen, als er es mit positivem Thun vermocht hätte. Wohl weiß er, was er an ihr hat, was sie ist: ja, er übertreibt den Cultus, wenn er sie die dritte Lichtgeburt des jüdischen Volkes, aber größer als die zwei früheren, Christus und Spinoza, nennt; praktisch indeß läßt er sie denn doch einfach sitzen, wenn's ihm nicht in seinen Kram paßt, sie von dem Posten abzulösen, auf dem sie ihn mit peinlicher Ungeduld erharrt. Empfindlich und reizbar im höchsten Grade, dabei ebenso überaufrichtig gegen Andere als gegen sich selber — Rahel ausgenommen, vor der er offenbar ein wenig Angst hatte —, war er immer mit irgend Jemand im Zanke, oft ernstlich überworfen: so mit Marwitz, mit Brentano, mit Neumann. Doch brauchte es bei seinem angeborenen Gerechtigkeitsgefühl nur einer kurzen Weile der Ruhe, um der Nachsicht, ja der Langmuth wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Auch kennt er sich so wohl, daß er meist einige Tage wartet, ehe er einen irritirenden Brief beantwortet.

Vor Allem aber vergesse man nicht den Punkt, durch den er ganz seiner großen Zeit angehörte, die tiefe Bildung, die seinem Talente supplirend, seinem Charakter, wenn nicht bestimmend, so doch helfend, reinigend zur Seite stand: die Bildung lief ja damals nicht, wie meist heute, neben dem Menschen her, sie durchdrang und veredelte ihn. „Das ist ein gebildeter Mensch, schreibt ihm einst Rahel, der seine Anlagen bezwingt, wenn Natur nicht gnädig gegen

ihn war; der sie nur in sich einsieht; sie ermessend behandeln, ist einen Schritt weiter . . . Du stehst als der Gebildetsten Einer mit deiner Einsicht hoch über deinen Naturfehlern". Und ermahnend fügt sie hinzu: „Hasse sie immer, nenne sie Dir, bekämpfe sie. Du liebst ja das Schöne so in Anderen, bist so gerecht, so tapfer in der Aufweisung und Schätzung ihrer Gaben: mache Dich selbst urbar, wo Dürre gelassen ist . . ." Das hat er denn auch redlich gethan, und der Jüngling, dessen Talent schon an so vielen Stellen dieser vertrauten Briefe — in lebendigen Natur- und Sittenschilderungen, in meisterhaften Porträts und sichersten literarischen Urtheilen — hervortritt, ist in der That unser ausgezeichnetster Biograph und Memoirist geworden: d. h. das, wozu ihn die Natur berufen hatte. Und auch auf den Menschen hat diese Bildung gewirkt, obschon sie ihm freilich nicht geben konnte, was nicht in ihm war: ein ursprüngliches, naives Handeln. „Dämmerschein des Bewußtseins reicht bei ihm bis in die Tiefen, wo die Gefühle, die Entschlüsse geboren werden, und kränkelt ihnen im ersten Keime Bläße und Unbestimmtheit an" (Victor Hehn über den nordischen Charakter in der schönen Schrift „Italien"); aber immer fester, treuer hat er sich an die Einzige angeschlossen, die ihm sein guter Stern zugeführt; immer entschiedener hat er die anderen Gestalten aus seinem Innern zu vertreiben gesucht, die jener ihren Platz streitig machen wollten. Wohlthuend von vornherein und durchaus ist schon die unbedingte Anerkennung, die der begabte Jüngling der Ueberlegenheit Rahels zollt. Hier wird der so oft der Eitelkeit geziehene Mann die Bescheidenheit selber. Nie fällt es ihm ein, sich

mit ihr vergleichen zu wollen: „Du gehſt alle Sphären durch, während ich nur in wenigen wandle; aber wenn Du zu meinen kommſt, findeſt Du mich doch ſtets; und gehſt Du in ein Haus, wohin ich Dir nicht folgen kann, wart' ich ruhig an der Thüre." Daß aber eine Rahel unter ſo vielen ausgezeichneten Menſchen den jungen Varnhagen ausgezeichnet und ſich ihm angeſchloſſen, beweiſt mehr als Alles, was wir ſagen könnten, den geiſtigen und ſittlichen Werth des Jünglings.

Es war eine eigenthümliche Liebe, dieſe Liebe Varnhagens zu Rahel, und wohl mochte er ihr ſchreiben: „Ich habe Dich ſo lieb, ſo grenzenlos lieb und auf die innigſte Weiſe, wie nicht Geliebte und nicht Freunde lieb gehabt werden, wie Dein Jünger und Verkündiger, und darin löſt ſich mir zuletzt jeder Gedanke an Dich auf, wie jeder aus dieſer Quelle heraufſteigt . . . . . Du biſt mir ja für mein Leben das, was einem frommen Chriſten die Bibel ſein kann; überall denkt er an ſie, bezieht auf ſie die Begebenheiten und findet ihre Sprüche in Allem; ſie umfaßt ſein Wiſſen und den ganzen Kreis ſeiner Freuden und Leiden, ſie wird immer mehr das Licht ſeines Lebens." So ſchrieb er ihr als Fünfundzwanzigjähriger, und noch zweiundvierzig Jahre ſpäter mochte der verwaiſte Greis dem fürſtlichen Freunde mit derſelben vollen Ueberzeugung ſchreiben: „Vor neunzehn Jahren verlor ich Rahel und fühle ſeitdem unausgeſetzt, daß ich mich ohne ſie doch nur mit dem Leben behelfe, hinhalte."

III.

Die geiſtige Bedeutung Rahels iſt ſo anerkannt, daß die neue Veröffentlichung das Urtheil der mitlebenden, wie

der nachfolgenden Generation nur bestätigen, nicht noch günstiger stimmen kann. Auch in dieser vollständigeren Ausgabe ist es, wie in jener Auswahl, die Fülle und Ursprünglichkeit der Gedanken, die Originalität, das Leben, die Schärfe der Sprache, die unbeirrliche Sicherheit des Urtheils über Menschen, Verhältnisse, Bücher, die Kunst der Erzählung, der Gefühlsschilderung, welche uns bezaubern, erfrischen, immer neue Ueberraschung bieten; ist es vor Allem die Tiefe der sittlichen und philosophischen, besser gesagt, der religiösen Weltanschauung, die Totalität einer ewig jungen, einzigen Persönlichkeit, welche uns gefesselt hält. Was wir aber damals nur ahnten, oder nur zwischen den Zeilen herauslesen konnten, das ist uns hier durch hundert kleine und große Züge bestätigt: daß der Charakter dem Geiste völlig ebenbürtig war: daß Varnhagen kühnlich und billig von ihr behaupten konnte: „Je wahrer und vollständiger man Rahel kennen wird, desto schöner wird sie dastehen! Ich weiß Alles von ihr, was ein Mensch vom Andern wissen kann, und ich sage mit reinster, kräftigster Ueberzeugung: unschuldiger, zarter, reiner, liebevoller, gütiger, aufrichtiger, rechtschaffener, frömmer und keuscher im höchsten Sinne habe ich keinen Menschen gekannt!"

Schreiber dieses hat früher einmal versucht, das Gesammtbild der Unvergleichlichen, der „geliebten Zauberin", zu zeichnen,*) und will hier nicht schon Gesagtes wiederholen, nur an den neuen so unendlich reichen Mittheilungen

*) Der Verfasser hat einen seiner in der „Revue des deux Mondes" veröffentlichten Essays über die Berliner Gesellschaft von 1789—1815 ausschließlich Rahel gewidmet; es ist der in der Nummer vom 1. Mai 1870.

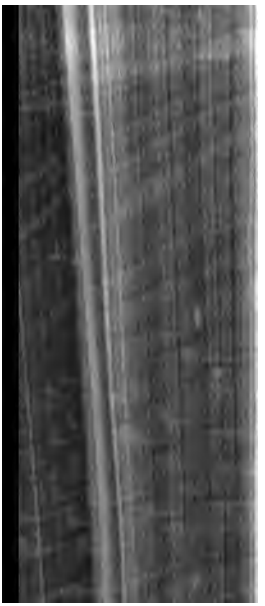
möchte er zeigen, wie sie auch in der Liebe dieselbe war, als die wir sie in der Freundschaft, im geistigen Verkehr, im Patriotismus und im Menschlichkeitsgefühl kennen gelernt: durchaus eigenthümlich, wahr, ganz — eine der wenigen Erwählten, die Gott von Angesicht zu Angesicht schauen. Wohl mochte ihr Freund an Göthe schreiben: „. . . . all ihr Geist, wie gewaltig er sein möge, verschwindet gegen das quellende Leben ihrer Brust! Ja, lassen Sie mich vergessen, wenn ich von meiner Freundin rede, daß ein hoher Geist in ihr wohnt mit allen seinen reichen Geschlechtern des Scharfsinns, Witzes, der Einbildungskraft und Vernunft, daß ein Urquell reinen, begeisterten Schauens der Natur und Geschichte ihr Gemüth durchströmt, und die Züge der edelsten Wahrhaftigkeit unvertilgbar in ihr aus allen Lügenbildern der Welt alsogleich hervordringen; viele Dichter und Weise bietet die Welt und mancherlei nicht schlechtere Wahl des Lobes und Ausschließens kann man treffen: aber die Unschuld und Kindlichkeit dieses wahrhaften Menschenherzens ist das Schönste, was jemals meinen Augen sich aufgethan hat." So ist ihre Liebe; da ist nichts Ueberspanntes, Krankhaftes, launenhaft sentimentales: „Sei versichert, ich denke oft, oft, bei jedem Vorfall, Wetter, Schein, Bild, ja bei gutem Essen an Dich. Wie sollte ich nicht! Du hast mich ja gelehrt in einer Atmosphäre von Liebe zu wohnen und alles berührt mich unheimlich und kalt ohne Dich. Ich kenne Dich ganz und liebe Dich und rechne auf Dich und auf Dein Fortschreiten in jedem Sinne. Kannst ja schon lieben. Keine Undankbare!"

Lieblichste Naivetät schwebt über Allem, durchdringt Alles; man müßte jede Seite citiren: ihre „Briefe sind

der nachfolgenden Generation nur beſtätigen, nic
günſtiger ſtimmen kann. Auch in dieſer vollſtä
Ausgabe iſt es, wie in jener Auswahl, die Fü
Urſprünglichkeit der Gedanken, die Originalität, da
die Schärfe der Sprache, die unbeirrliche Sicherh
Urtheils über Menſchen, Verhältniſſe, Bücher, di
der Erzählung, der Gefühlsſchilderung, welche uns be
erfriſchen, immer neue Ueberraſchung bieten; iſt
Allem die Tiefe der ſittlichen und philoſophiſchen
geſagt, der religiöſen Weltanſchauung, die Totalit
ewig jungen, einzigen Perſönlichkeit, welche uns
hält. Was wir aber damals nur ahnten, oder nur
den Zeilen herausleſen konnten, das iſt uns hi
hundert kleine und große Züge beſtätigt: daß der G
dem Geiſte völlig ebenbürtig war: daß Varnhage
lich und billig von ihr behaupten konnte: „Je wa
vollſtändiger man Rahel kennen wird, deſto ſchö
ſie daſtehen! Ich weiß Alles von ihr, was ein
vom Andern wiſſen kann, und ich ſage mit reinſter, k
Ueberzeugung: unſchuldiger, zarter, reiner, liebevoller,
aufrichtiger, rechtſchaffener, frömmer und keuſcher im
Sinne habe ich keinen Menſchen gekannt!“

Schreiber dieſes hat früher einmal verſucht,
ſammtbild der Unvergleichlichen, der „geliebten Za
zu zeichnen,*) und will hier nicht ſchon Geſagtes
holen, nur an den neuen ſo unendlich reichen Mitt

*) Der Verfaſſer hat einen ſeiner in der „Revue
Mondes“ veröffentlichten Eſſays über die Berliner Geſell
1789—1815 ausſchließlich Rahel gewidmet; es iſt der in
mer vom 1. Mai 1870.



lernt: durchaus eigenthümlich, wahr, g
Erwählten, die Gott von Angesicht
Wohl mochte ihr Freund an Göth
ihr Geist, wie gewaltig er sein möge,
quellende Leben ihrer Brust! Ja, la
wenn ich von meiner Freundin rede
in ihr wohnt mit allen seinen rei
Scharfsinns, Witzes, der Einbildung
daß ein Urquell reinen, begeisterten
und Geschichte ihr Gemüth durchströ
edelsten Wahrhaftigkeit unvertilgbar i
bildern der Welt alsogleich hervordrin
Weise bietet die Welt und mancherle
des Lobes und Ausschließens kann n
Unschuld und Kindlichkeit dieses
schenherzens ist das Schönste,
Augen sich aufgethan hat." So ist i
Ueberspanntes, Krankhaftes, launenha

ge
Fr
sie
ihn n
aß; den
der grö
ten Herzens,
ihn zu verliere
Schweſter, geiſtre
Mütterlein, treu helfe
That, mit ihrem Sp
eht ſie ihm bei; ſie pf
zt ihn gegen jeden rau
über ein liebes zartes Ki
der eigenen Familie die L
acht aus ihm ihre Familie: di
ier männliche Charakter entwi
rendſte Weiblichkeit; immer hülfre
Mitleiden, jeden fremden Schmerz
udend, nein, immer beeilt, ihn zu linde
Schauſpiel der mit Geiſt vereinten Gü
Verſtehen, nichts wollen, unſchuldig ſich füg
n verehren, nichts hämmern, erfinden
: und luſtig ſein und immer guter" —
Moral, man zeige uns eine ſchönere.
iſt nichts Eckiges, Trockenes, Kaltes, nur L
, und doch auch wieder nichts Dunkles, Ungefäh
alles iſt Klarheit, ſo in der Liebe, wie im Urt
ällt ſie ſich in der Täuſchung, nie begeiſtert ſie ſich
Falſche, den Schein, ein Wortgeklingel. Und ſie

den Muth, die Wahrheit nicht allein zu ſehen, ſondern au
zu ſagen: ſich ſelber wie den Andern, ſelbſt dem Geliebte
Unbarmherzig offen, ja ſtreng iſt ſie mit ihm: zwiſch
Beiden iſt nichts Verborgenes, Nichts, das ſie ſich ſelb
weis machten: ſie fürchtet nicht, ihn zu zanken, wie ei
Mutter ihr Söhnchen; aber jedes noch ſo harte Wo
athmet Liebe und kann drum nicht lange ſchmerzen, wenn
auch im Augenblick verletzt. Wie nichts Schwaches in ihr
Liebe iſt, ſo nichts Weibiſches in ihrer Weiblichkeit: ſ
hat ein großes Bedürfniß der Freiheit, und macht's gelten
ſie will ſich wohl geben, aber nicht aufgeben: ſie wi
Freiheit laſſen, aber auch Freiheit haben: wie Iphigen
die Göttin, ſo ſcheint ſie den Geliebten zu erinnern:

„Mein Leben ſollte
In freiem Dienſte Dir gewidmet ſein."

Sie iſt darum nicht minder bereit, ſich ſelbſt, i
eigenes Intereſſe unterzuordnen — hier ſind hunderte vo
Beweiſen dafür — nur muß ſie ſicher ſein, daß die Sac
der Mühe werth iſt, daß ſie ſich etwas Wirklichen
nicht etwas Eingebildetem opfert. Sie gibt viel, aber ſ
verlangt auch viel: vor Allem die Wahrheit und Klarhei
die Entſchiedenheit, die ſie ſelber an den Tag legt. W
ſie ſtets weiß, was ſie will, ſo möchte ſie, daß auch d
Geliebte ſtets wiſſe, was er wolle, und wäre es auch etwa
minder Gutes. Nie auch wird man die innerlich Beſcheide
auf dem Laſter der Scheinheiligkeit betreffen: ſie hat ei
hohes Selbſtgefühl und ſcheut ſich nicht es zu zeigen. M
vornehmem Stolz ſieht ſie auf die gemeine Maſſe d
Frauen herab: „Sie ſind ſo erſtaunlich matt, beinahe u
klug aus Zuſammenhangsloſigkeit. Und nehmen die Paralle

von ſich zu mir ſo gewiß an, daß nur aus dem
laufen mich retten kann. Lügen thun ſie auch, we
oft ſo nöthig haben und weil Verſtand zur Wahr
hört, und Lügen ennuyirt mich bis zur Krankheit
auch meiſt ihr Unglück." Man ſieht, wie jeder
Menſch, wußte ſie, was ſie werth war; und wollte
Geliebte irgendwie in ſeiner halben Weiſe eine un
d. h. unächte Rivalin geben, ſo nahm ſie den Kampf a
ſolche und ihre „verwickelten Verhältniſſe — Folge,
gängliche, einer unreinen Seele, eines dunklen Kopf
keines muthigen, immer edlen Herzens. Die, ſolch
ich nicht mehr: es hülfe ihnen auch nicht einmal.
ſie nicht und bin tauſendmal beſſer. Rein und
komme ich jedes Mal; ebenſo, aber arm und gekränkt
gehen." Das hat ſie aber ein Recht zu ſagen, den
tauſendmal beſſer; ja ſie darf ſagen, wie ſie's einſt
geſagt: „Ich bin ſo einzig als die größte Erſcheinun
Erde. Der größte Künſtler, Philoſoph oder Di
nicht über mir. Wir ſind vom ſelben Element, i
Rang und gehören zuſammen ..... Mir aber
Leben angewieſen."

Man hat wohl Raheln oft um dieſes hohen
gefühles willen der Ueberhebung geziehen; und
Kurzem wurde es ihr als ein unerträglicher H
vorgeworfen, daß ſie im Jahre 1831 bei der
machenden, dumpfen" Annäherung der „infamirenden
heit", die ſie nicht nennen will, in das naive Ge
ausbrach: „ſie habe entdeckt, daß ſie der größte A
ſei, der lebe". „Ich verlange ein beſonderes, per
Schickſal. Ich kann an keiner Seuche ſterben;

Halm unter anderen Aehren auf weitem Felde von Sum
luft verſengt. Ich will allein an meinen Uebeln ſterbe
das bin ich, mein Charakter, meine Perſon, mein Phyſiſch
mein Schickſal.“ Und ein ſo wahres Gefühl dürfte m
aus „Lumpenbeſcheidenheit“ — das Wort iſt von Gö
— nicht gegen einen intimen Freund ausſprechen, weil
unſerem demokratiſchen Gleichheitsbedürfniß in's Geſi
ſchlägt! Da ſagen und reden die „modernen“ Leute ſo v
von der Geiſtesariſtokratie; die ließen ſie gelten, ni
aber Geburtsadel u. ſ. w. — als ob nicht aller Adel G
burtsadel ſein müſſe, auch der des Charakters und d
Geiſtes, dieſer gerade mehr als irgend ein anderer. Ob
erwirbt man Talent, Willen, Muth, Liebenswürdigkei
Verehrt und liebt die Welt das Erworbene etwa mehr a
das Angeborene? Den Parvenu mehr als den Nachkomm
reicher Voreltern, den gewiſſenhaften Arbeiter mehr als d
Genie? Adel heißt gerade das Angeborene, Ererbte, ni
das Errungene: niemand ſpricht von einem Adel der G
lehrſamkeit, einem Adel der Sparſamkeit; wohl aber v
einem Adel der Geſinnung, des Geiſtes, des Beſitzes. E
ſcheint wirklich zuweilen unfaßbar, mit welchen leer
Phraſen ſich die liberale Welt von ſcheinheiligen Neide
abſpeiſen läßt. Kommt dann einmal ein Menſch von u
zweifelhafteſtem Geiſtesadel und vindicirt ſeine Rechte,
tritt der Phariſäismus ſofort recht grell zu Tage und ma
ſieht, daß die Berechtigung der Ariſtokratie keineswegs a
Gerechtigkeitsgefühl beſtritten worden, ſondern einzig u
allein aus inſtinctivem Haß gegen jede Ueberlegenhei
Nennt aber gar ein ſolcher Ariſtokrat das Kind bei ſeine
Namen, heißt ein Göthe die Mittelmäßigkeit „Pöbel“

nicht nur kleine köſtliche Geſchenke, die ſich Liebend
ſie ſind ein ganzes Vermögen, befrachtete Schiffe!"
und heiter iſt der Ton, aber auch leidenſchaftlich:
„ihren höchſten Lebenspunkt in ihn, kann ohne i
mehr genießen, hatte nie, was ſie in ihm beſaß;
liebten, der es werth iſt. Und hat, trotz der
Leidenſchaft, trotz der Krankheit des ſtärkſten Herz
einen Verluſt gemacht, als der wäre, ihn zu ve
Sie iſt ihm glühende Geliebte, zärtliche Schweſter, g
und anregende Freundin, ſorgliches Mütterlein, treu
Gattin zugleich: mit Rath und That, mit ihren
pfennig und ihrer Hände Arbeit ſteht ſie ihm bei;
ihn, wenn er ausruht, beſchützt ihn gegen jeden
Wind, wacht über ihn wie über ein liebes zarte
Die Liebebedürftige, der in der eigenen Familie
nie zu Theil geworden, macht aus ihm ihre Famili
männliche Geiſt und dieſer männliche Charakter
hier die anmuthigſte, rührendſte Weiblichkeit; immer
nicht nur verkörpertes Mitleiden, jeden fremden Sch
Innerſten mit empfindend, nein, immer beeilt, ihn zu
das ſelten ſchöne Schauſpiel der mit Geiſt vereinte
„Sehen, Lieben, Verſtehen, nichts wollen, unſchuldig ſi
das große Sein verehren, nichts hämmern, erfin
beſſern wollen: und luſtig ſein und immer guter"
war ihre Moral, man zeige uns eine ſchönere.

Da iſt nichts Eckiges, Trockenes, Kaltes, n
ſtändiges, und doch auch wieder nichts Dunkles, Un
Halbes; alles iſt Klarheit, ſo in der Liebe, wie im
Nie gefällt ſie ſich in der Täuſchung, nie begeiſtert ſi
das Falſche, den Schein, ein Wortgeklingel. Und

Jede reagirt gegen die Uebertriebenheiten der vorhergegangene
Zeit, übertreibt ihrerſeits dieſe ihre Reaction und ruft ei
neue gegen ſich ſelber hervor. Auch jene Epoche der ſchön
und freien Menſchlichkeit war eine Reaction gegen die eng
Bande, in denen Schule und Sitte, Glaube und Sta
gelegen hatten, wie unſere ſich zuſehends verengende We
anſchauung eine Reaction gegen die allzuweite Auffaſſu
und Betrachtung der Dinge iſt, die jenen Tagen eig
war. Varnhagen ſchrieb im Jahre 1835 die merkwürdig
Worte:

„Ich bin gewiß, daß eine Zeit kommen wird, wo der grö
Theil unſerer jetzigen, conventionellen Sittlichkeit nicht mehr gi
wo man über Vorſtellungen und Regeln, die uns jetzt allgemein
herrſchen, lächelt oder die Achſeln zuckt. Alle Verhältniſſe der Neigu
der Leidenſchaft, der Liebe, der Ehe werden einſt aus andern G
ſichtspunkten angeſehen werden, als jetzt. Das Falſche und Heuch
riſche, was jetzt in Ehren iſt, wird dann verächtlich ſein; das Wah
Aufrichtige dagegen, deſſen man ſich jetzt ſchämen muß, wird
Ehren ſtehen."

Die ganze, an ſich nicht unrichtige, Bemerkung hät
nur auf die Vergangenheit, anſtatt auf die Zukunft, a
gewandt werden müſſen. Varnhagen war, als er ſie niede
ſchrieb, ſchon zu ſehr von der Alles verwirrenden politiſch
Leidenſchaft unſerer Zeit ergriffen, um ſehen zu könne
daß eben dieſe politiſche, national-liberale Anſchauungswei
welche die vorherrſchende unſeres Jahrhunderts iſt, je
goldene Zeit der ſittlichen und geſellſchaftlichen Freiheit, d
er herbeiwünſchte, immer weiter hinausſchieben mußte. D
die Vergangenheit dieſem Ideale näher geweſen, als d
Gegenwart, ſah er wohl auch ſelber in geiſtesfreien Stunde
„Wer die Zeiten von 1806 mit den jetzigen vergleiche

darſtellte, welche Klüfte fände der zu überſpringen,
er 1831 an Freund Pückler. In ſolchen Stun
Rahels großer Geiſt noch lebendig auf ihn wir
ihm dann wohl die wahre Größe jener Zeiten (
1775—1810) auf, welche durch die geronnenen
der Literatur und Sittlichkeit, der Religion und des
hindurch das Weſen erſchauten und es zu nennen,
kennen wagten. Denn ſie erkannten die ewige Ei
Natur und des Menſchen in den verſchiedenartig
ſcheinungsweiſen, beurtheilten dieſe ewige immer
Weſenheit nicht nach den unſtäten, wechſelnden Conv
die wir für ewig halten, weil ſie oft ein paar elen
hunderte ausdauern, und die wir, gleich allen ſich
firenden Geſellſchaften, an die Stelle des Weſens
beginnen, aus Beweggründen, die freilich auch i
Berechtigung haben.

Nicht als ob jene Zeit nicht auch noch ihre
tionen und Vorurtheile gehabt, welche, ſchon erſta
einer andern Zeit in jene hinüberragten; aber ſie
nicht angebetet, vergöttert, wie wir es mit den
thun. Recht im Gegentheil trug man ſie unwillig, b
ſie mit Schrift und Wort, lehnte ſich auf gegen
kecke That: uud ſie waren altersſchwach, wicher
Drucke des aufſtrebenden Individuums; während
robuſt und voll friſchen Lebens, das Individuum
Geſetz beugen. Und es waren die Beſten jener Zei
ſich der geſellſchaftlichen Rückſicht nicht unterwar
inneren Drange zu folgen wagten:

„Immer toller, ruft Rahel, alle Tage wahnſinniger
mir vor, je mehr ich die Welthändel ſehe und bedenke,



doch selbe
kaum no
eben, weil
heit und
hinausſetzt
ſo gefährli
Rahel durf
ſchlechten G
innerſten B
nur als ei
ich's wüßte
Wahrheit ſch
oder Göthes
Sinnlichkeit
eng und ganz
Thereſe Heyn
Caroline von
aber immer w
ſich gegen die ſo
mit der leiſeſte

*) „Denk Di

Ehebett in jener Zeit zu einem wahren Taubenſch
worden: man flatterte hinein, heraus, nach Belieben
bei den edlen Naturen ein Wahrheitsbedürfniß, das
den niederen als ein Freibrief für die nackte Laun

Und nicht nur frei und doch edel zu handel
edelfrei über Dinge zu ſprechen, welche von Ande
ſchwiegen werden, muß man es thun wie Rahel:
artig, — — — über jede Ziererei und eitle Sch
keit erhaben, frei und wahr." Man mußte wie ſi
in der Mißachtung der Vorurtheile an ſich ſchon ein
und ſchöne That ſehen, ſondern die Motive und Ch
zu würdigen wiſſen, welche ſolche Mißachtung herbei
Wie ſtreng urtheilt ſie gerade über die bewußte, fr
anſpruchsvolle ſittliche Emancipation der meiſten
des romantiſchen Kreiſes, wie milde und billigend
über Gräfin Pachtas muthigen Schritt, die Ra
Anſehen opferte, um ihrem Meinert zu folgen; wi
Anſtoß nahm ſie an Philine-Paulinens genialen Fr
an Auguſte Bredes Verhältniß zu Graf Bentheim,
liebenswürdig-natürlichen von Gentz zu Fanny Elßler
waren eben alle wahr, urſprünglich, folgten ihrer
Natur und dieſe Natur war nicht unedel: das geni
wie Göthen, wie es jedem wirklich menſchlichen
genügt. Rahel ſchaut eben immer direct die
und die Dinge ſelber an; ohne je alle möglichen
baren Vorſtellungen von Sittlichkeit, Nationalität,
Partei u. ſ. w. zwiſchen ſich und den Gegenſtand
zu laſſen, und da überſieht ſie denn gern und o
nach conventionellen Begriffen recht incorrecten
wandel, wenn nur eine ächte Perſönlichkeit dieſen

wandel führt. Das iſt nun freilich gar ſelten bei deutſch
Frauen, die leicht untergehen, wenn ſie über die Sit
hinausſpringen; deſto häufiger aber bei deutſchen Männer
Keine Nation kann ſo viele Männer aufweiſen, die bei all
Mißachtung jeder conventionellen Sitte, ja bei vollſtändig
Verkommen, äußerer Verwilderung und gänzlicher Hal
loſigkeit in der Lebensführung, ſich einen ſo unverwüſtlich
Kern bewahrt haben an geiſtiger Potenz, an feinem G
fühl und an höheren Intereſſen: einen Funken des G
müthes und Geiſtes, den die Ueberſchwemmung des übrig
Menſchen nicht zu erlöſchen vermocht hat. Jene Zeit zähl
manche ſolche Männer; einigen verdanken wir herrlic
Werke der Dichtung und Wiſſenſchaft; auch heute ſind ſ
noch nicht ausgeſtorben und ſie beweiſen mehr als unſ
tugendhafteſten Staatsbürger und „tüchtigſten“ Profeſſore
für die wunderbare Elaſticität und Kraft der deutſchen Natu
Ueberall ſonſt würden ſolche Menſchen ganz untergehen.

Neben ſolchen, immerhin bedauerlichen, Ausnahme
aber ſtand der beſſere Theil der Generation, wahr *un*
ſchön, rein *und* frei, unbedürftig des äußeren Haltes, u
im beſten Sinne ſittlich zu ſein: war ſie doch ſtets a
das Höchſte gerichtet, unempfindlich, im Reichthum de
geiſtigen Lebens, für die Aermlichkeit des materiellen Da
ſeins, nachſichtig gegen menſchliche Schwäche, begeiſtert fü
menſchliche Größe, überzeugt ohne Intoleranz oder Parte
geiſt, kühn ohne Frechheit, unbewußt ihres eigenen Werthe

V.

Nicht anders ſteht jene Zeit der höchſten Blüth
deutſcher Wiſſenſchaft und Dichtung unſerer heutigen G

lehrten- und Literatenwelt gegenüber: etwa wie di
Reichsſtädte des 16. Jahrhunderts denen des 18.
Rolle ſpielte noch das Individuum in der Zeit Fr. A
Savignys, W. von Humboldts; wie iſt dagege
collectiv geworden in unſeren wiſſenſchaftlichen Biene
mit unſeren vervollkommneten Methoden, unſerer
theilung, unſerem literariſchen Zunftweſen. Wie n
fernt war die freie Bildung jener Tage von der
Vergötterung der Fachgelehrſamkeit und der heutige
achtung des unzünftigen Studiums*). Der dr
Atmoſphäre der Polihyſtorie entronnen, athmete je
ſchlecht wieder aus voller Bruſt: ein friſcher Luftzu
neller, perſönlicher Gedanken ging durch die deutſche
ſchaft, belebte das todte Wiſſen, kehrte die Syſteme,
Parteien auf eine Zeit hinaus aus dem geiſtige
der Nation: man gab wieder einmal zu in Deu
daß „nicht alle Menſchen Handlangergeiſter haben
Büchern ſtöbern können im ganzen langen Tag .

*) Man höre nur, wie man in deutſchen Hörſälen
Forſchungen eines Auguſtin Thierry oder Grote ſpricht,
den Hohn, mit dem die gelehrten Zeitſchriften Schliemann
theſe empfingen, an die vornehme Weiſe, in der man v
hagen ſelber ſpricht, der freilich, ſo wenig wie Sainte-Be
Univerſität angehörte; dagegen, wie der große franzöſiſche
und Biograph, die Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit i
war, zu ſchreiben verſtand und weltmänniſchen Blick hatt
verwechſelt eben dieſe Art Literatur in unſern maßgebende
noch immer mit „Dilettantismus“; es wäre gut, man läſe
zu Zeit Göthes ſchöne Skizze über den Dilettantismus nac
lernen, wo der wirkliche Unterſchied zwiſchen dem Künſtler
der Geſchichtsſchreiber und Biograph iſt Künſtler —
Dilettanten liegt.

eine Art Ruhm zuſammenzutragen, von dem ſie ſich
her nähren können, wie Würmer vom Staub".
reichen die Wurzeln unſerer Gelehrtenvegetation,
unſerer Feuilletonsparaſiten — zwiſchen welchen beid
zugleich freies und gediegenes Schriftthum ſo viel
hat aufzukommen — bis hinauf in jene Zeiten und, w
ein Friedrich Schlegel mit genialem Blicke neue
entdeckte, mit kühner Hand neue Horizonte eröffne
ſein „ſtumpfer, kranker" Bruder ſchon da und kra
Detail, für Rahel „ein complettes Räthſel: das
muß ihm ja dabei austrocknen, verbrennen; es w
alle Functionen des ganzen Kerls verrichten". A
Anfänge jener hiſtoriſch-kritiſchen Orgie, der ſich
Jahrhundert hingegeben, reichen bis zu jener Zeit
und Rahel erkannte ſie ſofort, zeichnete ihre Prieſ
immer in jenen Kunſthiſtorikern: „Die ſtimmen ſi
katholiſch, katalogiſch, chronologiſch, papſtmittelal
geſchichtlich; und dann legen ſie los; zeigen unſern
und den Griechen den Platz an und zeigen dem der
hat, welche ihnen fehlen. Sinne, Sinne, die
Sinne!"

Allein dies waren eben nur Anfänge, Ausna
das Charakteriſtiſche jener Generation war, im Litera
wie im Sittlichen, das Vorherrſchen des Individ
heute iſt's das Allgemeine, was beſtimmt. Auch hier
weder Regeln noch Geſetze, ſondern nur „dem inn
ſüßeſten Hange" folgte man: und durfte man folg
es. Alles in Allem genommen, ein edler Hang war.

„Laß Dich ganz gehen, wenn Du arbeiteſt", ſchreibt Rah
Schleiden; „denk an keinen Freund, an kein Muſter,

großen Meiſter nicht — als um zu vermeiden — an kein
an Nichts! . . . Stelle Dich dar, Alles was Du ſiehſt u
Du's ſiehſt . . . Nur dies ehrſt, vergötterſt Du, die Wel
in Göthe, Shakeſpeare, Cervantes und in allem Großen
ſich darſtellt; noch Einmal, wie es die Natur that. — —
Nachahmer vergeſſen aber ſich und wollen eine Welt ohne
ſtellen. Solche gibt es nicht!"

Mehr oder weniger war dies der Sinn aller
Großen in Wiſſenſchaft, wie in Dichtung: heute
Alle Schüler, Nachfolger, und thun uns noch was
zu Gute, rühmen uns recht laut, dieſer oder jener
anzugehören. Wer nennt noch, wer kennt noch die
der Schüler Lionardos, Michel Angelos, Tizians
hat die Kunſt durch ſie gewonnen? Freilich
Meiſter waren Schüler geweſen, hatten nicht g
vorne angefangen — Niemand thut's —; aber d
was ſie der Welt gaben, war eben nicht das
Schule Erhaltene, ſondern das in ſich Gefunden
vergaß über dem Meiſter den Schüler; wir werd
alle keine Weber mehr. Wehe der Perſönlichkeit,
unſeren Zeiten, trotz der Schule, gegen die Schule ſic
machen wollte, wie einſt Herder: man denke an
hauers Schickſal, und wenn der ein Menſchenalte
geſchrieben hätte.

Heute hat Jeder ſeinen Platz angewieſen,
ſtimmtes Rad in der Maſchine zu bewegen: daß
die unwiderſtehliche Gewalt dieſer Maſchine, ab
die Verminderung des Einzelnen und ſeiner Una
keit. Damals ging der Schriftſteller im Menſch
heute geht der Menſch im Profeſſor auf — der
Schriftſteller ſind ja alle mit wenig Ausnahmen Pr

Dasſelbe gilt freilich vom Heere, dem Staate, der Kirc
— nicht von der Religion —; aber dieſe menſchliche
Thätigkeiten ſind eben ihrem Weſen nach collectiv, währen
das Schriftthum vornehmlich auf dem Individuellen beruhe
ſollte. Heute aber iſt auch hier die Beſchränkung un
Unterordnung des Individuums zu einer Art von Geſe
geworden: nicht mehr die eigne Ausbildung ſcheint ſein
Aufgabe, ſondern der Dienſt im Intereſſe eines Allgemeine
am öfteſten des Staates und der Schule.

Darum hat unſere Generation noch keineswegs alle
Tugenden der deutſchen Natur entſagt: noch lebt auch i
unſerer Gelehrtenwelt jene Tiefe und Allgemeinheit de
geiſtigen Intereſſen, jenes liebevolle Aufgehen in der Sach
jener uneigennützige Fleiß, welche die eigentliche und eigen
thümliche Größe des deutſchen Geiſtes ausmachen, wen
ihnen auch nicht mehr jenes allezeit offene Verſtändniß de
Fremden und jenes freudige Anerkennen der Perſönlichkeit
wie damals, zur Seite ſtehen. Auch die wahre ſittlich
Größe des deutſchen Charakters hat der moderne Partei
geiſt nicht zu erſticken vermocht: noch lebt in vielen Ge
müthern, nur ohne ſich gegen die lauten Mächte des Tage
hervorzuwagen, jener alte deutſche Idealismus, jene tolerant
Vorurtheilsloſigkeit, jenes lebhafte und wahre Naturgefühl
jene innere Anmuth und Feinheit des Gefühls unter de
rohen Außenſeite, welche ſich vor ſiebzig Jahren noch un
befangen zeigten und die Fremden — wie Campan, Madam
de Staël, Cuſtine — unwiderſtehlich bezauberten. Freilic
beſſer und angenehmer wäre es geweſen, wenn auch di
allzuſchlichte und ungefüge Außenſeite jener inneren Grazi
etwas entſprochen, ſie ſofort den Blicken verrathen hätte

und man begreift die Klagen Rahels über das Berliner „Krop“ — das Grob war ihr nicht genug; sie mußte es gleichsam onomatopöiſiren. Sie hätte ihren Landsleuten gar gerne die Sicherheit und Unbefangenheit der alten Culturnationen gewünſcht, die Schnelligkeit, mit der bei ſolchen, ganz in Uebereinſtimmung mit dem Darwin'ſchen Phyſiognomiegeſetz, die Gemüthsbewegung ſofort ihren beſtimmten angemeſſenſten Ausdruck findet. Sie war im Auslande geweſen, hatte viel mit Ausländern verkehrt, wußte wohl, worin ſie uns nachſtehen, verlangte auch gar nicht die nur conventionelle Politur. Aber doch ſeufzte ſie und ſelbſt Varnhagen, der Patriot, „nach Franzoſen und ihren feinen Sitten“, vergötterte „die gute Lebensart, die ſchützt und beſänftigt und gleichſam die vorläufige weitpouſſirte Grenzoccupation vorſtellt, innerhalb deren nun die Cultur des neuen Bewohners anfangen kann.“ „Hier,“ ſagt er von Schwaben, hätte es aber auch von andern Provinzen des Vaterlandes ſagen dürfen, „iſt weder Bildung, noch Sein, noch die Kraft roher Natur, ſie haben in ihren Gemüthern die alten Wälder ausgerodet, ohne noch Aecker und Gärten an die Stelle geſetzt zu haben; und überall iſt feuchte, unentſchiedene, halbwilde Fläche.“

Man ſieht: was ſie mißten, war etwas Anderes als bloße Formen. Sowie der von den Fremden ſo lebhaft empfundene und ſo ſcharf gerügte Mangel an Comfort in Deutſchland weniger in den mikroſkopiſchen Verhältniſſen deutſcher Waſchbecken und Betten beſtand, als in der ganzen Geſchmackloſigkeit und Aermlichkeit des materiellen Lebens, ſo war es nicht irgend ein zufälliger Ausbruch der Rohheit, der ſie verletzte, ſondern die ganze Linkiſchkeit des

Correctur verräth dem Beſchauer wie Alles voll vor
ſtrömte, ohne ſich je zu überſtürzen. Wir haben au
eigentlich nur einen Schriftſteller, der ſchreibt wi
ſpricht: Leſſing, und der gibt uns eher das discuti
ſpräch, als die einfache Cauſerie, wie Sainte-Beuve
ſeine herrlichen Eſſays nannte. Rahel thut's; ſie
urtheilt, gibt ihre Empfindung wieder, als ſäße ſie
mit dem theilnehmenden, gebildeten, intelligenten F
oder auch mit mehreren, die ſie anregen ohne ein Audi
auszumachen. Dieſer converſationelle Styl, an dem
Literatur ſo arm iſt, der auch vielfach bei uns als une
weil cavalier, betrachtet wird, während er doch me
jeder andere Tact und Geſchmack in der Wahl des
druckes erfordert, iſt freilich nicht überall am Platz
er's aber iſt, da hat er einen einzigen Reiz: denn er
Leben und erweckt Leben.

VI.

Auch in der Religion war jene Zeit, war Rahel,
uns als der höchſte weibliche Ausdruck jener Zeit
kann, wie Göthe der höchſte männliche Ausdruck de
war, — auch in der Religion waren jene Erwählt
einem weit höheren, freieren Standpunkte, als wir e
Wie ſprach Rahel, die Jüdin, von Chriſtus; wie abe
wiederum von „Paradies und Engeln; ihren Fei
Wie ſtehen dieſe Menſchen über aller Orthodoxie und
Pfaffenthum, und wie himmelweit ſind ſie doch e
von dem Cultus der Göttin Raiſon und der fünf S
Sinne, der im entgegengeſetzten Lager herrſcht, u
welchen das Nichtbegriffene und Nichtbetaſtete au

Nichtexistirende ist! Sie brauchten keinen Namen „umnebelnd Himmelsgluth", um andächtig und brünstig zu beten zum „Allumfasser, Allerhalter". Religion haben im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist für Rahel eine „Schule bei den Menschen, die das nächste, von Gott Gegebene nicht zu fassen wissen mit ihren Sinnen, zu halten mit einem gottgekräftigten Herzen". Sie war weder Pietistin, noch Unitarierin, ging in keine Kirche; aber überall im Leben ahnte, fühlte, wußte sie höheren Zusammenhang, und das ist wahre Religiosität, in des Wortes etymologischer wie philosophischer Bedeutung. „Ich schiebe Nichts auf Menschen. Ein höheres Gebiet regiert dies. Dies ist meine ganze **Religion. Darin leb' ich." Und wiederum: „Ich dachte über die ganze Masse der Menschenbildung und ob wohl** alle Essenz davon, das höchste Entzücken edler, reichbegabter Menschen aneinander und jeder andre erhellte, erhobene Moment im Leben, das Placken und den Jammer Aller werth ist, den es zum Dünger Jahrhunderte lang erfordert?" Man werfe dieser Religiösität nur immer Fatalismus, Pessimismus vor: alle wahre, tiefe Religion ist Beides: Buddhismus, Mohamedanismus, Christenthum, das wahre, nicht das zu modernem Gefallen zugestutzte. Die Unfreiheit und die Schuld, „der Menschheit ganzen Jammer" wie der Menschheit ganze Sünde zu fühlen, das ist Religion, und in diesem Gefühle auf Augenblicke zu verzagen, wie Christus selber auf dem Oelberg, ist auch Religion. Verzweiflung aber, wie Rebellion, gegen die höheren Mächte waren bei Rahel und ihren Gesinnungsgenossen nur vorübergehend: weder die Prometheus- noch die Wertherstimmung behielt lange die Oberhand; die „Entsagung", die der große

Sprecher jener Zeit gepredigt und geübt, die fromm
werfung unter jene unbekannten Mächte, das ſich
in's Unvermeidliche, das ſich Beſcheiden bei der U
lichkeit der menſchlichen Verſtandes- und Sinnesw
das Genießen und Gebrauchen des uns Verliehen
ſtumme Anerkennen jenes „höheren Gebietes," n
laute, das ihm gleich einen Namen gibt — das
religiöſe Grundſtimmung der Zeit. Aber auch d
Seite der Religion, die thätige, das „Edel ſein,
und gut", hat Rahel, wie ihr Meiſter, unſer Aller
geübt, täglich und ſtündlich, ihr ganzes gequälte
über, immer wie Dorothea, „auch ohne Hülfe n
reich". Aber eine Jüdin, eine Katholikin, eine Pro
iſt ſie nie geweſen, noch weniger eine „Freidenkerin
dafür ſei ſie gelobt und geprieſen, als das verkörper
liche Ideal deutſchen Glaubens und deutſcher Frön

Nicht minder als der Religion ſtanden Ra
die Beſten ihrer Generation dem Staate unbe
gegenüber als wir es thun: ebenſo den Lehren von
licher Gleichheit, Gemeinſinn, Nationalität, Fortſchr
Alles wohl für ſie exiſtirte, aber nicht als Schra
es heute der Fall zu ſein pflegt, auch nicht als d
wendige Medium, das ſich immer und überall zwi
Menſchen und die Dinge, den Menſchen und ſein
ſchieben müſſe. So war Rahel zum Beiſpiel nich
mit ihrer Bürgerwürde beſchäftigt, ängſtlich ſich
vergeben, mißtrauiſch gegen Höherſtehende. Wie
wie jede Künſtlernatur, liebte ſie den Verkehr mit
gebildeter Ariſtokratie; war mit Joſephine Pach
Fürſtin Carolath, mit Prinz Louis Ferdinand,

Prince de Ligne, mit Fürſt Pückler — nur Wenige zu nennen — enge befreundet, gefiel ſich in dieſem Umgange, wo ſie ſeinen, ererbten, folglich natürlichen, Formen begegnete, wo man ſich in der Sicherheit der Stellung freier bewegte; allein ſie wußte wohl, mit wem und wie weit ſie ſich gehen laſſen durfte: als einſt eine Gräfin Goltz nach adliger Art ihr ſchreibt, ſie möge doch um die und die Zeit zu ihr kommen, ſagt ſie: „Ich habe keinen Fuß wieder hingeſetzt. Sie muß höflicher mit mir ſein als mit einer Gräfin, weil ich keine bin". Wie viele unſerer heutigen Republikanerinnen — nicht nur aus Amerika — hätten ſo etwas willig hingenommen, wenn die Frau Gräfin ſie dafür nur einmal im Jahre in ihrem Salon hätte beehren wollen?

Wohl wußten Rahel und ihre Freunde den Werth des Staates zu ſchätzen, und es iſt ein immer wiederholter, aber nie genügend controlirter Gemeinplatz heutzutage, der ſagt, jene Generation hätte das Gefühl der Pflicht gegen den Staat nicht gekannt, weil die Menſchen in erſter Linie ihre beſonderen Pflichten erfüllten, weil ſie die Menſchheit über die Nationalität ſetzten und ihren Gemeinſinn nicht durch continuirliches Zeitungsleſen documentirten. Als man Rahel, der Beſchränkten, ſchwere Einquartierung auferlegt, murrt ſie nicht: „Schützt und hegt mich mein Staat," meint ſie, „ſo muß ich auch thun, was er für gut findet." Aber ihr Staatsgefühl verdunkelt ihren Sinn nicht für andere Intereſſen, vor Allem nicht für Menſchengröße. Hierin liegt die Superiorität jener Zeit, und bis zu einem gewiſſen Punkte des deutſchen Volkes, über andere Zeiten und Völker. Wo würde ſich heute ein Franzoſe — und ſei's der Gebildetſte, Freieſte — zu einer menſchlichen Be-

wunderung Bismarcks aufſchwingen können, wie Gö
Wieland, Rahel und Varnhagen ſie für Napoleon emp
Wer ihnen aber ein Verbrechen daraus macht, jenen
Landesfeind bewundert zu haben, der iſt kein wahrer
er iſt ein Abtrünniger von deutſchem Geiſte und
Ueberlieferung. Man vergleiche, in welchen Gefühlen
land und Frankreich von einander geſchieden ſind in
1871 und im Jahre 1808 und man wage nu
„Fortſchritt" zu ſprechen. „Die Zeitungen ſind
Zufriedenheit und des Dankes der Franzoſen gegen
Stadt und Nation; und umgekehrt .... kurz wir
von einander wie zwei gebildete Nationen." Und das na
das doch ſelbſt der verſtockteſte Franzoſe nicht mit dem
von Frankfurt auf eine Linie wird ſtellen wollen,
wohl kein vernünftiger Menſch Fürſt Bismarcks
gegen die Beſiegten je mit der Napoleons vergleiche

Niemand fühlt lebhafter als Rahel die Bedeut
Vaterlandsliebe. Alle ihre Verehrer erinnern ſich
dem Buche von 1834 der herrlichen Stellen über
und über die heimkehrenden Truppen:

„Sonſt konnte Preußen ſtolz ſein: und Friedrich II.
in die Höhe in Europa. Wir hatten alle einen Theil v
Siegen; von und an ſeiner Einſicht; ich auch! Nichts wär
meiner Geburt, ohne ihn; er gab jeder Pflanze Raum i
ſonnezugelaſſenen Lande. Und eine Ehre war's ſich daher zu
und wirklicher Vortheil für Leib und Geiſt ..... Oh,
es nie gewußt, daß ich mein Land ſo liebe: Wie Einer,
Phyſik den Werth des Blutes etwa nicht kennt: wenn m
abzieht, wird er doch hinſtürzen."

Hier ſtehen ſie, alle dieſe ſchönen Stellen, die
Gedächtniß geblieben, als hätten wir ſie geſtern

und ausführlicher und hundert neue dazu, die Einem Her
und Seele erwärmen und die innerſten Faſern, mit dene
wir im Vaterlande wurzeln, ſtraffer anziehen. Das iſ
kein erworbener, ſyſtematiſcher Patriotismus, den man ſi
macht und anerzieht, weil's doch ſchön und nützlich iſt, ih
zu haben: es iſt der unmittelbare, natürliche, der zu Einem
gehört wie Athmen und Fühlen.

„Die berühmten Römerinnen ſind es recht umſonſt. Gerechte
Gott! was iſt es leicht und natürlich ſein Vaterland zu lieben, wenn
es Einen nur ein bischen wiederliebt; man thut es ja ſchon ohn
Gegenliebe .... Könnt' ich doch nur nach meinem Tode mein
Land glücklich ſehen! Das wäre Exiſtenz genug!"

Und Varnhagen nach den Stein'ſchen Reformen:

„Wie ſollte mich's freuen, jetzt die Preußen wiederzuſehen mi
den überall knoſpenden Trefflichkeiten! Wenn dieſes Geſchlecht nu
den Baum der Bildung glücklich hinüberſchafft zu anderen, ſo ſind
ſeine Bemühungen ſchon geſegnet, daß ihn zukünftige große Männe
in dieſer Nation wenigſtens nicht wieder als ein junges Pflänzche
an einen Pfahl zu binden brauchen."

Aber weder Rahels, noch Varnhagens, noch auch
Marwitzens Patriotismus — jener blutete, dieſer ſtarb
für's Vaterland — bedingten irgendwie rohen Haß der
Feinde, wie wir geſehen; noch weniger blinde Eingenommen-
heit für alles Deutſche. „Borniren thut mich mein Land
doch nicht," durfte Rahel ſagen, „was Närriſches drin vor-
geht, ärgert und frappirt mich genug." Sie wußten eben,
was ſie an Deutſchland zu lieben hatten, was liebenswerth
war, was nicht. „Napoleon und die Franzoſen haßt er,"
ſagt Varnhagen von dem halbdeutſchen Baggeſen, „auf ganz
widerwärtige Weiſe, zum Ekel heftig und grundlos; denn

alles Gute der Deutſchen, weshalb wir dieſe höher
iſt ihm auch ein Greuel: er hofft es mit Kant,
Voß und Klopſtock zu zwingen"*). Dabei fühlt
aber doch inniger mit ſeinen deutſchen Brüdern ve
ſeit ſie ſo furchtbar zerrüttet worden . . .:

„O, mein armes Deutſchland. Ueberall, überall Fe
keiner weiß, wohin zuerſt die Spitze wenden . . . . . Ich le
Volk mehr als je und lieb' es ganz; was ich von ihm erwar
mich über meinen Tod hinaus."

VII.

Es war der unvergängliche Ruhm jener Zeit
man den geſellſchaftlichen, literariſchen, religiöſen, po
und nationalen Vorurtheilen entgegenzutreten den
hatte: freilich auch ihre ſchwache Seite, in anderem
Man kann geradezu ſagen: Vorurtheilsloſigkeit mac
legene Menſchen und untergeordnete Bürger. Nu
die ſtrengſte geſellſchaftliche Disciplin, mit allen ihre
lichkeiten und Engherzigkeiten, mit ihrer Intolera
Heuchelei, wird der ſtarke Staat möglich, und nur d
ſtarken Staat gewinnt eine Nation — und mittelbar ſ
geringſte Bürger — Achtung, Anſehen und Würde
Formen ſind immer nothwendig zur Dauer und
der Dauerbarkeit iſt Stärke zu Hauſe. So ſchei
in einem circulus vitiosus befangen, und doch iſt d

*) Kant fällt hier auf im erſten Augenblick; aber da
des jungen Varnhagen iſt doch richtig: er denkt eben nic
urdeutſchen Kritiker der reinen Vernunft, ſondern an den
des kategoriſchen Imperativs, der, vom intelligibeln Char
den empiriſchen übertragen, eben doch äußerſt undeutſch iſt.

Tugenden und fordert nur eine, die aber befehlen
Zucht. Die Aufgabe bleibt alſo dieſelbe wie ſeit
aller Bildung: das Individuum innerhalb der
Schranken auszubilden und ſo die Erreichung des G
zweckes zu ermöglichen; nur ſoll es ihnen nicht
werden, wie bei gewiſſen alten Culturvölkern
Die Schranken ſollen von den Beſſern nicht als g
ewiges, ungeſchriebenes Sittengeſetz dargeſtellt wer
man's wohl thut, ſondern als was ſie wirklich ſind:
Thatſache, dumme, undiscutirbare Nothwendigkeit,
auch die edelſten Menſchen fügen müſſen, weil ſ
Maſſe ſie mißachten möchte, die ihrer bedarf, um
verwildern. Nun ſind aber heutzutage ſelbſt die
auf dem Wege, die höchſten Tugenden des Menſch
der Geſinnung, Liebe, Wahrheit, weniger hoch zu
als eine correcte Aufführung und ſtricte Obſerv
geſellſchaftlichen Geſetze, Religioſität weniger als
Menſchenliebe (ich ſage nicht Menſchenachtung) wen
Nationalſinn, und Alles das — um eine große N
werden. Sollte es um den Preis ſein, daß wir, wie E
oder Franzoſen, den Standpunkt unſerer großen
Perſönlichkeiten als einen unſittlichen perhorreſci
müßte entſchieden geſagt werden: der Preis iſt zu
Wohl dürfen wir, müſſen wir zugeben: ſo freie
über Staat, Nationalität, Ehe, Religion, wie ſie
fange dieſes Jahrhunderts herrſchten, ſind nur
gebildeten und Edelgebornen erlaubt; bei der Maſſe
ſie zum ſtaatlichen, nationalen, moraliſchen Ruin
aber erkennen und unterſcheiden ſollen wir, wer
Ariſtokratie gehört, ſie nicht in den Koth ziehen,

unſere Zäunchen überſprungen; nicht einen Göthe, eine Rahel, die ſtets geſtrebt und folglich auch geirrt, mit den erſten beſten Egoiſten oder Sündern zuſammenwerfen; ja demüthig zugeben, daß für ſolche Menſchenfürſten wohl das ewige abſolute Moralgeſetz, nicht aber das relative geſellſchaftliche, Geltung hat, das wir an Gevatter Schneider und Handſchuhmacher legen; einſehen endlich, daß jene Moral des ewig Menſchlichen, nicht die des bürgerlich Nützlichen, die höhere iſt. Dazu iſt man gebildet: oder ſollte die Bildung etwa nicht mehr bilden?

Rahel beklagt ſich einmal über ihre Freunde und Bekannten (an Veit): „Keiner beherbergt den Menſchen in mir, wo ſie doch Alle untertreten.“ Das iſt's: darum berührt uns Alles, was jenes Geſchlecht uns vermacht, ſo wohlthuend. Andere Zeiten und andere Völker haben gleich große oder größere Kunſtwerke, Philoſopheme, Entdeckungen hinterlaſſen; in keinem war der Menſch ſo groß, daß er uns, auch nachdem er längſt ausgeathmet, noch beherbergt und uns einlädt, bei ihm unterzutreten.

December 1874.

Druckerei der „Straßb. Neueſten Nachrichten“, A.-G., vorm. H. L







1829-1884




UNIVERSITY OF
3 9015 063



UNIVERSITY OF MICH
3 9015 06307 3